

Deutsche Rundschau.

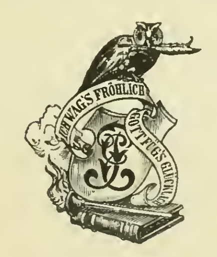
Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band LXXXX.

(Januar — Februar — März 1897.)



Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.
(Elwin Paetel.)

Alexandrien, F. Hoffmann. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Basel**, Georg & Co. Louis Jenke's Buchhandlung. — **Boston**, Carl Schoenhof. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilian's kgl. ung. Univ.=Buchhandl. — **Buenos=Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Christiania**, Cammermeyers boghandel. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Univ.=Buchhandlung. — **Kapstadt**, Herm. Michaelis. — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan). Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandl. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchhandlung. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilhelm Barkhaus. — **Santiago**, Carlos Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd=Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof= u. Universitäts=Buchhandl. Wilhelm Frick, Hofbuchhandl. Manz'sche k. k. Hofverlags= u. Universitäts=Buchhandlung. — **Yokohama**, H. Ahrens & Co. Nachf. — **Zürich**, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Albert Müller (Nachf. von Orell Füßli & Co. Sortiment).

Inhalts-Verzeichniß

zum

Neunzigsten Bande (Januar — März 1897).

(Fortsetzung umstehend.)

Die Heimkehr.

Roman
von
Ossip Schubin.

[Nachdruck untersagt.]

(Fortsetzung.)

Jessendys bewohnen ein kleines Hôtel in der Rue de Douai, ein altes, winkliges Haus mit schmalen Treppen und niedrigen Zimmern, aber mit einem schönen Garten an der Hinterfront, der alle anderweitigen Uebelstände ausgleicht.

Die Empfangsräume befinden sich zu ebener Erde.

Jessendy, ein großer, brünetter Mann mit südfranzösischem Typus, kommt den Damen entgegen.

Er dankt Lydia für den reizenden Gast, den sie ihm zugeführt, und geleitet die beiden in den Salon.

Der Salon, oder vielmehr die beiden in einander mündenden Salons sind geräumig, aber niedrig. Die Wände sind mit Bildern der ersten modernen Meister geschmückt, aus Thon geknetete Büsten oder auch halb ausgeführte Entwürfe stehen in den Ecken, interessante Raritäten blicken aus flachen Glasschränken, zwei Vermeilschüsseln, mit fast erhabener Reliefarbeit verziert, hängen rechts und links vom Kamin.

Trotz des Uebermaßes von schönen Dingen macht der Salon weder einen vornehmen noch einen behaglichen, noch einen malerischen Eindruck. Die Möbel sind steif und langweilig, mit kirschrothem Atlas bespannt, alles andere Nützliche dem entsprechend. Der Raum sieht aus, als ob man alle Merkwürdigkeiten aus einem Saale des Musée Cluny in das Wartezimmer eines berühmten Zahnarztes hinein gestopft hätte. Etwas Unharmonisches, Zwiespältiges macht sich in diesen Stuben allgemein fühlbar.

Madame Jessendy, eine blasse, sehr elegant angezogene Frau, thut was sie kann, um diese allgemeine Ungemüthlichkeit zu erhöhen, zeigt mit Ostentation, daß sie sich noch immer unter dem Dache ihres Gatten nicht zu Hause fühlt, daß sie sich in die Verhältnisse, in welche sie durch ihre Heirath

herabgestiegen ist, nicht recht hat hinein finden können. Sie sitzt auf ihrem kirschrothen Atlassopha wie eine Auswandrerin auf ihrem Koffer. Ihre Töchter — zwei hoch aufgeschossene, junge, blasse Mädchen, verblüht, ehe sie aufgeblüht sind, verbittert durch die zwiespältigen Verhältnisse, in denen sie aufwachsen, und die ihnen das Heirathen erschweren — helfen den Thee serviren.

Neugierig und staunend beobachtet Gertrud ihre Umgebung.

Lozonczyi ist noch nicht anwesend, die Genialität, mit Ausnahme des Wirthes, niederer Gattung. Sie besteht vorläufig aus einem Violinspieler, welcher die Töchter Jessendy's unterrichtet, und aus einer ehemaligen Primadonna der Großen Oper, welche kürzlich einen Velocipedfabrikanten geheirathet hat, und sich nun von Allem, was an das Theater erinnert, mit Ostentation fern hält, sich jedoch im Privatleben mit besonderer Genugthuung feiern läßt.

Ein paar steife Ehepaare aus den Kreisen des Pariser Großhandels, zwei Senatorsfrauen, deren Gatten einer stürmischen Kammersitzung halber wegbleiben mußten, vervollständigten zu Anfang die Gesellschaft.

Später finden sich noch ein paar Künstler ein, die sich als Masseneffect in den Ecken herum drücken und hauptsächlich dazu bestimmt scheinen, einen wirkungsvollen Hintergrund für die Größe des Hausherrn zu schaffen.

Freundlich und bescheiden, mit wohlerzogener und etwas schüchterner Haltung, sitzt Gertrud auf dem niedrigen Fauteuil, den ihr die Hausfrau zwischen sich und einer der Senatorsfrauen angewiesen hat. Ein Gefühl beklommener, sich langsam steigernder Enttäuschung beginnt sich ihrer zu bemächtigen.

Die Frauen, auf deren Gesellschaft sie angewiesen ist, tragen alle eine Art gezierter Spießbürgerlichkeit zur Schau — selbst Madame Weber-Vandenessen, weiland Primadonna an der Großen Oper, spricht mit rührendem Verständniß von Kinderernährung. Und die Männer, welche aller Wahrscheinlichkeit nach etwas Interessanteres zu sagen hätten, trauen sich nicht an sie heran.

Eine Stunde ist vorüber. Lozonczyi ist nicht erschienen.

Gertrud seufzt erleichtert auf, als die ursprüngliche Sitzordnung dadurch unterbrochen wird, daß Madame Weber-Vandenessen sich auf vielfaches Bitten der Hausfrau bereit erklärt, etwas vorzutragen.

Sie singt Arien aus Sigurth, wobei sie ihr Gatte begleitet — singt zu laut, wie alle Opersängerinnen im Salon.

Ihre Leistungen, die unter der übrigen Zuhörerschaft Beifallsstürme herauf beschwören, üben auf Gertrud eine unbeschreiblich ermüdende Wirkung aus. Mit gesenktem Kopf läßt sie den Tonschwall über sich ergehen.

Einer der wenigen anwesenden Bekannten Gertrud's, ein reicher Amerikaner und Pariser Bummler, schiebt seinen Sessel an Gertrud heran.

„Isn't it awfull!“ murmelt er, „und ganz abgesehen von ihrem Gesang, diese Primadonna fällt mir auch auf die Nerven. — Finden Sie sie schön, Fräulein von Glimm?“

„Wir Frauen sind im Urtheil über einander nicht competent. Ich finde sie zu colossal,“ erwidert ihm Gertrud.

„Ganz mein Fall — big and vulgar; für mich gibt's überhaupt nur ein schönes Gesicht hier im Salon!"

„Und das wäre?" fragt Gertrud mit zerstreuter Unbefangenheit.

„Sollten Sie wirklich nicht errathen haben, wen ich meine?" sagte er plötzlich, die Gesprächstonart wechselnd, warm und etwas verlegen.

Sie macht eine Bewegung des Unmuths, und er murmelt: „Beg pardon — aber ich habe so sehr selten das Vergnügen, Sie zu sehen, und habe Ihnen dann jedesmal so viel zu sagen, daß ich aus lauter Eile, die mir gebotene Gelegenheit auszunützen, nie das richtige Wort finden kann!"

Eine unangenehme Vermuthung bemächtigt sich Gertrud's, das Blut steigt ihr in die Wangen — auf Alles wäre sie eher gefaßt gewesen als darauf, daß die leichtfertige Persiflage des lustigen Amerikaners plötzlich in eine Liebeserklärung abspringen würde. Ihre auffallende Verlegenheit, welche er völlig berechtigt ist, zu seinen Gunsten auszulegen, wirkt ermuthigend auf Dick Grant. Schon schweben die verhängnißvollen Worte auf seinen Lippen, da merkt er, daß er von einem Moment zum andern aufgehört hat, für sie zu existiren, daß sie seine Anwesenheit völlig vergessen hat.

Was ist's, das ihre Aufmerksamkeit von ihm ablenkt? — Doch nicht Madame Vandenessen, welche soeben mit einem mächtigen Aufschrei das Gebet der Elisabeth intonirt?

Nein, die Sängerin läßt ihr Interesse unberührt, aber dort im Rahmen der Thür steht ein großer, magerer Mann mit einem Paar merkwürdigen Augen in seinem brünetten, von kurz geschnittenem, braunem Haar und spitz zulaufendem Vollbart umrahmten Antlitz. — Die merkwürdigen Augen sind auf Gertrud gerichtet.

„Wissen Sie, wer das ist?" fragt Dick.

„Nein."

„Paul Lozonczyi!"

Als Madame Weber-Vandenesse ihren Gesang beendet hatte, trat er in den Salon und auf die Hausfrau zu.

Er wurde sofort umringt und mit Huldigungen überhäuft. Traurig sagte sich Gertrud, daß ihr unter diesen Umständen wohl keine Gelegenheit geboten werden würde, ihn kennen zu lernen, als plötzlich ein glatt rasirter, alter Gelehrter, einer der Conservatoren des Louvre, welcher sich indessen höflich mit Lydia Lyndhurst unterhalten hatte, sich ihr näherte.

Er hatte das hohe, sehr cultivirte Organ, welches für alte Pariser Gelehrte bezeichnend ist, und sprach das reine Pariser Französisch einer verschollenen Zeit.

„Madame Lyndhurst hat mir ein großes Geheimniß verrathen," sagte er.

„Und was für ein Geheimniß?" meinte Gertrud freundlich.

„Daß wir noch einen zweiten Singvogel unter uns haben — daß Sie, Mademoiselle, ganz vortrefflich polnische Volkslieder singen."

Sie wurde erst verlegen, wollte sich entschuldigen — mit ihrer Kunst sei's nicht weit her, und nach so hervorragenden Leistungen dürfe sie es wirklich nicht wagen, sich hören zu lassen, meinte sie.

„Wir werden keine Vergleiche ziehen," versicherte ihr gutmüthig der alte Gelehrte, „man zieht keine Vergleiche zwischen dem Niagara und einem Thautropfen — aber man freut sich an dem Thautropfen!"

Ein plötzlicher, halb ängstlicher Wunsch, sich auszuzeichnen, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, regte sich in ihr. Und als nun auch Jessendy an sie heran trat, um die Bitte des alten Herrn zu befürworten, nahm sie, befangen lächelnd, seinen ihr gebotenen Arm und begab sich an den Flügel.

Sie begleitete sich selbst und natürlich auswendig. Man hatte sie aufgefordert aus Höflichkeit, Keiner hatte von ihrem Gesang einen Genuß erwartet — man hatte kaum aufgehört zu sprechen, als sie begann.

Nach den ersten Tacten horchten Alle wie durch einen Zauber gebannt. Sie war keine geschulte Sängerin, aber sie hatte eine unabgenützte Weichheit der Stimme, eine Unmittelbarkeit des Ausdrucks, welche sehr vielen geschulten Sängerinnen fehlt.

Sie vergaß, während sie sang, Alles, was sie umgab, und dachte an Alles, was sie verloren hatte, an Alles, um das sie noch zitternd sorgte — an Alles, was sie liebte, dachte sie. Etwas Herzbewegendes klagte aus ihren Liedern. Ihre Stimme erwärmte sich. Durch die einfache Traurigkeit hindurch schwebte eine junge, warme, hülflos gefangen liegende Sehnsucht, die manchesmal, bis zu einem leidenschaftlichen Angstruf anschwellend, um so rührender wirkte. als sie sichtlich, mit vollendeter Unschuld gepaart, von dem Ziele, dem sie entgegen strebte, keine Ahnung besaß.

Aus ihrem weißen Gesichtchen blickten die Augen feierlich ernst.

Lozonczyi war an den Flügel heran getreten. „Est ce beau!" rief er einfach aus, da der letzte Ton zagend auf ihren Lippen verklungen war; dann wendete er sich an Jessendy mit der Bitte, ihn vorzustellen.

„Mademoiselle de Glimm — mein Freund Lozonczyi erbittet sich die Ehre, Ihnen vorgestellt zu werden."

Sie lächelte verlegen und schwieg. Auch er schien einige Mühe zu haben, das Gespräch in Fluß zu bringen.

„Glimm!" wiederholte er nachdenklich — „eine Deutsche, eine Norddeutsche, gnädiges Fräulein?"

„Ich bin gemischter Herkunft; meine Mutter ist eine Polin."

„So, das erklärt mir Vieles — als echte Deutsche wären Sie mir gar zu räthselhaft gewesen. Bei Ihrem Gesang schlägt entschieden die Polin durch."

„Und Sie sind ein Ungar," bemerkte Gertrud schüchtern. Es war etwas kindlich Bescheidenes in ihrer Haltung. Wie die meisten gut gearteten Damen der großen Welt, wenn sie mit einem wirklich genialen Künstler zusammen kommen, fühlte sie ihm gegenüber eine fast übertriebene Ehrfurcht.

„Ich glaube," erwiderte er — „mais j'suis pas sur, wie Yvette Guilbert sagt. Mein Vater war Ungar, meine Mutter irgend etwas Slavisches, ich selber bin ein Wiener Kind — und mein Name ist durch internationalen

Mißbrauch verunstaltet worden. Aber das ist uninteressant. Singen Sie uns lieber noch etwas — Sie können sich's kaum vorstellen, welche Freude Sie mir mit Ihren Liedern bereitet haben."

„Ich thät's von Herzen gern," meinte Gertrud, vor Vergnügen über sein Lob erröthend — „leider geht's nicht. Erstens bin ich bereits müde, ich habe so lange nicht gesungen, daß ich von den paar Tönen heiser geworden bin — und dann — ist es wahrlich an der Zeit, daß ich berufeneren Künstlerinnen den Platz räume."

„Müssen Sie es wirklich?" seufzte Lozonczyi — „schade! Uebrigens sieht man es Ihnen an, daß der Gesang Sie angegriffen hat — Sie sind ganz bleich. Sie müssen sich stärken. Wollen Sie ein Glas Champagner trinken und ein Sandwich essen?"

Sie nickte bittend. Er führte sie in das anstoßende Gemach, in welchem sich das Buffet befand.

Sie fing an, hungrig zu werden, und verzehrte mit Vergnügen ein paar Brötchen zu dem perlenden Schaumwein.

Nachdem sie sich gestärkt, setzte er sich neben sie auf einen Divan in eine stille Ecke, und seine durchdringenden Augen nachdenklich auf sie heftend, fragte er: „Jessendy macht Ihre Büste, nicht wahr? Er kann sich freuen, daß ihm eine solche Aufgabe geboten worden ist, aber er ist ihr gewachsen. C'est un brutal, aber wenn ihm darum zu thun ist, weiß er eine unglaubliche Zartheit zu entwickeln."

„Wie kommen Sie auf den Gedanken, daß Jessendy meine Büste machen sollte?" fragte erstaunt Gertrud.

„Nun, ich dachte, Ihre Angehörigen hätten dieselbe bei ihm bestellt, und erklärte mir dadurch Ihr Hiersein," sagte er.

Sie erröthete ein wenig. „Brauchen Sie dafür eine Erklärung?" fragte sie. „Daß Sie nur durch einen Zufall in den Salon von Madame Jessendy hinein gerathen sind, sieht ein alter Porträtmaler auf den ersten Blick."

„Ich habe in der That bisher nicht das Vergnügen gehabt, mit so berühmten Menschen gesellschaftlich zu verkehren," gestand Gertrud — dann stockte sie — fröhlicher Muthwille durchzuckte ihr Gesicht. „Um die ganze Wahrheit zu gestehen," rief sie, „bin ich heute hauptsächlich deshalb hierher gekommen, weil man es mir in Aussicht gestellt hat, ‚Lozonczyi‘ hier zu treffen."

„Nun?" fragte er neckend.

Und sie, völlig aufthauend, fast übermüthig wie ein Kind, wiederholte: „Nun, Lozonczyi — den großen Lozonczyi, von dem in den Zeitungen steht, an dem die Provinzen hängen!"

Er lächelte belustigt, aber schweigend, und sie, eingeschüchtert durch das plötzliche Bewußtsein ihrer Kühnheit, sagte leise, etwas unsicher: „Mein heiliger Ernst ist's, wenn ich ihn auch nur scherzend zu äußern wagte; ich war unendlich gespannt darauf, den großen Künstler kennen zu lernen, der . . . dem . . ." nach Worten suchend, stockte sie wieder.

Er fiel ihr mit einer kurzen, etwas ungeduldigen Handbewegung in die Rede — „Nehmen wir's als gesagt an," meinte er.

Worauf sie demüthig, das Köpfchen senkend, ihm zur Antwort gab: „Sie hatten ganz recht, mir das Wort abzuschneiden — ich hätte doch nur Unsinn gesagt. So sehr, so grenzenlos ich Ihre Kunst bewundere, fühle ich doch, daß meine Bewunderung im Dunkeln tappt — daß mir das eigentliche Verständniß für Ihre herrlichen Farbendichtungen abgeht!" Und der Worte Sylvain's gedenkend, stieg ein jähes Roth in ihre Wangen.

„Nicht so sehr, als Sie glauben," sagte Lozonczyi, sie scharf ins Auge fassend — „wenn mich nämlich nicht eine täuschende Aehnlichkeit foppt," setzte er hinzu. „Waren Sie's denn nicht, der ich vor drei Tagen — es mag so drei Tage her sein — gegen Abend in der Rue des Martyrs begegnet bin; neben Weil, dem Kunsthändler, war's, und Sie äußerten gegen Ihre Begleiterin: „Trauriger als Lozonczyi hat noch Niemand den Teufel gemalt — das waren Sie?"

„Ja, das war ich," gestand Gertrud.

„Nun, dann lassen Sie sich die Hände küssen dafür," rief er, indem er zugleich ihre Rechte in die seine nahm und an seine Lippen zog — „etwas Bezeichnenderes, Wahreres hat noch kein Mensch über meine Kunst gesagt!" Nach einer kleinen Pause fügte er hinzu: „Sie trugen ein Bündel Pinsel, ich sah es aus Ihrem Muff heraus starren. Sind Sie etwa Malerin?"

„Ich thue mein Möglichstes, eine zu werden," erwiderte sie kleinlaut.

„Um Gotteswillen, nur das nicht!" rief er aus.

„Warum?"

„Weil es auf der Welt nichts Traurigeres gibt als Künstlerin zu sein!"

„Ohne genügendes Talent, meinen Sie wohl," murmelte Gertrud kleinlaut.

„Selbst wenn man Talent hat, ist es traurig für ein Geschöpf wie Sie," versicherte er — „wenn man nämlich seine ganze Existenz auf die Malerei stützen will. Aber bei Ihnen ist das natürlich ausgeschlossen — die Kunst ist für Sie Zeitvertreib — geschmackvolle Beschäftigung — cela ne tire pas à conséquence! . . ."

„Im Gegentheil," versicherte ihm Gertrud eifrig.

Aus dem Nebenzimmer tönte das Rücken von Stühlen, das Rauschen von Kleidern zugleich mit einem Durcheinander höflicher Dankesphrasen.

„Man rüstet sich zum Aufbruch," meinte, sich erhebend, Gertrud, die von Weitem Lydia erblickte, welche suchend nach ihr auszuspähen schien.

„Ich fürchte es," sagte Lozonczyi mit einem drolligen Seufzer — „schade — aber — da Sie nun einmal Malerin sind oder sein wollen — so vergönnen Sie's mir vielleicht, Ihnen demnächst meine Aufwartung zu machen im Dienste der Kunst. Es würde mich aufrichtig interessiren, Ihre Arbeiten zu sehen!"

Lozonczyi hatte sie noch bis zu dem Wagen hinaus geleitet und sich zweimal hinter einander ihre Adresse vorsagen lassen, um sie seinem Gedächtniß einzuprägen. Dick Grant hatte sich vor ihr niedergekniet, um ihr mit ihren Pelzüberschuhen zu helfen — Jessendy hatte ihr enthusiastisch für die Ehre

gedankt, die sie ihm durch ihren Besuch erwiesen, und für die Freude, die ihm ihr Gesang bereitet, und Madame Vandenesse war eifersüchtig gewesen. Kurz, sie hatte einen Triumph erlebt — einen richtigen Triumph!

Jetzt rollte sie neben Lydia in dem kleinen, gut verwahrten Coupé nach dem Boulevard Malesherbes zurück.

Es war spät und der Weg weit. Lydia war eingeschlafen — Gertrud träumte.

Wie würde sich die Mutter freuen über Alles, was sie ihr von dem heutigen Abend zu berichten hatte, besonders über die Liebenswürdigkeit Lozonczyi's und darüber, daß er ihr selbst angeboten, ihre Studien zu prüfen, ihr Rathschläge zu ertheilen! Sie versprach sich von seinem Einfluß Wunder. Vielleicht würde sie in diesem Frühjahr doch noch ausstellen können im Salon — und vielleicht würde sie endlich . . . endlich ein Bild verkaufen. Sie dachte sich Alles genau aus. Sie wollte es der Mutter gar nicht verrathen, falls sie zum Salon ein Bild einschickte, nur um ihr die Aufregung, die Angst, es könnte refüsirt werden, zu ersparen. Und wenn es angenommen würde, so wollte sie auch noch schweigen bis zum Vernissagetage — dann — dann wollte sie der großen Gelegenheit zu Ehren einen Fiaker nehmen — die Mutter in den Ausstellungspalast fahren und vor ihr Bild hinführen. Das würde eine Ueberraschung sein!

Der Wagen hielt, der Diener sprang vom Bock und öffnete den Wagenschlag. Lydia umarmte Gertrud und befahl dem Lakai, sie hinauf zu begleiten.

Bereits im Aussteigen suchte Gertrud's Blick die Fenster des ersten Stockwerks. Sie waren erleuchtet, die Mutter offenbar aufgeblieben, sie zu erwarten. Arme, liebe Mutter!

Der Diener nahm die kleine Lampe, welche unten im Flur Gertrud's harrte, läutete an der Thür der Wohnung, wartete, bis Lieschen, sich verschlafen die Augen reibend, die Thüre öffnete, worauf er sich, den Hut knapp neben dem Ohr haltend, verbeugte und zurückzog.

„Sehen gnädiges Fräulein aber hübsch aus und vergnügt, da wird sich die Baronin freuen!“ rief Lieschen aus — „das gnädige Fräulein hat sich gewiß sehr gut unterhalten.“

„O, prächtig, Lieschen — ist die Mama noch auf?“

„Ich weiß wirklich nicht,“ erwiderte Lieschen. „Die Frau Baronin sind immer so rücksichtsvoll — die Frau Baronin sagten heute ausdrücklich, ich könne mich schlafen legen, Sie würden sich allein auskleiden.“

„Ich sah noch ein Licht im Salon,“ meinte Gertrud — „ah, da ist der Dachs, der mich hört!“

In der That tönte aus dem Salon die Stimme des Hundes, aber kläglich heiser, so unheimlich wimmernd, daß es Gertrud auffiel.

Den Mantel abstreifend, trat sie hastig in den Salon.

Die alte Frau saß neben dem Kamin unbeweglich und sehr bleich. Der Dachs hatte die Pfoten auf ihre Knie gestützt; er kratzte ängstlich wimmernd an ihr herum. Als er Gertrud erblickte, lief er auf sie zu und versteckte den Kopf in ihren Kleidern.

Trotz des munteren „Guten Abend, Mütterchen!" das ihr Gertrud zugerufen hatte, rührte die alte Frau sich nicht.

Ein schrecklicher Gedanke streifte Gertrud, aber nur flüchtig. Dieselbe Angst, die sie jetzt empfand, hatte sie bereits hundertmal empfunden, und jedesmal hatte sich dieselbe als grundlos herausgestellt. Wie oft, wenn sie, in der Nacht aufwachend, die Mutter im anstoßenden Zimmer nicht athmen gehört, hatte sie sich an das Bett der Mutter geschlichen, um mit hoch klopfendem Herzen zu warten, geduldig zu warten, bis das Knarren des Bettes verrieth, daß die Mutter sich im Schlafe bewege, daß sie noch lebe!

„Darf ich die Mutter wecken, um meiner Angst ledig zu werden?" fragte sie sich. „Wär's nicht rücksichtslos? Es handelt sich ja nur um eine Nervenschwäche meinerseits!"

Aber es war spät — die Mutter mußte zu Bett gebracht werden. Gertrud trat an sie heran — mit einem Male packte Lieschen sie um den Leib — „um Gotteswillen, gnädiges Fräulein!" schrie sie, ihre Stimme klang flach und krächzend — fast mit Gewalt wollte sie ihre junge Herrin von der Mutter hinweg zerren in einer Panik kopflosen Mitleids.

Heftig machte sich Gertrud von ihr los, ging auf die Mutter zu . . .

Sie saß noch immer unbeweglich, etwas zurückgelehnt, den Mund halb offen, wie Gertrud sie hundertmal gesehen, wenn sie schlief — nur ein Unterschied war vorhanden. Die Augenlider waren nicht fest geschlossen — das Gesicht hatte einen starren, leeren Ausdruck, als ob der Gedankenfaden plötzlich abgeschnitten worden sei.

Das Blut in Gertrud's Adern floß langsam — es durchfuhr sie kalt bis ins Mark.

„Sie ist ohnmächtig!" stieß sie hervor, dann lief sie an das Fenster, um es aufzureißen. Die kalte, feuchte Nachtluft drang herein. Lieschen kam ihr nach.

„O, gnädiges Fräulein, es ist umsonst," flüsterte die Zofe ihr zu — „umsonst — das ist der Tod!"

Der Tod . . . der Tod! . . .

Sie wollte nicht glauben . . . so plötzlich! . . . nein, es war nicht möglich!

Aechzend wandte sie sich von dem Fenster ab und von Neuem der Mutter zu. Sie nahm deren Kopf in beide Hände.

„Mutter! . . . Mutter!" schrie sie — „Mutter! komm' zu Dir!"

Der Kopf zwischen ihren Händen war kalt und schwer, und als sie ihn los ließ, fiel er mit einer kläglich halt- und hülflosen Bewegung seitwärts.

Ja, das war der Tod!

Einen Moment stand sie da wie erstarrt. — Dann, aus ihrer Betäubung erwachend, rief sie: „Hole einen Arzt, einen Geistlichen!"

„Aber ich kann das gnädige Fräulein doch nicht allein lassen mit der Leiche," wendete Lieschen ein.

Leiche! — Das Wort schnitt Gertrud durch Mark und Bein — sie verübelte es dem Mädchen, daß es das Wort ausgesprochen hatte. Leiche! . . .

„Ich werde den Portier schicken," meinte Lieschen.

Damit huschte sie fort. In wenigen Minuten kehrte sie zurück, gefolgt von der Gattin des Portiers, welch' Letzteren sie, wie verabredet, nach dem Arzt gesandt hatte.

Lieschen und die Französin näherten sich der Todten. „Wir möchten sie auf ihr Bett legen," flüsterte die Dienerin.

Gertrud ließ es geschehen, ohne sich zu nähern — sie sah zu.

Die beiden Frauen hoben den Körper aus dem Lehnstuhl, wobei ihn die eine an beiden Schultern, die andere bei den Füßen nahm. Die Arme baumelten lose wie die leeren Aermel eines Kleides. Mit Entsetzen hefteten sich Gertrud's Augen auf diese baumelnden, hülflosen, gleichgültigen Arme.

Das waren die Arme der Mutter, die warmen, weichen Arme, in die sie sich oft geflüchtet, die sie noch vor wenig Stunden so innig umschlungen hatten!

Ein Schwindel erfaßte sie — ihr war's, als halte sie die Hand eines Ungeheuers über einen tiefen, schwarzen Abgrund — die Hand des Schicksals.

Als Lieschen in den Salon zurücktrat, stand Gertrud noch immer am selben Fleck wie versteinert.

Plötzlich fing sie an, die Zofe mit allerhand Fragen zu bestürmen. Ihre Stimme klang hart und heiser, ihre Augen waren glänzend und thränenlos.

Was war vorgefallen, nachdem sie das Haus verlassen — wann hatte Lieschen die Mutter zum letzten Male gesehen — gesprochen? . . .

Lieschen fuhr sich verwirrt über die Stirn und versuchte ihre Gedanken zu sammeln.

„Ich brachte der Frau Baronin Thee," begann sie — „die Frau Baronin war sehr vergnügt, und wir erzählten einander, wie schön das gnädige Fräulein ausgesehen hätten! Es schmeckte ihr vortrefflich — sie verlangte noch ein Brötchen . . . Als ich das Geschirr wegräumen kam, sagte sie, ich solle zu Bett gehen . . . und dann . . ." Lieschen zwinkerte nachdenklich, wie um den verwischten Umriß einer Erinnerung deutlicher zu sehen — „es war noch etwas — ich hatte einen Brief gebracht mit dem Thee — einen Brief für das gnädige Fräulein. Er war mit der letzten Post gekommen — die gnädige Frau stellte ihn auf den Kamin — ich sah ihn noch dort, als ich das Theezeug abräumte, ehe ich in meine Kammer ging, um mich für ein Stündchen niederzulegen."

„Wo ist der Brief?" rief, sich aufgeregt umsehend, Gertrud.

Auf dem Kamin suchte man ihn vergebens. Ueberhaupt schien es Anfangs, als ob er nicht mehr zu finden sei.

Endlich, zwischen dem zerrissenen Papier, das Lieschen vorbereitet hatte, um das Feuer zu beleben, entdeckte man ihn neben dem Lehnstuhl, in dem die arme, alte Frau gestorben war.

Ein Schauder durchfröstelte Gertrud, als sie ihn anfaßte. Aber der Anblick von Bill's großer, kräftiger Schrift wirkte doch auf sie wie ein erwärmender Trank.

Was auch geschehen sein mochte — er lebte noch und sandte ihr über den Ocean hinüber die Worte:

„Mein Liebling, mein süßes Kleinod, meine Gertrud!

„Es fällt mir schrecklich schwer, Dir die traurige Nachricht mitzutheilen, die ich Dir mittheilen muß. Ich kann gar nicht sagen, wie schwer! Und doch möchte ich keinen Fremden mit der Botschaft betrauen.

„Kurt, unser armer, lieber Kurt, ist vorgestern, Sonnabend, nach kurzem Leiden am gelben Fieber verschieden.

„Aus seinen Fieberphantasien heraus erzählte er immer wieder von Euch und der Heimath. Heftige Schmerzen scheint er nicht gelitten zu haben.

„Er starb gegen drei Uhr Morgens, den Namen Lindenheim auf seinen Lippen, und mit dem ersten wirklich heiteren Ausdruck, den ich seit seiner Trennung von der Heimath auf seinem armen, blassen Gesicht gesehen.

„Jeder, der ihn gekannt, trauert um ihn — er war unvergleichlich beliebt in unserer kleinen Goldgräbergesellschaft, einer Gesellschaft von Abenteurern, unter denen es, Gottlob, an Don Quixotes nicht fehlt.

„Im Ganzen war, glaube ich, das Leben, welches er unter seinen neuen Kameraden führte, das erträglichste für seinen Zustand. Er war immer sehr still, aber nicht eigentlich traurig. Die harte Arbeit schien ihm zuzusagen, und die Hoffnungsseligkeit, welche ihn im Vaterlande so bitter betrogen, stellte sich in seinen trüben Tagen als harmlose Trösterin bei ihm ein.

„Mit mir war er immer unbeschreiblich rührend — ich meinerseits habe ihn von ganzem Herzen geliebt.

„Ich habe mich lange gefragt, wem von Euch beiden ich schreiben soll, Dir oder Deiner Mutter. Endlich hab' ich mich für Dich entschlossen. Du bist jünger, stärker — hast doch noch etwas mehr Widerstandskraft in Dir — aber immerhin! . . . Ich weiß, wie schrecklich Dich der Schlag treffen wird! Du wirst Deiner Mutter die Nachricht mittheilen müssen — Gertrud!

„Meine arme Gertrud . . . ich lebe im Geiste alle die schweren Stunden mit, die Du noch durchzumachen hast.

„Mein armer Liebling! Ich möchte Dich auf meine Knie heben und Dich ganz einhüllen in Liebe und Zärtlichkeit und Dich recht eng an mein Herz halten und Dir sagen: ruh' aus von dem großen Leid, das Dich betroffen, laß mich Dir die Last tragen helfen, sie ist zu schwer für Dich.

„Nur eine Stunde hätt' ich bei Dir sein mögen! Aber vorläufig weiß ich noch gar nicht, wie sich meine Zukunft gestaltet, wann sie uns eine Vereinigung gönnen wird. Von dem einen bin ich jedoch fest überzeugt, daß wir uns auf dieser Erde wieder sehen werden. So lange ich diese Hoffnung im Herzen trage, fühle ich Kraft genug in mir, alle Schwierigkeiten, die mich noch von Dir trennen, zu überwinden.

„Gott behüte Dich, Gertrud, meine Gertrud — lege Deiner Mutter meine ganze Verehrung und Theilnahme zu Füßen.

„Dir, mein armer Engel, schicke ich zehntausend zärtliche Grüße und Küße über den Ocean hinüber und bleibe wie immer

Dein Dir grenzenlos ergebener
Bill."

Sie saß und las — zweimal, dreimal las sie den Brief.

Irrsinnige Wonneschauer durchzogen ihre Seele und vermischten sich unheimlich mit ihrem Schmerz. — Sie preßte den Mund auf den Brief — Alles war nicht verloren. So lange er lebte, war sie geborgen. Und es war doch wunderschön, sich so geliebt zu wissen von einem so herrlichen, edlen Menschen. Da klingelte es draußen — sie schrak zusammen. Wie ein Blitz fuhr ihr's durch den Leib. Sie zitterte plötzlich wie Espenlaub. Der Arzt war gekommen, um den Todtenschein auszustellen.

Kurz darauf kam der Geistliche — nun waren sie beide fort. Gertrud hatte sie hinaus begleitet. Ihr Kopf war wirr, ihr Mund trocken.

Sie kroch in das Zimmer der Mutter, wo diese in ihrem Bett von Lieschen bereits nothdürftig aufgebahrt lag, kniete neben ihr nieder und verblieb so längere Zeit, ohne ihre Gedanken zu einem wirklich andächtigen Gebet sammeln zu können.

Dann erhob sie sich, setzte sich auf einen Stuhl, den ihr Lieschen zuschob, und wachte neben der Todten, bis der Tag hell und die Straßen laut wurden.

Sie war entsetzlich müde — die Augen fielen ihr zu. Sie träumte von Lindenheim, von alten, fröhlichen Zeiten — man tanzte und tollte in ausbündiger Fröhlichkeit zwischen blühenden Frühlingsbäumen, und plötzlich legte ihr Jemand die Hand auf den Arm und flüsterte: „Still, still . . . die Mutter ist todt!"

Sie hätte es eigentlich gewünscht, daß die Mutter in Lindenheim bestattet würde neben dem Vater, aber der Transport hätte die Bestattung hinausgeschoben — die Leiche hätte einbalsamirt werden müssen, was kostspielig war, und wozu Gertrud die Mittel fehlten.

Uebrigens hatte das Schicksal die Glimms ohnehin aus einander gerissen und über die Erdkugel zerstreut. Kurt lag in Californien begraben — es schien, daß ihnen Allen, so wie sie waren, keine Heimath beschieden sein sollte, weder im Leben noch im Tode. Es war Thorheit, sich dagegen zu sträuben — sie hatte nicht mehr die Kraft dazu! In Paris würde ihr die Mutter — das, was die Mutter gewesen war, doch noch näher sein als irgendwo anders, und so sollte denn die Mutter in Paris bestattet werden.

Der Tag der Beerdigung war gekommen. Lieschen hatte der jungen Herrin die Trauerkleider angelegt, fast ohne daß sie es wußte, dann hatte Lieschen eine Tasse heißer Suppe vor sie hingestellt, ihr zugeredet, sich zu stärken, sonst würde sie sich nicht auf den Füßen halten können neben dem offenen Grabe. Gertrud versuchte zu essen, mit der muthlosen Folgsamkeit eines kranken Kindes, das sich entschließt, eine widerwärtige Medicin einzunehmen. Kaum, daß sie den ersten Löffel an den Mund gesetzt, hörte sie unten die Wagen vorfahren. Dann kamen schwere Tritte die Treppe herauf.

Sie schob die Suppe von sich, eilte in das Zimmer, wo die Mutter lag, heftete den Blick auf das weiße, stille Gesicht.

Der leere Ausdruck, den die Leiche gleich nach dem Tode gehabt, war verschwunden, das Gesicht war verjüngt — verklärt — aus den blassen Zügen sprach eine große, tiefe Befriedigung. — Gertrud beugte sich über die Todte und küßte sie auf die Stirn. Draußen ging die Thür — die Schritte waren jetzt ganz nahe, Stimmen, gedämpft, rücksichtsvoll, tönten durch einander.

Gertrud richtete sich auf — sie war bereit. Sie klagte nicht, sie weinte nicht — sie hielt sich nicht einmal die Ohren zu, als man die Nägel in den Sargdeckel einschlug.

Tap — tap — tap! . . . Wie lange das dauerte! — An was erinnerte sie's . . . an das Zunageln der Kisten von dem Abschied von Lindenheim! — — Ein elender, kleiner Leichenzug war's. Mrs. Lyndhurst hatte sich eingefunden und auch die anderen Ateliergenossinnen Gertrud's, dann auch Sylvains, zwei Mitglieder der deutschen Botschaft, mit denen die Glimms in verwandtschaftlichen Beziehungen standen, und die Gertrud in letzterer Zeit wenig gesehen hatte — dazu das Weib des Concierge, ein paar Nothleidende, welche von den Glimms Unterstützungen bezogen hatten — das war Alles.

Und mitten aus ihrem grenzenlosen Jammer heraus kam Gertrud ein Gefühl hülfloser Bitterkeit. Sie dachte an die Beerdigung ihres Vaters in Lindenheim — aus der ganzen Provinz waren die Vornehmsten und Angesehensten herbeigeströmt — die Menge Armer, die dem Sarg folgten, hatte keine Zahl — von gekrönten Häuptern waren Telegramme eingelaufen . . . Und jetzt! . . .

Es war keine Regung verletzter Eitelkeit, wie sie bei den tragischesten Anlässen manchmal selbst vernünftige Menschen übermannt — nur ein Gefühl maßlosen Gekränktseins für die arme Mutter!

Nach der langen Fahrt kam das Stehen neben dem offenen Grab in dem kalten Februarwind, während der Priester eine Rede hielt.

Der Wind blies heftiger; die Schneeflocken fielen dicht. Die Leidtragenden traten von einem Fuß auf den andern; einige kehrten um. Und mitten aus ihrem Schmerz heraus bemerkte Gertrud jeden Einzelnen, der umkehrte, und fühlte einen Haß in ihrem Herzen aufsteigen gegen ihn.

Die Andern fanden die Rede des Priesters zu lang — Gertrud fand sie zu kurz — mit geradezu panischem Entsetzen dachte sie an das, was kommen mußte, wenn die Rede vorüber war.

Zum ersten Mal begriff sie, was der Tod eigentlich bedeutet — dieses plötzliche Lostrennen vom Leben, welches das, was uns am liebsten und heiligsten war, zu einer elenden Sache macht — einer Sache, die, der Verwesung preisgegeben, je eher je besser aus dem Weg geräumt werden muß . . .

Jetzt kam's — die Rede war zu Ende — knarrend an langen Stricken wollten sie den Sarg hinabsenken in das Grab — das Grab war zu kurz, und der Boden war gefroren — man suchte den Sarg hineinzupressen mit Gewalt. Ein Grauen, eine Uebelkeit überkam sie — die Erde drehte sich mit ihr . . . und dann, ohne recht zu wissen, wie sie dahin gelangt, befand sie sich wieder in ihrer Wohnung, die leer war und nach Weihrauch roch, und in der Niemand daran gedacht hatte, das Feuer im Kamin anzuzünden. Irgend

eine schwarze Gestalt beugte sich über sie und sagte ihr theilnehmende Dinge — und dann verschwand die schwarze Gestalt — Gertrud war allein — sie wußte, daß sie von nun an immer allein sein würde. . . .

Es war vorbei, gänzlich vorbei! — — Heute saß Gertrud in dem kleinen Salon, in dem sie die Mutter todt gefunden, und überlegte, wie sie ihr Leben zurechtrücken solle. Sie sah sich um und fragte sich, für welche von den sie umgebenden Ueberbleibseln aus einer besseren Zeit sie einen halbwegs anständigen Betrag zu erlangen hoffen konnte.

Die Vorhänge waren weit und rücksichtslos von den Fenstern zurückgezogen; alle die kleinen Kunstgriffe, mit denen Gertrud der Mutter die Schäden der Möbel zu vertuschen gepflegt hatte, waren mit den so ängstlich das Licht dämpfenden Vorhängen bei Seite gesetzt worden. Das Licht schien grell herein. Gertrud wollte klar sehen — und was sie sah, war trostlos.

Die mit geschwärzten Goldgimpen eingefaßten Brocatlappen, welche an manchen Stellen auf den Lehnstühlen und Sophas hingen, um einen Riß oder Flecken zu verstecken, nahmen sich kläglich aus — der Teppich am Boden hatte vor der Thür ein großes Loch.

Von den 60000 Mark, die nach dem völligen Zusammensturz der Dinge der alten Frau als ihr Privatvermögen geblieben waren, hatte man, um die Einnahmen zu vermehren, den größten Theil auf eine Leibrente der alten Frau eingezahlt. Gertrud hatte sie dazu bestimmt, das Geld so anzulegen, unter dem Vorwand, daß diese Veranstaltung allein es ihr ermögliche, ihre künstlerische Ausbildung durchzusetzen.

Damals war die Mutter frisch und kräftig gewesen; man hätte ihr eine Lebensdauer von weiteren zwanzig Jahren prophezeit. Alle ihre Geschwister waren sehr alt geworden. Wenn die Dinge ihren normalen Weg gegangen wären, so hätte auch ihr ein langes Leben beschieden sein sollen. Aber das Schicksal hatte sie zu hart angefaßt.

Nach ihrem Tode blieb Gertrud an baarem Gelde nicht viel mehr, als sie brauchte, die bei Lebzeiten ihrer Mutter aufgelaufenen Schulden zu bezahlen.

Hoffentlich würde die Zeit bald kommen, wo sie Geld verdienen, ihren Unterhalt von dem, was sie durch ihre Kunst einnahm, würde bestreiten können.

Indessen mußte sie von dem leben, was sie aus dem Mobiliar und den paar Kleinodien ihrer Mutter herausschlug. Natürlich mußte sie ihre Existenz in durchaus anderer Weise einrichten, als bisher. Zu ihrem Entsetzen merkte sie, daß ihr alle echten, praktischen Sparsamkeitsbegriffe fehlten. Sie hatte von jungen Malerinnen gehört, die am jenseitigen Seineufer mit 150 Francs monatlich lebten. Aber wie sie das veranstalten sollte, davon hatte sie keine Ahnung.

Nun . . . das Schicksal würde wohl endlich müde werden, sie zu verfolgen. Aus irgend einer Richtung würde Hülfe kommen. Entweder der Erfolg oder . . . Ach, Bill mußte sein Ziel erreichen — endlich würde er sie holen und sie an seine Brust schließen. Ihr Pulsschlag ward kräftiger bei dem Gedanken an ihn. Solange er lebte, gab's noch etwas, für das man kämpfen,

an dem man sich aufrichten, um dessentwillen man sich sträuben konnte zu verkommen.

Es war Alles schwarz vor Sorgen um sie herum, aber aus der Ferne schimmerte ein Licht — das war die Liebe Bill Stolzing's; das Licht, das ihrem Lebensweg seine Richtung gab.

Sie schüttelte die Sorgen von sich ab und setzte sich an ihren Schreibtisch. Eine kurze Weile konnte sie sich's vergönnen, ungestört allein zu bleiben mit ihrem Schmerz und ihm. Sie schrieb warm und innig, ihr ganzes wundes, verzweifeltes Herz schüttete sie aus vor ihm.

„Gott segne Dich, Bill — mein armer, lieber, herrlicher Bill!" schrieb sie soeben zum Schluß; sie wollte noch etwas hinzusetzen, — nichts als zwei Zeilen aus seinem Lieblingslied:

„Ich hab' es Dir versprochen,
Ich harre treulich Dein!"

da stand Lieschen neben ihr und meldete, daß Mrs. Lyndhurst gekommen sei, und frage, ob das gnädige Fräulein sie empfangen wolle. — Gertrud empfing sie.

Lydia schloß Gertrud in ihre Arme, küßte sie innig, war sehr theilnehmend und sehr herzlich, dabei aber beeilt und verlegen. Man merkte es ihr an, daß sie mit ihrem Mitleid nicht so ganz bei der Sache war, und daß sie in ihrer der Abreise entgegenstrebenden Zeiteintheilung den Besuch bei Gertrud mühsam zwischen zwei „nothwendige Besorgungen" hineingequetscht hatte — zwischen eine Sitzung bei Nadar und eine Conferenz mit Worth.

Im Lauf des Gespräcḧs zog sie zweimal die Uhr.

Nach dem zweiten Mal räusperte sie sich, rückte näher an Gertrud heran, und die Hände auf die Schultern des jungen Mädchens legend begann sie: „Liebe Gertrud, ich weiß, daß es nicht der Moment ist, Ihnen von etwas Derartigem zu reden — aber die Verhältnisse sind ja ungewöhnlich . . . und in vierundzwanzig Stunden verlasse ich Paris . . . Mein Vetter Dick hat mich gebeten . . . d. h. er ist ein zu anständiger Junge, um Ihnen in dieser traurigen Zeit seine Huldigungen aufzudrängen — aber, mit einem Wort . . . d. h. mit so wenigen Worten als möglich . . . er ist Ihnen ganz und gar ergeben, fühlt aber sehr wohl, daß es ihm noch nicht gelungen ist, Sie für sich zu gewinnen. Da ich fortreise, hat er nun schreckliche Angst, Sie aus den Augen zu verlieren. Er läßt Sie bitten, ganz über ihn zu verfügen, ihm zu schreiben, wenn Sie ihn brauchen könnten — ihn mit einem Wort als Freund zu behandeln. Dann fragt er an, ob Sie ihm nicht Gelegenheit bieten wollten, Sie manchmal zu sehen — im Atelier oder bei Bekannten?"

Gertrud schüttelte den Kopf. „Nein!" erwiderte sie bestimmt, „es hätte keinen Zweck . . . Sagen Sie Ihrem Vetter, liebe Lydia, daß ich es sehr schön und muthig von ihm finde, ein gottverlassenes und sehr armes Mädchen heirathen zu wollen — aber sagen Sie ihm auch, daß ich ihn bitte, von dem Gedanken abzustehen, ich werde ihn nie heirathen!"

Verlegen blickte Lydia zu Boden. — „Möchten Sie die Sache nicht einigermaßen überlegen, liebe Gertrud?" begann sie nach einer Weile von Neuem, „ist es nicht doch etwas . . . etwas übereilt von Ihnen, die . . . Werbung

eines ehrlichen Mannes so schroff von sich zu weisen? — Ich spreche nicht von den materiellen Vortheilen, welche Dick's Reichthum Ihnen sichern würde — das ist Nebensache. Die Hauptsache ist sein tadellos ehrenhafter Charakter, sein angenehmes, sympathisches Wesen. Sie hätten Jemanden neben sich, der für Sie sorgen würde — während Sie so ganz allein auf der Welt stehen."

Gertrud hob den Kopf. „Das ist es ja eben, was mir den Entschluß, Ihren Vetter auszuschlagen, so sehr erleichtert — mein Alleinstehen nämlich. Wenn meine arme Mutter noch lebte, würde ich vielleicht der Entscheidung gegenüber eine kleine Unruhe fühlen. So habe ich keine — nicht die geringste."

„Aber liebes Kind, denken Sie an Ihre Zukunft, nehmen Sie doch ein wenig Ihren Verstand zu Hülfe!"

„Ach, der Verstand richtet nur Unheil an in solchen Fällen, den lasse ich aus dem Spiel."

„Aber!" . . . Lydia wurde immer unruhiger — die Zeit drängte, die Kaminuhr schlug vier, um ein Viertel fünf wurde sie am andern Ende von Paris erwartet. Sie nahm die beiden Hände Gertrud's in die ihren, und dem jungen Mädchen voll in die verweinten Augen schauend sagte sie: „Haben Sie eine andere Neigung?"

„Ja!" sagte Gertrud einfach.

„Nun dann . . . dann ist die Sache eigentlich erledigt," meinte Lydia, indem sie den Sealskinkragen, den sie indessen von ihren Schultern zurückgeschoben, an ihrem Hals hinaufzog — „und . . . ist Hoffnung vorhanden, daß . . . Ihre Neigung zu einem befriedigenden Abschluß führt?"

„Fast keine . . . aber, was macht das — es wäre doch schmählich — denken Sie nur, wenn ich praktischer Gründe halber . . . untreu würde — jetzt, wo ich allein stehe! — Oh Lydia! . . ."

Gertrud's Augen flammten empört auf. „Uebrigens könnte ich's einfach nicht," fügte sie, die Hände faltend, innig und fest hinzu — „nicht einmal für die Mutter hätte ich es gekonnt!"

Schon wieder klingelte es draußen. Eine entfernte Verwandte Gertrud's, die Gräfin Desirée de Lestrange, trat ein.

Ueberzeugt, daß ohnehin nichts mehr zu machen sei, entfernte sich Lydia mit der Versicherung, daß sie Gertrud vor ihrer Abreise noch einmal besuchen werde.

Nachdem Gertrud sie bis an die Ausgangsthür geleitet, kehrte sie in den Salon zurück, wo ihre vornehme Anverwandte auf sie wartete.

Die Gräfin Desirée war in der Rue St. Dominique geboren und der Typus der ihre innere Leere mit äußerlicher Religiosität übertünchenden, eleganten, aristokratischen Puppe. Ein Duft von raffinirter Körperpflege, mit einer verschwindenden Spur Weihrauchs gemischt, umschwebte ihre Erscheinung. Sie kam von einer Fastenpredigt, sehr einfach gekleidet, wie sich's für den Kirchenbesuch schickt, ganz schwarz, mit einem frischen Veilchenbouquet zwischen zwei Knopflöchern ihres enganschließenden Jaquets, natürlich im Capotehut, über dem Gesichte einen Schleier, den sie nicht lüftete. Sie war mager bis zur Durchsichtigkeit, sprach sehr rasch, mit einer sehr cultivirten, herzlosen Stimme und stieß beim Reden mit der Zunge an.

Nachdem sie Gertrud umarmt und ihre verschleierte Wange an der Wange des jungen Mädchens gerieben, rief sie aus:

„Ma pauvre amie, je suis si triste!“ Dann schob sie ein paar Sessel aus dem Weg, setzte sich, auf Gertrud's Bitte, Platz zu nehmen, und holte tief Athem.

Gertrud hatte Anfangs gewähnt, ihre Cousine würde sie auffordern, für eine Zeit zu ihr zu ziehen, aber die Gräfin fiel ihr nicht mit so erdrückend wohlthätigen Absichten zur Last — nur mit sehr viel gutem Rath.

„Meine arme Gertrud! — meine arme Gertrud! . . . ich bin traurig,“ wiederholte sie ein über das andere Mal — „so traurig — ach, ich habe so an der Tante Kathinka gehangen — sie war immer gut gegen uns Kinder damals, als der selige Onkel noch Botschaftsrath war. Er wohnte in der Rue de Varennes und gab Kinderbälle. Ich erinnere mich mit Entzücken daran. Es waren ideale Kinderbälle! — Mein Gott, es ist zu traurig! . . . Ich war heute in St. Clotilde — Père Didon hat gepredigt — Du mußt diesen Predigten beiwohnen. Ueber den Schmerz als Wegweiser zum lieben Gott für die im Glanz der Welt Verirrten. Ich war ganz gehoben. Sofort dachte ich daran, Dich zu besuchen. Kann man irgend etwas für Dich thun . . .?“

Dann kamen die Rathschläge — zum Schluß forderte die Cousine Gertrud auf, den nächsten Sonntag bei ihr zu frühstücken, dann mit einer letzten Umarmung zog sie sich zurück, offenbar fest davon überzeugt, eine tugendhafte Handlung vollbracht zu haben.

Gertrud setzte sich an ihren Schreibtisch, um endlich den Brief an Bill zu beenden. Da klingelte es noch einmal — Lieschen brachte eine Visitenkarte mit dem Namen: Paul von Lozonczyi.

„Wollte ihn das gnädige Fräulein empfangen?“

„Aber natürlich!“ rief Gertrud und legte die Feder weg.

—

Die Thüre des kleinen Salons öffnete sich; ohne ein Wort zu sagen, trat Lozonczyi auf die Waise zu, nahm ihre Hände in die seinen und drückte sie innig, worauf er eine nach der andern an seine Lippen führte.

Aus dieser stummen Huldigung sprach eine so grenzenlos warme, impulsive Theilnahme, wie sie Gertrud seit dem Tod der Mutter noch von keiner Seite geboten worden war.

„Sie wissen . . .“ stotterte sie heiser — „Lieschen — ich meine, das Mädchen hat Ihnen gesagt . . . was . . .!“

„Ich war vollständig unterrichtet von Allem, eh' ich herkam,“ erwiderte hierauf Lozonczyi — „ich erfuhr von Ihrem entsetzlichen Verlust bereits den Tag, nachdem er Sie betroffen. Es war der Grund, weshalb ich mich nicht früher bei Ihnen einzufinden wagte. In den allerersten Tagen durfte ich Ihnen nicht zur Last fallen. Bin ich wirklich nicht zu früh gekommen? Weisen Sie mich hinaus, wenn ich Sie störe — ich kehre ein andermal wieder.“

„Stören! . . .“ Sie wiederholte das Wort fast mit Entrüstung — „stören! . . . oh nein, nein! Ich bin Ihnen dankbar dafür, daß Sie gekommen sind. Bitte nehmen Sie Platz.“

Sie setzte sich in den lieben Lehnsessel der Mutter, er ihr gegenüber. Er merkte, daß sie fröstelte. „Es ist viel zu kalt für Sie hier — ich will Ihnen Feuer machen," rief er.

Er kniete nieder vor dem Kamin, scharrte das Restchen Gluth zusammen, das noch darin weiter geglommen hatte, nahm drei Scheite aus dem Holzkorbe, schichtete sie kunstvoll auf einander und bearbeitete den kleinen Scheiterhaufen so lange mit dem Blasbalg, bis er in hellen Flammen stand.

„So ist es recht!" rief er sich erhebend und seinen Platz von Neuem einnehmend aus.

„Sie sind zu gut," murmelte Gertrud.

„Ach nein! ich bin gar nicht gut, ich möchte Ihnen nur so sehr gern zu etwas nützen," erwiderte er. „Mein armes Kind! haben Sie denn Niemanden, der sich Ihrer annimmt?"

„Menschen genug," seufzte Gertrud, „aber so herzlich wie Sie hat's Keiner gethan." — Er küßte nur stumm ihre Hand.

Nach einer Pause begann er von Neuem: „Hm! Sie versprachen mir etwas von Ihren Studien zu zeigen."

„Wenn Sie sich meine Versuche ansehen wollen — sie hängen alle in meinem Zimmer," erklärte ihm Gertrud. „Wir hatten kein Geld für Rahmen, und es kränkte meine Mutter, die Dinger uneingerahmt an den Wänden zu sehen. Kommen Sie."

Sie erhob sich und führte ihn in ihre Schlafstube. Bei ihr meldete sich auch nicht die geringste Befangenheit; sie entschuldigte sich nur dafür, daß ihr Zimmer so kahl sei; einen Teppich gab es nicht, vor den Fenstern einfache, weiße Baumwollstores; die Vorhänge fehlten.

„Ich wollte immer Vorhänge aufmachen, sobald ich Geld haben würde," erklärte sie — „aber ich hatte nie Geld."

Die Luft in dem Zimmer war kalt und rein. Seitdem Gertrud es bewohnt, war kein Feuer darin angefacht worden. Arme Gertrud! — in dem Zimmer der Mutter hatte das Feuer jeden Morgen und Abend frisch und fröhlich gebrannt!

Auf dem mit sauberem, aber oft gewaschenem weißem Mousselin umhangenen Toilettentisch stand in einer kleinen Vase ein Strauß Schneeglöckchen.

„Die hat Lieschen hingestellt," erklärte Gertrud; „ich selber habe letzterer Zeit nicht daran gedacht, mir Blumen zu kaufen."

„Wer ist Lieschen?" fragte er abrupt.

„Meine Kammerzofe, Köchin — was Sie wollen — das Mädchen, das Ihnen die Thür geöffnet hat. Da hängt übrigens ihr Conterfei," setzte sie erröthend hinzu, indem sie seine Aufmerksamkeit darauf zu lenken suchte.

Er betrachtete die Studie lange blinzelnd und abwechselnd vor- und zurücktretend. Sie stellte ein über einen Stickrahmen gebeugtes Bauernmädchen dar. Der mit einem flämischen Häubchen gezierte Kopf hob sich ab gegen ein regenverwaschenes Fenster, durch das man eine grüne Landschaft ahnte, und auf dessen Sims eine Lilie in einem grauen Blumentopf stand.

„Mein Fenster mit dem Garten im Hintergrund," erklärte Gertrud.

„An der Studie haben Sie allein gearbeitet?"

„Ja, ich malte sie, während meine Mutter nach der Influenza reconvalescent war, hier."

„Sie scheinen sehr fleißig zu sein," bemerkte Lozonczyi nachdenklich, indem er zugleich einen Blick auf die andern an der Wand hängenden Malereien warf. „Die haben Sie in dem Atelier Sylvain's fabricirt — man merkt's. Hm!" — sich noch einmal nach dem Bild mit der Stickerin umsehend — „das dort ist das einzige, was etwas taugt! — Soll ich Ihnen die Wahrheit sagen, — die reine, ungeschminkte Wahrheit?"

„Ich bitte Sie darum," murmelte Gertrud kleinlaut.

„Nun denn — das Ding ist ungemein talentvoll — fabelhaft talentvoll, und wenn Sie anstatt eines Mädchens ein Junge wären, so würde ich sagen: vorwärts, Sie haben eine großartige Zukunft vor sich — — so aber mein armes Kind, so . . . ist mir einfach himmelangst um Sie, und ich frage Sie: ist es nothwendig — können Sie sich Ihr Leben nicht anders zurecht legen — gibt's keinen andern Ausweg aus Ihrer unangenehmen Lage, als diese vermaledeite Kunst?"

„Keinen!" erwiderte Gertrud traurig. „Wenn ich nicht durchdringe mit der Kunst, bleibt mir nichts übrig, als in ein Kloster zu gehen. Ich würde, da ich ein unthätig-frommes Leben nicht vertrage, barmherzige Schwester werden."

Ein sehr ernster Ausdruck trat in seine Augen. „Vielleicht wäre selbst das besser!" sagte er langsam. „Aber nein! Sie gehören ins Leben, jedoch in ein schönes, edles, gehütetes Leben, und darum sind Sie schade für eine Künstlerin. Denn sehen Sie, als Künstlerin muß man entweder eine genügsame, strebsame Mittelmäßigkeit sein — oder ein . . . Ungeheuer! Zur Mittelmäßigkeit sind Sie zu schade — und zum Ungeheuer . . . zum Ungeheuer hätten Sie nicht die Courage — übrigens zum Ungeheuer wären Sie erst recht schade!"

„Mein Gott! Sie halten mich für sehr viel ehrgeiziger, als ich bin," erwiderte ihm Gertrud, der die Hälfte seiner Bemerkungen völlig unverständlich war. „Eine Beschäftigung, die mich interessirt, ein anständiges Handwerk, das mir etwas Geld einträgt — mehr ist meine Kunst für mich nicht."

„Nun, wenn Sie so vernünftige Ideen mitbringen, da soll's an mir nicht fehlen, Ihnen zu helfen," rief er, indem er noch einmal seine Uhr zog. „Seit der letzten halben Stunde sollte ich eigentlich bei Hubry Menos sein und verzeichnete Akademien corrigiren. Das bringt mich auf einen Punkt, den ich bis daher zu berühren vergessen hatte. Bei Sylvains können Sie nichts mehr lernen. Diese lügenhafte, schönrednerische Malerei ist ein längst überwundener Standpunkt. Wenn Sie Künstlerin werden wollen, müssen Sie vor Allem mindestens zwei Jahre tüchtig Act zeichnen."

Gertrud war feuerroth geworden. „Muß ich das?" fragte sie kaum hörbar.

„Ja, liebes Kind, das müssen Sie — aber das ist kein Grund, sich zu grämen. Sie sollen das von einem höheren Standpunkt ansehen. Als barmherzige Schwester bleiben Ihrem Zartgefühl ähnliche Prüfungen auch nicht erspart."

„Sie werden wissen, was nöthig ist," gab sie demüthig zur Antwort.

„Und dann," setzte er hinzu, „wenn ich Ihnen etwas nützen soll, so möchte ich Ihre Begabung natürlich leiten. Das Beste ist, Sie treten in die Akademie Hudry Menos ein. Zu diesem Behuf müssen Sie an das andere Ufer der Seine hinüberziehen — Sie leben dort fast um die Hälfte. Diese hübsche Wohnung wird leicht zu vermiethen sein, und was Ihre Raritäten anbelangt, will ich dafür sorgen, daß sie in gute Hände kommen, in pietätvolle Hände, aus denen Sie sie eventuell zurückkaufen können, wenn Sie eine große Künstlerin geworden sind. Ich werde Sie mit einer jungen Dame bekannt machen, in deren Anständigkeit Sie vollkommenes Vertrauen setzen können und die sich Ihrer annehmen, Ihnen eine Wohnung suchen helfen wird. Sie ist eine Böhmin, sehr begabt, ein wenig verrückt — aber, wie gesagt, streng ehrenhaft, und an ihren rein äußerlichen Absonderlichkeiten dürfen Sie sich nicht stoßen. Und nun adieu — auf Wiedersehen!"

Nachdem sich die Thür hinter ihm geschlossen, stand sie einen Augenblick unbeweglich an der Stelle, an welcher er Abschied von ihr genommen hatte, dann — dann erwachte sie langsam, wie aus einem schweren — schweren Traum, aus einem Traum, in welchem sie etwas gethan, etwas gesprochen, sich zu etwas entschlossen hatte, das nicht mehr zurückzunehmen war.

Das Gefühl einer athemraubenden Beängstigung legte sich ihr auf die Brust. Noch einmal setzte sie sich an ihren Schreibtisch, um den Brief an Bill Stolzing zu beenden.

Aber seltsam, zu dem Brief, den sie aus dem tiefsten, innersten Drang ihres Herzens begonnen, so daß sich die Worte förmlich überstürzten auf dem Papier — vermochte sie jetzt den Schluß nicht zu finden. Sie hatte ihm noch etwas sehr Liebes schreiben wollen, das wußte sie — was es war, hatte sie vergessen. Sie hatte das Gefühl, als ob etwas Fremdes zwischen ihn und sie getreten wäre — etwas, das den magnetischen Strom, welcher ihr Empfinden mit dem seinen verbunden hatte, unterbrach.

Ein verwahrloster Hof, in den die Fenster von fünf Ateliers und die nicht zu zählenden Fenster verschiedentlicher Malerwohnungen hineinmünden — und in dem Hof ein weicher Frühlingswind, der zwischen kahlen, braunen Büschen und allerhand ausgemustertem Ateliergerümpel herumfegt. Durch die laue, windbewegte Luft fallen aus einer braunen, sich langsam über den blaßgrauen Dunst am Himmel hinziehenden Wolke große Regentropfen. Eine schwere, drückende Traurigkeit schwebt über dem Hofe; von den grün angeschimmelten Statuenüberbleibseln, armseligen Entwürfen, um die herum Tausende von Hoffnungen gestorben sind, rinnt das Wasser — und das Leben in den Büschen regt sich noch nicht, aus dem Boden duftet noch kein neuer Keim, nur ein nasser, modriger Geruch steigt aus ihm empor, wie aus einem frisch aufgerissenen Grab.

Die unvermittelt in den Hof hineinmündende Thüre des Ateliers, welches der Portier Gertrud als das des Fräulein Dolezal bezeichnet hat, steht offen, eine dichte Wolke von Cigarettendampf dringt heraus und mit dem Dampf ab-

gerissene Sätze eines Gesprächs. — Gertrud vernimmt die von einer männlichen Stimme geäußerten Worte: „Ich nehme natürlich an, daß Sie Moral und Religion als überflüssigen Ballast längst über Bord geworfen haben ..."

Gertrud hustet, um sich bemerkbar zu machen.

„Entrez!" schreit's von drinnen. Sie tritt ein. Im ersten Moment möchte sie sofort wieder davon eilen, so befremdlich ist ihr das Bild, welches sich ihren Augen bietet.

Dann wird sie von ihrer angeborenen und anerzogenen Höflichkeit zurückgehalten und auch von etwas Anderem — von der Herzlichkeit des ihr gebotenen Willkomms und von einer erquickenden Fröhlichkeit der ihr mit dem Cigarettendampf entgegenwehenden Atmosphäre.

Die Traurigkeit, welche das Höfchen draußen ausfüllt, hat ihren Weg in dieses Atelier nicht hineingefunden — eigentlich hätte sie keinen Platz darin.

Es ist sehr voll — selbst, wenn keine Menschen darin wären, würde es sehr voll sein — voll von amüsantem Gerümpel jeder Art. Man staunt darüber, was es Alles enthält; wenn man sich sehr aufmerksam umsieht, findet man sogar ein paar Studien und eine Staffelei — im Uebrigen an den Wänden allerhand Lappen, alten italienischen Brocat, japanesische Stickereien, Bestandtheile irgend einer interessanten Nationaltracht — alte Schüsseln, alte Waffen, dazwischen geschnitzte Kästchen, theilweise mit Glasfenstern in den Thüren, Glasfenster, durch die man Porzellanfiguren, Täßchen und Schälchen leuchten sieht.

Der Platz, den der amüsante Krimskrams in dem Atelierchen frei läßt, ist dicht mit Menschen besetzt.

Das Atelier Boschka Dolezal's ist immer voll. In den Künstlerkreisen der Avenue de la grande Chimère heißt es dieses Umstandes halber „der Omnibus" oder die „Sardinenbüchse". Es übt auf den Menschen den Magnetismus aus, den alle Ateliers auf sie ausüben, in denen nicht gearbeitet wird.

Sechs Damen und zwei Herren sind darin versammelt um die Hausfrau — oder vielmehr um das Hausfräulein — die junge Böhmin Boschka Dolezal.

Beim Eintritt Gertrud's sitzt sie mit dem Rücken gegen das Pianino, auf dessen Notenpult ein Band Schumann lehnt; vor ihr steht ein mit einem niedlichen japanesischen Porzellan-Service und einfachen Erfrischungen besetzter Theetisch.

Schon durch Lozonczyi über Gertrud und ihre Nöthe unterrichtet, empfängt sie die Waise mit den Worten: „Es ist sehr lieb, daß Sie mich aufsuchen," und schüttelt ihr kräftig die Hand. „Ich weiß bereits von einer reizenden Wohnung für Sie im fünften Stock in der Rue notre dame des Champs" fährt sie fort. „Sie gehört einer jungen Engländerin, die sich freuen wird, Ihnen dieselbe abzutreten. — Miß Elphinstone beabsichtigte, mich im Laufe des Nachmittags aufzusuchen — wollen Sie bis dahin bei mir aushalten? Eine Tasse Thee, nicht?"

Und Gertrud, ausgefroren, traurig, wie sie ist, nimmt dankbar die Tasse Thee und erklärt sich bereit zu warten. Beobachtend schweifen ihre Augen über ihre Umgebung.

Die Damen sehen zugleich malerisch zerzaust, ärmlich und unordentlich aus, als ob sie zwar schön sein wollten, aber weder die Zeit hätten, sich gegenügend zu kämmen, noch ihre Kleider zu bürsten und zu flicken. Sie trinken massenhaft Thee und essen Huntley und Palmer dazu.

Offenbar sind sie alle Jüngerinnen der Kunst. Von den beiden anwesenden Herren hingegen ist nur einer ein Künstler, d. h. nur einer von Beiden hat auf seinen Antheil an gesundem Menschenverstand verzichtet. Er ist ein junger Dichter, der sich Egbert de St. Prix nennt und mit der anarchistischen Secte coquettirt. Außerdem betreibt er allerhand ästhetische Nebenaffectationen, trägt eine pfirsichrothe Pellucheweste und langes Haar.

Der zweite anwesende Herr ist zwar ebenfalls ein Schriftsteller, aber ohne Genialität — ein bescheidener literarischer Tagelöhner, wie er selber von sich sagt — d. h. ein Journalist. Er ist anständig und anspruchslos wie jeder andere Bürger gekleidet, dessen Mittel in Bezug auf Toilettenanschaffungen nicht über die „belle jardinière" hinausreichen, mag etwa vierzig Jahre zählen, fängt an, grau zu werden, ist weder hübsch noch häßlich und sieht gescheit aus. Neben dem offenen Kamin sitzend überwacht er zugleich das Feuer und eine zwischen den glühenden Kohlen stehende, verzinnte Kupferkanne, die einen Theekessel ersetzt.

„Und nun erzählen Sie uns endlich Ihre Geschichte, Boschka!" ruft er, nachdem sich die durch Gertrud's Ankunft erregte Unruhe gelegt hat; dann sich zu Gertrud wendend — „Fräulein Dolezal war eben im Begriff, uns mitzutheilen, warum sie auch dies Jahr nicht mit ihrem Bild für den Salon fertig geworden ist. Es war sehr interessant. Sie gestatten doch, daß Fräulein Dolezal fortfährt?"

„Ach, ich bitte . . . natürlich . . ." murmelt Gertrud schüchtern.

Boschka beginnt:

„Das kommt vom Anstandsgefühl, und wenn unsereins den conventionellen Vorurtheilen etwas opfert!" stöhnt sie. „Nun ja, Sie wissen . . . vor ein paar Monaten verliere ich meine alte Tante und stehe plötzlich allein in der Welt — aber ich bin praktisch und weiß mir zu helfen. Nachdem ich die erste Bangigkeit überwunden habe, gefällt mir meine unabhängige Stellung nicht schlecht. Da macht plötzlich meine Familie in Böhmen einen großen Spectakel, decretirt, daß ich nicht allein weiter wirthschaften darf in Paris — es schickt sich nicht — es schickt sich nicht!" Sie wiederholte mit einer unglaublich treffenden Charakterisirung der kleinbürgerlichen Beängstigungen ihrer Sippe: „cela ne se fait pas!"

Eine aus allen Ecken des Ateliers erschallende Lachsalve antwortete ihr, worauf sie fortfuhr:

„Also es schickt sich nicht! Man verlangt von mir, ich soll meine künstlerische Carriere aufgeben, ich — die Kunst! . . . ich bitte Sie — nach Böhmen ziehen zu meinem verheiratheten Bruder. Ich weiß, worauf das abzielt. Dort in Böhmen soll ich irgend einen Gutsbesitzer heirathen, der einen Raphael von einem Delaroche nicht auseinander kennt. Wie soll ich so einen Menschen heirathen! Ich heirathe überhaupt nicht. — Höchstens, wenn ich zu alt bin — um etwas Amüsanteres anzufangen."

„Ganz mein Fall!“ brummt der Journalist neben dem Kamin, der übrigens Herr Braun heißt. „Brauchen Sie heißeres Wasser?“

„Ach lassen Sie mich in Ruh',“ entgegnet ihm Boschka — „wenn ich schon erzählen soll, so erzähl' ich! — Mein Bruder macht mir den Vorschlag, mir ein älteres Mädchen zu schicken, das zugleich meine Kleider nähen, mein Essen kochen und mir allenfalls zur Ehrendame dienen kann. Ich gehe darauf ein. Eines schönen Tages hält vor meiner Wohnung eine Droschke, auf deren Dach sich ein Koffer befindet — ein alter, schwarzer Holzkoffer, wie man ihn nur noch bei böhmischen Dienstboten sieht. Halb wie ein Sarg, halb wie eine Kasse sah er aus, und aus dem Wagen steigt ein schmales, gelbes Frauenzimmer in einem langen, schwarzen Paletot mit rostigen Rändern und mit einem melancholischen Büschel Hahnenfedern auf einem kleinen, spitzigen, schwarzen Filzhut. Der Hut sah aus, als habe sie ihn einem Mitglied der Pompe funèbre zu herabgesetzten Preisen abgekauft.

„Sie betrachtet das Haus, besieht sich die Nummer, dann hebt sie den langen Schoß ihres Paletots auf, sucht ihr Portemonnaie — es dauert eine Viertelstunde, ehe sie seiner habhaft wird. Was für ein Portemonnaie!

„Nun zieht sie erst einen ihrer grünen (denken Sie, grünen!) gestrickten Handschuhe aus, um es zu öffnen, worauf sie dem Kutscher das Geld vorzuzählen beginnt. Du lieber Himmel, jedes Fünfzigcentimestück hält sie sich erst prüfend vor die Augen, um sich davon zu überzeugen, daß es nicht ein Napoleon ist. Zum Schluß zanken sie sich fürchterlich, der Kutscher und sie.

„Leider werde ich in der Beobachtung des Kampfes dadurch unterbrochen, daß die Milch, welche für mein Frühstück vorbereitet auf dem Ofen steht, überkocht. Um meine Nahrung zu retten, springe ich zum Ofen — als ich mich von Neuem dem Fenster nähere, ist der Kutscher verschwunden, das lange, schmale, schäbige Frauenzimmer steht allein neben dem Koffer auf dem Trottoir. Sie läutet — ich höre Schnaufen und schwere Tritte auf der Treppe — eine leise Ahnung befällt mich — ich habe mich nicht geirrt. Vor meiner Thür hört das Schnaufen auf — es wird geklingelt — sie ist's — meine Ehrendame! — Da steht sie vor mir, die Wächterin meines wehrlosen guten Rufes gegen die Verleumdungen der Welt — die Beschützerin meines guten Herzens gegen die Anfechtungen des Teufels!“

„Der Teufel kümmert sich einen blauen Kuckuck um Sie — sapperment! Der weiß, daß da nichts zu machen ist. Ist ein praktischer Kerl, der Teufel, liebt es nicht, seine Zeit zu verlieren!“ brummt Herr Braun.

Ohne weiter auf ihn zu achten, fährt Boschka munter fort:

„Das Frauenzimmer hält einen Brief in der Hand von meinem Bruder, einen versiegelten Brief, in dem steht: ‘Wie Du denken kannst, haben wir Dir Deine Garde mit besonderer Vorsicht ausgewählt. Dumm ist sie, aber ehrlich; das ist die Hauptsache!’

„Darnach behandelte ich sie. Erst war sie mir lästig, dann gewöhnte ich mich an sie.

„Dem Verdienste seine Krone! In ihrer Art war sie eine Perle. Sie putzte meine Stiefel, flickte mir meine Strümpfe, machte mir ein neues Trauer-

kleid und kochte wie ein Engel. Nach einem Monat war ich ganz zerrissen und zerklopft vor Dankbarkeit und Bewunderung. Denken Sie, sie beanspruchte kein Gehalt, nichts als ihre Kost und die Möglichkeit, Französisch zu lernen. Ihre Genügsamkeit demüthigte mich. Ich schenkte ihr das alte, schwarze Atlaskleid meiner Tante. Sie hätten nur sehen sollen, wie sie sich das zusammengerichtet hat! — mit einer Weste von Jet — die glänzte von Weitem wie der Lackhut eines Kutschers im Regen. Mordsanständig sah sie aus! — Ich bekam schließlich Lust, dem Chimeristenviertel meine Kammerjungfer zu zeigen, schenkte ihr einen Hut zu dem Kleid und schleppte sie bei allen Ausstellungen hinter mir drein. C'était d'un chic! . . .

„Eines Tages führte ich sie in den Bon marché. Unsere Interessen trennten uns leider in diesem Tempel der Frivolität sehr bald. Ich war schon längst oben bei den japanischen Raritäten, da stand sie noch unten wie verzaubert vor einem Tisch mit billigen Cravatten und Vorsteckchemisetten.

„Als ich sie aufforderte, mich nach Hause zu begleiten, bat sie, ich möchte sie entschuldigen; sie habe noch zu thun.

„Von da ab verbrachte sie ihre ganze freie Zeit im Bon marché und kam alle Tage mit einer größeren Ladung von Cravatten und Vorsteckchemisetten nach Hause.

„Das dauerte eine ganze Weile. Da, an einem schönen Februar-Vormittag, erwarte ich sie umsonst zum Gabelfrühstück. Sie erscheint nicht — ich muß mir mein Frühstück selber bereiten. Ich erwarte sie bis in den späten Abend — sie erscheint nicht. Ich habe den Kopf und das Herz schon voller Aengsten — bereite mich vor, sie in der Morgue zu suchen — da pocht's an meine Thür — wer ist's?

„Zwei Polizeimänner und ein Commis des Bon marché kommen Haussuchung halten. Meine liebe Betty war am Tag vorher als Diebin festgenommen worden im Bon marché! Was sagen Sie zu dieser Ehrendame, meine Herrschaften?"

Die Meisten sagen nichts und lachen. Nur Herr Braun erhebt die Stimme: „Na, und die Moral von der Geschichte?" fragt er.

„Die Moral von der Geschichte . . . die Moral von der Geschichte ist, daß ich mit in die Gerichtsverhandlung gezogen wurde und durch meine muthige Vertheidigung des Mädchens, durch meine Betheuerung ihrer tadellosen Vergangenheit das Herz des Richters rührte, wodurch die Betty mit einer minimalen Gefängnißstrafe davonkam, ich aber meine kostbare Zeit verlor und noch einmal den Einschickungstermin in den Salon verpaßt habe!"

„Das ist durchaus nicht die Moral von der Geschichte, das ist nur ihr vorletztes Capitel," erklärte Herr Braun. „Die Moral von der Geschichte ist: Hochmuth kommt vor dem Fall — Ehrendamen gehören nicht in das Quartier der großen Chimère; Sie müssen für Ihre Tugend selbst einstehen, meine Damen, oder auch für Ihre Untugend — je nach dem Wege, den Sie eingeschlagen haben und nun logischer Weise gehen sollen."

„Tugend! . . . was ist Tugend?" declamirt, immer noch auf seiner Guitarre klimpernd, Egbert de St. Prix. Wie die meisten unverstandenen und

excentrischen Genies von Jung-Frankreich gehört er zu Denen, die ein paar, meistens von fremder Anschauung übernommene „documents humains“ mit einer trüben, aus Buddhismus und der gewagtesten norddeutschen Philosophie zusammengebrauten Sauce anzurichten pflegen. „Was ist Tugend? — Die Tugend ist entweder ein Armuthszeugniß — oder ein glücklicher Zufall!“

„Wo haben Sie das her, Le Gros?“ fragt Herr Braun. „Das ist zwar sehr garstig — aber es ist doch viel zu gescheit für Sie.“

„Permettez!“ ruft der Dichter, den, ganz abgesehen von der Grobheit dieser Bemerkung, noch zwei Dinge daran ärgern; erstens, daß man ihn Le Gros genannt hat, und zweitens, daß er wirklich so heißt. „Permettez!“ schreit er, „es fällt mir gar nicht ein, mir diesen Ausspruch als mein geistiges Eigenthum zu vindiciren; dazu ist er in meinen Augen viel zu platt. Er stammt von Lozonczyi. Ich citirte ihn nur des Witzes wegen. Meiner Ansicht nach gibt es überhaupt keine Tugend. Die Tugend an sich ist für mich ein ebenso überwundener Standpunkt wie der Glaube an einen persönlichen Gott.“

Ein paar der anwesenden Damen lachen über diese Bemerkung, und Boschka ruft unternehmend: „Ich hasse alle Tugend — die Tugend ist langweilig!“

Herr Braun legt die Hand horchend ans Ohr und sagt irgend etwas.

„Was bemerkten Sie soeben?“ fragt Boschka.

„Ich, gar nichts — ich horche und lerne — j'écoute et je m'instruis! — Was sagten Sie eigentlich?“

„Daß ich die Tugend hasse!“ ruft Boschka übermüthig, „daß die Tugend langweilig ist!“

„So, das ist ja recht erbaulich! — fahren Sie doch noch ein Weilchen in derselben Tonart fort.“

„Meinetwegen . . . übrigens wissen Sie ja längst, was ich von diesen Dingen halte. Ich hasse die Tugend — ich hasse das Pflichtgefühl — das ist lauter Philisterei! Im Grunde sind Sie meiner Ansicht!“

„Nicht daß ich wüßte!“ sagt Herr Braun. — „Was die Tugend anbelangt, so halte ich es ein für alle Mal mit Gyp, welche behauptet haben soll: ‚Die Tugend ist nur erträglich, wenn sie sich verbirgt.‘ Die Tugend, welche auf sich stolz ist, ist mir entschieden minderwerthiger als die Sünde, welche sich ehrlich schämt! Aber was nun das Pflichtgefühl anbelangt — mit dem hab' ich entschieden Sympathie. Das Pflichtgefühl ist so eine Art Kinderfrau, die jedem civilisirten Menschen beigegeben ist und ihn am Rockzipfel packt, wenn ihn seine Impulse veranlassen wollen, Dummheiten zu machen, die mit der Menschenliebe oder mit der Menschenwürde nicht vereinbarlich sind. Ich versichere Ihnen, wir verlieren nichts dabei, wenn die Kinderfrau energisch ist!“

„Lassen Sie mich mit Ihrer Kinderfrau in Ruhe — ein deutscher Corporal ist das Pflichtgefühl!“ ruft der Dichter — „ein deutscher Corporal, der die Fuchtel über uns schwingt, und unter dessen Tyrannei unsere Individualität verkümmert.“

„Ja, ja!" ruft Boschka, „Sie haben ganz Recht, St. Prix! Schiller's Marquis Posa sagt bekanntlich dem König: ‚geben Sie Gedankenfreiheit!' Ich sage, geben Sie Gefühlsfreiheit; ja, ja, Gefühlsfreiheit wollen wir haben!"

„Heißt das, große Worte gelassen aussprechen!" bemerkt der Mann neben dem Kamin.

„Der Impuls soll uns regieren; nieder mit dem Pflichtgefühl!" ruft Boschka und schwenkt ihre Tasse in der Luft. „Hoch lebe der Impuls!" worauf sie mit großer Gelassenheit ihren sehr schwachen Thee auf das Wohl und die freie Entfaltung des Impulses trinkt.

Ehe Herr Braun noch etwas entgegnet hatte, erhob sich Gertrud mit dem Bemerken, daß es zu spät geworden und daß wohl auf das Erscheinen Miß Elphinstone's kaum mehr zu rechnen sei. — Sie fragte, ob Boschka vielleicht einen anderen Tag Zeit hätte, sie in die Wohnung der Elphinstone zu geleiten, worauf Boschka erwiderte:

„Ich stehe Ihnen jeder Zeit zur Verfügung, nur morgen nicht. Morgen ist Atelierball bei Hudry Menos, und ich erscheine als Komet — da ist mein Schweif!" Sie zeigte auf die sie umgebenden Herren und Damen — „es ist der effectvollste Bestandtheil meiner Toilette, aber etwas Anderes muß ich doch noch anhaben. In Folge dessen werde ich morgen den ganzen Tag goldene Papiersterne auf einen alten Vorhang kleben. Aber von übermorgen an bitte ich frei über mich zu verfügen."

Zwei Minuten später hatte sich die Thür des luftigen Ateliers hinter Gertrud geschlossen. Mit dem Winde kämpfend stand sie draußen in dem kleinen Hof, in dem die armen Ueberbleibsel von Statuen, aus denen nichts geworden war, herumlagen, und die kahlen Büsche sich mißmuthig wehrten, aus ihrem ruhigen Winterschlaf zu erwachen.

Ende April bezog Gertrud die ihr von Boschka Dolezal empfohlene Wohnung, drei Dachkammern in der Rue notre dame des Champs.

Der Umzug war traurig. Die besten Sachen hatte Gertrud verkauft, von dem Minderwerthigen das Meiste an die Armen verschenkt. Nur wenige Gegenstände, darunter den Lehnstuhl, in dem ihre Mutter gestorben war, nahm sie mit hinüber in ihr neues Leben.

Der Möbelwagen hatte alle bedeutenderen Stücke überführt. Lieschen hatte sich durch mehrere Tage redlich bemüht, drüben Alles wohnlich herzurichten, Gertrud aber seit der ersten Besichtigung die neuen Stuben keines Blicks gewürdigt — es interessirte sie nicht, wie sie aussahen.

Nun war der Uebersiedlungstag gekommen; der Omnibus, welcher Gertrud und Lieschen in ihre neue Behausung führen sollte, stand vor der Thür, und der Concierge bemühte sich, mit Hülfe eines Commissionars, die Koffer und alle diejenigen Habseligkeiten hinauf zu packen, die man bis zum letzten Augenblick nicht hatte entbehren können.

Gertrud hatte geglaubt, es sei fast nichts zurückgeblieben, und nun war's doch so viel. Immer noch eine Schachtel, ein Korb mit Küchengeräth, ein

Paket Kleider, die man vergessen hatte, in die Koffer unterzubringen — Alles mit der Hast der letzten Viertelstunde — nur irgendwie zusammengebündelt.

Der Omnibus sah gräßlich aus — sein Dach war hochbeladen, und inwendig war auch kein Platz mehr.

In einer Ecke saß Gertrud, tief beschämt, den verängstigten und laut bellenden Dachs auf dem Schoß, und suchte sich den Blicken der Gassenbuben zu entziehen, welche johlend um das Gefährt herumtanzten und herumsprangen und einander gegenseitig zuriefen, daß Comödianten auszögen.

Lieschen schlug endlich die Thüre des Omnibus zu, der sich nun fürchterlich klirrend in Bewegung setzte.

Zu gleicher Zeit zog ein Gewitter über Paris, die Luft wurde bläulich grau, ein Blitz brannte roth in die Finsterniß hinein, der Regen prasselte dröhnend gegen die Fenster des Omnibus. Man hatte sie schließen müssen, damit nicht der ganze Inhalt des Gefährtes unter Wasser gesetzt würde. Die Luft in dem schwerfälligen Gehäuse war zugleich feucht, stickig und von Lack- und Ledergeruch geschwängert, sie bereitete Gertrud Uebelkeiten — und der Weg war sehr weit. Lieschen versuchte von Zeit zu Zeit, etwas zu erzählen, um ihrer Herrin Muth zu machen — Gertrud hörte nicht. Endlich hielt der Omnibus vor einem alten, hellgrünen Haus mit Spuren von Feuchtigkeit unter den Fenstern — man war angekommen.

Im Hausflur bewillkommneten der Concierge und seine Gattin die neuen Bewohner. Das Weib mit einer faltigen, stark verwaschenen blauen Schürze um die mächtigen Hüften, die Büste hoch hinauf geschnürt, in einer rostigschwarzen Orleanstaille, an der zwei Knöpfe fehlten; der Mann in Pantoffeln und einem abgetragenen braunen Sammtrock mit sehr vielen Flecken, den er von einem armen Künstler geerbt hatte.

Gertrud trachtete, die entgegenkommende Freundlichkeit der Beiden zu erwidern, aber ihr Herz war sehr schwer. Mühsam schleppte sie sich die teppichlose, glattgebohnte Treppe hinauf.

Endlich war sie oben — der Schlüssel knarrte im Schloß — bedeutsam sah sich die Concierge nach der neuen Mietherin um, öffnete die Thür — — aus dem elenden, kleinen Flur trat Gertrud in das Wohnzimmer . . . was war das? . . . welche Fee hatte das dürftige, kleine Gemach verwandelt? . . .

Ein paar alte Teppiche lagen auf dem Boden, im Kamin brannte ein lustiges Holzfeuer — auf einem Tischchen stand ein grüner Thonkrug, mit wundervollen, dunkelrothen Rosen gefüllt.

„Woher kommen die Rosen?“ fragte sich Gertrud. Ihr Blick wuchs so zu sagen fest an den Rosen.

Der Concierge und seine Gattin bemühten sich indessen dienstfertig, die verschiedenen Bündel heraufzuschaffen. Alle Thüren der kleinen Wohnung standen offen.

Gertrud betrachtete noch immer die Rosen und wußte nicht, was um sie herum vorging. Da weckte sie eine bekannte Stimme.

„Bin ich zu spät gekommen?“ rief Lozonczyi, ihr die Hand bietend — „ich wollte Ihnen nur über den ersten Moment hinüberhelfen — Sie arme Verlassene!“

Mit nassen Augen blickte sie zu ihm empor. „Sie sind engelsgut!“ rief sie — „Gott vergelte es Ihnen!“

Er lehnte ihren Dank freundlich ab und suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„Die Wohnung ist sehr klein, aber sie ist freundlich,“ sagte er.

Er schritt aus dem kleinen Wohn- in ein Nebenzimmer und öffnete ein Fenster. „Da sehen Sie hinunter!“

Gertrud blickte hinab in einen jener alten Gärten des Quartier du Luxembourg, in denen sich auf einem ziemlich geringen Raumausmaß eine üppige Vegetation zusammendrängt. Das Wolkenzelt am Himmel war zerrissen, in der Luft war ein wundersames Flimmern und Leuchten, wie feiner Brillantstaub sprühte ein Rest sich verziehenden Regens auf die Erde nieder, die langen Strahlen der untergehenden Sonne brachen sich Bahn durch das triefende, frische Grün der noch unfertig belaubten Kastanienbäume und vergoldeten, was sie erreichen konnten. Und aus den regengetränkten Blättern und Blüthen und der durchnäßten Erde stieg bis an das Fenster der engen Dachstube ein verheißungsvoller, wonniger Frühlingsduft.

„Schön, nicht wahr?“ sagte er.

„Wunderschön!“ murmelte sie.

„Fassen Sie das offene Fenster als eine Allegorie auf,“ fuhr er hastig sprechend fort, „es ist die Kunst, die in die Mauern Ihrer eingeengten Existenz eine Lücke reißt und Ihnen eine neue Aussicht eröffnet. Leben Sie nicht mehr in sich hinein, leben Sie aus sich heraus! Interessiren Sie sich für die Dinge, die außerhalb Ihrer kümmerlichen Alltagssorgen liegen. Ich hätte Sie nie dazu bestimmt, Künstlerin zu werden; da nach dem, was Sie mir selber mittheilten, Ihnen nichts Anderes übrig bleibt, als diese Laufbahn einzuschlagen, so will ich Sie darin fördern, so gut ich es irgend vermag .... Vorwärts!“

„Gnädiges Fräulein, der Thee ist bereit!“ rief, an ihre junge Herrin herantretend, Lieschen.

„Wollen Sie nicht eine Tasse bei mir nehmen?“ fragte Gertrud mit ihrer rührenden, etwas eingeschüchterten Anmuth. „Mein Thee ist gut, er ist noch eine Tradition aus der alten Zeit.“

„Ein ander Mal,“ erwiderte er, „jetzt muß ich fort.“

Sie geleitete ihn hinaus, wobei sie sich in einer Thür irrte. Als er hierauf lachend rief: „Das ist nicht der Weg, hier ist der Ausgang,“ bemerkte sie unschuldig: „Wie gut Sie sich auskennen! Haben Sie viel mit Miß Elphinstone verkehrt?“

Er sah sie groß an. „Miß Elphinstone? — wen meinen Sie? — Ach, die prüde kleine Schriftstellerin, die die gluthigen Liebesromane schreibt? ... Sie hatte ein hübsches Gesicht, aber so sehr spitzige Ellenbogen. Nein, bei der bin ich nie gewesen.“

„Woher kennen Sie denn die Wohnung so genau?“ fragte Gertrud — immer mit derselben Unbefangenheit.

Er runzelte die Brauen — „Eine meiner Schülerinnen hat hier gewohnt. Adieu! Seien Sie morgen pünktlich bei Hudry Menos. Ich komme gegen ein Uhr — auf Wiedersehen — adieu!“

Sie schlief die Nacht gut und fest. Als sie jedoch aufwachte, umfing sie ein unsäglich klägliches Gefühl.

Solange sie noch in den alten Räumen gewohnt, war sie beständig von der Erinnerung der Mutter umschwebt gewesen; sie hatte die Erinnerung wie einen Schutz gefühlt. In ihren neuen Verhältnissen aber stand sie gänzlich hülf- und haltlos da. Erst jetzt wurde sie sich klar darüber, wie verwöhnt sie bis in die traurigsten Zeiten hinein durch die zärtliche Hut der schwachen, alten Frau gewesen; ihre grenzenlose Unselbständigkeit kam ihr zum Bewußtsein.

Bis zu dem Augenblick war Alles in einer Art überstürzter Hast unter Lozonczyi's Leitung vorwärts gegangen. Erst heute kam sie zu Athem, und da sie zu Athem kam, fragte sie sich: war es recht, was ich gethan? — Sie sollte heute zum ersten Mal Act zeichnen. Eine unangenehme Aufregung zuckte ihr in den Adern — ein ängstlicher Widerwille hielt sie zurück. — Bis dahin waren ihre Entschlüsse von ihrer nächsten Umgebung bestimmt worden, die Mutter hatte immer über das Ausschlag gebende Veto verfügt.

Und nun plötzlich sollte sie allein für sich einstehen.

Ihr schwindelte — sie hatte das Gefühl eines Menschen, der lange Zeit ruhig über eine Schutzwehr in einen Abgrund hinunter geschaut hat, und vor dem man plötzlich die Schutzwehr hinweg reißt.

O, nur etwas, an das sie sich anklammern könnte! . . .

Der Tag war freundlich, die Sonne schien ihr in die Fenster herein. Sie trödelte mit dem Herrichten ihres Schlafkämmerchens, stellte die Bildchen ihrer Lieben auf — die beiden Eltern — den Bruder und Bill. Lieschen rief sie zum Frühstück. Sie konnte nichts essen und schüttete die Milch dem Dachs in sein Schüsselchen. — Ihre Unruhe wuchs. — Dann kam ihr der Gedanke: „was würde Lozonczyi sagen, wenn er wüßte, wie feige ich bin! Es ist wirklich zu kindisch, daß es mir so schwer fällt, zu thun, was alle Mädchen, die es halbwegs ernst mit der Kunst nehmen, thun müssen. Meine Scrupel sind lächerlich!“

Sie kleidete sich an und machte sich auf den Weg.

Die schlanke, vornehme Gestalt in tiefer Trauer mit dem zarten, fast kindlichen Blumengesicht fiel in diesem armen Künstlerviertel noch mehr auf als am anderen Seineufer. Die Leute wendeten die Köpfe nach ihr um, man wunderte sich, sie ohne Begleitung zu sehen, und die Studenten sagten: C'est une Anglaise!“

Der Frühling war eingezogen. Aus kleinen, mit Jonquillen, Tazetten und Goldlack beladenen Karren schwebte süßer Blumenduft, und der Geruch der vom Frühling aufgeregten Erde brach sich durch den Asphalt Bahn.

An der eintönigen Architektur verschiedentlicher Wohlthätigkeitsanstalten vorbei schritt sie die endlose Avenue de la grande Chimère entlang und spähte suchend nach der Akademie Hudry Menos. Endlich erblickte sie ein großes,

verrücktes und verzwicktes Gebäude, das aus seinen Riesenfenstern hungerig, wie auf Opfer lauernd, in die Straße hinaus starrte.

Das war der Tempel der großen Chimère!

Durch eine Thür führte ein langer Gang in den Hofraum, aus dem man in die Malerwerkstätten hinauf gelangte.

In der Mitte des Hofes stand breitspurig ein mißglückter Bacchus, den ein lustiger Chimerist einmal grasgrün angestrichen hatte — ein paar junge Maler mit langen Haaren und ohne sichtbare Wäsche lungerten um das Unding herum und schimpften über irgend etwas.

Als Gertrud sie ängstlich um eine Auskunft fragte, starrten diese jungen Herren sie an wie ein Wunderthier, von dem sie sich nicht recht zusammen reimen konnten, was es eigentlich hier wollte, und da sie ein zweites Mal bat, man möge ihr das Damenatelier zeigen, in welchem Herr von Lozonczyi unterrichtete, löste sich Einer aus der Gruppe und wies ihr den Weg.

Sie klomm eine glitschrige, dunkle, schmale Hühnerstiege empor, dann eine zweite, auf der ein halb herunter gerissener, dunkelrother Teppich lose und lebensgefährlich herum flatterte. Sie stolperte und fiel auf beide Knie, wobei sie sich sehr wehe that. Mühsam raffte sie sich auf und hielt sich an der Rampe fest, die aus einem abgegriffenen Strick bestand.

Endlich war sie oben.

Die Thür des Ateliers war offen; zwischen einem Dickicht von Staffeleien und einem Gewühl von aufgeregten, durch einander redenden Frauenzimmern stand auf einem etwa zwei Fuß hohen Postament das, vor dem sich Gertrud seit zwei Stunden fürchtete — das Modell, ein junger Mann, der sich an ein Schwert lehnte.

Gertrud erschrak so, daß sie sich an der Thürklinke festhalten mußte, um nicht zusammen zu sinken. Eine Uebelkeit befiel sie. — Sie schämte sich vor sich selbst, daß sie sich dieser Situation gegenüber nicht auf einen höheren Standpunkt hinauf zu schwingen vermochte — es nicht vergessen konnte, daß der Mann vor ihr lebendig war.

Von der ungebildeten Prüderie einer Person, welche vor einer unbekleideten Statue die Augen niederschlägt, hatte sie wahrlich nichts. Von Jugend an war sie es gewöhnt gewesen, den menschlichen Körper in künstlerischer Verklärung dargestellt zu sehen. Der Mann da sollte für sie eine Statue sein, weiter nichts. Sie mußte sich zwingen, ihn einfach von einem streng objectiven, ästhetischen Standpunkte aus zu betrachten. Es gelang ihr nicht, und was sie daran hinderte, war theilweise die Beschaffenheit des Modells. Auf einem geschmeidigen, jungen Körper von classisch-edlem Ebenmaß saß der Kopf eines verkommenen Stutzers aus Ménilmontant, mit in der Mitte gescheiteltem Haar und hinauf gezwirbeltem Schnurrbart.

Der junge Mensch verhielt sich vorschriftsmäßig passiv; dennoch, und obwohl er mit keinem Muskel zuckte, glaubte sie zu errathen, daß er ihre Aufregung merkte und sich daran belustigte. Sie hätte unter die Erde sinken mögen.

Mehr todt als lebendig erwiderte sie die Worte der Classendame, nagelte einen Bogen rauhen, bläulichen Papiers auf ihr Reißbrett und begann zu zeichnen.

Zehn Minuten später hatte sie ihr Entsetzen überwunden und arbeitete mit gespannter, rücksichtsloser Aufmerksamkeit an der interessantesten Aufgabe, die ihr je geboten worden war — an ihrer ersten Actstudie.

Sie wußte nicht mehr, was um sie vorging — die Welt war versunken für sie. Sie sah nichts mehr als den bewegungslosen, statuesken und doch so zweifellos lebenden Körper auf dem Modelltische und spähte zwinkernd nach jedem charakteristischen Detail, nach den Abstufungen von Schatten und Licht.

Da trat Lozonczy ein — der Bann war gebrochen. Von Neuem wurde sie sich der Situation bewußt. Das Entsetzen, der Ekel übermannten sie stärker als zuvor. Das Blut stieg ihr in die Wangen — die Kohle fiel ihr aus der Hand.

Lozonczy streifte sie mit einem Blick voll aufrichtigen Verständnisses und warmer Sympathie, in die sich eine Art rathlosen Mitleids mischte.

Wenn sie so anfangen wollte! . . .

Er besichtigte vorerst die Studien einiger der anderen Damen, um ihr Zeit zu gönnen, sich zu erholen. Dann trat er mit der gutmüthigen Sachlichkeit eines Arztes auf sie zu.

„Famos — famos!" rief er, den Blick auf ihre Arbeit werfend — „wenn Sie so fortfahren, so wird in drei Jahren ganz Frankreich von Ihnen sprechen." Dann nahm er ein Stück Kohle, machte sie auf einige Zeichenfehler aufmerksam. „Thut nichts," fügte er sofort seinen Ausstellungen bei — „als erste Actstudie hat mich das Ding doch gehörig überrascht. Ich wüßte keinen meiner Schüler" — er machte eine Bewegung nach unten, wo sich das Männeratelier befand — „keinen meiner Schüler — und es sind talentvolle unter ihnen — der bei der ersten Sitzung eine derartige Studie fertig gebracht hätte. Es ist Persönlichkeit darin, Rasse, Eigenart — kurz, Alles, was eine Zukunft verspricht. Mich wundert nur, daß Ihr Talent in der Stickluft des Atelier Sylvains nicht verkommen ist. 's ist, als ob man einen Eichenbaum in einem Glashaus hätte groß ziehen wollen!"

Dann fuhr er mit der Musterung der anderen Zeichnungen fort, worauf er mit einem cordialen „Guten Morgen, meine Damen, auf Wiedersehen!" das Atelier verließ.

Die Sonne schien hell in das kleine Höfchen herein. Es war Frühstückspause. Um den grasgrünen Bacchus wimmelte es von lustigen Chimeristen. Ein paar davon hatten der Statue ein rothes Barett aufgesetzt, und ein paar Andere ließen einen Drachen fliegen, auf den sie das Porträt des jüngst vergangenen Präsidenten der Republik gemalt hatten. Sie machten ein großes Geschrei und lachten übermüthig.

Als Lozonczy sich zeigte, wurde Alles still. Er hielt sich einen Augenblick bei den jungen Leuten auf und fragte, ob einer von ihnen Feuer habe. Ein großer, hübscher Engländer, dem man es ansah, daß er des Abends sein farbenbeklextes, indigoblaues Jaquet mit einem tadellosen, schwarzen Frack oder Smoking zu vertauschen pflegte, strich ihm ein Zündholz an. — Dann, etwas zögernd, begann er: „Meister! könnten Sie mir sagen, wer das schöne, blonde Mädchen in tiefer Trauer war, das heute in Ihre Classe eingetreten ist?"

„Eine Deutsche, Fräulein von Glimm, sie hat sehr viel Talent," erwiderte Lozonczyi sachlich, indem er sich seine Cigarre anzündete.

„Sie ist entzückend!" rief einer unter den jungen Leuten — „eine heilige Cäcilia!"

„Nein, eine heilige Clara!" rief der Engländer, und ein kleiner, untersetzter Südfranzose, der mehr Gescheudtheit im Kopfe als Pinselfertigkeit in den Fingern hatte, setzte halblaut hinzu: „Und in wenigen Jahren wird's eine heilige Magdalena sein!"

Lozonczyi maß ihn mit einem strafenden Blick, besann sich jedoch noch zur rechten Zeit, daß es nicht an ihm sei, seine neue Schülerin allzu heftig zu vertheidigen. Leicht den Hut lüftend, rief er den jungen Leuten einen Gruß zu und verfügte sich hinaus auf die Straße. Dort verfiel er in tiefes Nachdenken. „Und zu sagen, daß der Rüpel recht hat!" dachte er bei sich — „sie hatten alle Drei recht — wie eine Heilige sieht sie aus, aber in ein paar Jahren wird's eine heilige Magdalena sein! — Gott, wie sie das heute quälte — sie war hart daran, ohnmächtig zu werden! Ein so jäh zugespitztes Anstandsgefühl bedeutet immer eine große Empfindlichkeit des Temperaments Warum ist sie denn nicht ein Neutrum, wie Boschka Dolezal! Schade! Was oll so einer sensitiven Prinzessin die Kunst — solche Frauen gehören in eine Familie oder in ein Kloster!"

Die Schülerinnen benützten die Pause, um eine nach der anderen an Gertrud's Staffelei vorüber zu defiliren.

Lozonczyi's Lob hatte Aufsehen und Neid erregt. Die Meisten aber gaben es zu, daß das Lob verdient sei, freuten sich, daß einmal die Leistung einer Frau von einem Mann über die Leistungen der Männer hinaus gestrichen worden war, und sagten der Neophytin etwas Freundliches.

Ein Rausch von Ehrgeiz und Hoffnungsseligkeit hatte Gertrud überkommen. Beim Anblick der Procession von zerzausten, abgerissenen, schlecht geflickten, schlecht gekämmten Mädchengestalten, die ihre Staffelei umschritt, begann sich der Rausch zu verflüchtigen. Sie fragte sich, ob Lozonczyi nicht vielleicht deshalb sein Lob so hoch gegriffen, um den Stachel aus der Situation zu ziehen. Sie hätte es jetzt kleinmüthig behaupten mögen, war jedoch ihrer Sache nicht sicher; ganz sicher aber war sie des Einen, daß eine von den Schranken, welche das Vorurtheil schützend zwischen ihr und dem Leben aufgerichtet hatte, für immer gefallen sei!

Der Frühlingssturm sauste draußen durch die Büsche immer mächtiger, immer übermüthiger. Das alte, wunderliche Gebäude schrie und krachte in allen seinen Fugen.

„Hören Sie die Stimme der großen Chimäre," wendete sich eine der Schülerinnen an Gertrud. „Wir behaupten, sie stimme jedesmal ein Triumphlied an, wenn sie ein neues Opfer eingefangen hat. So laut wie Ihnen zu Ehren habe ich sie jedoch nie singen gehört! Wissen Sie, was sie singt?"

„Nein!" erwiderte, den Kopf schüttelnd, Gertrud.

„Sie singt immer dasselbe: ‚Du sollst keine andern Götter haben neben mir'."

(Fortsetzung folgt.)

Goethe zu Anfang dieses Jahrhunderts.

Von

Herman Grimm.

[Nachdruck untersagt.]

Goethe's Briefe erscheinen in der Ausgabe der Großherzogin Sophie jetzt chronologisch aneinandergereiht in ungemeiner Fülle. Bei Weitem nicht alle, die einst von ihm ausgegangen sind, so viel ihrer aber nun doch, daß dieser heutige Bestand für Goethe's Art, zu correspondiren, als maßgebend angesehen werden darf.

Bei all' diesen Briefstücken nun machen wir in uns die Erfahrung, daß ihre Empfänger — oft unbekannte Persönlichkeiten — durch die Art, wie Goethe sie nimmt, Jeder in seinen Grenzen, zu etwas Besonderem erhoben wird. Ueberhaupt von Goethe angeredet zu werden, entweder im Affect oder nur mit mehr oder weniger Förmlichkeit, gibt dieser Corona einen gewissen Werth. Wie etwa, geringsten Falles, im gemeinen Leben des Tages die Nachrede, daß Jemand in den und den guten Häusern verkehre, ihm einen Rang verleiht.

Goethe's Art, auch geringfügige Menschen mit Liebe und Sorgfalt zu behandeln, war besonderen Ursprunges. Es existirte für ihn überhaupt nichts, das nicht Anspruch darauf gehabt hätte, seinem angeborenen Werthe gemäß behandelt oder einmal wenigstens in Betracht gezogen zu werden. Und dies wieder hatte eine seltsame Folge. Goethe's Neigung und Gabe, das Individuelle zu verstehen, war so groß, daß daraus etwas wie eine Unterordnung gegen die Natur der Menschen und aller irdischen Erscheinungen, mit denen er zusammentraf, hervorging. Wer an den Käfig eines Tigers herantritt, wird ihn weder hassen noch fürchten, sondern mit ruhiger, ja freundlicher Neugier betrachten: diesem Gefühl ruhiger Beobachtung unterlag Goethe im Verkehr mit Menschen. Es gab nichts — fast könnte man so absolut sprechen — das Goethe nicht zum Gegenstand naturforscherhafter Betrachtung machte. Ueberall entdeckte er Thatsachen, die mit dem Weltganzen in Verbindung standen. Alles Seiende erfüllte ihn mit Ehrfurcht. Am meisten, wo es ihm in menschlicher Gestalt entgegentrat.

Behandelt er schon deshalb den Menschen mit Respect, so steigert sich dieses Freundliche gegen seine Daseinsmitbürger durch den Wunsch, ihnen ihre Lebensgeheimnisse abzulauschen. Jeder Mensch ist Goethe ein Problem. Er behandelt ihn in diesem Sinne als Seinesgleichen. Er ist herablassend, ohne daß die Betroffenen es zuerst merken, der Zurückhaltung wegen, die ihm zugleich eigen ist; bald genug aber empfinden sie es wohl. Er sucht die Stelle, wo sie ihm überlegen sein könnten. Emerson sagt, Goethe würde seinem Feinde nachgelaufen sein, wenn er von diesem Kenntnisse hätte erwerben können, die ihm fehlten. Und erlangt er sie, so nöthigt ihn das zu unbewußter Dankbarkeit. Deshalb war er gütig und freundschaftlich. Dies auch der Grund, warum wir Goethe fast niemals Böses den Leuten nachsagen hören. Wo er das thut, erfordern es zwingende Verhältnisse, aber auch dann hebt er das Gute gern zugleich hervor; das Böse aber sucht er eher zu erklären. Erinnern wir uns, wie er dem fatalen, um nicht mehr zu sagen, Kotzebue stets gerecht zu werden sucht. Die Lust am Bösesnachsagen, die Genugthuung, welche Mißerfolge von Gegnern gewähren, fehlte Goethe, während er in der Freude am Positiven, auch geringen Werthes, so weit geht, daß er zuweilen den das gemeine Maß nicht überschreitenden Bemühungen mittelmäßiger Kräfte Anerkennung zollt.

Dadurch entsteht für den Historiker ein doppelter Irrthum. Die, welche mit Goethe verkehren und ihn beurtheilen, erscheinen uns manchmal viel bedeutender als sie waren, und die, von denen Goethe spricht, in noch viel höherem Maße als beinahe ihm Gleichstehende. Und dies endlich nun ist der Grund, weshalb ihn in seinen Verhältnissen ein unbestimmter Glanz weittragend umleuchtet, der uns ihn nur höchst selten in dem einfachen Lichte erblicken läßt, das andere große Männer mit einfacher Tageshelle zu umgeben pflegt. Wie einsam und in ärmlicher Begleitung schreiten vor unseren Blicken Lessing, Herder und Schiller dahin! Es ist, als fröstelten sie inmitten der kühlen Menschheit, die ihrer oft genug nicht achtet, nach einem besseren Klima; Goethe dagegen umgibt ein unsichtbarer Hofstaat scheinbar besserer Leute, die ihn dicht umringen, ihr Bestes ihm darbringen und reichen Dank zu empfangen vermeinen durch Goethe's bloße Gegenwart. Und zugleich wiederum fällt sein Sonnenschein auf sie und verleiht ihnen Etwas, das sie sonst nicht besäßen. Goethe lebt nicht mit den Menschen wie Andere mit Ihresgleichen umgehen. Was er thut und sagt, steigert sich auch für seine nächste Umgebung. Ein freundliches Wort von seinen Lippen empfängt weittragenden, inhaltreichen Klang, und ein gelegentlicher Blick scheint viel zu sagen. Und in die Berichte über ihn fließt das hinein. Auf das von ihm Erzählte fällt es herab. Auf Alle, an die er schreibt, von denen er schreibt. Die an ihn, die von ihm schreiben. Diejenigen ausgenommen freilich, die grundsätzlich ihn verneinen. Diese bekommen einen Anflug von unzureichendem Geiste, als vermöchten sie Goethe nicht zu verstehen.

Doch die gerechte historische Betrachtung wird beeinträchtigt durch diese persönliche Wirkung. Wir verlangen wahrhaftigeren Bericht. Wir möchten nicht bloß erfahren, wie Goethe in der Correspondenz mit Frau von Stein

oder in der mit Schiller erscheint. Goethe in Frankfurt, in Rom, auf dem Feldzuge in Frankreich: das sind lauter bloße Bilder, die einander ablösen. Wir suchen nach den Aussagen Derer, die geistig ganz auf eigenes Vermögen basirt waren. Die mit Goethe lebten wie mit anderen Menschen. Weder kühl noch gleichgültig, müßten sie jedoch einfache Naturen gewesen sein, durch die Goethe, weil sie zu unscheinbar waren, sich nicht gereizt fühlte, sie auf ihre Tiefe hin zu prüfen. Die er gern um sich gehabt, aber ruhig neben sich hätte hergehen lassen. Die zugleich aber alles Schöne und Große in ihm begriffen und sich Freunden gegenüber oder auch in Tagebüchern darüber ausgesprochen hätten. Reportermäßig angelegte Naturen, die ihn in seiner Hoheit wohl empfanden, um seine Höhe zu ermessen, denen er aber nicht als unbegreifliches Wunder erschien, sondern sie hätten richtig über ihn berichten wollen. Diesen Anforderungen entsprach Eckermann, der Goethe in dessen letzten Jahren schriftstellerisch zur Hand ging, und darum machen die „Gespräche mit Goethe", eben weil Eckermann's ganz schlichte Natur stets hervortritt, den Eindruck wohlthuender Wahrhaftigkeit. Eckermann war durch Goethe aus trüben Lebensanfängen zu reiner, geistiger Existenz emporgehoben, niemals aber zur Selbstüberschätzung verleitet worden. Er übertreibt nicht, er mäßigt eher, er trägt vor, was sich zutrug, und gibt lieber zu wenig als zu viel. Goethe erscheint erhaben und großartig bei ihm, als natürliche Deutung gleichsam der Büste Rauch's, der gegenüber sämmtliche frühere Bildnisse Goethe's, in Marmor oder gemalt, nicht aufkommen.

Jetzt nun haben wir in einer Bearbeitung der Briefe des Jüngeren Voß das Buch, das eine noch wichtigere Epoche Goethe's noch deutlicher vor unseren Blicken mit Leben erfüllt[1]). Was Eckermann uns für Goethe von dessen siebzigstem zum achtzigsten Jahre leistet, das gewährt des berühmten Dichters Voß' Sohn Heinrich, ein junger Philologe, für Goethe zwischen 1804 und 1806, in dem Jahrzehnte seines Lebens zwischen dem fünfzigsten und sechzigsten Jahre. Eckermann redigirte selbst später seine tagebuchartigen Aufzeichnungen, daraus erklärt sich der gleichartige Ton seines Werkes und ein gewisses Künstlerisches darin. Voß ahnte nichts von seinem heutigen Amte: für Goethe einmal so hohe Dienste zu leisten: er schrieb seine Briefe, sandte sie ab und sah sie nicht wieder. Diese Briefe, in denen er sich über Goethe äußerte, sind längst bekannt und gedruckt; das kleine Buch aber, in dem das in diesen Briefen uns zunächst Berührende von Dr. Hans Gerhard Gräf jetzt so zusammengestellt worden ist, daß wir Tagebücher vor uns zu haben glauben, ist in dieser neuen Gestalt eine Neuigkeit der letzten Tage. Es erfaßte mich so, daß ich es sofort wieder las, und eine Freundin — die dieser Tage ihren siebzigsten Geburtstag feierte, und die wohl ein Urtheil hat über das, was Goethe angeht — schreibt mir: „Voß hat mich gestern den ganzen Tag, ja bis spät in die Nacht, beschäftigt." Das würde einem auch wohl mit Eckermann so gehen, wenn er eben zum ersten Male erschien. Voß aber ist doch anziehender. Seine brieflichen

[1]) Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß dem Jüngeren. Briefauszüge, in Tagebuchform zeitlich geordnet und mit Erläuterungen herausgegeben von Dr. Hans Gerhard Gräf. Mit Heinrich Voß' Bildniß. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Ergüsse an Freunde sind jugendlicher als Eckermann's stille Niederschriften. Eckermann kam zweiunddreißig Jahre alt zu Goethe, während Voß in den ersten Zwanzigen stand; Eckermann, der weniger die Sprache beherrschte, weniger lebhaft empfand und weniger gelernt hatte als der junge Voß, empfing niemals von Goethe Verse, um sie metrisch zurecht zu bringen! Und Goethe hatte in ihm nicht den Sohn eines alten Freundes neben sich, den er fast wie den eigenen Sohn behandelte. Und Goethe selbst war alt und oftmals müde als Eckermann ihm diente. Unter den denkbar günstigsten Verhältnissen dagegen trat Voß bei Goethe ein, und nun finden wir in Dr. Gräf's Buche, was der junge Voß seinen vertrauten Freunden über Goethe schreibt mit glücklicher Hand so zusammengestellt, daß auch für mich das längst Bekannte frische Gestalt annimmt[1]). Im Ganzen als kraftvoller Mann tritt Goethe uns hier entgegen. Als lebte und webte diese Weimarer Existenz von 1804 heute noch, und es bedürfte eines günstigen Momentes für uns selber nur, um in sie eingeführt zu werden. Einen seltsamen Familiengeruch scheinen dies Goethe'sche und dies Schiller'sche Haus auszuathmen. Bei Eckermann empfangen wir die Dinge unter einem leichten Firniß, bei Voß ohne das. Wenn Eckermann Goethe in seinem Arbeitszimmer beschreibt, wie er im weißwollenen Schlafrocke am Ofen sitzt, so trägt die Darstellung etwas von einer leichten Uebertragung in classische Linien an sich, etwa als hätten wir statt der Natur nur eine Preller'sche Skizze der Scene vor uns; bei Voß aber, wenn Goethe im „wollenen Jäckchen" weniger geschildert als bloß erwähnt wird, „mit einem kleinen Riß auf der Schulter", „mit den über die kurzen Hosen hoch hinauf gezogenen wollenen Strümpfen, mit dem bloßen Halse und vorn offenem Hemde", so muthet uns das an, als wären wir dabei, wie Goethe nun auch ein paar Flaschen Wein noch bestellt und über hohe Dinge mit dem jungen Lebensanfänger zu reden beginnt. Darin unterschied Goethe sich, lernen wir hier, von Schiller, daß dieser, um sich zu erholen, gern über gleichgültige Vorfälle schwätzte, Goethe aber gleich auf Themata von Gewicht und Bedeutung kommt. Wie beide aber zu scherzen verstehen, wie ihre Geselligkeit fidel eingerichtet und auf Frohsinn und Gelächter gestellt ist, das schlürfen wir mit Behagen und möchten dabei gewesen sein. Der Verkehr Goethe's mit Voß ist so, daß größere Förderung für einen jungen Gelehrten kaum denkbar wäre. Wie sie aus demselben Exemplare Sophokles' Trachinierinnen oder den König Oedipus lesen. Voß den griechischen Text laut übersetzend, Goethe ihm mit den Blicken folgend. Goethe eine Dichtung plötzlich laut declamirend, um hervorzuheben, welche Tiefe an Inhalt ihr eigen sei. Goethe über Unsterblichkeit sprechend. Goethe von den Gedanken redend, die er in Italien hatte (weit über zehn Jahre vor dem Erscheinen der „Italienischen Reise"). Goethe mit seinen universalen Anschauungen den ganzen Umkreis des den Gedanken Erreichbaren berührend. Goethe endlich beim Verluste Schiller's in eine Art

[1]) Gerhard Gräf gibt außerdem eine Reihe mit Sorgfalt bearbeiteter Anmerkungen, eine Aufzählung der von ihm benutzten Literatur und ein Register. Das Ganze ein freundliches, nützliches und, wenn meine Voraussicht sich bestätigt, einst hochgeschätztes Büchelchen, von dem Viele einmal wissen werden, wenn ich recht prophezeie.

von Starrkrampf des Gefühls verfallend, aus dem Niemand ihn zu erwecken wagte. All' das wird in den natürlichen Ergüssen eines jungen Doctors der Philosophie uns vorgeführt, der als beginnender Lehrer am Gymnasium unterrichtet. Zu dem Sonntags die Schiller'schen Kinder kommen, die er als unschuldiger Junggeselle bewirthet und die aus seinem Fenster auf den weimarischen „Zwiebelmarkt" herunter sehen. Liebenswürdigere Kinder, dazu die Wolzogen'schen, gab es für ihn nicht. Und Voß war es, der Schiller in seiner letzten Krankheit beistand und dabei war, wie Schiller sich sein jüngst geborenes Töchterchen ins Bette reichen ließ, es lange ansah und dann sich weinend abwandte. Und wie ergreifend, uns in die Krankenstube mit hinein führend, zeigt er uns den Sterbenden. Das Beste in Eckermann's Buche sind gewiß die letzten Seiten auch, wo wir Goethe's letzte Athemzüge wie mit verhaltenem Athem selber zu vernehmen glauben, aber in beiden Schilderungen liegt ein Unterschied des Grades: Goethe verscheidet, entschläft, Schiller stirbt. Die ganze Bitterkeit des Todes überkommt uns bei Voß' Worten. Und als Voß später selbst dann sterben muß, tröstet Schiller's Wittwe die Seinigen mit dem Hinweis auf das, was er ihr und ihren Kindern tröstend damals war.

Dieser Unterschied der Erinnerungen Eckermann's und Heinrich Vossens hängt mit dem der sich ändernden Zeiten überhaupt zusammen. Goethe's Existenz war um 1804 bürgerlicher. Vom Hofe ist wenig die Rede. Es geht frisch und flott in Goethe's Hause zu. Goethe führte etwa die Existenz eines in Weimar lebenden Jenenser Professors. Damals leitete er die „Literaturzeitung" und deren Inhalt beschäftigte ihn. Damals schrieb er am ersten Gesange der Achilleis, an deren Hexametern Heinrich Voß ihm bauen half, und seine Meinung war noch, das ganze Gedicht werde vollendet werden. Und dann plante Goethe jener Zeit ein großes Deutsches Wörterbuch, über das schon ein Bericht an den Herzog geschrieben worden ist. Goethe selbst und Schiller wollten daran mitarbeiten, aber der Aeltere Voß in Jena sollte die Hauptarbeit thun. Die neu aufgenommene Medaillensammlung erfüllte Goethe's Geist zugleich, der, wie er von sich gestand, der Abwechslung bedurfte. Die Naturwissenschaften, die nach den Napoleonischen Zeiten von Frankreich aus das Weltinteresse und das Goethe's in seinem letzten Jahrzehnt mit einer gewissen Vornehmheit beschlagnahmten, waren noch bescheidener. Fremde spielen in Weimar keine große Rolle. Die ganze Napoleonische Epoche lag ja noch in der Zukunft. Das nur Waltende, Begutachtende, Inbetrachtziehende der Greisenzeit Goethe's fehlte noch; vollere Kräfte ließen ihn mehr selbst eingreifen. Das Alter mit seinen Vor- und Nachtheilen winkte erst weit von ferne. Noch zehn Jahre war es hin zum westöstlichen Divan. Noch waren damals die jüngeren Romantiker Leute jüngster Art, die älteren noch jung. Was wir früher in einzelnen Zügen zusammensuchten: Goethe's Bild als Mannes von fünfzig Jahren, schließt sich hier zu fester Gegenwart an einander. Nun erst empfinden wir, wie sehr wir in unserer Phantasie schwankten, wenn wir uns vorstellen wollten, wie Goethe bei seinem Verkehre mit Schiller beschaffen war.

Heinrich Voß ist lange vor Goethe's Tode von diesem ebenso plötzlich getrennt worden, als er mit ihm zusammen kam. Er hatte, als Goethe ihn wie seinen

Sohn aufnahm, die Universitätsstudien gerade beendet. Er erlebte in Goethes' Hause die Ueberraschung, daß er Dr. phil. in Jena geworden war. Darauf erfolgte dann in Weimar die Anstellung als Lehrer am Gymnasium. Bald aber zogen die Eltern ihn sich in ihre Nähe; er verläßt seine Stellung in Weimar und geht nach Heidelberg, wo er als Professor jung stirbt. Offenbar hat in diesen letzten Jahren der Einfluß seiner Eltern auf ihn gewirkt, und er nimmt Goethe gegenüber eine kritische Stellung ein. Aber es ist in Anschlag zu bringen, daß bei Voß der Uebergang zu selbständiger Stellung in Jahren geschah, in denen ein Zurückziehen auf sich selbst niemals auszubleiben pflegt. Der junge Mann hörte im Hause seiner Eltern hart über Goethe urtheilen und gab sich dem Einflusse dieser Anschauungen hin. Schließlich hört der Verkehr zwischen beiden auf. Es müssen dauernde gemeinsame Erlebnisse den Zusammenhang zwischen Menschen aufrecht erhalten, wenn das Verhältniß nicht ein unwahres werden soll. Und so ist dieses langsame Sichtrennen von einem väterlichen Freunde, dessen Herrschaft über ihn kein Ende und Abbrechen zu erlauben schien, etwas Natürliches, das uns nicht beleidigt. Wie oft habe ich ein solches Sichfremdwerden eintreten sehen, und es durfte nicht von Schuld auf der einen oder anderen Seite gesprochen werden. Im Gegentheil, es ergreift uns der Anblick, wie bei späteren persönlichen Begegnungen mit Goethe, oder wenn ihm frische Bücher Goethe's zukommen, der junge Gelehrte in die alte Stimmung überfließender Begeisterung zurückfällt, während Goethe überhaupt sich stets gleich bleibt. Goethe trug unendliche Kammern in sich, in denen seine Freunde eine Wohnung hatten und behielten. Er läßt die Menschen freiwillig niemals los. Er erträgt sogar Verrätherei und übersieht Fehler, die Andere für immer abgeschreckt hätten. Die Menschen nutzen sich niemals ab für ihn. Weit dehnen sich die Gedanken aus, die er mit Einzelnen theilt, als sei er wie auf einer Insel einsam und allein mit Jedem, und neben diesem Einzigen beherbergt sein Herz noch Viele, Viele, denen er vielleicht jedem Einzelnen Alles ist, und sie selber bieten ihm so wenig. Dieses ihm eigene Sichausdehnen des Verkehrs ins Allgemeine ist seine Besonderheit und täuscht uns oft über den Grad der Wichtigkeit, den Einzelne für ihn gehabt zu haben scheinen. Goethe ermüdete nicht, Menschen an sich heranzuziehen. —

Und von wie vielen dieser Verkehre liegen uns noch nicht die Zeugnisse vor! Goethe's Correspondenz, die im Drucke immer doch nur die Hälfte seiner Briefe darbietet denen gegenüber, die verloren gingen oder versteckt gehalten werden, läßt uns nur vermuthen, welche Umsätze ausgemünzter Gedanken täglich hier stattfanden. Und dazu die Gespräche! Was hier zufällig niedergeschrieben und, abermals zufällig, von Herrn von Biedermann gedruckt worden ist, denn wie viel Privatbriefe mit Berichten darüber müssen diesem sorgfältigen Sammler entgangen sein, repräsentirt doch sicherlich nur einen ganz geringen Theil des von Goethe im Gespräche Ausgegebenen.

Diese Lage der Dinge macht die Frage natürlich: Wie soll sich das heutige und wie das einst lebende Publicum dazu verhalten?

Die Goethe insgesammt angehende gedruckte Literatur ist auch dem Eingeweihten schon nicht mehr übersichtlich. Man vermag den laufenden Zuwachs an nacktem Material kaum nur noch aufzuführen. Will man alles Vorhandene systematisiren, so besitzen wir Berichte über nur kurze Begegnungen (wie mit Napoleon), über kürzeres Zusammenleben (wie mit Frau von Stein), über dauerndes (wie mit dem Herzoge). Wir unterscheiden, was Goethe selbst niederschrieb, von dem, was nach seinem Tode herauskam. Sehr verschiedene Grade von Glaubwürdigkeit sind weiter zu unterscheiden. Hinzu tritt die Masse der Urtheile, die von den Biographen ausgingen und die schon deshalb zu berücksichtigen sind, weil sie Einfluß auf die Anschauungen des Publicums verschiedener Jahrgänge erlangt haben.

Wie soll sich inmitten dieser ungeheuren Masse von Material der benehmen, der frisch an das Studium Goethe's herantritt? Und wie der, der Anderen die Anfänge einer Unterweisung des Goethe Betreffenden zu vermitteln hat? Ich glaube, der Lehrer wird folgenden Weg einschlagen. Zuerst wird er eine Auswahl der Werke erklären. Dann für das Persönliche sich an nur wenige Bücher halten: „Wahrheit und Dichtung", „Italienische Reise", „Campagne in Frankreich"; Heinrich Voß: „Goethe und Schiller", „Gespräche mit dem Kanzler von Müller", Eckermann's beide ersten Bände.

Gräf's Buche wird damit ein hoher Werth beigelegt. Es ist, wie ich wiederhole, nur ein Auszug, die verschiedenen Briefwechsel aber, aus denen Gräf seine Publication zusammenstellte, würden in der heutigen Gestalt das nicht leisten, was er sie nun leisten läßt. Lesen wir die die Jahre 1804—5 füllende allgemeine Correspondenz Goethe's durch, so läßt diese Reihe Briefe ihn kühl und geschäftsmäßig zurückhaltend erscheinen. Sie stechen ab von denen anderer Epochen in Ton, Fassung und Inhalt. Es ist als bräche das Alter sichtbar durch. Goethe macht in ihnen plötzlich den Eindruck eines jener älteren Gelehrten, wie ich sie in meiner Jugend noch als durch die sie umgebende Ehrfurcht herrschende Heroen kannte. Männer, zu denen man emporsah, deren Ruhe die jüngere Generation aber ungeduldig machte. Viel später aber erst ward vom Schicksal Goethe die thronende Behaglichkeit aufgezwungen, in der Eckermann ihn erscheinen läßt, und die wir heute als einen integrirenden Theil seiner Persönlichkeit auch in den Anfangsjahren des neuen Jahrhunderts schon ansahen.

Herr Philipp Reclam sollte, da Gräf's Arbeit nun vorliegt, „Die Italienische Reise" und „Die Campagne in Frankreich", sowie nach Vollendung der Briefsammlung der Weimaraner Ausgabe eine „Auswahl der schönsten Briefe Goethe's" noch dazu nehmen und diesen Stücken den besonderen Gesammttitel: „Quellenschriften für Goethe's Leben" geben. Es würde eine dem ersten dieser Bände vorzusetzende Einleitung dann genügen, den Sinn des Titels klar zu machen. Den hohen socialen Nutzen, den diese billigen Reclam'schen Büchelchen stiften, muß Jedermann einsehen. Ich habe eine ganze Anzahl von Exemplaren des vorliegenden Bändchens, für 40 Pfennige jedesmal, zu Geschenken gekauft, und viele Bekannte bewogen, ein Gleiches zu thun. Die Verbreitung und hohe Anerkennung, die es jetzt bereits an vielen Stellen gefunden hat, wäre ohne den billigen Preis vielleicht nicht möglich gewesen.

Ueber Gerechtigkeit und Politik.

Von
Friedrich Curtius.

I.

Der alte Satz, daß die Gerechtigkeit die Grundlage der Reiche sei, wird zwar gern bei öffentlichen Feiern als Redeschmuck verwendet, aber von den berufsmäßigen Politikern vielfach belächelt. Allerdings ist das Gebiet der praktischen Politik so sehr durch den Gegensatz von Macht gegen Macht, durch den harten Kampf der Interessen beherrscht, daß jener Satz idealistisch und unwahr erscheint. Eine nüchterne Betrachtung der Thatsachen, die sich als „Realpolitik" einführt, möchte ihm vielmehr die Behauptung entgegenstellen: die Gewalt ist die Grundlage der Reiche. Allerdings ist die Wahrheit dieser Behauptung noch nicht damit bewiesen, daß die Anfänge neuer Staaten gewaltsamer Natur zu sein pflegen. Denn was den Anfang einer Form menschlichen Zusammenlebens bildet, braucht noch nicht deren Charakter dauernd zu bestimmen, und es muß von vornherein als möglich zugegeben werden, daß zur Erhaltung der Staaten andere Mittel dienlich seien, als zur Gründung neuer Staaten. Aber auch, wenn man die bestehenden Staaten betrachtet, so ist nichts einleuchtender, nichts erfahrungsgemäßer als dieses, daß alle staatliche Ordnung auf der festen Begründung der Herrschaft beruht, daß der Boden des Gemeinwesens wankt, wenn der Wille des Herrschers nicht nur gelegentlich in Einzelfragen auf Widerspruch stößt, sondern seine Gewalt allgemein und principiell bekämpft wird, sofern nicht dieser Widerstand überall, wo er sich zeigt, niedergeworfen und vernichtet wird. Anarchie ist der absolute Gegensatz des Staates, und die Gesetze verhängen strenge Strafen gegen jede an sich geringfügige Störung der öffentlichen Ordnung, wenn in derselben ein Widerstand gegen die Executivgewalt des Staates enthalten ist. Wo daher dieses Fundament des Staates ernstlich bedroht ist, da ergreift alle Schichten des Volkes die Empfindung, daß jede, auch die moralisch mangelhafteste Herrschaft vor der Anarchie den Vorzug verdient. Diese Ueberzeugung kann momentan verloren gehen, was dann nothwendig zu einer Katastrophe des

Gemeinwesens führt; aber staatliche Ordnung gehört so sehr zu den elementaren Bedürfnissen der Menschen, daß anarchische Episoden rasch vorübergehen und nur zu einer um so strafferen Anziehung der Zügel des Regiments führen. Aus der Revolution wird die Despotie geboren.

Auf diese entscheidende Bedeutung der Gewalt für das Wesen des Staats stützt sich eine staatsrechtliche Anschauung, welche in der Thatsache der Herrschaft das einzige Merkmal des Staates sieht, die willkommene Theorie für diejenigen Praktiker der Politik, welche kein anderes Ziel kennen, als die Ausdehnung und Befestigung der Staatsgewalt, und welche in dem Erfolge des Staatsmannes auf diesem Gebiete den einzigen Maßstab für die Beurtheilung seines Wirkens finden.

Allein die Einseitigkeit dieses Standpunktes ergibt sich sofort, wenn man die Frage aufwirft: Woher stammt jene Herrschaft, welches ist die Quelle der Staatsgewalt? Es ist die fundamentale Frage der Politik. Denn aus der Antwort ergibt sich offenbar die richtige Methode für die Lösung derjenigen Probleme, die gerade den Realpolitiker am meisten interessiren müssen: wie wird die Staatsgewalt erhalten und, wo sie erschüttert war, wieder hergestellt? Hier ist nun sofort die ganz eigenthümliche Natur der Staatsgewalt einleuchtend. Alle andere Gewalt in der Natur und in der Menschenwelt gründet sich auf physische Ueberlegenheit. Im Staate aber sind offenbar die Beherrschten dem Herrscher überlegen, denn dieser ist Einer oder Wenige, jene sind eine Menge. Es soll also Einer oder es sollen Wenige herrschen über Viele. Damit die Herrschaft ihren Zweck erreiche, muß sie möglichst concentrirt sein. In Zeiten der Gefahr, wo der Staat sein Höchstes leisten soll, fordert selbst die Republik einen Dictator. Also der Begriff der Herrschaft selbst verlangt, daß nur Einer, oder zum Mindesten, daß nur Wenige die Gewalt haben. Und umgekehrt ist die Menge, welche, physisch betrachtet, die Gewalt hat, gerade deshalb, weil sie Menge ist, unfähig zu herrschen. Das natürliche Verhältniß, daß die Herrschaft da ist, wo physisches, materielles Uebergewicht, ist also im Staate gerade umgekehrt.

Zweifellos wird in vielen Fällen eine staatähnliche Herrschaft über Menschen durch physisches Uebergewicht begründet. Ein waffenstarker Adel kann einer entwaffneten kriegsuntüchtigen Menge Gesetze geben. Eine körperlich stark entwickelte Rasse ist einer sinkenden, entarteten Rasse überlegen. Eine kleine Schar von Seefahrern, die mit Feuerwaffen versehen ist, kann einen wilden Stamm unterwerfen. Aber wenn auch in solchen rein natürlichen Verhältnissen hie und da der Anfang einer Staatsbildung zu finden ist, so wird man doch nicht geneigt sein, dieses rein physische Uebergewicht als solches Staatsgewalt zu nennen. Wo die Herrschaft über Menschen nur ausgeübt wird, wie auch eine Herrschaft über Thiere möglich ist, durch das Uebergewicht der Körperkraft, der Bewaffnung, der Beherrschung der Naturkräfte, da sträubt sich schon das Sprachgefühl gegen den Gebrauch des Wortes „Staat" — ein Zeichen, daß dieser Begriff ein ethisches Verhältniß zwischen Herrscher und Beherrschten voraussetzt. Der Gang der Geschichte, der Fortschritt der Cultur besteht nun auch gerade darin, daß alle solche rein mechanischen Gewaltverhält=

nisse mehr und mehr verschwinden. Ein antiker Tyrann konnte mit einer gut bezahlten fremden Leibwache seine Burg vertheidigen und seine Stadt beherrschen. Noch vor fünfzig Jahren herrschten der Papst in Rom und die Bourbonen in Neapel durch schweizerische Söldner. Auch so lange es innerhalb eines Volkes einen besonderen Wehrstand gab, konnte der Herrscher im Einverständniß mit diesem Bürger und Bauern niederhalten. Wenn auch zum größten Theile aus dem eigenen Volke hervorgegangen, hatte doch ein Heer, wie noch das Friedrich's des Großen, so wenig Zusammenhang mit den übrigen Ständen und stand dem bürgerlichen Leben so fremd gegenüber, daß es, ein scharf geschliffenes Schwert in der Hand des Herrschers, ebenso gut das eigene Volk niederhalten, wie den auswärtigen Feind zurückweisen konnte. Unter solchen Verhältnissen erscheint die Staatsgewalt furchtbar und unwiderstehlich wie eine Naturkraft, der Wille des Herrschers wie ein unabwendbares Fatum und das Volk zu schweigender Ergebung verurtheilt. Alles dies aber ist seit Beginn des Jahrhunderts von Grund aus geändert. Die furchtbare Uebermacht der Revolutionsheere zwang die Herrscher, ihre Völker zu bewaffnen. Der allgemeine Heeresdienst, der von Preußen ausgehend allmälig in allen europäischen Staaten eingezogen ist, war eine demokratische Revolution von so ungeheuren Dimensionen, daß ihr gegenüber alle Verfassungen, alles allgemeine Stimmrecht, alles demokratische Treiben in Presse, Versammlungen und Vereinen, alle Redeübungen der Parlamente als reines Kinderspiel erscheinen. Wenn einmal jeder gesunde Bürger Soldat ist, so tritt damit jene erste Frage der Politik: woher die Staatsgewalt? in ein ganz neues Stadium. Denn nun ist Alles beseitigt, was von rein physischem, mechanischem Uebergewicht dem Herrscher früherer Zeiten zu Statten kam. Nun steht die nackte Thatsache, daß Einer herrschen soll über Millionen, daß die Gewalt da sein soll, wo physisch nichts ist, daß Gehorsam gefordert wird von Denen, die die ungeheure Uebermacht haben, in einer ganz neuen, grellen Beleuchtung da. Denn das ist nun klar, daß auf die Frage: woher die Staatsgewalt? keine andere Antwort möglich ist, als: von dem Volke. Alle Reste einer dem Volke entgegengesetzten, auf äußere Stützen gegründeten Staatsgewalt hat die Geschichte der civilisirten Länder beseitigt. Der Despotismus muß so gut wie die radicalste Demokratie die Mittel zur Ausübung seiner Gewalt von seinen Unterthanen erbitten, und das „nicht Ross' noch Reisige" unserer Nationalhymne ist nicht ein Ausdruck schwärmerischer, idealisirender Begeisterung, sondern eine allgemein anerkannte schlichte Thatsache. Es ist dies, mit einem Goethe'schen Ausdrucke gesprochen, das Urphänomen des modernen Staates, daß hier eine Herrschaft ist, die sich gründet auf die Beherrschten, eine Gewalt, welche ihre Mittel von Denen heischen muß, gegen welche sie angewendet werden soll.

Im Jahre 1839 hat Tocqueville in der Vorrede zum dritten Bande der „Démocratie en Amérique" es ausgesprochen: „La révolution démocratique dont nous sommes témoins, est un fait irrésistible contre lequel il ne serait ni désirable ni sage de lutter." In der Theorie ist diese Behauptung kaum zu bestreiten, aber ihre Consequenzen sind dem Selbstgefühl der Regierenden so

peinlich, daß man ihnen in der Praxis ausweicht und immer aufs Neue nach Mitteln sucht, das Volk anders als durch das Volk zu beherrschen. Unumwunden wird die Thatsache der Demokratie nur von den Parteien anerkannt, welche noch nicht herrschen, aber zur Herrschaft gelangen möchten. Alle Parteien, mögen sie nach ihren Tendenzen noch so autokratisch sein — in ihren Verfahren, in ihren Mitteln huldigen sie der gleichen demokratischen Praxis. Alle streben, durch Agitation, durch die Presse, durch Vereine und Versammlungen, durch Belehrung, Drohungen und Versprechungen die Massen zu gewinnen. Nur durch ihr agitatorisches Geschick, durch die Verschiedenheit der Umstände, die sie benutzen, der Methoden, die sie anwenden, sind sie verschieden. Keine Macht der Welt hat ihrem Princip nach eine tiefere Geringschätzung des Volkes, als die katholische Kirche: Wenn es ginge, wie sie möchte, würden die Massen wie geduldige Herden geleitet werden, wohin das Interesse der Kirche es fordert. Aber diese Kirche bemüht sich mit dem größten Erfolge, die Menschen zu überzeugen. Sie hat im Laufe dieses Jahrhunderts eine immer virtuosere Kunst der Demagogie entfaltet. Die katholische Kirche hat sich gerade dadurch als eine Weltmacht gezeigt, daß sie ihre Methode den veränderten Zeitverhältnissen angepaßt hat und nicht den mindesten Versuch macht, im neunzehnten Jahrhundert durch andere Mittel zu herrschen, als durch das Volk. Neuerdings sehen wir auch die hochconservative Partei — spät, aber doch nicht ohne Erfolg — den Weg der Demagogie einschlagen, indem sie die großen Massen der Landbevölkerung durch die ausschließliche Betonung ihrer materiellen Interessen in Bewegung zu bringen sucht.

Begreiflich ist die Abneigung des legitimen Königthums, welches auf eine Jahrhunderte lange, gelegentlich erschütterte, aber nie unterbrochene Herrschaft zurückblickt, die Demokratie als Thatsache anzuerkennen. Es hat seine eigene politische Theorie in zwei Capiteln: Der Ursprung der Gewalt wird auf die Gottheit selbst zurückgeführt, und das Mittel der Gewaltübung ist das Heer, welches durch den Fahneneid an die Person des Monarchen gebunden ist. In diesem Eid liegt die Verbindung beider Momente. Das Heer ist das Schwert des Königs, und dieses Schwert ist ihm von Gott verliehen. So gewiß dem gläubigen Sinne das Walten der Vorsehung in der Geschichte, so zweifellos ist ihm die Pflicht zum Gehorsam gegen die Obrigkeit. Aber für die Erkenntniß der irdischen Wirklichkeit ist damit nichts gewonnen. Denn jene göttliche Vollmacht wirkt jedenfalls nicht unmittelbar und mystisch durch eine übernatürliche Steigerung der persönlichen Macht des Monarchen, sondern nur durch die Gesinnung und die Handlungsweise der Unterthanen, welche sich ihr beugen. Soll die religiöse Vorstellung von dem Ursprung des Königthums einen materiellen Erfolg haben, so muß sie nicht eine Theorie vereinzelter Juristen und Theologen, sondern Volksüberzeugung sein, und somit kommt es wieder auf das Volk an, und das „von Gottes Gnaden" hat eine politische Bedeutung nur insofern, als darin ein Hinweis liegt auf eines der Motive, welche die Ueberzeugung des Volkes bestimmen können. Dasselbe gilt natürlich von dem Werthe des militärischen Eides. Zweifellos sind in der Disciplin der Armee, ihrer Gewöhnung an strengsten Gehorsam, in dem besonderen

Standesgefühl und Standesinteresse des Officiercorps Garantien gegen Willkür, gegen das Eindringen revolutionärer Gesinnung vorhanden. Aber darüber ist sich kein ernsthafter Politiker unklar: wo immer das Heer das bewaffnete Volk ist, kann der Geist des Heeres auf die Dauer kein anderer sein, als der Geist des Volkes. Eine revolutionäre Bewegung, die den Geist des Volkes durchdringt, wird zwar zunächst — vielleicht Jahrzehnte lang — vor dem Heere Halt machen, aber nicht dauernd vor ihm zurückweichen. Will man ein Heer haben zur Sicherstellung des Thrones gegen das Volk, so muß man das Volksheer auflösen, das Volk entwaffnen und zu dem Söldnerwesen zurückkehren. Da aber die erfolgreiche Vertheidigung gegen auswärtige Feinde durch das Volksheer bedingt ist, so kann ein solcher Rückschritt nicht in Frage kommen.

So führt die vorurtheilslose Betrachtung der Thatsachen immer wieder zu der Erkenntniß, daß die Gewalt, die physische Macht, die zum Herrschen befähigt, bei dem Volke ist und nur von dem Volke genommen werden kann. Für die Wissenschaft vom Staate folgt hieraus, daß sie von der bloßen Thatsache der Herrschaft aus dem Verständniß dessen, was der Staat ist, um keinen Schritt näher kommt, daß sie vielmehr von dem Volke ausgehen und nachweisen muß, wie dieses durch die rechtliche Ordnung seiner Gemeinschaft die Staatsgewalt producirt. In kleinsten Verhältnissen läßt sich sehr wohl ein Zustand denken, wo die Bürgergemeinde durch Beschlüsse selbst regiert, wo durch das Princip der Majorität die physische Gewalt dem Herrscher, der mit der Gesammtheit der Beherrschten identisch ist, zur Verfügung gestellt wird. Staatsgewalt im Rechtssinne und mechanische Kraft fallen dann zusammen. Aber dieser einfachste Fall kann sich in größeren Verhältnissen nicht wiederholen. Nicht nur deshalb nicht, weil die Beschlußfassung von Millionen unüberwindliche Schwierigkeiten bietet, sondern weil die Aufgaben des Regierens mit der räumlichen Ausdehnung des Herrschaftsgebietes in geometrischer Progression wachsen, weil nur ein festgefügtes System, ein kunstvoller Apparat den Bedürfnissen eines großen Staatswesens genügen kann. Joseph de Maistre erinnert daran, daß dem Unmündigen ein Vormund, dem Wahnsinnigen und dem Abwesenden ein Pfleger bestellt werde, und findet, daß das Volk aus jedem dieser drei Gesichtspunkte eines Herrschers bedürfe. Demokratische Idealisten mögen die dauernde Unmündigkeit des Volkes bestreiten. Was den Wahnsinn betrifft, so kann man zugeben, daß das unter dem Einflusse der französischen Revolution gefällte Urtheil, sofern es für alle Zeiten und alle Völker gelten soll, übertrieben ist. Aber zweifellos ist in einem großen Staate das Volk als Gesammtheit immer abwesend, so daß schon aus diesem ganz unbestreitbaren Gesichtspunkte die Uebertragung der bei dem Volke beruhenden Macht auf einen Herrscher nothwendig erscheint.

In politischen Zuständen, wo aus einem allgemeinen Umsturz ein Neues geschaffen werden muß, wo eine Reconstitution eines in die Brüche gegangenen Staatswesens erforderlich ist, wird diese Uebertragung der Herrschergewalt an eine einzelne Person in derselben Weise vollzogen, wie auch im bürgerlichen Leben eine Gesammtheit von Menschen sich ein Haupt und einen Vertreter

beschafft, durch Wahl und Auftrag der Gesammtheit. Aber solche Uebungen der ursprünglichen Volkssouveränetät, wie in dem französischen Plebiscit von 1852, sind zum Glück für die Völker sehr selten. Nichts ist unwahrscheinlicher, als daß eine solche Gesammtaction des Volkes, die immer nur unter dem Eindrucke furchtbarer Erschütterungen des nationalen Lebens und unter gewaltiger Erregung der politischen Leidenschaften stattfindet, zu einem Ergebniß führe, welches den wahren Interessen des Volkes entspricht. Im Allgemeinen ist selbst die fehlerhafteste bestehende Herrschaft einer revolutionären Neubegründung vorzuziehen, und darum ist jeder vernünftige Politiker in dem Sinne conservativ, daß ihn vor allen andern Fragen des Staaatslebens die eine beschäftigt: Wie ist die Staatsgewalt zu erhalten? Wie sind Erschütterungen zu vermeiden? und, wenn eine solche stattgefunden hat, wie ist die Störung wieder auszugleichen?

Wenn nun feststeht, daß die Staatsgewalt im Volke beruht und nur von dem Volke genommen werden kann, so folgt hieraus die Berechtigung des Idealismus in der Politik. Denn da diese Gewalt durch den freien Willen der Bürger producirt wird, so kommt offenbar Alles auf deren Gesinnung an, also auf ein Unsichtbares, Innerliches, auf Etwas, das nicht durch mechanische Mittel erlangt werden, das auch der Staat nicht selbst erzeugen kann, das er aber vorfinden muß, wenn er bestehen soll. Dies zuzugestehen, wird dem selbstbewußten Realpolitiker schwer, und doch, wenn er wirklich Realist ist, d. h. die Dinge sieht, wie sie sind, kann er gerade diese Thatsache am wenigsten bestreiten. Sein Ideal wäre eine Einrichtung der Welt, in welcher der Herrscher über ein Geheimmittel zur Bewältigung der Massen verfügte, dessen Benutzung von dem guten Willen der Unterthanen ganz unabhängig wäre. Aber die Vorsehung hat dies nicht gewollt. Der Vater ist seinen Kindern nach der Ordnung der Natur, so lange sie seiner Herrschaft bedürfen, auch an Körperkraft überlegen und kann deshalb befehlen, ohne zu fragen. Die väterliche Gewalt bietet eine vollkommen ideale Congruenz von Autorität und materieller Kraft. Darum ist ein patriarchalisches, d. h. der väterlichen Gewalt analoges Verhältniß zu den Unterthanen das Ideal des aufgeklärten Despoten. Aber thatsächlich hat der moderne Herrscher eine solche Gewalt nicht. Er ist ohnmächtig gegen den Willen der Unterthanen. Also muß sich der Realpolitiker bescheiden und, wenn er auf die letzten Gründe der Staatsgewalt zurückgeht, dem Idealisten Recht geben. Hier, an seiner Wurzel, ist der Staat der Religion gleich, die auch ihre ganze Macht in Glauben und Gesinnung der Individuen hat und dieses ganz ideale Moment durch nichts ersetzen kann. Darum kann es keine staatsmännische Weisheit, keine verständige Politik geben, für welche nicht dieses Eine: die persönliche Gesinnung, die politische Ueberzeugung der Unterthanen die erste, grundlegende Frage wäre.

Die Frage: Woher die Staatsgewalt? setzt sich also um in die andere Frage: Woher die Staatsgesinnung der Unterthanen? Wir nennen die ideale Gesinnung der Bürger Vaterlandsliebe, obwohl sie mit der rein natürlichen Anhänglichkeit an den Boden der Heimath nichts zu thun hat. Insbesondere in großen Staaten ist der Zusammenhang beider ein sehr loser. Es gehören

allerdings zum Begriffe der Heimath nicht nur Berge und Flüsse, sondern auch Sprache und Sitte und auch die Ordnungen des öffentlichen Lebens, so daß jene natürliche Anhänglichkeit auch dem bestehenden Staatswesen zu Gute kommt. Insbesondere ist es die social und politisch werthvollste Eigenschaft des Menschen, daß er „die Gewohnheit seine Amme nennt", daß er eine Abneigung gegen das Neue, das Ungewohnte hat und das Alte, Bewährte, selbst das bekannte Uebel dem Neuen, Fraglichen, Ungewissen vorzieht. Aber man darf auf diese Mischung von Pietät und Trägheit keine zu großen Hoffnungen setzen. Denn diese wesentlich passive Gesinnung ist für einen kühnen und entschlossenen Angriff auf die bestehende Ordnung kein unüberwindliches Hinderniß. Nicht darauf kommt es an, daß das Volk die Regierung nicht stürze, sondern daß es sie stütze, sie zur Macht mache und als solche halte. Darum kann eine bloß passive Tugend der Unterthanen den Bedürfnissen der neuen Zeit nicht genügen. Der sogenannte „ruhige Bürger", der die Politik als einen Stoff für Bierbankgespräche schätzt, ein thatkräftiges Interesse aber nur seinen Privatangelegenheiten widmet, konnte in der Staatsordnung des Absolutismus gefeiert werden; in einem demokratischen Zeitalter ist seine Gesinnung verwerflich. Der moderne Staat braucht Bürger, die für ihn eintreten. Die Gewalt des Herrschers kann nur dann als gesichert gelten, wenn Jedermann im Volke ihren Bestand als sein eigenes und persönliches Interesse vertritt, wenn wenigstens die so Gesinnten eine ganz entschiedene Uebermacht haben. Woher also dem Volke diese Gesinnung kommen soll, das ist die Frage.

Die Gesinnung des Menschen, so weit sie überhaupt durch bewußte Einwirkung bestimmt wird, ist das Product seiner Erziehung, und darum zeigt sich der gesunde Idealismus in der Politik in dem Vorherrschen der Erziehungsfrage. Man kann aus der Stellung dieser Frage im öffentlichen Leben auf die politische Gesundheit einer Epoche schließen. Die politisch productiven und die unproductiven Zeiten, Perioden des Fortschritts und des Verfalls unterscheiden sich dadurch, ob Erziehung oder Polizei das Losungswort ist. Man braucht in Deutschland, um diesen Gegensatz augenfällig zu machen, nur die Zeit von 1806 bis 1815 mit dem darauf folgenden Zeitraum zu vergleichen. Darum platzen auch auf dem Gebiete der nationalen Erziehung alle politischen und kirchlichen Gegensätze auf einander. Jede Partei, welche die herrschende Stellung des Staates im Erziehungswesen angreift, ist grundsätzlich staatsfeindlich. Denn wenn der Staat nicht die Erziehung beherrscht, so beherrscht ihn diejenige Macht, welche diese Herrschaft ausübt. Aber, so groß die Bedeutung der Erziehung, ist es doch eine idealistische Täuschung, wenn man durch Erziehung allein, durch Lehre, Predigt, ethische Einwirkung die Staatsgesinnung erzeugen zu können meint. Es ist nicht möglich, Ideen und Ueberzeugungen durch frühzeitige Lectionen und unausgesetztes Wiederholen auf eine kommende Generation einfach zu übertragen. Die Gesinnung des reifen Mannes ist viel mehr das Product eigener Erfahrung als frühen Lernens, denn

„es bildet
Nur das Leben den Mann und wenig bedeuten die Worte."

So ist auch die Gesinnung des Menschen über den Staat wesentlich bestimmt durch seine Erfahrung vom Staat. Wie lange schon wirkt bei uns die nationale Erziehung in Schule und Heer, und wie wenig können wir mit ruhiger Sicherheit behaupten, daß die große Menge der Staatsbürger mit Staatsgesinnung erfüllt sei! Und eben auf diese Menge kommt es an. Der Politiker kann nicht wie der Religiöse bei der Thatsache sich beruhigen, daß Viele berufen, aber Wenige auserwählt sind, daß das Ideale immer nur von einer Minderheit auserlesener Geister erfaßt werde. Diese Elitetruppe nützt ihm nichts, er muß die Massen beherrschen und durch die Massen herrschen. Schon hieraus folgt, daß die Grundlage der Staatsgesinnung nicht ein rein ideales Streben sein kann. Aber ein solches Verlangen ist auch durch die Natur des Staats ausgeschlossen. Der Staat soll nicht ein Tempel sein, sondern ein Wohnhaus. Es ist eine Ueberspannung des Idealismus, von den Menschen zu fordern, daß sie sich dem Staate wie einer Gottheit opfern. Er hat seinen Grund und seinen Zweck im Diesseits. Er kann nicht, wie die Religion, einen Himmel versprechen, in welchem der Einzelne für die Hingabe seines sinnlichen Lebens Ersatz finden soll. Der Staat kann Gut und Blut seiner Bürger fordern, aber nur deshalb, weil seine Existenz nothwendig ist für Leben und Glück des Einzelnen. In dem Todesrufe des Helden von Sempach: „Sorget für mein Weib und meine Kinder" ist eine gesundere Staatsauffassung, als in der schnöden Prahlerei des Heine'schen Grenadiers: „Was scheert mich Weib, was scheert mich Kind?" Der Staat, der für seine Existenz das höchste Opfer fordert, muß sich als förderlich und unentbehrlich erweisen für das Leben des Einzelnen und für das Gesammtleben des Volks, welches mit dem Einzelleben durch zahllose Wechselbeziehungen verflochten ist. Der reine Idealismus verwirft diesen Handel mit dem Staat, in welchem das individuelle Interesse zu seinem Rechte kommen will. Er fordert, daß der Einzelne im Gefühle seines Unwerths auf sich selbst und sein persönliches Leben Verzicht leiste und sich damit zufrieden gebe, im Staate als einer unendlich höheren Existenzform unterzugehen, nur als Mittel, als Material für die Zwecke des Staates zu dienen. In dieser Anschauung ist doch der Widerspruch sofort einleuchtend, daß, wenn das Individuum schlechterdings werthlos ist, auch eine noch so umfassende Gemeinschaft von Individuen unmöglich Verehrung beanspruchen kann, da das Vielfache von Null auch bei dem größten Anwachsen des Multiplikators Null bleibt. Alle Werthschätzung von Staat und Volk beruht auf der Werthschätzung des Individuums. Darum muß Pessimismus in der Betrachtung der Menschen, Menschenhaß und Menschenverachtung dem Staate gefährlich werden. Der römische Staat fühlte sich durch das Christenthum bedroht, weil er in dessen strenger Beurtheilung der menschlichen Sünde ein „odium generis humani" zu erkennen glaubte. Thatsächlich ist freudige Lebensbejahung, Werthschätzung des Menschenlebens Voraussetzung der Staatsgesinnung, und es ist ein verkehrtes Bestreben, durch Herabsetzung des Individuums zur Verehrung des Staates und zur Hingabe an ihn gelangen zu wollen.

Man muß also, wenn man unbefangen urtheilen will, dieses zugeben, daß der Staat mit dem Individuum in einem Wechselverhältniß steht, in welchem er nicht mehr fordern kann, als er gibt. Wenn nun die Römer die Gerechtigkeit als diejenige Tugend bezeichnen, welche Jedem das Seine gibt, so zeigt sich hier der wahre Sinn des Satzes, daß die Gerechtigkeit die Grundlage der Reiche sei. Ein Staat, der in That und Wahrheit Jedem das Seine gibt, das, was er gerade braucht, wovon Glück und Frieden seines Lebens abhängen, wird hierdurch die Gesinnung seiner Bürger beherrschen und seine Gewalt unerschütterlich feststellen. Die höchste Vollendung des Ideals der Gerechtigkeit in der Organisation und dem Handeln des Staates wird mit der höchsten Befestigung der Staatsgewalt zusammenfallen. Die fortschreitende Vertiefung und Verwirklichung dieses Ideals des gerechten Staates ist also die große, beherrschende Aufgabe der politischen Theorie und Praxis.

II.

Man denkt bei dem Worte „Gerechtigkeit" zunächst an die Rechtspflege. Auch galt es Jahrzehnte lang als die höchste Annäherung an das Ideal, daß die Wirksamkeit der Gerichte möglichst ausgedehnt und die Bewegungsfreiheit der Verwaltungsbehörden, die dem gesinnungstüchtigen Liberalen als die Werkzeuge despotischer Willkür verhaßt waren, möglichst eingeschränkt werde. Wo in einem Staate die Verwaltungsbeamten noch von der Meinung geleitet sind, daß die Autorität der Regierung durch andere Mittel, als durch Gerechtigkeit befestigt werden könne, ist diese Unterscheidung natürlich. Es steht aber schlecht um ein Staatswesen, in welchem nur der Richterstand das Vertrauen des Volkes besitzt. In Deutschland hat gerade die neueste Gesetzgebung die Tendenz, in den Angelegenheiten, welche die untersten Volksclassen am meisten interessiren, durch die Einrichtung von Gewerbegerichten und Einigungsämtern und durch die Berufung der Verwaltungsbehörden zur Entscheidung von Streitigkeiten der Arbeiterversicherung ein bequemeres, leichter zugängliches und dabei kostenloses Verfahren herzustellen. In der That kann man nicht behaupten, daß gerade die Rechtspflege das Ideal einer allen Bürgern gleichmäßig zu Gute kommenden Staatseinrichtung darstelle. Durch seine Ansprüche an die selbständige Thätigkeit der Parteien ist der Civilproceß für den gemeinen Mann ein gefahrvoller Weg. Zudem kosten die Processe Geld, und zwar, von der Vergünstigung des Armenrechts abgesehen, die nur den Allerärmsten zu Statten kommen kann, für Reiche und Unbemittelte gleich viel, so daß die Möglichkeit, der Wohlthaten der Rechtspflege theilhaftig zu werden, für die verschiedenen Classen des Volkes je nach ihrer Bildung und ihrem Besitze eine verschiedene ist und gerade die Rechtspflege einen tiefgreifenden Unterschied zwischen Reich und Arm befestigt. Ueberhaupt sind an der Wirksamkeit der Civilgerichte wesentlich die wohlhabenden Classen interessirt. Die Einrichtung einer guten und prompten Justiz beschenkt Jedermann im Volke mit einem feuerfesten und diebessicheren Geldschranke; aber was nützt diese Errungenschaft dem, der sonst nichts besitzt? Dem liberalen, Handel und Gewerbe treibenden Bürgerthum, welches Jahrzehnte lang den politischen

Fortschritt geführt hat, mußte der rasche und wirksame Schutz des Eigenthums und der Forderungsrechte als die hauptsächlichste Pflicht des Staates erscheinen. Ohne Zweifel hatten diese Kreise ihr gutes Recht zu diesem Anspruch an den Staat. Aber es ist ein Irrthum, anzunehmen, daß die Gerechtigkeit des Staates sich in dessen Befriedigung genugthue.

Die Vorstellung, daß zwar der Richter das Recht suchen solle, der Verwaltungsbeamte aber nur nach dem Nützlichen zu trachten und sich um das Recht nur soweit zu kümmern habe, als es seinem Handeln eine leider nicht zu beseitigende Schranke zieht, ist der Ausfluß einer veralteten Staatsweisheit, welche die Mittel zur Beherrschung des Volkes anderswo als in Willen und Gesinnung des Volkes selbst suchte. Die häufigste Abweichung von dem Wege der Gerechtigkeit in der Praxis der Verwaltungsbehörden besteht in der ungleichen Behandlung der Bürger je nach ihrer socialen Stellung oder ihrer politischen Haltung. Die französische Verwaltung wirthschaftet mit dem sogenannten Notabelnsystem, nach welchem die in ihrer socialen Stellung mächtigsten, d. h. nach der gegenwärtigen Beschaffenheit der französischen Gesellschaft, die reichsten Leute eines Bezirkes, sofern sie der augenblicklichen Regierung einigermaßen freundlich entgegenkommen, durch die sogenannten „faveurs administratives“ belohnt werden. Nicht nur wird jede ihr persönliches Interesse berührende Angelegenheit, jeder Wegebau und jede Eisenbahnconcession nach ihren Wünschen erledigt, sondern ihnen ist auch dann der Erfolg gesichert, wenn sie in Angelegenheiten Geringerer als Fürsprecher auftreten, so daß sie im Verhältniß zur Regierung diejenige Stellung einnehmen, deren sich der katholische Heilige dem Himmel gegenüber erfreut. Ein solches System ist erklärlich in politischen Zuständen, wo die Regierung, selbst nur eine Partei, durch eine Revolution ans Ruder gelangt ist und fortgesetzt für ihre Existenz kämpfen muß. Augenfällige, freundliche Beziehungen zu den am meisten hervortretenden Personen der Gesellschaft erwecken in solchen Zuständen den Schein eines glücklich hergestellten Einvernehmens zwischen Regierung und Volk. Darum hat gerade die in ihrer Wurzel faulste, die innerlich unwahrste aller französischen Regierungen, das Julikönigthum, das Notabelnwesen zur höchsten Blüthe entwickelt. Die bedenkliche Seite dieses Systems ist diese, daß die Identificirung der Sache der Regierung mit der der Reichen nothwendig das Mißtrauen der Armen erregen und daher die sociale Gährung befördern muß. Wenn aber die Regierung ernsthaft angegriffen wird, dann wird sie bei den bequemen Börsenmännern, die mit ihr in guten Tagen ein Herz und eine Seele waren, vergeblich Hülfe suchen. Auf rein deutschem Boden hat diese Form administrativer Ungerechtigkeit niemals Eingang gefunden. Dagegen gilt es auch bei uns noch vielfach als die höchste Weisheit, den ganzen Apparat der Staatsverwaltung in den Dienst der herrschenden politischen Richtung zu stellen und gegen die Widersacher mit allen Mitteln, über welche die Verwaltung verfügt, Krieg zu führen. Dieses Rechnen auf die Charakterlosigkeit und Niedertracht der Menschen verfehlt regelmäßig sein Ziel. Denn das Gebiet, auf welchem die Verwaltung nach freiem Belieben verfahren kann, auf welchem ihre Gnade und Ungnade fühlbar wird, ist in

dem heutigen Rechtsstaate gar nicht ausgedehnt genug, um darauf Kämpfe auszufechten und entscheidende Erfolge zu erzielen. Hervorragende Verwaltungsbeamte kommen auf Grund langer Erfahrungen zu demselben Ergebniß, welches die principielle Betrachtung und die Stimme des Gewissens dem schlichten Verstande aufdrängt. Einen Beleg hierfür bieten die Lebenserinnerungen des vor einigen Jahren verstorbenen Oberpräsidenten von Ernsthausen. Gerechtigkeit und Wohlwollen sind nach dem Urtheile dieses Mannes die einzigen Mittel, welche der Verwaltung zur Verfügung stehen, um patriotische Gesinnung zu erzeugen. „Wer die Gerechtigkeit, zu der insbesondere auch die austheilende gehört, aus den Augen setzt, wer Gunst und Ungunst als Lohn und Strafe für politisches Verhalten handhabt, der verdirbt den Volkscharakter, ebenso wie Derjenige, welcher das Wohlwollen so weit aus den Augen setzt, um gegen die eigenen Landsleute gleichsam Krieg zu führen, indem er ihnen den gemeinen Rechtsschutz versagt . . . Die ausgleichende Gerechtigkeit gibt Jedem das Seine und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Jene in den letzten Jahrzehnten sehr ins Schwanken gekommenen Grundsätze," sagt Herr von Ernsthausen, „sind mir von meinem Vater vererbt worden, und ich habe sie auch von allen Denen beobachtet gesehen, welche ich als meine Lehrer betrachten kann." Dieses schlichte Bekenntniß eines Mannes, dem auch Diejenigen, die nur nach dem Erfolge urtheilen, die Competenz nicht abstreiten können, verdient in den Kreisen, die es angeht, beherzigt zu werden.

Die Gerechtigkeit soll alle Diejenigen durchdringen, die im Namen des Staats handeln, denn sie ist die mehr oder minder hervortretende, aber unablässig wirkende Triebkraft in der gesammten politischen Entwicklung unserer Zeit. Niemand wagt heute offenen Widerspruch, wenn gefordert wird, daß der Staat jedem seiner Bürger diene, daß er die Lasten des Gemeinwesens gleichmäßig nach dem Maße der Kräfte eines Jeden vertheile, und daß aus diesem Gesichtspunkte auch die Betheiligung der Bürger an der Organisation des Regiments, an der Einwirkung auf das Handeln des Staats geordnet sein solle. Die Beschränkung des staatlichen Wirkens auf die Vertheidigung gegen den äußeren Feind und auf den Schutz der öffentlichen Ruhe und Sicherheit wird nicht mehr ernsthaft behauptet. Jedermann fühlt, daß ein lebendiger Staat für die Förderung des Wohls aller seiner Bürger keine andere Grenze anerkennen kann, als die Grenze des Möglichen, des Erreichbaren, welche allem menschlichen Handeln gesteckt ist. Thatsächlich verlangt auch jeder Stand von dem Staate das, was gerade ihm Noth thut. Der Gelehrte fordert von ihm die Muße zur Forschung und die Mittel zu wissenschaftlichen Unternehmungen, die Religion Förderung des Cultus und Schutz des Heiligen gegen Lästerung. Der Kaufmann will in fernen Meeren den Schutz der heimischen Flagge genießen, die Industrie in schwierigen Zeiten durch Zölle geschützt werden. Der Landmann macht den Staat dafür verantwortlich, daß ihm die Frucht seines Fleißes werde und will im Kampfe mit den Elementen Schutz und Förderung finden. Die Kunst glaubt ein Recht zu haben auf einen Schauplatz ihres Schaffens im Vaterlande, sie muß die höchsten Aufgaben ihres Wirkens vom Staate selbst empfangen, sie begehrt

staatliche Förderung und Unterstützung, wo die Kräfte des Einzelnen nicht ausreichen, um das Höchste hervorzubringen. Jeder ist mit sich darüber einig, daß wenigstens dasjenige Gebiet menschlichen Wirkens, dem seine Kraft gewidmet ist, dem Staate keineswegs fern liege und daß es sein gutes Recht sei, von dem Staate zu fordern, was nur dieser ihm geben kann. Auf keinem Gebiete menschlichen Strebens wird man heute die Behauptung wagen: das geht den Staat nichts an. Und es ist keineswegs als ein Zeichen nationalen Verfalles zu beklagen, wenn so von allen Seiten der Ruf nach staatlicher Förderung und Hülfe laut wird. Im Gegentheil kann der Staat nur dadurch eine res publica, eine Angelegenheit des ganzen Volkes werden, daß er mehr und mehr in das Leben des Einzelnen eingreift, nicht nur heischend und belastend für die Zwecke der Gesammtheit, sondern auch gebend, fördernd für jedes legitime und seiner Theilnahme werthe Streben des Einzelnen. Nur darf man, wenn dies anerkannt wird, nicht die große Masse des Volkes vergessen, welche kein anderes irdisches Interesse hat als das tägliche Brot. Es ist diejenige Forderung, welche wegen ihrer schier unermeßlichen Ausdehnung und ihrer unübersehbaren Consequenzen dem Politiker die meisten Bedenken erregt. Aber die innere Triebkraft der politischen Entwicklung unseres Zeitalters treibt die Widerstrebenden so gut wie die Ueberzeugten mit unbezwinglicher Gewalt vorwärts. Die Millionen, die nichts besitzen als gesunde Glieder, verlangen ein gesichertes Obdach, eine gesunde Wohnung, sie verlangen das tägliche Brot als den Lohn fleißiger Arbeit, den Schutz gegen Ausbeutung, gegen Schädigung an Leib und Seele, gegen die Zerstörung ihres Familienlebens, gegen die grauenvolle Verfolgung durch das Gespenst des Hungers. Diese Forderung der Massen ist unausbleiblich in einem Staate, welcher seine ganze materielle Kraft diesen Massen entnehmen muß und unfähig wäre, sich gegen sie zu behaupten. Die sociale Gesetzgebung, in deren Anfängen wir stehen, ist nicht etwa ein edler Luxus, den sich eine wohlhabende Nation gestatten kann, auch nicht ein durch religiöse und humane Motive veranlaßtes Hinausgehen über die ordnungsmäßige Sphäre politischen Handelns, sondern die Erfüllung einer unmittelbar aus dem Begriffe des modernen Staates sich ergebenden Forderung. Der demokratische Staat, den wir haben, muß ein socialer Staat werden, wenn er gesund und lebenskräftig sein soll.

Der Unterschied der Staatsauffassungen zeigt sich nirgends folgenreicher, als in der Vertheilung der Staatslasten. Wenn man den Staat nur als Macht auffaßt und die Quelle dieser Macht außerhalb des Volks sucht, so ist das beste Finanzsystem dasjenige, welches mit der größten Ergiebigkeit die größte Einfachheit verbindet. Das Princip der Gerechtigkeit kann höchstens negativ wirksam werden als Milderung übermäßiger Härten. Der Staat steht dann seinen Bürgern nicht anders gegenüber, als ein fremder Kriegsherr, der sich durch Contributionen die Mittel zur Verpflegung seines Heeres verschafft. Freilich ist die Ausführung des Princips der Gerechtigkeit nirgends schwieriger, als auf dem Gebiete der Besteuerung, und der Abstand zwischen Ideal und Wirklichkeit wird hier immer sehr groß sein. Dennoch wird die Wirklichkeit wesentlich durch das Ideal bestimmt, welches dem Staatsmanne vorschwebt.

Man kann nicht Ideale zur Wirklichkeit machen, aber Niemand kann ohne Ideale wirken. Darum ist das Vorherrschen des Gedankens der gerechten Vertheilung der Staatslasten das Kennzeichen eines Staatswesens, welches den sittlichen Geboten der Zeit gehorcht, ausschließende Rücksicht auf die Bequemlichkeit des Regierens Zeichen des Stillstands und des Verfalls. Der Raubritter, der dem reisenden Kaufmann einen Theil seiner Waaren abnahm für den Preis der Schonung seines Lebens und seines übrigen Besitzes, steht, was die Bequemlichkeit und Einfachheit des Steuersystems betrifft, als unerreichtes Muster da. Die allmälige Erstarkung der Tendenz nach gerechter Besteuerung zeigt sich in dem Fortschritt der Einkommensteuer, welcher jetzt auch die Franzosen einen letzten, wenig hoffnungsvollen Widerstand leisten und in der allerwärts scharf hervortretenden Abneigung gegen neue indirecte Steuern. Man sagt zwar zu Gunsten der indirecten Besteuerung, daß die für die Finanzen unentbehrlichen Beiträge auch der geringen Leute von diesen am wenigsten empfunden werden, wenn sie in der Form einer geringen Vertheuerung der Lebensmittel erhoben werden. Aber ist es denn erstrebenswerth, daß die Steuer nicht empfunden, vielmehr dem Pflichtigen, ohne daß es ihm zum Bewußtsein kommt, gewissermaßen entwendet werde? Vielmehr wäre zu wünschen, daß in einem Volke, in welchem Jedermann zu politischem Handeln berufen ist, auch die Verpflichtung jedes Bürgers zur Theilnahme an den Lasten des Staates in das öffentliche Bewußtsein überginge. Die Erfahrung zeigt übrigens, daß gerade die niederen Volksclassen für einen ihnen einleuchtenden politischen Zweck zu pecuniären Opfern sehr bereit sind. Wenn man eine gleiche Bereitwilligkeit für das Steuerzahlen nicht hoffen darf, so liegt das nur daran, daß das Volk in seiner Mehrzahl den Staat noch nicht als seine eigene Angelegenheit betrachtet, daß der vorhandene Staat dem Volke noch fremd ist, daß die theoretisch nicht mehr angefochtene Anschauung von der Identität von Staat und Volk bisher weder in der thatsächlichen Gestaltung des Staates, noch in dem Bewußtsein der Massen zur Wahrheit geworden ist. Auch zeigt die Organisation der Arbeiterversicherung, wie es möglich ist, von Unbemittelten directe Steuern zu erheben, die wegen ihrer Vertheilung auf Wochenbeiträge das Gleichgewicht in dem Budget des kleinen Mannes nicht stören.

Der Liberalismus, durch welchen der demokratische Charakter des modernen Staats in der Verfassungsentwicklung durchgesetzt ist, hat sich darin getäuscht, daß er mit dieser staatsrechtlichen Leistung den Forderungen eines neuen Zeitalters zu genügen glaubte. Er übersah, daß die Demokratie nicht nur eine ihr gerecht werdende Organisation des Staats braucht, sondern daß sie nothwendiger Weise ein ganz anderes Staatsideal hat, andere Forderungen an das Handeln des Staates stellt, als der Absolutismus. Für das Verhältniß zwischen Staat und Volk ist es viel wichtiger, was der Staat leistet und was er fordert, als wie die Organisation zu Stande kommt, durch welche er handelt. Die dritte Republik in Frankreich steht in der Anerkennung der Forderungen, welche die sociale Entwicklung an den Staat stellt, hinter dem monarchischen Deutschland weit zurück. In großen Staaten muß die aus-

gebildete Demokratie in der Verfassung fast unvermeidlich zur Classenherrschaft führen, bei welcher die Staatsgewalt Mittel für die persönlichen Zwecke der Regierenden wird. Hingegen hat die Monarchie den einen, großen Vorzug, daß dem Herrscher die Staatsgewalt Selbstzweck ist, nicht Mittel für andere egoistische Zwecke. Der Besitz der Staatsgewalt als solcher ist das Gut, welches er seinem Nachfolger ungeschmälert hinterlassen will. Darum muß in unserer Zeit der richtig berathene Monarch für die Erhaltung und Befestigung der Staatsgewalt denjenigen Weg wählen, welcher nach der demokratischen Gesittung des Zeitalters allein gangbar ist. Er kann keine andere Politik treiben, als die der Gerechtigkeit. Die energische Behauptung der monarchischen Gewalt, die Abwehr aller Versuche, sie durch den Parlamentarismus in einen bloßen Schein zu verwandeln, ist die Voraussetzung einer entschieden populären und socialen Politik. Wo allerdings eine Betheiligung des Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten stattfindet, da kann diese nur eine gleiche sein. Alle Abstufung des Bürgerrechts nach dem Census beruht auf der Voraussetzung, daß mit der Abnahme des Besitzes das Interesse an der Erhaltung der bestehenden Staatsgewalt abnehme, und enthält also ein Bekenntniß der Regierenden, daß ihr Staat nur den Wohlhabenden nütze, der Masse des Volkes aber nur Lasten bringe. Ein Regiment, daß diese Thatsache selbst anerkennt, muß darauf gefaßt sein, zu stürzen, sobald die Massen den Sachverhalt durchschaut haben und ihrer Macht bewußt geworden sind.

Die Gerechtigkeit ist ein Princip der inneren Organisation und Action des Staates. Sie kann in dem Verhältniß der Staaten zu einander nicht zur Erscheinung kommen. Denn sie folgt aus dem Wesen der Gemeinschaft, welche ohne sie nicht bestehen kann. Die rein ideale Freude am Guten und Gerechten wird in den harten Kämpfen der Politik nie zu Worte kommen. Ohne das Motiv des Interesses, welches die Staatsgewalt zur Gerechtigkeit gegen die Unterthanen zwingt, kann ein gerechtes Handeln des Staates gar nicht erwartet werden. Genug, wenn im internationalen Verkehre wenigstens die Vertragstreue geübt wird, in welcher die ersten Anfänge einer über die nationalen Schranken hinausgehenden, universellen Gerechtigkeit hervortreten. Eine weitergehende Anerkennung sittlicher Principien in den Beziehungen der Staaten würde eine wahre Lebensgemeinschaft voraussetzen, ein System von vereinigten Staaten der cultivirten Menschheit, von welchem wir weit entfernt sind.

Diese Unfähigkeit des Staats, dem Fremden gerecht zu werden, äußert sich auch in der inneren Politik, wo durch gewaltsame Ereignisse Elemente fremden Volksthums in den Organismus des Staates aufgenommen sind. Hier ist es dem Herrscher unmöglich, einem Theil seiner Unterthanen zu gewähren, was gerade diesem am meisten am Herzen liegt. Durch diesen unnatürlichen Gegensatz des Staatsinteresses und des Volksinteresses wird der Gang der Politik nothwendig ein schwankender. Bald drängt der nationale und geschichtliche Charakter des Staates zu entschiedenster Betonung seines eigenen Wesens und zur Unterdrückung des fremden. Dann wieder macht sich das natürliche Bestreben geltend, auch die widerwilligen Unterthanen durch

bereitwilliges Eingehen auf ihre Anschauungen und Forderungen zu gewinnen, um dadurch jenen unheilvollen Gegensatz aufzuheben. Die schwankende Praxis ist die Folge eines constitutionellen Fehlers, den keine Staatskunst curiren kann.

Der Gegensatz zwischen Materialismus und Idealismus, zwischen Liebe und Selbstsucht in der Brust des Menschen beherrscht auch die Kämpfe der Politik. In dem gewöhnlichen Treiben des Tages geht jeder Einzelne, jede Classe des Volkes, jede Partei den Weg, den ihr das Interesse vorschreibt. Und doch ist die Existenz der Staaten dadurch bedingt, daß der Bürger bereit ist, sich für das Gemeinwesen zu opfern. Wenn nur der höchste Idealismus zu dieser Vollendung der Staatsgesinnung befähigte, so wäre es in einem demokratischen Zeitalter unmöglich, mit Hoffnung und Vertrauen in die Zukunft der bestehenden Staaten zu blicken. Aber die Idee des gerechten Staates zeigt den Weg, auf welchem diese Gegensätze zu vermitteln sind, und ein gesunder Realismus, der auch seine irdischen, materiellen, egoistischen Interessen im Staate und durch diesen befriedigt findet, wird gerade deshalb zu den höchsten Leistungen für das Gemeinwesen getrieben. Jede Politik, welche nur an die idealen Empfindungen und Bestrebungen des Menschen appellirt, ist eben so sehr auf verkehrtem Wege, wie die rohe Menschenverachtung, welche nur an thierische Instincte glaubt. Die richtige Erkenntniß und Beurtheilung des Menschen, welche diesem selbst, seiner Doppelnatur und dem Zwiespalt in seiner Brust gerecht wird, muß auch zu der Politik der Gerechtigkeit führen.

Die Säcularfeier des Augustus und das Festgedicht des Horaz.

Von
Fritz Schöll.

Das zur Neige gehende Jahrhundert hat der classischen Philologie in der jüngsten Zeit eine ganze Reihe bedeutender Funde geschenkt: umfangreiche handschriftliche und inschriftliche Entdeckungen haben unsere Kenntnisse vielfach erweitert, ergänzt und verbessert und manche neue lohnende Aufgabe gestellt; und wir konnten diese Gunst zugleich als Trost und Entschädigung empfinden für die sonstige Unbill der Zeit gegenüber unserer Wissenschaft, und namentlich ihrer altbewährten und tiefbegründeten Geltung im höheren Unterrichtswesen.

Zu diesen nach Umfang und Inhalt hervorragenden Funden gehören auch die Bruchstücke von Marmortafeln mit Acten über die Säcularfeier des Augustus, auf die man bei der Tiberregulirung stieß, nicht weit von der Engelsbrücke und der Kirche San Giovanni dei Fiorentini und nahe der Stelle, an der bald darauf die Fundamente des unterirdischen Altars der Unterweltsgötter im Marsfelde nachgewiesen wurden [1]): das sogenannte Terentum oder Tarentum, die für die älteren Säcularfeste wichtigste und vorher verschieden bestimmte Stätte. Dort hatte der Senat alsbald nach der Augusteischen Feier die betreffenden Urkunden in eine Erz- und eine Marmorsäule zu ewigem Gedächtniß eingraben lassen: und die Verwendung der Marmortafeln zu einer Mauer im Mittelalter hat die Absicht des Senates für uns zum Theil wieder erreichen lassen, während das Erz wohl, wie so oft, als Beute verbraucht wurde.

Ein Schreiben des Augustus, zwei Senatsbeschlüsse und Mittheilungen des Collegiums der Fünfzehnmänner (quindecimviri sacris faciundis), denen die Veranstaltung der Feier oblag, im Ganzen 168 Zeilen, treten vor uns in dem ursprünglichen, echtrömischen Curial- und Lapidarstil.

---

[1] Von R. Lanciani (in den Monumenti antichi, I, S. 540 ff.) und danach Chr. Hülsen (in den Mittheilungen des deutschen archäologischen Instituts, Römische Abtheilung, VI, 1891, S. 127 f.; etwas anders vorher Derselbe daselbst IV, 1889, S. 263 nach Gatti im Bulletino della commissione archeologica comunale, 1887, S. 276 f.).

Durch diese Entdeckung wurde unsere ohnehin gute Ueberlieferung über jenes Fest um manchen Zug bereichert und in Einigem berichtigt.

Mit rühmenswerther Sorgfalt und Sachkunde haben die italienischen Archäologen die Ausgrabung dieser Stücke vom Herbst 1890 bis Frühjahr 1891 geleitet und die Herstellung und Ordnung dieser Tafeln ins Reine gebracht: mit nicht minder rühmenswerther Einsicht haben sie dann die eigentliche Bearbeitung Theodor Mommsen übertragen, der dazu einzig berufen war, nicht nur als erster Meister der Epigraphik und im Besonderen als musterhafter Bearbeiter der großen Urkunde des Augustus über seine Thaten[1]), sondern auch als derjenige, der in seiner „Römischen Chronologie"[2]) die ganze verwickelte Frage nach den Säcula und Säcularspielen der Römer in gründlichster und ergiebigster Weise untersucht hatte.

An die ersten Veröffentlichungen[3]) haben sich dann bald weitere Erörterungen seitens deutscher, französischer, italienischer und amerikanischer Gelehrten angeschlossen[4]), und eine Einführung in diese Fragen darf auch auf die Theilnahme eines weiteren Leserkreises hoffen, gerade in unserer Zeit.

Nicht nur, daß wir selbst mit Riesenschritten dem Ende eines Säculum entgegen gehen, auch wir stehen mitten zwischen vielen und sehr verschiedenartigen, ja unzweifelhaft gegenwärtig zu vielen und oft voreiligen Jubiläen. Da richten wir gerne den Blick auf eine derartige Feier des Alterthums, die wohl die glänzendste genannt werden darf, und die eine geradezu epochemachende und typische Bedeutung erlangt hat.

I.

Das von Alten und Neueren verschieden erklärte Wort saeculum bedeutet nach der wahrscheinlichsten Herleitung[5]) ursprünglich „die Saat" und weiter

---

[1]) Res gestae divi Augusti ex monumentis Ancyrano et Apolloniensi iterum edidit Theodorus Mommsen. Berolini 1883.

[2]) Mommsen, Römische Chronologie. Zweite Auflage. Berlin 1859. S. 172 ff.

[3]) Monumenti antichi, I, S. 601 ff., und Ephemeris epigraphica, VIII, 1892, S. 225 ff. (dazu „Die Nation", IX, 1891, S. 161 ff.).

[4]) G. Boissier, Revue des deux mondes. 110, 1892, S. 75 ff.; J. Vahlen, Sitzungsberichte der Berliner Akademie, 1892, S. 1016 ff.; W. Christ, Sitzungsberichte der bayerischen Akademie, 1893, I, S. 140 ff.: G. Wissowa, Rede zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers, Marburg 1894; A. Waltz und G. Lafaye, Revue de philologie, XIV, S. 113 ff. und S. 126 ff.; G. Pascal, Bulletino della commissione archeol. comunale, XXI, S. 195 ff. und XXII, S. 52 ff.; G. Friedrich, Q. Horatius Flaccus, Leipzig 1894, S. 92 ff.; E. Slaughter, Transact. of the americ. phil. assoc., XXVI, 1896, S. 691 ff.; V. Gardthausen, Augustus, I 2, 1896, S. 1002 ff. und II 2, S. 516 ff. und Andere.

[5]) Vergl. (nach der Andeutung von F. Ritschl, Opuscula philol., IV, S. 271 f.) F. Bücheler bei F. Polle (de artis vocabulis quibusdam Lucretianis, Dresden 1866, S. 57 f.). Sachlich kommt auf dasselbe hinaus die Ansicht, die nach Anderen F. Stolz, „Historische Grammatik der lateinischen Sprache", I, S. 209 und 524 vorträgt. Die von F. Kluge (Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache) versuchte Zusammenstellung mit „Seele" ist nicht „eine andere Möglichkeit" (Stolz), sondern sie scheitert an der Bedeutung wie an dem unlöslichen Zusammenhang der Formen saeculum und Saeturnus. Die Versuche der Alten, wie der von Mommsen (in der Römischen Chronologie a. a. O.), sind längst aufgegeben und die Herleitung aus dem Etruskischen (Gardthausen) ist ohne jeden Halt.

bei der steten Uebertragung des pflanzlichen auf das thierische und menschliche Entstehen und Leben „das Geschlecht", „die Generation", „das Lebensalter" und „Zeitalter". Ein saeculum hört also auf mit dem Ende des letzten der gegenwärtig Lebenden; da aber so Anfangs- und Endpunkt unbestimmt und unfaßbar ist, hielt man sich an Durchschnittszahlen nach dem höchsten Maße menschlichen Lebens, wie eines Nestor, „der drei Menschenalter sah". So finden wir bei den Etruskern saecula auf 105, 119 und 123 Jahre berechnet; bei den Römern aber setzte sich die heute allgemein gültige runde Summe von 100 Jahren als Begriff des genau bestimmten saeculum fest: daneben trat jedoch, wie wir sehen werden, eine Bestimmung auf 110 Jahre.

An den Wechsel von Generationen und von Zeitaltern knüpften sich früh Sagen und Betrachtungen, von denen am bekanntesten der griechische Mythus vom goldenen Zeitalter ist, und was sich weiter damit verbindet — über die allmälige Verschlechterung der Welt und von Befürchtungen abermaligen Sinkens oder auch Hoffnungen auf eine bessere Zukunft.

In einer Zeit ganz beschränkter und unsicherer geschichtlicher Ueberlieferung, die zudem nur Wenigen zugänglich war, konnte aber Ende und Beginn eines Säculum zunächst nicht an bestimmte Ereignisse und feste Daten angeschlossen werden. Vielmehr achtete man auf die Zeichen der Zeit und nach Art des damaligen Glaubens vor Allem auf die göttlichen Vorzeichen: und natürlich war, daß man zumeist in bösen Zeitläuften ängstlich war und durch jedes neue Anzeichen ängstlich gemacht wurde, daß man dann in der Noth sich zu den Göttern wandte, die ein Ende machen sollten. Und wie man bei besonderen Anlässen es nicht bei dem gewöhnlichen Götterdienst bewenden ließ, mit außerordentlichen Gelübden und Begängnissen die vermeintlich Zürnenden zu besänftigen, die Gunst zu gewinnen oder wieder zu gewinnen suchte — meist durch Gelobung und Begründung neuer Culte und Cultstätten oder durch sonstige Opfer und Feierlichkeiten —, so entstanden auch die älteren Säcularfeiern (ludi saeculares) der Römer in Unglückszeiten, und sie tragen demgemäß einen düsteren Charakter.

Bei der großen Pest des Jahres 463 v. Chr., die so viele Senatoren, Priester und Beamte — die beiden Consuln an der Spitze — hinwegraffte, hoffte man auf eine Wendung der schlimmen Zeit durch solche Sühnfeier. Die hauptsächliche Ceremonie — die dann noch zweimal nach je hundert Jahren durch einen eigens gewählten Dictator wiederholt wurde — bestand in der Einschlagung eines Nagels in eine Seitenwand des capitolinischen Tempels: wie ja solche Defixionen und namentlich Nägel, durch die man das Schicksal gleichsam zu befestigen und zu bannen wähnte, eine große Rolle im Aberglauben der Alten spielen[1]).

Das dritte dieser Säcula war erst vierzehn Jahre vorüber, als der römische Staat schon wieder in größte Noth und Gefahr gerieth durch den langen Krieg mit Karthago und die schweren Schläge, die besonders die römische Flotte ge-

[1]) Vergl. Mommsen a. a. O. S. 176 ff. und für weitere Belege O. Jahn, Berichte der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, 1855, S. 106 ff.: S. L. Bruzza, Iscrizioni ant. Vercell. (Rom 1874), S. LI ff. und Andere.

troffen hatten. Schlimme Vorzeichen kamen hinzu, wie die Zerstörung eines Stückes der Stadtmauer durch Blitzstrahl [1]). Deshalb veranstalteten die Priester auf Grund eines griechischen Orakels eine Sühnfeier für die Unterweltsgötter, Dis pater — den römischen Pluto — und Proserpina. In drei Nächten wurden ihnen Opfer von schwarzen Stieren und schwarzen Kühen, sowie Opfermahle und Spiele dargebracht, durch die man die alte böse Zeit mit ihrer Schuld und Strafe zu Ende zu bringen, beizusetzen hoffte. Das ist die ursprüngliche Bedeutung des Ausdrucks saeculum condere, das Jahrhundert beisetzen, begraben: und auch solche Bestattungsceremonien sind nichts Seltenes im Glauben und Aberglauben der Völker [2]).

Diese Spiele, welche nach dem Ort der Feier — dem vorhin erwähnten unterirdischen Altar im Terentum oder Tarentum des Marsfeldes — terentinische oder tarentinische genannt wurden, sollten ausdrücklich alle 100 Jahre wiederholt werden, und thatsächlich fand nach 103 Jahren, in dem durch den Fall Korinths und Karthagos berühmten Jahre 146 eine Wiederholung statt. Nach abermals 100 Jahren war die Zeit der Bürgerkriege, der Proscriptionen, allgemeiner Unruhe, Verwirrung und Auflösung: da kam es nicht zu der eigentlich fälligen Feier, während andrerseits gerade diese Verhältnisse den Gedanken an ein Ende der Noth und an ein neues Säculum wachrufen und wachhalten mußten.

So wurde denn auch von einem etruskischen Zeichendeuter ein solches prophezeit, als nach Cäsar's Tode ein Komet erschien [3]), und — wie immer in derartigen Perioden — wucherten griechische Orakelsprüche und Sibyllenverse.

Gleichfalls bald nach Cäsar's Tode erwähnte der größte Gelehrte der Zeit und des ganzen römischen Alterthums, Marcus Terentius Varro, in seiner Schrift über die Herkunft des Römervolkes [4]) eine Ansicht, nach der vier Säcula von je 110 Jahren eine allgemeine Wiedergeburt herbeiführen sollten, eine Erneuerung sowohl der astronomischen Verhältnisse als der Seelen, die unter ihrem Einfluß ihre Weltwanderung vollendet hätten.

Auf wie fruchtbaren Boden solche Speculationen damals fielen, das zeigt vor Allem der Dichter, der neben Horaz den Zeitströmungen und Zeitstimmungen den vollsten und wirkungsvollsten Ausdruck zu geben wußte, Virgil.

Als der ihm persönlich nahe stehende Gaius Asinius Pollio vier Jahre nach Cäsar's Tode sich um den Frieden von Brundisium verdient gemacht hatte und in demselben Jahre durch das Consulat geehrt wurde, da brachte ihm der Dichter seinen Dank in einem Idyllion dar, dem vierten der späteren Sammlung seiner Bucolica, das den Eintritt jenes „großen Jahres“, die Wiederkehr des goldenen Zeitalters für dies sein Consulatsjahr in prophetischem Tone verhieß.

Später aber in seinem Hauptwerk, der Aeneïs (B. VI V. 793 ff.), läßt Virgil in der Unterwelt durch Anchises die Begründung eines goldenen Säculum durch Augustus prophezeihen.

---

[1]) Vergl. J. Bernays, Gesammelte Abhandlungen, II, S. 307 f.

[2]) Vergl. H. Usener, „Italische Mythen“ im Rheinischen Museum, XXX, S. 194 ff.

[3]) Dies berichtete Augustus selbst in seinen Memoiren (de memoria vitae suae) nach den Zusatzscholien zu Servius (ad Vergili Bucolica, IX, 46).

[4]) Die betreffende Stelle bei Augustinus (de civitate dei, XXII, 28).

Dies Unterweltsbuch hatte der Dichter mit zwei anderen Büchern des Epos schon etwa drei Jahre vor seinem frühen Tode dem Augustus selbst vorgelesen. Bald nach dem Tode und kurz vor der Feier, von der wir hauptsächlich sprechen wollen, war das ganze hinterlassene Werk auf Veranlassung des Augustus von Freundeshand herausgegeben worden [1]): und an die von Virgil verwerthete und verbreitete Anschauung von den viermal 110 Jahren hielt sich gerade Augustus.

Damit verbindet sich eine andere Magierweisheit, die aus dem Ende der republikanischen Zeit berichtet wird [2]): daß jedes Zeitalter seinen Gott habe, und daß nach den Reichen des Saturnus, Jupiter, Neptun und Pluto auch eine Zeit des Apollo kommen werde — des Apollo, mit dem Octavian sich schon durch seine Geburt und den Cult seiner Familie, noch mehr durch sein Wesen und Walten verwachsen fühlte, und dessen Reich auch Virgil in jenem Idyllion gekommen glaubte.

Um die nöthige Unterlage zu schaffen, wurde zunächst „erkundet" und verkündet, daß seit dem Jahre 456 v. Chr. alle 110 Jahre eine Säcularfeier stattgefunden habe. Es war das ganz oder größtentheils erfunden; aber es ist nicht die einzige Erfindung dieser Art. Außer von den vorhin erwähnten und bis dahin allein wirklich beglaubigten Säcularfeiern weiß die römische Ueberlieferung noch von manchen zu berichten, die lediglich aus späteren angenommen und zugesetzt wurden. Es konnte das um so leichter geschehen, als die betreffenden Aufzeichnungen in den Händen von priesterlichen Körperschaften waren, welche den durch Brand oder sonst eingetretenen Verlust je nach Umständen zu ergänzen und zu ersetzen berufen waren. Die ganze römische Staatsreligion ist aber reich an frommem Lug und Trug, der ja auch bei anderen Kirchen und Kirchendienern keineswegs fehlt.

Zu jener Phantasierechnung, welche die nunmehrige Wiedergeburt begründete, kam dann als Hauptsache ein Sibyllenorakel, das die Abhaltung von Säcularfeiern in Perioden von 110 Jahren anordnete und im Einzelnen näher bestimmte. Auch dieses Orakel, das wir noch besitzen, war — wenngleich wohl mit theilweiser Benutzung eines älteren [3]) — unzweifelhaft nach den besonderen Absichten des Augustus bearbeitet.

Die Sibyllenorakel und die Ordnung und Leitung der entsprechenden Feste standen unter einer der vier größten und wichtigsten Priesterschaften (collegia amplissima), jenem Collegium der Fünfzehnmänner (quindecimviri sacris faciundis), das zuerst nur zwei, dann zehn, in der Augusteischen Zeit aber außer den fünfzehn ordentlichen Mitgliedern noch viele außerordentliche um-

---

[1]) G. Boissier, Revue de philologie, VIII (1884), S. 1.

[2]) Nigidius Figulus in den Zusatzscholien zu Servius (ad Vergili Bucolica, IV, 10).

[3]) Daß Einzelnes auf Entstehung zur Zeit des Socialkrieges weise, hat schon ein alter Gewährsmann erkannt und Mommsen bestätigt. Die einzelnen Bestimmungen aber sind zu sehr auf den Plan und die Zeit des Augustus zugeschnitten, als daß man das Ganze in eine frühe Zeit setzen könnte; und H. Diels (Sibyllinische Blätter, Berlin 1890, S. 14 f.) hat unter Anderem eine äußerliche Spur für Aufnahme älterer Elemente nachgewiesen. Der Gedanke von G. Friedrich (a. a. O. S. 102 f.), Horaz selbst möchte bei der Abfassung betheiligt gewesen sein, gehört zu den vagen Einfällen, die keine ernstliche Erwägung verdienen.

faßte, an dessen Spitze damals Augustus selbst stand und neben ihm sein, im Felde wie im Staate erprobtester Helfer, sein Schwiegersohn Agrippa. Als sachkundigen Beirath aber zog Augustus den noch jugendlichen Gaius Ateius Capito heran, der, dem neuen Regiment geneigt und gefügig und durch die Gunst der Großen gehoben, zu hohem Ansehen kam, und der dann in der römischen Rechtsgeschichte eine hervorragende Rolle spielt. Warum die Feier schon im Jahre 17 v. Chr. angesetzt wurde, statt im folgenden Jahre, das dem angenommenen Anfangsjahre der Reihe, 456, genau entsprochen hätte, das wissen wir nicht, und wir wollen uns bei den verschiedenen Muthmaßungen darüber nicht aufhalten[1]). Es mochte das schließlich gewählte als Endjahr der großen Periode von 440 Jahren angesehen werden. Zugleich ging das Jahrzehnt zu Ende, auf das Augustus die ihm lebenslänglich angebotene Gewalt zunächst übernommen hatte.

Uebrigens waren die Vorbereitungen die umfassendsten. Durch Anschläge und durch besondere Herolde wurden an alle Freien, nicht nur die Bürger, sondern auch die Auswärtigen, Einladungen erlassen mit der solennen Bezeichnung dieser eigenartigen Spiele als solcher, die noch Keiner geschaut und kein Sterblicher zum zweiten Male schauen werde.

Für die Festzeit wurden nicht nur alle Gerichtsverhandlungen ausgesetzt, sondern durch besondere Bestimmung auch die sonst peinlich eingehaltenen Trauerverpflichtungen aufgehoben. Und wenn durch neue Gesetze, welche der immer mehr einreißenden Ehelosigkeit und Sittenlosigkeit entgegenarbeiten sollten, für die Hagestolzen unter anderen Strafen und Benachtheiligungen auch der Ausschluß von öffentlichen Spielen verhängt worden war, so wurde für dieses Fest gnädigst eine Ausnahme bewilligt: einmal, weil es den größten und weitesten Antheil finden sollte, dann aber auch, weil es — wie wir sehen werden — wesentlich in demselben Sinne, wie jene Gesetze, zu wirken, also auch gerade auf die alten Junggesellen Eindruck zu machen bestimmt war.

Der eigentlichen Festfeier, welche drei Nächte und drei Tage umfaßte, gingen sechs Vorbereitungstage voran und folgten — nach einem Ruhetage — noch sieben Tage ausgesuchter Lustbarkeiten.

An drei Tagen, vom 26.—28. Mai, mußte jeder Bürger mit Weib und Kind vor den Priestern erscheinen, die an verschiedenen Stellen der Stadt Fackeln, Schwefel und Erdpech vertheilten, damit jedes Haus vor dem Feste geräuchert und gereinigt werde.

An denselben Stellen und außerdem am Tempel der Diana auf dem Aventin nahmen dann die Priester an den drei folgenden Tagen, vom 29. bis 31. Mai, von den Bürgern Aehrenbüschel, Primitien der Feldfrüchte entgegen. Es war dies der allgemeine Festbeitrag, der nachher wieder an die bei den

[1]) Die von Mommsen (Ephemeris epigr., VIII, S. 252 Anm.) zurückgewiesene Vermuthung von G. Boissier ist schon von Orelli aufgestellt und von K. F. Hermann (de loco Apollinis in carmine Horatii saeculari, Göttingen 1843, S. 21) und von E. Kühn (de Q. Horatii carmine saeculari, Breslau 1877, S. 31, 41) gebilligt worden. Aber auch Mommsen's eigene Erklärung genügt kaum und die Combination von Gardthausen — das Erscheinen eines Kometen, des Iulium sidus, sei bestimmend gewesen — findet keine Stütze in der Ueberlieferung von dem Feste selbst.

Festspielen Betheiligten vertheilt wurde, während die sehr beträchtlichen Kosten des Festes theils durch Anweisung aus der Staatskasse, theils durch freiwillige Ehrengaben der Fünfzehnmänner und ihres Obmannes gedeckt wurden: das Hauptfest wurde vom Staate, die ausgedehnten Nachspiele von den Einzelnen geleistet. Die letzteren hießen deshalb, weil sie freiwillig und ehrenhalber von den Priestern und Festvorstehern zu den ordentlichen Spielen (ludi ordinarii) hinzugefügt wurden, ludi honorarii[1]) — ähnlich wie bei uns die Honorarprofessoren, weil sie im Gegensatz zu den Ordinarien vom Staate nicht bezahlt werden.

Die Honorarspiele währten vom 5.—11. Juni, und sie bestanden zu einem guten Theil aus Theateraufführungen. Solche hatten schon bei den vorhergehenden Nacht- und Tagfesten stattgefunden: Nachts auf einem bloßen Podium, ohne besondere Zuschauersitze, nach altrömischer Weise, Tags in einem hölzernen Theater, das in der Nähe des Opferplatzes am Tiber aufgeschlagen war. Hier gab es in rascher Folge Maskenspiele, Schwänke, scherzhafte Vorträge und dergleichen — Alles in lateinischer Sprache —, sowie Tänze und Pantomimen[2]). Zu allerletzt fanden auch noch Wagenrennen und Reiterstücke unter dem Vorsitz des Potitus Messalla statt.

Nun wurden — nach jenem Ruhetage — nicht nur die Vorstellungen im hölzernen Theater am Tiber fortgesetzt, sondern es traten hinzu Concertaufführungen von griechischen Sängern, Flöten- und Zitherspielern im alten Theater des Pompejus — dem ersten steinernen Theater in Rom — und griechische Komödien und Tragödien, die in dem neuen, noch nicht ganz vollendeten Theater des Marcellus zur Darstellung kamen. Wenn diese griechischen Spiele — ludi graeci thymelici und ludi graeci astici[3]) — unzweifelhaft als die vornehmeren und großartigeren erscheinen, so ist das ganz ähnlich, wie bei uns zu Zeiten italienische Oper und französisches Schauspiel als höchste und feinste Genüsse festliche Veranstaltungen krönten. Aber auch bei den Opfern selbst tritt der griechische Brauch (Achaicus ritus) ausdrücklich hervor, wie denn dem Ausländischen bei all' solchen Darbringungen leicht höherer Werth und höhere Wirkung beigelegt wird. Zu jenen theatralischen Genüssen kamen schließlich noch Circusspiele, glänzende Wagenrennen unter der Leitung des Agrippa, und die beliebten Thierhetzen (venationes); auch ein Festzug (pompa) fehlte dabei nicht.

Daß diese siebentägige Nachfeier nur eine Zugabe war, prägt sich auch darin aus, daß sie nicht — wie die Vorfeier und das Hauptfest — durch Münzen mit entsprechenden Abbildungen und Inschriften verewigt wurde[4]).

Das eigentliche und eigenthümliche Fest begann in der Nacht vom 31. Mai auf den 1. Juni und währte Tag und Nacht bis zum 3. Juni.

---

[1]) Vergl. darüber Mommsen a. a. O. S. 269 f.

[2]) Eines Pantomimen, der bei diesen Spielen und noch 63 Jahre später bei denen des Claudius (s. unten) auftrat, gedenkt der ältere Plinius (Naturalis Historia, VII, 48, 159).

[3]) Vergl. über diese Bezeichnungen W. Christ a. a. O. S. 146 ff. und Jahrb. für Philol., CXLIX, S. 30 f.

[4]) Vergl. darüber H. Dressel in der numismatischen Ergänzung zu Mommsen's Publication (Ephemeris Epigr., VIII, S. 315).

Die Anknüpfung an die alte terentinische Feier zeigt sich nicht bloß in der Beibehaltung der drei nächtlichen Opferungen und Opfermahle, sondern diese finden auch wieder an jenem Altar im Marsfelde statt und zeigen wiederholt die im Todtenculte nicht allein bei den Römern so bedeutsame Neunzahl.

Aber daß es sich nicht um die alte Bestattungsfeier handelt, daß aus dem condere saeculum in jenem Sinne sich die andere Bedeutung einer Begründung des neuen Weltalters entwickelt hat, das kommt darin zum Ausdruck, daß es nicht mehr die eigentlichen Unterweltsgötter, Dis pater und Proserpina, sind, an die man sich wendet. Vielmehr bringt Augustus in der ersten Nacht den Schicksalsgöttinnen, den Mören oder Parzen, sogenannte hostiae prodigivae dar, je neun schwarze Lämmer und Ziegen; in der zweiten den Ilithyien, von deren Hülfe das Glück der Geburten, der Segen des Nachwuchses abhing, je dreimal neun verschiedene Opferkuchen: liba, popana und pthois. Von den liba können die geehrten Leserinnen das Recept aus dem alten Cato[1]), von den pthois aus dem Küchenweisen Athenäus erfahren; die letzteren bestanden aus gepreßtem, geriebenen und durchsiebten Käse, der mit Honig und einem Mäßchen feinen Weizenmehles zusammengeknetet wurde[2]); bei den ähnlichen liba diente statt des Honigs ein Ei als Bindemittel; die popana waren, wie es scheint, in Oel gebacken. Endlich in der dritten Nacht opferte Augustus eine schwarze tragende Sau der Mutter Erde, Terra mater oder Tellus.

An jedes dieser nächtlichen Opfer schließt sich noch die weitere Ceremonie, daß erlesene römische Matronen in der bezeichnenden Zahl von 110 der Juno und Diana, die auch Ilithyien hießen und in dieser gemeinsamen Eigenschaft hier verbunden wurden, sogenannte sellisternia ausrichten. Solche lectisternia und sellisternia, welche den griechischen Theoxenien entsprechen, bestanden darin, daß man die betreffenden Götterbilder auf ein Ruhebett (lectus) — die Göttinnen später meist auf einen Sessel (sella) — setzte und ihnen ein Opfermahl mit entsprechenden Dienstbezeigungen darbrachte.

Der veränderte Charakter des Festes wird dann noch deutlicher in den Tagesopfern, bei denen dem Augustus Agrippa zur Seite tritt.

Am ersten Tage schlachtet jeder auf dem Capitol dem Jupiter Optimus Maximus einen weißen Stier von vollkommener Schönheit; am zweiten Tag entsprechend der Königin Juno jeder eine weiße Kuh: und hier schließt sich abermals ein sellisternium durch jene 110 Matronen für Juno an, bei dem sie ein Gebet sprechen, und zwar knieend (genibus nixae), was nicht einfaches Zeichen der Devotion, sondern von tieferer symbolischer Bedeutung ist, worauf wir hier nur hindeuten können[3]).

---

[1]) Cato, de agri cultura, c. LXXV.

[2]) Athenaeus, XIV, p. 647 D. G. Boissier a. a. O. S. 84, Anm., setzt durch eine Wortverwechselung (σέλιγνις = σίλιγνις mit σέλινον) Petersilie an Stelle des Mehles. Ueber die Schreibung pthois (= φθόις) handelt gelehrt W. Schulze, Orthographica, Marburg 1894.

[3]) Dieser, wohl auch von Anderen bemerkte, aber meines Wissens bisher nirgends hervorgehobene Sinn, der dem Grund- und Hauptgedanken der ganzen Feier entspricht, ergibt sich aus den im capitolinischen Tempel vorhandenen di nixi und aus Aehnlichem, was zuletzt H. Usener, „Götternamen“, Bonn 1896, S. 38 und 131 berührt hat.

Endlich am dritten Tage erhalten Apollo und Diana auf dem Palatin Opferkuchen von genau derselben Art und Zahl, wie die Ilithyien in der zweiten Nacht.

Die sämmtlichen Opfer werden mit einem stereotypen Gebet begleitet, das nach Anrufung der betreffenden Gottheit und Berufung auf die sibyllinischen Bücher den Zweck der jeweiligen Opfergabe bezeichnet und Schutz des Reiches und Volkes in Krieg und Frieden erfleht, Sieg und Gesundheit, Segen für das Volk, die Legionen, die Fünfzehnmänner und für den Opfernden und sein Haus, das heißt bei den übrigen Gebeten für Augustus und seine Familie, bei dem den 110 Matronen von ihm vorgesprochenen und von ihnen wiederholten Gebete für die Bürgerfamilien, die sie vertraten.

Zum Beispiel: „Allgütiger, allmächtiger Jupiter: also für Dich in diesen Büchern geschrieben steht, welcher Dinge halber, sowie zu besserem Gedeihen für das Römervolk die Quiriten Dir mit diesem schönen Stiere ein Opfer geschehe, Dich bitte ich und flehe ich, Du wollest des Römervolkes der Quiriten Reich und Herrlichkeit im Felde wie daheim mehren, wollest immerdar Allem, was Latiner heißt, immerwährende Gesundheit, Sieg und Kraft dem Römervolk den Quiriten verleihen und hold sein dem Römervölke den Quiriten und den Heerscharen des Römervolkes der Quiriten, und den Staat des Römervolkes der Quiriten heil erhalten, wollest gnädig, günstig sein dem Römervolke den Quiriten, der Amtsgenossenschaft der Fünfzehnmänner, mir, meinem Hause, meiner Familie, und Du wollest Dir gefallen lassen diese heilige Handlung des Opfers eines schönen Stieres. Dieser Dinge halber, froh dieses Stieropfers mögest Du wesen, werden, gnädig, günstig dem Römervolke den Quiriten, der Amtsgenossenschaft der Fünfzehnmänner, mir, meinem Hause, meiner Familie."

Wo mehrere Opfergaben sich folgten, wurde der letzte, beim Opfer selbst gesprochene Absatz des Gebetes unter Berufung auf das Vorhergesagte und unter Namhaftmachung der Opfergabe jedesmal wiederholt, also in der zweiten Nacht dreimal, am dritten Tage sechsmal (bei jeder der Opferkuchenarten) u. s. w.

Diese Litaneien sind lediglich gehoben durch alterthümliche Formen und Formeln — etwa wie unsere geistliche Sprache mit Kernworten und veralteten Wendungen der Lutherbibel gehoben wird —, und bezeichnend sind sie für die echtrömische Gebundenheit, die — wie bei juristischen Abmachungen und Verträgen — durch wiederholte Nennung die größte Deutlichkeit bezweckt und jede Ausflucht abschneiden will. Eine Neuerung besteht nur in der besonderen Erwähnung der Legionen: hier zum ersten Male scheint der Armee ausdrücklich im römischen Kirchengebete gedacht worden zu sein.

Gegenüber diesen ewig wiederholten Litaneien mußte einen unvergleichlich überraschenden und tiefen Eindruck machen die letzte Veranstaltung, mit der das Fest seinen Höhepunkt und die eigentlich gottesdienstlichen Handlungen ihren Abschluß fanden.

Auch in dieser Schlußfeier wurde ein alter Brauch erneuert und zugleich gesteigert.

Bei einer Sühnfeier des Jahres 207 v. Chr. wurde zum ersten Male in Rom von dreimal neun Jungfrauen ein Lied gesungen, das der Begründer der römischen oder vielmehr römisch-griechischen Dichtkunst, Livius Andronicus, eigens verfaßt hatte, und für das dann ihm und seinen Standesgenossen die Anerkennung des Staates durch Verleihung zunftmäßiger Berechtigungen zu Theil geworden war. Jenes Lied wurde theils in feierlicher Procession gesungen, theils auf dem Forum mit Reigentänzen, bei denen nach griechischem Brauch[1]) ein Seil gehalten wurde.

Gemäß dem im Sibyllenorakel gestellten Verlangen ließ nun Augustus einen Päan, einen Heilsgesang, vortragen von dreimal neun Mädchen und ebenso vielen Knaben, die alle Vater und Mutter noch am Leben haben (patrimi matrimique) und dadurch als Götterlieblinge erscheinen mußten.

Mit der Ausführung dieses Gesanges betraute Augustus den Quintus Horatius Flaccus, der zuerst in größerem Umfange die griechische Lyrik auf römischen Boden verpflanzt hatte, und der in seinen — etwa fünf Jahre vor dieser Feier zu drei Büchern zusammengestellten — Oden schon vielfach der neuen Zeit und ihres Herrschers und besonders auch des erweiterten apollinischen Cultus gedacht hatte. Augustus war dem Dichter sehr gewogen und suchte ihn mehr noch, als ihm gelang, an seine Person zu fesseln.

Wie hoch dieser Auftrag des Säculargesanges[2]) geschätzt wurde, beweist auch der Umstand, daß dies in den Säcularacten aufgezeichnet wurde (carmen composuit Q. Horatius Flaccus): und nur dieser Name wird da außer Augustus, Agrippa und ihren vornehmen Collegen verzeichnet. Auch die sorgfältigen Proben für diese Aufführung werden in dem Protokoll eingeschärft.

II.

Schon während der Vorbereitungen zu dem Feste zeigt sich der Dichter von Stolz geschwellt und ruft einem der betheiligten Mädchen in einem später — im vierten Buch, Ode 6 — veröffentlichten Gedichte zu: „Noch einst als Frau werde sie sich rühmen, das Festlied mitgesungen zu haben des Sängers Horaz." Und daß der Erfolg der Erwartung entsprach, das zeigt außer den nachmals wiederholten Aufträgen des Herrschers an den Lyriker besonders das schöne Gedicht an die Muse — Buch IV, Ode 3 —, der es Horaz dankt, daß man auf der Straße selbst auf ihn weise als Sänger römischen Saitenspiels:

totum muneris hoc tuist
quod monstror digitis praetereuntium
Romanae fidicen lyrae.

[1]) Wie G. Friedrich a. a. O. S. 97 f. zu der Behauptung kommt, dies Seilhalten (per manus reste data) sei beweisend für altrömischen Gebrauch, weiß ich nicht. Das Richtige hätte er aus H. Diels „Sibyllinische Blätter", S. 90 lernen können (danach O. Ribbeck, Geschichte der römischen Dichtung, I^2 S. 18 f.).

[2]) Weder die Acten noch das Orakel wissen etwas von weiteren Gesängen bei den Opfern. Trotzdem hat neuerdings G. Lafaye a. a. O. die Meldung des Zosimus von „griechischen und lateinischen Hymnen" vertheidigen wollen. Eine Confusion des Zosimus betreffs des „neugemachten Hymnus" (das ist des Horazischen) muß aber auch er zugeben, und das Weitere ist wohl eine mißverständliche Hereinziehung der lateinischen und griechischen Aufführungen in den Theatern.

Sein Erfolg hat sogar plastischen Ausdruck erhalten: denn die berühmte Augustusstatue, die 1863 bei Porta Prima gefunden wurde und die jetzt das Vatikanische Museum ziert, gibt auf dem Panzer Darstellungen, die wie Illustrationen zu unserem Gedichte aussehen, und die gleich bei den ersten Besprechungen des Fundes, wie dann in der schönsten durch O. Jahn, die Berührung mit Horazischen Versen erkennen ließen[1]).

Der Chor wendet sich zunächst unter Berufung auf seine Bestimmung durch die Sibylle an die Hauptgötter des Tages, Phöbus und Diana, um Erfüllung seiner Bitten, und wieder besonders an den Sonnengott für Roms Größe und an die Göttin der Geburt für den Nachwuchs und für den Erfolg der neuen Gesetze zu seiner Beförderung, von dem auch die Wiederholung des Festes nach abermals je 110 Jahren abhängt, wie die Bewährung des Schicksalsspruches der Parzen vom Bestande des Reiches. Und wie hier Größe und Wachsthum des Reiches, so wird weiter von der Erdgöttin, Tellus, das Gedeihen von Feld und Vieh, reichliche Nahrung erfleht. Zwischen diesem ersten und einem zweiten Gebete erneuert sich die Bitte der Knaben und Mädchen an Apollo und Diana um Erhörung. Dann werden die Götter gemahnt an das, was sie für Roms Gründung durch Aeneas und die mit ihm verbundenen Julier gethan, und demgemäß um Gesittung der Jugend, Ruhe für das Alter und alle gute Gabe gebeten, um Alles, was im Opfer an Jupiter und Juno Augustus, der Alba entstammte Julier, der milde Sieger erbat. Schon hat er den fernsten Feinden Ehrfurcht eingeflößt, schon ziehen Treue und Friede, Tugend und Glück wieder ein: gewiß, Apollo, auf dem Palatin geehrt, führt Rom und Latium glücklich weiter, Diana auf dem Aventin neigt sich den Gebeten und Gesängen dieses Festes; von allen Göttern trägt der Chor gute, sichere Hoffnung heim.

Phöbus und waldmächtige Du, Diana,
Lichte Himmelszier, deren Ehr' wir dienen
Immer und gedient: o gewährt, was wir in
    Heiliger Zeit fleh'n:

Wo Sibyllensprüche gemahnten, Jungfrau'n
Auserlesen sollten und keusche Knaben
Göttern, die hold seh'n auf die sieben Hügel,
    Singen ein Festlied.

Hehrer Sonnengott, der im Strahlenwagen
Bringt den Tag und versenkt, in stetem Wechsel
Gleich ersteht: nichts Größeres mögst Du
    Schau'n denn die Stadt Rom.

---

[1]) Vergl. die verschiedenen Aeußerungen im Bulletino di corrisp. archeol. 1863, und besonders O. Jahn, „Aus der Alterthumswissenschaft", S. 285 ff. Nicht so greifbar, aber doch bemerkenswerth ist die Beziehung, die H. Brunn (Berichte der bayerischen Akademie, 1881, S. 112 ff.) zu finden glaubte zwischen der Darstellung des Pilasters aus der Krypta der Peterskirche und unserem Säculargedicht, das ihm, „wie hoch oder wie gering man von seinem poetischen Werthe denken möge, immer als ein wahres Meisterstück specifisch römischer Poesie erschienen ist".

Mild in reifer Sprossen Entbindung, schirme
Glücklich Du die Mütter, o Ilithyia[1]),
Oder nennst Du Dich Genetyllis[2]) lieber
Oder Lucina?

Göttin, ziehe groß das Geschlecht und segne,
Was die Väter über der Frau'n Vermählung
Und das Eh'gesetz, für den Nachwuchs fruchtbar,
Giltig beschlossen:

Daß nach elf Jahrzehnten der heil'ge Kreislauf
Stets Euch wieder bringe Gesang und Spiele
Von viel Volk, je dreimal in heller Tag's= und
Traulicher Nachtzeit;

Und Ihr, in dem Liede wahrhaftig, Parzen,
Das, einmal gesprochen, beständig als der
Dinge Ziel bleib', fügt zu den nun vollbrachten
Gute Geschicke!

Reich an Frucht des Feldes und Herden, schmücke
Tellus mit dem Kranze der Aehren Ceres;
Nähren mög' die Keime des Himmels Luft und
Heilsamer Regen.

Sanft und ruhig lege die Pfeile nieder
Und das Fleh'n der Knaben erhör', Apollo;
Sternenfürstin Du mit dem Doppelhorn, hör',
Luna, die Mädchen.

Ist Rom Euer Werk und die Siedlung Il'scher
Scharen am Etruskergestade, hießet
Herd und Wohnstatt wechseln in Rettungsfahrten
Ihr jene Mannschaft,

---

[1]) Der Gedanke von A. Walz a. a. O., dem auch Lafaye in einer beiläufigen Bemerkung (S. 134 Anm.) nahe getreten ist, daß die Strophe an die Ilithyia ihren Platz erst später zwischen der von den Parzen und der von Tellus haben müsse, entsprechend der Folge der drei Opfernächte, verkennt die Freiheit der dichterischen Gestaltung und stört seine Gedankenreihe (von der nur vermeintlich erhöhten, überhaupt nicht strengen „Symmetrie" zu schweigen). Zudem wurden ja unmittelbar nach den Ilithyien (wie nach den Mören und der Tellus) Juno und Diana durch das Sellisternium geehrt, eben auch in dieser Eigenschaft. Was andererseits Friedrich a. a. O. über die Einzahl bei Horaz sagt, wird hinfällig dadurch, daß auch im officiellen Gebete nur von einer Ilithyia die Rede ist. Darin herrscht überhaupt bei den Alten große Leichtigkeit und Wandelbarkeit der Anschauungen. Unbegreiflich ist auch, daß Vahlen den Sonnengott (Sol) von Phöbus trennen will, entgegen der ausdrücklichen Gleichstellung im Sibyllen=orakel (*Φοῖβος ὅς τε καὶ Ἥλιος*) und der entsprechenden Gleichstellung Luna=Diana in der neunten Strophe unseres Gedichtes, sowie trotz des auf beide Gottheiten bezüglichen „lichte Himmelszier" (lucidum caeli decus) gleich im Eingange. Vergl. auch Properz Eleg. II, 31 (III, 28), 10 ff. u. A.

[2]) Gewiß ist nicht mit Bentley Genetyllis für Genitalis zu schreiben, sondern der lateinische Ausdruck ist dem griechischen nachgebildet, den der Uebersetzer doch vorziehen mußte und durfte. Wegen der liturgischen Formel in der Auswahl von Beinamen vergl. Usener, „Götternamen", S. 336.

Der die freie Gasse durch Troja's Flammen
Ohne Trug der keusche Aeneas machte,
Seiner Heimath Letzter, der geben sollte
Mehr als sie ließen:

Götter, dann Gesittung gelehr'ger Jugend,
Götter, Ruhe dann dem gemess'nen Alter,
Macht dann gebt dem Romulusvolk und Nachwuchs,
Jegliche Zier auch;

Und wofür Euch huldigt mit weißen Rindern
Venus' und Anchises' erlauchter Sproß, das
Werd' ihm, der, im Kampfe voran, mild unter-
Legenem Feind ist.

Schon hält Furcht die Meder vor seiner mächt'gen
Hand zu Meer und Land und vor Alba's Beilen;
Auf sein Wort schon lauschen die Scythen — jüngst so
Stolz — und die Inder.

Schon wagt Treu' und Frieden und Ehr' und Züchten
Alter Art und lange vergess'ne Tugend
Einzukehren und mit dem vollen Horn der
Segen des Glückes.

Und der Seh'r, mit funkelndem Bogen strahlend
Phöbus, deß sich freuen die neun Kamenen,
Welcher hebt mit heilender Kraft die siechen
Glieder des Körpers:

Wenn er gnädig sieht palatin'schen Altar,
Führet Römermacht er und Latium weiter
Fort zu neuer, glücklicher Frist und immer
Besseren Zeiten.

Und sie, die am Algidus und Aventin
Wohnt, Diana, neigt sich der Fünfzehnmänner
Flehn und leiht ein freundliches Ohr der Knaben
Frommem Gelübde.

Daß dies Zeus und sämmtliche Götter wollen,
Deß trag' gute, sichere Hoffnung heim ich,
Der im Chor ich lernte zu singen Phöbus'
Lob und Diana's.

So wird in den neunzehn Strophen des Gedichtes der einfache Gedanke des Festes, die Erwartung der Größe Roms in seinen materiellen, wie in seinen politischen und sittlichen Grundlagen mit reichen Hinweisen auf die verschiedenen Veranstaltungen der Feier und auf das Augusteische Regiment überhaupt dargelegt, in gewählten und doch nie gesuchten Worten und Wortstellungen — von deren Feinheit und Vollklang keine Uebersetzung auch nur einen annähernden Begriff zu geben vermag —, mit vielfach schönen und fesselnden Wendungen, die oft mit einem Worte Beziehungen andeuten, welche, den gebildeten Zeitgenossen unmittelbar verständlich, für uns umständlicher Erläuterung bedürfen.

Dabei entgeht selbst dem Kenner des Originals das musikalische Element und die genauere Vorstellung davon, wie sehr durch den Anblick der in je dreimal neun Theilnehmer gegliederten Halbchöre ausgesucht vornehmer und schöner Knaben und Mädchen und durch die Begleitung und Umgebung des Gesanges mit ihren wechselnden Wendungen und Bewegungen das Ganze gehoben wurde.

Viele, ja die meisten neueren Erklärer haben angenommen, daß auch der Vortrag der Strophen zwischen dem Gesammtchor und Halbchören gewechselt, ja vielleicht in noch weiteren Theilungen sich vollzogen habe. Man hat sehr verschiedene Versuche solcher Gliederung gemacht: und gerade weil sich das Gedicht dem nicht gefügig zeigt, hat kein Geringerer als Gottfried Hermann[1]) scharfen Tadel darüber ausgesprochen. Allein dieser Wechsel des Vortrags ist nirgends bezeugt; und aus dem Gedichte selbst läßt sich nur Scheinbares dafür, wohl aber Entscheidendes dagegen anführen: und mit der unberechtigten Annahme fallen auch die geäußerten Bedenken und mäkelnden Bemerkungen in sich zusammen.

Einen tieferen Tadel hat Theodor Mommsen zu begründen gesucht. Die beiden Götterreihen, nach denen die Feier geordnet war, die unterirdischen und die überirdischen, würden in aufgelöster Folge genannt: ein Dichter, der es verstanden hätte, „der Gelegenheit ein Gedicht zu schaffen," hätte Sinn und Folge daraus entwickeln oder darein legen müssen, um den auf dem Erdboden zwischen Himmel und Erde wandelnden Menschen die Herrlichkeit, wie die Bedingtheit ihres Looses in zwiefacher Bildermacht vorzuführen.

Gewiß hätte sich so etwas Tiefsinniges singen und sagen lassen: aber gewiß hätte eine solche Ausführung nicht so voll den Absichten des Augustus und seiner Feier entsprochen, als was Horaz gegeben hat.

Um das recht zu erkennen, ist auch noch Ort und Art des Vortrages ins Auge zu fassen, die gleichfalls Gegenstand einer Controverse geworden sind.

---

[1]) Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, Bd. XXIII, 1838, S. 195 ff. Die neuesten Versuche haben Christ und Friedrich a. a. O. gemacht. Die Christ'sche Theilung in Dichorien und Trichorien schwebt ganz in der Luft, ist aber auch nur sehr bescheiden vorgetragen: um so bestimmter tritt Friedrich auf, jedoch mit durchaus hohlen Behauptungen und Trugschlüssen. Wenn die ersten Verse, in denen Phöbus und Diana untrennbar neben einander stehen, gemeinsam gesungen wurden, mit welchem Rechte behauptet man dann, daß weiterhin das an Phöbus Gerichtete den Knaben, das an Diana den Mädchen „zukommt" (in der neunten Strophe gar mit ungleicher Zeilentheilung!), trotz Catull's Hymnus (c. XXXIV) und ähnlichen Gesängen? Wenn doch später gerade bei der Diana die Knaben genannt werden, so findet Friedrich diesen Wechsel „überraschend", aber „zweckvoll" und gefällig. Ebenso willkürlich „fällt" die Erwähnung der Ceres und weiblicher Gottheiten ohne Weiteres den Mädchen zu, und die eine willkürliche Behauptung dient dann als Grundlage für weitere Annahmen. Sollen etwa bei dem Hymnus des Horaz I, 21 (Dianam tenerae dicite virgines, Intonsum pueri dicite Cynthium) die Mädchen und Knaben sich abwechselnd selbst oder sollen sie sich wechselsweise auffordern? Der Dichter spricht in Allem durch die Gesammtheit als Vertreter der Gesammtheit! Nirgends wird gesagt, daß amöbäisch (alternis) gesungen worden sei, weder in den Acten noch im Orakel — das doch bei dem Reigen die Sonderung bestimmt — noch sonstwo. Richtig hat geurtheilt Kühn in der früher erwähnten Dissertation und von den Herausgebern L. Müller.

Nach dem besten Historikerzeugniß, das wir besitzen, fand die Aufführung auf dem Palatin statt, während die alten Erklärer des Horaz dafür das Capitol nennen. Man hat das Letztere für einen einfachen Irrthum gehalten: jetzt wissen wir aus den Acten, daß das Lied zuerst nach dem Opfer auf dem Palatin, dann aber ingleichen auf dem Capitol gesungen und getanzt wurde.

Der Umstand, daß an einer Stelle des Gedichtes durch Hinweisung auf das Opfer der weißen Rinder sich eine Wendung an die capitolinischen Götter und ihre Ehrung findet — die man früher verkannt hatte —, führte nun Mommsen zu der Ansicht, daß der Chor in feierlicher Procession vom Palatin nach dem Capitol und wieder zurück gezogen sei, so daß Anfang und Ende dort, die Mitte hier gesungen, und durch die Wendung an die capitolinischen Altäre unmittelbar deutlich geworden wäre.

Dieser Ansicht haben sich mehrere Gelehrte[1]) angeschlossen; sie hat aber auch entschiedenen und sehr berechtigten Widerspruch gefunden[2]).

Die Acten sagen doch ausdrücklich, es sei da und dort „auf dieselbe Weise" gesungen worden (eodemque modo in Capitolio), und das Orakel spricht von Lied und Tanz „vor dem Tempel". Beim Gesange in der Procession konnte auch die Folge der Gedanken — geschweige denn eine so geschlossene Gedankenreihe, wie sie Mommsen eigentlich vom Dichter verlangte — zu keinem Verständniß kommen. Ferner ist weder der Rhythmus der sapphischen Strophe für den Marsch geeignet, noch ist der Umfang dem Wege entsprechend oder die Möglichkeit vorhanden, durch Wiederholungen nach Art der Processionslieder die Wegstrecke mit Gesang zu füllen. Jene Stelle selbst aber mit dem Bezug auf den zweiten Opfertag bedurfte gar nicht der unmittelbaren Wendung an die Opferstätte: sie war jedem Zuhörer aus dem Vorgang des eben erlebten Festes und jedem Kenner aus den rituellen Vorschriften klar[3]); ja dieses eine Opfer wird sogar nur paradigmatisch für alle, mit dem gleichen Gebete begleiteten genannt.

Gerade aber, daß das Ganze zweimal an verschiedenen Stellen zur Aufführung kam, ist bemerkenswerth, wie für die hohe Stellung und Schätzung dieses Theiles der Feier, so für die Absicht des Augustus dabei.

[1]) H. Dressel a. a. O. S. 313; P. Stengel, Hermes, Bd. XXVII, S. 447, Anm. G. Wissowa a. a. O. S. 17 und 22 V. Gardthausen a. a. O. S. 1015 ff. und 630; A. Waltz (der nur keine Rückkehr zum Palatin annimmt); G. Boissier (der allerdings nicht entschiedene Stellung nimmt) und Andere. Was Wissowa besonders geltend macht, daß in der betreffenden Strophe eine Anrufung (nicht bloß eine Erwähnung, wie am Schluß) vorliege, hat bei der Freiheit dichterischer Apostrophe auch keine Beweiskraft und läßt sich leicht durch Beispiele (unter Anderen aus Virgil) entkräften, sowie durch die gleiche Wendung an die Parzen in unserem Gedichte selbst.

[2]) Bei Vahlen, Lafaye, Slaughter, Christ und Friedrich a. a. O. Die beiden Letzteren hätten nur nicht die „Thatsache" des Wechselgesanges gegen die Eigenschaft als Processionslied anführen sollen.

[3]) Der Gedanke von Friedrich, nach der Absicht des Horaz hätten die Zuhörer bei der betreffenden Stelle auf dem Palatin an Apollo, auf dem Capitol an Jupiter denken sollen, gehört zu den Wunderlichkeiten und Abgeschmacktheiten, an denen die Horaz-Literatur und auch dieses Erzeugniß derselben so reich ist.

Auf den Palatin, wo nach der Sage Romulus und Remus von der Wölfin gesäugt worden waren, hatte Augustus seine Residenz verlegt; er gab dem Palatium und weiter durch dessen typische Bedeutung den Palästen und Pfalzen überhaupt (und auch unserer Pfalz) den Namen. Ebendort hatte Augustus dem Apollo, dem Schützer seines Geschlechts und Helfer zum Siege über Sextus Pompejus und Marcus Antonius, den palatinischen Tempel geweiht, die hervorragendste unter den so zahlreichen Tempelgründungen und Tempelerneuerungen, deren Augustus sich rühmen konnte und rühmte [1]): der palatinische Apollo überstrahlte weit und sollte überstrahlen die alten capitolinischen Götter und ihr Heiligthum. Weiterhin fügte Augustus zu dem Palaste ja auch noch eine Vestacapelle hinzu, wodurch der auf König Numa zurückgeführte, altehrwürdige Vestatempel seine Bedeutung einbüßte, das heilige Herdfeuer des Kaiserhauses zum Herdfeuer des Staates und Reiches wurde.

Dem entspricht nun, daß der dritte und Hauptfesttag dem Apollo und seiner Schwester galt und auf dem Palatin spielte: wenn aber das imposante Schlußstück der Apollofeier und der Gesammtfeier danach auf dem Capitol wiederholt wurde, so wurde es nicht nur einem weiteren und größeren Publicum zugänglich und eindringlich, sondern vor Allem wahrte Augustus darin die Art, die alle seine Handlungen und Einrichtungen leitete und durchdrang, die sich auch in der Wiederaufnahme und Durchführung dieser Säcularspiele so recht ausprägt: das Neue an das Alte anzuknüpfen, unter Wahrung und Steigerung der alten Formen aus republikanischer Zeit einen neuen Inhalt zu geben, unmerklich aus der Vergangenheit in die neue Zeit, aus der Republik in die Monarchie überzuführen [2]).

Dabei kam ihm die allgemeine Erschöpfung und Müdigkeit nach den entsetzlichen Verlusten an Menschen und an Besitz, die Sehnsucht nach Ruhe und Frieden entgegen.

Groß war, was Augustus für den Ausbau und die Verschönerung Roms, für die Verbesserung der Verwaltung, für Hebung des Verkehrs that. Allein mit all diesen Maßregeln und Neuerungen, ebenso wie mit den kriegerischen Erfolgen, war nur die äußere Arbeit vollbracht.

Augustus erkannte als Hauptaufgabe: die durch die Bürgerkriege verminderte und verwilderte Gesellschaft zu regeneriren: und dieser Aufgabe sollte die Erneuerung des religiösen Lebens und sollten vor Allem die verschiedenen Ehegesetze und Sittengesetze dienen, die in wiederholten Anläufen und verschiedenen Formen den Herrscher vom Ausgang des ägyptischen Krieges bis an sein Lebensende beschäftigten [3]).

---

[1]) Res gestae divi Augusti, S. 86 der Mommsen'schen Ausgabe.

[2]) Diese Bedeutung der Sache verkennt die — auch in der Ueberlieferung durchaus nicht begründete — Vermuthung von Vahlen, daß es sich um eine nachträgliche da capo-Aufführung gehandelt habe. Zutreffend, aber unzureichend, hat sich hierüber Christ geäußert; am besten Lafaye, der nur zu großes Gewicht auf die sehr andersartige griechische „Parallele" des Hymnus von Stratoniteia legt.

[3]) Vergl. P. Jörs, Die Ehegesetze des Augustus, Marburg 1893.

Mitten in diese Bemühungen und Bestrebungen und unmittelbar nach ihrem entscheidendsten Ausdruck in den vom Senate auf Veranlassung des Augustus erlassenen Bestimmungen (super iugandis feminis und de maritandis ordinibus) fallen seine Säcularspiele; auch sie waren durchaus von diesen Gedanken eingegeben und erfüllt: von ihnen ist das Horazische Gedicht in seiner ganzen Entwicklung beherrscht, und es bringt sie zu einem kraftvollen, reichen und runden Ausdruck — kein Wunder, daß der Herrscher und die Seinen mit ihrem Dichter zufrieden waren!

Den erst allmäligen, dann reißenden Verfall der Gesellschaft und des Staates konnten freilich solche Veranstaltungen nicht hintanhalten. Die trotzdem nachhaltige Wirkung derselben können wir auch noch weiter verfolgen.

In ausdrücklicher Anknüpfung an die Augusteische Feier, wenn auch zufällig einige Jahre zu früh, schon 88 n. Chr., hat Domitian sie wiederholt, der gleichzeitig oder gleich danach auch die Augusteischen Ehegesetze erneuerte [1]).

Genau zweimal 110 Jahre nach Augustus, 204 n. Chr., hat dann Septimius Severus das Fest angesetzt, von dem Actenstücke zusammen mit den Augusteischen, aber in viel dürftigerer Erhaltung zu Tage gekommen sind.

Nach abermals 110 Jahren beklagt der Historiker, dem wir vor dem neueren Funde die beste Kunde über diese Dinge verdankten, Zosimus (II, 7), bitter das Unterbleiben der Spiele, und er sieht darin eine Ursache dafür, daß Rom unter die Herrschaft der Barbaren gefallen sei.

Noch im folgenden Jahrhundert aber legt der letzte römische Dichter, Claudian, den consularischen Spielen des Honorius — 404 n. Chr., genau 200 Jahre nach der Feier des Septimius Severus — eine Art säcularer Bedeutung unter [2]).

Andererseits hatte Kaiser Claudius die Rechnung des Augustus bekämpft und selbst Säcularspiele veranstaltet, als das achte Jahrhundert seit Gründung der Stadt nach der Varronischen Aera zu Ende ging, 47 n. Chr. [3]).

Ebenso feierte Antoninus Pius das Jahr 900 der Stadt auf das Glänzendste.

Als aber das Jahr 1000 gekommen war, 248 n. Chr., da beging Kaiser Philippus, ein Araber, der Sohn eines Scheichs, mit seinem Sohne die Spiele mit unsinniger Pracht, aber ganz in den alten Ceremonien. Und während er, der angeblich — jedoch kaum wirklich — Christ war, mit den alten Formeln die alten Götter [4]) für die Größe und Herrlichkeit des alten Reiches und für

[1]) Vergl. unter Anderen L. Friedlaender zu Martial's Epigrammen IV, 1, 7 und V, 73, f; VI, 2, 1.

[2]) De sexto consulatu Honorii V. 390 f.

[3]) Wenn Mommsen, „Römische Chronologie“, S. 192 witzig bemerkt, daß dadurch bei Spielen, „dergleichen nie ein jetzt lebender Sterblicher zuvor geschaut“, ein bei Augustus' Säcularfeier thätiger Pantomime wieder gesehen wurde (s. oben), so tritt dem zur Seite die bei Claudius' und Domitianus' Spielen betheiligte Matrone Martial's, Epigramm X, 63, 3.

[4]) Die entgegen lautenden Worte des Orosius, VII, 20, 3 zeigen deutlich die Tendenz wie das Fehlen eines positiven Zeugnisses. Vergl. auch K. J. Neumann, Der römische Staat und die allgemeine Kirche, Bd. I, S. 247 ff., Leipzig 1890.

sich selbst und sein Haus und seine Familie anflehte, drohten die Perser im Orient, die Deutschen am Rhein und die Gothen an der Donau, und schon das folgende Jahr machte der Herrschaft und dem Leben der beiden Philippus ein Ende.

Daß nach abermals 100 Jahren auch diese Reihe der Säcularspiele keine Feier mehr fand, wurde damals gleichfalls ausdrücklich bemerkt und beklagt[1]).

Eine christliche Erneuerung der alten römischen Säcularspiele war es aber[2]), daß Papst Bonifacius VIII. das Jahr 1300 n. Chr. mit seiner Jubiläumsbulle eröffnete, durch die er Scharen von Pilgern nach Rom in die Kirchen St. Peter und St. Paul lockte. Und diese Jubiläumsfeier gab wieder die Anregung zu unendlich vielen weiteren „Jubeljahren" — mit mehrfachen Spaltungen des Jahrhunderts —: und so wirken diese ludi saeculares bis auf unsere Tage und bis in ferne Zeiten.

---

[1]) Aurelius Victor, Caesares, 28.
[2]) Vergl. G. Boissier a. a. O. S. 95.

Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardi's.

[Nachdruck untersagt.]

V. **Am Mincio.** (Juni bis Juli 1866.)

Florenz, 25. Juni 1866.

Nachrichten vom Kriegsschauplatz. Die Italiener haben gestern jenseits des Mincio eine Schlacht verloren. — Durando's Corps ist geschlagen. — Das Telegramm an Ricasoli besagt deutlich genug, daß die Niederlage eine schwere ist. Das Schlimmste dabei ist, nach meiner Meinung, daß La Marmora in dieser Niederlage den erwünschten Vorwand finden wird, Cialdini über Cremona an sich heran an den Mincio zu ziehen.

Der Eindruck, den diese Niederlage gemacht hat, ist ein ganz gewaltiger „affatto un gran senso!" sagt auch mein Diener Giuseppe, der mich begleitet. Darauf waren die Leute nicht gefaßt. Sie dachten sich, bei der schönen Begeisterung verstehe sich der glänzendste, mühelose Sieg von selbst; die Oesterreicher würden fliehen, ohne Widerstand zu leisten oder nur zu versuchen.

Der Kanzler der Gesandtschaft zeigt mir ein Telegramm, das eben aus Berlin eingetroffen ist. Es gewährt die besten Aussichten in Beziehung auf die hannöverschen Truppen, die, wie es scheine, zu unterhandeln suchen.

Usedom kommt; er ist bei Ricasoli gewesen und hat das Neueste erfahren. Durando's Corps ist „enfoncé"; die italienische Armee ist über den Mincio und in das Festungsviereck hinein gegangen, ohne irgend eine Ahnung von der Stellung und dem Vorhaben der Oesterreicher zu haben, und ohne die Vorsicht, die üblich ist, wenn man sich in der Nähe des Feindes glaubt, ohne zu recognosciren u. s. w.

(La Marmora und die Generale waren von der Vorstellung beherrscht, die Oesterreicher müßten und würden sich ohne Weiteres über die Etsch zurückziehen und werden wohl diesem Glauben gemäß gehandelt haben!)

Bei diesem Vorgehen ist Durando's Corps vereinzelt von der Gesammtmacht der Oesterreicher angegriffen und geschlagen worden. — Heute ist übrigens nichts geschehen oder vorgefallen. Die Oesterreicher haben nichts weiter unternommen. Das ist sehr glücklich.

Bologna, 26. Juni 1866.

Im Bahnhof ein Zug, der freiwillige Garibaldiner von Bari herbeigebracht hat und sie, wie ich erfahre, nach Salò am Gardasee im Brescianer Gebirge, weiter transportiren soll.

Das gefällt mir ganz und gar nicht — es fällt mir im Gegentheil recht schwer auf das Herz! — in Bari waren die Leute grade am rechten Ort, um nach Dalmatien übergesetzt zu werden. — Was sollen sie in den Alpen, wo ohnehin schon ein Theil der Freiwilligen versammelt ist? La Marmora hat sich bei seinem Ausscheiden aus dem Ministerium die Leitung der militärischen Dinge unbedingt vorbehalten: läßt er nun etwa die Freiwilligen von Bari wegbringen, um die Expedition nach Dalmatien zu hintertreiben? — Und wird ihm Ricasoli das hingehen lassen?

Verzögert und erschwert ist die Expedition jedenfalls durch diesen unseligen Transport in das Gebirge.

Uebrigens konnte ich mich überzeugen, daß die Garibaldischen Freischaren aus ganz gutem Material gebildet sind. Die Leute sind meist breitschulterig und derb genug. Vielfach bemerkt man junge Leute in der Schar, denen man es ansieht, daß sie den besseren Ständen angehören.

Unverkennbar aber sind die Garibaldiner die Lieblinge des Publicums. Um die vorüberfahren zu sehen, versammeln sich große Menschenmassen auf den Bahnhöfen — die werden lebhaft applaudirt. — Die Linientruppen erregen bei Weitem nicht den gleichen Grad von Theilnahme.

Parma. Zu dem General-Lieutenant Sesmit-Dodo, der die hiesige territoriale Division commandirt, um mich zu orientiren und zu erfragen, wo ich das Hauptquartier aufzusuchen und welchen Weg ich dahin zu nehmen habe.

Er wußte mich aber auch nicht genau zu orientiren und mir nicht mit Bestimmtheit zu sagen, wo ich das Hauptquartier finden werde; er rieth mir zunächst, nach Casalmaggiore und von dort nach Piadena zu gehen, dort werde ich von dem Etappen-Commandanten wohl erfahren, wohin ich meine Schritte weiter zu lenken habe.

Wir wußten in Florenz nicht, wo die verlorene Schlacht eigentlich geschlagen worden ist, und da die italienische Armee schon am 23. über den Mincio gegangen war, dachte ich mir das Schlachtfeld ziemlich weit jenseits des Flusses; kurz, ich sprach in der Voraussetzung, daß das Hauptquartier sich jenseits des Mincio befinde. Da erfuhr ich denn, was man uns in Florenz nicht gesagt hat — daß die ganze Armee noch am Abend des 24. über den Mincio zurückgegangen ist und das jenseitige Ufer vollständig aufgegeben hat. Ich hätte mir das eigentlich denken können, aber ich hatte es mir nicht gedacht.

La Marmora fürchtet oder fürchtete wenigstens im ersten Augenblick, die Oesterreicher würden aus Mantua zur Verfolgung vorbrechen, und hat deshalb beschlossen, die Armee auf den Höhen von Volta zu concentriren — die Avantgarde bei Gaeto — Front gegen Mantua! — Das erscheint vor dem Richterstuhl des gesunden Menschenverstandes als barer Unsinn, als das Unsinnigste, was unter den gegebenen Umständen überhaupt geschehen konnte. Denn gerade

wenn die Oesterreicher aus Mantua vorbrachen, war es für die italienische Armee von entscheidender Wichtigkeit, sich nicht von Cremona und Piacenza, nicht vom Po und der Hauptmasse der italienischen Halbinsel abschneiden zu lassen. — Aus der Stellung bei Volta bleibt, falls er nöthig werden sollte, kein anderer Rückzug als der auf Brescia und Mailand, und selbst der wäre nicht ohne Schwierigkeiten und Gefahren auszuführen. Wenigstens würde Eile und Glück dazu gehören, den Oesterreichern, falls sie wirklich die Mittel hätten, eine nachtheilige Offensive anzutreten, am unteren Ticino zuvor zu kommen.

In diesen Anordnungen La Marmora's zeigt sich wieder der beschränkte Piemontese, der das ganze übrige Italien bloß als einen Ballast betrachtet, als einen Anhang, der in mancher Beziehung viel Beschwerliches hat, in dessen Augen Piemont das eigentliche Reich ist, das man sicher stellen müsse, sowie die unmittelbare Verbindung mit Frankreich — den eigentlichen Rettungsanker!

Uebrigens geht aus diesen Anordnungen und aus der Haltung der Officiere, die ich hier sah, des Generals und seines Adjutanten zur Genüge hervor, daß die Consternation in der Armee eine sehr große ist. — Der Schlag ist ihnen gar zu unerwartet gekommen!

General Sesmit-Dodo und sein Adjutant schimpfen alle Beide um die Wette über die „alte Dummheit", in das Quadrilatère hinein zu laufen. Ob sie sich am 23. Juni ebenso ausgesprochen hätten, ist die Frage. Jetzt freilich sieht ein Jeder die Verkehrtheit.

Durando's Niederlage ist sehr schwer; die ganze Armee über den Mincio zurück, Stellung am Gebirge. Linie Volta-Cavriana, Avantgarde bei Gaeto; diese Stellung ist eingenommen, weil man glaubte, der Feind würde aus Mantua vorbrechen zur Verfolgung.

Sesmit-Dodo ergeht sich dabei in einem sehr strengen Tadel der bisherigen Operationen. Doch hat er soeben bessere Nachrichten erhalten. Das Hauptquartier sollte nach Piadena kommen, bleibt aber in Cerlungo, wo es eben ist. (NB. Schon die Bestimmung nach Piadena beweist, daß der Plan, die Stellung bei Volta zu nehmen, wieder aufgegeben worden ist, weil die Oesterreicher gestern nicht in die erwartete Offensive übergegangen sind und überhaupt nichts unternommen haben.) Die Haltung der Armee soll gut sein, sie ist weniger erschreckt als die Bevölkerung. (NB. Das mag wahr sein; ohne Zweifel aber hat die Armee auch wohl ihre Fassung wieder gewonnen und das Hauptquartier desgleichen, und zwar in Folge dessen, daß die Oesterreicher ihren Sieg nicht verfolgt und gestern gar nichts unternommen haben. — Wären sie wirklich gestern über den Mincio vorgegangen, so wäre es auch wohl in dieser Beziehung anders gekommen; sie hätten den Schrecken, der im ersten Augenblick herrschte, ohne Zweifel gewaltig gesteigert!)

Die Neapolitaner haben sich sehr schlecht gehalten. (NB. Das war zu erwarten, und jedes Regiment ohne Ausnahme zählt fast ein Drittel Neapolitaner in seinen Reihen.)

Der gemiethete Train, der Treno Borghese, hat die größte Unordnung veranlaßt und das Unheil sehr vermehrt. Theils sind die Troßknechte in der größten Unordnung geflohen, theils haben sie die Stränge abgeschnitten, sind mit den Pferden davon geritten, haben die Wagen in einander gefahren als Hinderniß, ohne Gespanne auf der Straße stehen lassen u. s. w. u. s. w. (Auch in Beziehung auf diesen Punkt also habe ich mich nicht getäuscht.)

Abreise um 3½ Uhr.

Das Wetter hat sich wieder aufgeklärt, wie wir den Po, Casalmaggiore, erreichen. Ein mächtiger Strom, dessen weißlich trübe Gewässer schnell dahin schießen. — Wie gewaltig muß er den Römern vorgekommen sein, als sie zum ersten Mal seine Ufer erreichten, da sie bis dahin gewöhnt waren, den Tiber und die sonstigen Gewässer Latiums für bedeutende Flüsse zu halten!

Jenseits lag das Städtchen vor uns auf dem, wie ich später sah, künstlich erhöhten Ufer, das unmittelbar aus den Fluthen aufsteigt; diesseits ist dem Strom Raum gelassen für Hochwasser. Die Dämme begleiten ihn in einiger Entfernung; ein zerrissenes Gelände, mit Pappeln und Weiden überwachsen, zieht sich zwischen Strom und Damm entlang. Die Schiffbrücke aber war zu meiner Verwunderung abgetragen. Warum? — Etwa im ersten Schrecken nach der verlorenen Schlacht? Was traut man denn den Oesterreichern Alles zu?

Durch Rufen und Winken brachten wir es dahin, daß jenseits ein Boot und eine Fähre vom Ufer gelöst wurden. Ich fuhr mit Cooper hinüber zur Stadt, und da warteten wir dann am Ufer, bis die Fähre auch Leute und Pferde herüber brachte.

Aus Florenz hatte ich ein von Loucadou überschriebenes, mit „militaria“ bezeichnetes, aus Berlin vom Generalstab eingesendetes Packet mit bekommen. Da Loucadou krank liegt, mußte ich es natürlich aufbrechen, um zu wissen, was ich morgen damit zu thun habe.

Ich erstaunte über den Inhalt. Es fand sich nämlich darin die Ordre de bataille der österreichischen Armee (in drei Exemplaren), und ebenfalls in drei Exemplaren ein Croquis der Stellung der österreichischen Armee in Böhmen und Mähren am 11. Juni (Datums der Ordre de bataille).

Diese Stellung setzte mich sehr in Verwunderung, denn sie ist eine durchaus defensive! Das hatte ich nicht erwartet. — Nur das erste Armeecorps, Clamm Gallas, und sechs Regimenter leichte Reiterei sind in das nördliche Böhmen entsendet — wohl um die Sachsen aufzunehmen und, zu einer Art von Scheinvertheidigung, bestimmt, langsam beobachtend und unter günstigen Bedingungen fechtend, vor dem eindringenden Feinde zurückzuweichen. — Die ganze übrige Armee, das II., III., IV., VI., VIII. und X. Armeecorps, eine leichte Reiter- und drei Reserve-Reiterei-Divisionen sind längs der beiden Eisenbahnen marschirt, die von Pardubitz und von Oderberg nach Wien führen. — (Hauptquartiere: II. Armeecorps C. Thun-Hohenstein in Hohenmauth; — III. und X. Armeecorps Erzherzog Ernst und Gablentz in Brünn; — IV. und

VI. Armeecorps Festeticz und Ramming in Olmütz; — VIII. Armeecorps Erzherzog Leopold in Auspitz; leichte Reiterei in Freudenthal; Reservereiterei in Proßnitz, Kremsier und Wischau.)

Ich sehe den Ereignissen, die sich da ergeben werden, mit großer Spannung entgegen!

Spät am Abend ließ mir der Sindaco sagen, Victor Emanuel's Hauptquartier sei heute gegen Abend nach Piadena gekommen. So wußte ich denn endlich, wohin ich zu gehen habe.

27. Juni 1866.

Um 5 Uhr Aufbruch nach Piadena. Hier setzte mich gar mancherlei in nicht geringe Verwunderung; vor Allem, daß am Eingang des Orts keine Wache aufgestellt war; es scheint in der italienischen Armee gar keine Stabswache zu geben! Niemand fragte, wer man sei und was man wolle, man fuhr in das Städtchen hinein wie im tiefsten Frieden, und jeder österreichische Spion konnte so gut wie ich bei einem Caffeehause oder dem Quartier des Königs vorfahren.

Auf dem Marktplatz sahen wir uns ganz urplötzlich von der tiefen Stille einer öden Landstraße in das allerbunteste Treiben des Krieges versetzt. Da standen die Equipagen des Königs — zahlreich genug für einen solchen rauhen Krieger — in eine Art von Wagenburg zusammen gefahren, ein paar hundert Reiter, die in der Schlacht ihre Pferde verloren hatten — meist von den Novara-Lancieri, mit weißen Aufschlägen und Käppis — gingen auf großen, hoch mit Heu bepackten Wagen gegen Cremona zurück, und waren, sowie ein paar hundert gefangener Oesterreicher mit den sie bewachenden Reitern, eben im Begriff, aufzubrechen. Dazwischen bewegte sich mancherlei militärisches Fuhrwerk in entgegengesetzter Richtung: es war ein Gewirr, in dem man sich nicht leicht Gehör verschaffen konnte.

Der dienstthuende Ordonnanzofficier des Königs, Graf Zignami, geleitete mich, nach einigen Wechselreden der Orientierung, zur Wohnung des Königs in einer Seitenstraße.

Unterwegs sagte er mir, daß Victor Emanuel Niemanden sehen wolle und fügte französisch hinzu: „Le roi est furieux!“ — Von den Unfällen der Armee sprach er in ziemlich alarmirter Weise. Dann erfuhr ich, daß der König noch heute, und zwar schon in den nächsten Stunden, nach Monticelli (in Ripa d' Oglio) aufbrechen wird.

Unter diesen Bedingungen trug ich gar kein Verlangen, den König für jetzt zu sehen, und sprach vor seiner Thüre gar nicht davon, ihm gemeldet zu werden. Ich traf da seinen ersten Ordonnanzofficier, den Obersten Nasi, stellte mich ihm vor, gab ihm ein Exemplar der österreichischen Ordre de bataille nebst dem Croquis und bat, Beides dem König einzuhändigen und zu melden, daß ich nunmehr im Hauptquartier eingetroffen sei.

Nasi sagte mir, La Marmora's Hauptquartier sei in Redondesco, jenseits des Oglio; dorthin müßte ich also nun zunächst meine Schritte wenden.

Und seltsam genug! Sowie ich aus Piadena hinaus war, fand ich mich wieder in den Frieden, in ländliche Stille versetzt, jede Spur des Krieges war

verschwunden! Und überall blieb die Aussicht von der Heerstraße in das Land hinein durch die üppige Cultur und Vegetation beschränkt.

Ich kam über den Oglio (Acqua negra). Der Wirth erzählte mir, General Della Rocca werde heute mit seinem Armeecorps hier in der Gegend erwartet. — Und während ich da so weilte, zog ein Pontontrain vorüber, nach rückwärts an den Po! Ein sicheres Zeichen, daß der Uebergang über den Mincio ganz entschieden aufgegeben ist nach einem doch eigentlich so unbedeutenden Unfall! Freilich, führt dieser Unfall in solcher Weise dahin, daß der bisherige Operationsplan aufgegeben wird, daß man auf diejenigen Operationen eingeht, die wir von Anfang an vorgeschlagen haben — dann können wir ihn als ein Glück preisen. Aber dieser schnelle Wechsel ist mir doch etwas unheimlich, denn er zeugt von wenig Energie und Ausdauer.

In Redondesco, einem Dorf, das auch mehr wie ein Städtchen gebaut ist, wimmelt es von Officieren, Ordonnanzreitern, Estafetten und Fuhrwerken. Ich fragte mich nach dem kleinen Hause durch, in dem La Marmora sich selbst und die Kanzlei des Hauptquartiers eingerichtet hatte — es war durch eine große Fahne in den italienischen Farben kenntlich gemacht. Der Hausflur, und ich glaube auch jeder anderweitige Raum im Erdgeschoß, war von schreibenden Officieren und Unterofficieren in Besitz genommen, so viele deren nirgend Platz hatten.

La Marmora konnte mich in dem Augenblick nicht sehen; Petitti empfängt mich in dem kleinen Zimmer, zu dem eine steile Treppe führt. Dem gebe ich denn auch die österreichische Ordre de bataille und das Croquis, in das ich noch die Stellung der preußischen Armee hineinzeichne, wie ich denn überhaupt die nöthigen Erläuterungen hinzufügen muß.

Petitti gesteht die verlorene Schlacht ein, versichert aber, die italienische Armee habe sich vortrefflich geschlagen und sei durchaus nicht demoralisirt.

Die Wahrheit ist, wie ich deutlich sehe, daß der Schrecken im ersten Augenblick sehr groß war, daß nun aber, da die Oesterreicher gar nicht verfolgt, überhaupt zwei Tage gar nichts unternommen oder gethan haben, Alles die gehörige Fassung wiedergewonnen hat. Die Stellung bei Volta und Cavriana ist wohl aufgegeben worden, als nicht durch die Umstände geboten. Ich glaube, das Heer hat diese Stellung gar nicht wirklich eingenommen. Sie war nur den gestrigen Tag über projectirt. Della Rocca, der vorgestern (24.) Abend bei Gaeto über den Mincio zurück gekommen ist, und heute in der Gegend von Acquanegra marschirt, ist schwerlich gestern auf den Höhen von Volta gewesen, und Cuchiari, während der Schlacht vor Mantua, wohl noch weniger.

Das Unheil ist ein sehr mäßiges geblieben, weil die Oesterreicher ihren Sieg nicht verfolgt haben, und eben deshalb hat sich auch der erste augenblickliche Schrecken wieder gelegt: — dennoch aber hat die verlorene Schlacht einen bleibenden nachhaltigen Eindruck von bedeutender Tragweite auf die italienische Armee und ihre Generale gemacht. Die maßgebende Ansicht von dem Wesen dieses Krieges und der Aufgabe, die ge-

löst werden soll, ist eine ganz andere geworden. Die Leute träumen jetzt keine leichten, ja spielenden und dabei glänzenden Siege mehr — sie wissen im Gegentheil, daß sie in einen sehr ernsten und schwierigen Kampf verwickelt sind und haben einen ganz gewaltigen Respect vor der österreichischen Armee bekommen.

Petitti übergibt die Papiere, die ich mitgebracht habe, dem Obersten Driquet, Chef des Nachrichtenwesens. Der soll auch für mein Unterkommen sorgen, während der Stunden, die ich hier zubringen muß. Driquet, ein blonder Savoyarde, der sehr gut deutsch spricht, räumt mir seine eigene Wohnung im Hause des Pfarrers ein, da er selbst im Begriff ist, aufzubrechen. Das Hauptquartier geht nämlich heute noch nach Piadena zurück, und Driquet eilt voraus.

Nach einigem Hin- und Herschicken und Fragen erhalte ich auch Fourage für meine drei Pferde, das gemiethete mitgerechnet, und Driquet sagt mir, für den ganzen Feldzug, wenn ich sonst keine Mahlzeit zu finden weiß, solle ich mich stets bei der Cantinière melden, die dem Hauptquartier folgt; da werde immer etwas zu haben sein. —

Das Pfarrhaus, in dem ich dem Cooper Einiges dictire, war ein sehr wunderliches Gebäude — die Wohnung eines armen Pfarrers von echt italienischem Gepräge und in echt italienischer Weise vernachlässigt. Ein weiter, hoher, immerdar offener Thorweg führt in einen kleinen Hof, wo Dünger und Kehricht unordentlich durcheinander zerstreut herum liegen; offene Ställe; die Trümmer der Thüren hängen in verrosteten und schadhaften Angeln, eine steile Treppe führt in die Wohnung oben — das heißt, in trostlose leere Räume mit geweißten und bestaubten Wänden, wo jeder Schritt widerhallt. In dem größten dieser Räume steht ein Gerüst für Seidenwürmer, auf dem sich wohl nur wenige Pfunde Seide jährlich gewinnen lassen, und daneben an der Wand die Bibliothek des Hausherrn, etwa dreißig Bände — darunter die vollständigen Werke des heiligen Augustin — das Uebrige werthloser Plunder. Sonst waren in diesem Raum keine Möbel, aber auch sonst im Hause nur ein paar wacklige Tische von weichem Holz, ein paar schadhafte Strohstühle und ein paar ärmliche Betten. In solcher Umgebung und auf dem Wege von hier zur nahen Kirche bewegt sich ein ganzes, einsames, freudloses Menschenleben, bis es auf dem nahen Kirchhof seinen Abschluß findet! —

La Marmora ließ mich durch einen Adjutanten zu dem Diner einladen, das er in einer Schenke des Orts veranstaltet hatte, denn eine Einrichtung hat er nicht mit in das Feld genommen; er ist mit seinem ganzen Stabe auf solche örtliche Schenken und den Marketender des Hauptquartiers angewiesen.

Ich begegnete dem Commandirenden in der Straße — er fragte, während wir zusammen der Schenke zuwanderten, welchen Eindruck die Nachricht von der Schlacht in Florenz gemacht habe? — Ich konnte ihm nicht verschweigen, daß der Eindruck ein sehr großer und sehr peinlicher gewesen sei, „en raison des espérances."

Es waren wohl an dreißig Officiere, die sich zusammen zu Tisch setzten. Mir war mein Platz zwischen La Marmora und Petitti angewiesen.

Ich glaubte, dem commandirenden General auch Usedom's Empfehlungen hinterbringen zu müssen. — La Marmora ging aber darauf nicht ein und bezeichnete vielmehr seine Stellung zu Usedom ziemlich unverhohlen als eine feindliche. Es ergab sich, daß er Usedom's letztes Mémoire gewaltig übel genommen, daß er aber sonst — leider! — gar nichts daraus entnommen hat.

„A l'avenir, quand toutes les circonstances seront connues, on verra si j'ai mérité les soupçons dont je suis l'objet!"

Ich: Von Argwohn und Mißtrauen sei nie die Rede gewesen; Usedom habe die größte Achtung vor seinem persönlichen Charakter.

La Marmora (überhört das geflissentlich) gibt zu verstehen, Usedom mische sich in Dinge, die ihn nichts angehen; „il va jusqu'à me dire", daß es auf diese Weise besser wäre für Preußen, daß die Italiener überhaupt nicht Krieg führen (NB. weiß ich Alles). General Govone habe sich, während er in Berlin war, nur einmal eine Bemerkung erlaubt über die Pläne der Preußen, und er sei sogleich in seine Grenzen zurückgewiesen worden. Was sie, die Italiener, hier auf diesem Kriegstheater zu thun hätten, das sei ihre Sache, und man müsse es ihnen überlassen. — „Enfin, je n'y répondrai pas, voilà tout!" (NB. auf den Brief Usedom's nämlich. Diese etwas hochfahrende Art, die Sache abzulehnen, würde sich unstreitig besser ausnehmen, wenn er eben eine Schlacht gewonnen hätte.)

Um sich zu rechtfertigen, spricht La Marmora, theils zu der Gesellschaft im Allgemeinen, theils zu mir, sehr viel von der Schwierigkeit aller Kriegführung hier, in diesem überaus durchschnittenen Gelände.

Ich: gehe sehr lebhaft und überzeugt darauf ein: „aussitôt qu'une troupe est bien engagée, elle est absolument hors de la main du général en chef."

La Marmora citirt den alten Walmoden, erzählt, wie er einst den Manövern der Oesterreicher in Oberitalien beigewohnt; da habe ihn einst, als alle Truppen in der Cultur verschwunden waren und nirgends eine Uebersicht gewonnen werden konnte, Walmoden gefragt: „dites-moi, que fait ici un général en chef?"

Um die Schwierigkeiten des Geländes in der Kriegführung zu illustriren, erzählt La Marmora viel von dem Hergang der Schlacht; mehrere der anwesenden Officiere helfen nach — berichten Einzelheiten — und ich erhalte nach und nach, aus Einzelheiten zusammengesetzt, die nicht in chronologischer Folge vorgetragen wurden, ein ziemlich zusammenhängendes Bild von den Ereignissen des Tages, die kaum wunderlicher gedacht werden könnten.

Vor Allem bestätigt sich, daß die Italiener, in der fixen Idee befangen, daß die Oesterreicher sich über die Etsch zurückgezogen hätten, über den Mincio und in das Festungswerk vorgegangen sind, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß die österreichische Armee in ihrer unmittelbaren Nähe am Tione, zwischen Castelnuovo und der Berettara, massirt stand, während die österreichische Reiterei die Ebene bei Villafranca hielt.

Da ich keine Ordre de bataille der italienischen Armee habe und nicht die Namen aller Divisionsgenerale weiß, wird mir nicht ganz klar, ob La Marmora 11 oder 12 Divisionen zur Stelle hatte. Mit Bestimmtheit trat hervor, daß

er von seiner Gesammtmacht nicht weniger als 5 Divisionen vor den Festungen zurückgelassen hat (eine unter Pianelli vor Peschiera und vier unter Cuchiari vor Mantua), und daß er mit nicht mehr als 6 oder 7 Divisionen in das Festungsviereck vorgegangen ist. — Da er weit entfernt war, irgend welchen Widerstand und ein ernsthaftes Gefecht zu erwarten, hatte er auch nur eine Disposition zu einem einfachen Marsch ausgefertigt, der die Armee auf die Höhen von Verona bringen sollte.

Drei — oder vielleicht zwei — Divisionen gingen in dem Hügellande am Gardasee vor — drei oder möglicher Weise vier in der Ebene auf Villafranca.

Auf dem äußersten linken Flügel marschirte Cerale mit seiner Division auf Castelnuovo — er sollte die Stellung bei Pastrengo besetzen!!! — Dann in der Mitte Sirtori auf Santa Lucia (am Tione) und Brignone am Rande der Hügel über Custozza auf den Monte Croce (doch bin ich nicht ganz gewiß, ob Petitti, der mir von diesem Theile der Schlacht noch besonders sprach, nicht irrthümlich Brignone anstatt Sirtori nannte).

In der Ebene marschirte die Reiterei an der Spitze; ich weiß nicht, ob der Prinz Humbert diese befehligte oder eine Infanteriedivision; war das Letztere der Fall, dann folgte seine Division unmittelbar der Reiterei, und dann im Wesentlichen eine hinter der anderen, wenn auch wohl theilweise auf verschiedenen Wegen, die Divisionen Cugia, Govone und Bixio.

So zog man sorglos vorwärts. Die schwachen österreichischen Patrouillen, denen man begegnete und die man mit Leichtigkeit vor sich hertrieb, änderten nichts an der herrschenden Ansicht, denn man hielt sie für eine zur Beobachtung zurückgelassene Postenkette, die gar nichts hinter sich habe. Die italienischen Generale versichern, die Oesterreicher hätten ihre Anstalten so vorzüglich getroffen, die Uebergänge über den Tione so genau bewacht, daß kein Kundschafter, kein befreundeter Patriot aus dem Lande herüber konnte, den Italienern Nachricht zu bringen. Man wurde demnach auf das Vollständigste überrascht, als die Oesterreicher plötzlich aus ungeahnter Nähe in einen energischen Angriff übergingen.

Cerale scheint von Allen am unvorsichtigsten vorgegangen und demgemäß auch am vollständigsten überrascht worden zu sein. Er marschirte ohne Avantgarde in das Land hinein, und seine Division wurde in Marschcolonne von dem Angriff der Oesterreicher überrascht. Da kann wohl von Widerstand nicht viel die Rede gewesen sein; die Spitze der Colonne wurde in die folgenden Züge, eine Staffel in die andere, und das Ganze in den Wagentroß hinein geworfen, der hinterher zog. Die arge Verwirrung wurde dann durch die Fuhrknechte am Treno Borghese auf das Höchste gesteigert; die schnitten die Stränge ab, jagten mit den Pferden davon u. s. w. — kurz, die Niederlage dieser Division ist ohne Zweifel eine sehr vollständige gewesen. Cerale selbst ist geblieben.

Unterdessen hatte die Division Brignone (oder Sirtori) den Monte Croce erstiegen — erhielt da plötzlich unerwartet das Feuer der starken Batterien, welche die Oesterreicher auf den dominirenden Höhen von La Berettara und Casa del Sole aufgefahren hatten, und wollte erschreckt und in Unordnung

rückwärts den Abhang hinunter. — Petitti sagt mir, die Oesterreicher hätten da gewiß fünfzig Stück in Batterie gehabt, zum Theil sehr schwere Caliber — Festungsgeschütze — das ist nicht unmöglich.

La Marmora erzählt mir, da habe er sich — da erst! — gesagt: „Hm! qui c' è resistenza!“ — und nun schilderte er, in welcher Verlegenheit sich in solcher Lage und solchem Gelände — er wollte sagen ein General en chef — befindet; da fiel ihm der König ein, er hielt einen Augenblick inne, corrigirte sich und sagte: „Presque général en chef!“ (er sprach bald französisch, bald italienisch). La Marmora sah sich nach Verstärkungen, nach Reserven um, schaute in die Ebene zu seiner Rechten hinab — und konnte da nichts unterscheiden.

Das ist begreiflich, wenn man aus der Höhe in die lombardische Ebene hinab sieht, wo alle Felder mit Bäumen bepflanzt sind, scheint das Ganze ein Wald, aus dem die einzelnen Ortschaften und Höfe hervorragen. In diesem Walde war nichts zu sehen als lange Staubwolken, und je nachdem diese sich nach Osten oder nach Westen, gegen die Etsch oder den Mincio hin verlängerten, ließ sich vermuthen, daß es italienische oder österreichische marschirende Colonnen seien. — Eine lange Staubwolke, die sich um den rechten Flügel der Italiener herum gegen den Mincio hin zu ziehen schien, beunruhigte La Marmora sehr. Er besorgte, es könne eine österreichische Umgehungscolonne sein — es war aber der Wagentroß der Italiener, der zurück ging.

La Marmora ritt in die Ebene hinab, um die Division Cugia und Govone herauf zu holen zur Vertheidigung der Höhen — und unten angelangt, wußte er nicht, ob Villafranca vom Feinde oder Freunde besetzt sei, ob er die beiden Divisionen vor sich oder hinter sich habe.

(NB. Warum Sirtori nicht über Santa Lucia hinaus gekommen ist, warum Brignone nicht wieder den Monte Croce erstiegen hat, wird gar nicht erklärt. Wahrscheinlich wurden sie beide von Ogliosi oder Guastalla her angegriffen. — Der Angriff der Oesterreicher ist wohl als eine Schwenkung links vorwärts aufzufassen, deren Pivot die starken Batterien auf La Berrettara und bei Casa del Sole waren, während der schwenkende Flügel sein Ziel bei Valeggio finden mußte.)

La Marmora brachte dann die beiden Divisionen auf die Höhen hinauf, die sie bis vier Uhr, wie man mir sagt, mit Erfolg vertheidigten; dann mußten sie sich zurückziehen, weil keine Reserven da waren.

Während dessen fanden in der Ebene jenseits Villafranca, d. h. zwischen diesem Ort und Verona, lebhafte Reitergefechte statt, in denen die italienische Reiterei sich in der That rühmlich gegen die an Zahl überlegene österreichische behauptet zu haben scheint. Es ergibt sich sogar aus den Thatsachen, daß sie das Uebergewicht gewannen. (NB. Die italienische Reiterei hat eben — gleich der Artillerie — ein vorzügliches Officiercorps, das unbedingt über dem der Infanterie steht. Es ist im Wesentlichen aus dem alten piemontesischen Adel gebildet; darin ist von alten Zeiten her Zug und ritterlicher Sinn. Auch 1848 und 1849 haben sich Reiterei und Artillerie viel besser geschlagen als die Infanterie.) Doch fielen auch Reiterangriffe auf die Infanterie des

Prinzen Humbert und Bixio's, der spät heran kam und den Rückzug deckte. — Einzelne österreichische Ulanen vom Regiment Trani sind sogar in die italienischen Carrés eingedrungen, wo sie dann aber ihren Tod fanden. Die Angriffe wurden von der italienischen Armee ohne Ausnahme glücklich abgeschlagen. Petitti erzählt mir von einer italienischen Schwadron, die nicht weniger als sechzehnmal chargirt haben soll.

Bei alledem ist auch in der Ebene eine Batterie verloren gegangen, weil die Fahrkanoniere „avaient perdu la tête", wie La Marmora sagt — d. h. weil sie mit den Protzen davon gefahren waren. (NB. Und, wie Cooper in seinem Kreise erfährt: weil die specielle Bedeckung der Batterie — zwei Compagnien Bersaglieri, Neapolitaner — spurlos verschwunden war.)

Dagegen ist eine Schwadron Guiden einen Augenblick im Besitz einer österreichischen Batterie gewesen, hat sie aber wieder aufgeben müssen und ist ziemlich zu Grunde gerichtet worden durch einen Gegenangriff der Oesterreicher, der sie ungeordnet in der Batterie überraschte.

La Marmora scheint die Schlacht sehr früh verloren gegeben zu haben, und das läßt sich begreifen, wenn er die Streitkräfte, die ihm zu Gebote standen, nur eben zur passiven Vertheidigung für eine bestimmte Zeit ausreichend glaubte. Eine große Spannkraft des Geistes verräth sich darin freilich nicht.

Daß sich die Ansicht der Dinge im Allgemeinen gar sehr geändert hat, zeigt sich in allen Dingen immer wieder von Neuem.

Petitti sagt mir, die Oesterreicher schienen viel stärker zu sein als man geglaubt habe; es schiene, sie seien mit der Bildung der fünften Bataillone ihrer Infanterieregimenter bereits fertig — hätten diese in die festen Plätze verlegt, und die bisherige Besatzung dieser Plätze, die 4 Bataillone, heraus gezogen, um die Feldarmee zu verstärken. Denn am 24. seien auf österreichischer Seite vierte Bataillone im Gefecht gewesen. (NB. Auch diese Vorstellung scheint schwere Sorgen zu erwecken.)

Ich tröste: „Cette conclusion ne me semble pas nécessaire. Les Autrichiens se sont battu dans le voisinage immédiat de leurs places — ils en auront tiré ces quatrièmes bataillons pour la journée sauf à les renvoyer le lendemain."

Es wurden auch viel seltsame Erlebnisse und Rencontres erzählt und besprochen, wie sie in einem so durchschnittenen Gelände vorkommen und nur da vorkommen können. Der Prinz Humbert hat mehrere Male in den Carrés eine Zuflucht suchen müssen. Zwei Ordonnanzofficiere, die er zum Recognosciren vorgesendet hatte, fanden sich plötzlich, überraschend, inmitten eines österreichischen Cavallerieangriffes, der sich eben in Bewegung setzte. Der Eine von ihnen wurde überritten — Mann und Pferd — doch aber nicht bedeutend verletzt, und fand sich später, auf Umwegen, wieder zu den Seinigen. Der Andere wußte sich nicht anders zu retten als dadurch, daß er den Angriff der Oesterreicher mitmachte.

Ein österreichischer Oberstlieutenant von den Ulanen, der auch vorgeritten war, um sich zu orientiren, fand sich ebenso unerwartet zu seiner Ueberraschung

inmitten der Division Bixio und suchte sich dadurch aus der Verlegenheit zu ziehen, daß er sich für einen Parlamentär ausgab und Bixio aufforderte, die Waffen zu strecken. Bixio antwortete: er sehe sehr wohl, daß der Oesterreicher kein Parlamentär sei; daß er das volle Recht habe, ihn als Gefangenen zurück zu behalten, aber eben weil der Oesterreicher jene vermessene Aufforderung ausgesprochen habe, lasse er ihn frei gehen; er solle zu den Seinigen zurückkehren und ihnen sagen, die Italiener ständen hier und erwarteten den Angriff.

Diese Antwort Bixio's freute die Italiener ungemein und mehr noch der Umstand, daß derselbe österreichische Oberstlieutenant später gefangen wurde. Ueberhaupt, ich sehe, wie sie sich aufrichten an den einzelnen Heldenthaten und Zügen von Kühnheit, die hier erzählt wurden.

Dazwischen kamen Meldungen aus entfernteren Gegenden, unter Anderen ein sonnenverbrannter Bersagliereofficier, der aus der Gegend von Lomato (Lomazzo?) eintraf und auf Befragen mündlich berichtete, daß sich in den Hügeln am Gardasee kein Oesterreicher gezeigt habe — die Italiener thun alle solche Dinge in etwas charakteristischer Weise. Der Bersagliere trat dem General an der anderen Seite des Tisches mit heroischem Anstand gegenüber; und man muß sehen, wie malerisch sie den Arm durch die Luft schwingen, um die Hand an den Hut zu legen! — La Marmora forderte den jungen Ulanen sehr höflich auf, an der Tafel Platz zu nehmen.

Auch ein Telegramm aus Florenz wurde gebracht. La Marmora las es durch und gab es dann mir, indem er sagte: „Comme c'est intéressant dans ce moment, d'apprendre ce qu'on fait dans les chambres à Madrid!“

„Certainement,“ versetzte ich, „même une Sultane, à Constantinople, par exemple, aurait grand tort d'accoucher dans ce moment; cela ferait peut d'effet!“

Ich fragte Petitti, ob man nicht die beiden Divisionen, die am meisten gelitten haben — Cerale und Brignone — oder überhaupt vielleicht das Corps Durando's organisiren, d. h. ob man nicht die Regimenter, die vorzugsweise von schwerem Verlust betroffen worden sind, heraus nehmen, in andere Corps vertheilen und bei Durando's Divisionen durch intacte Regimenter ersetzen werde?

Petitti meint, das sei nicht nöthig, die Truppen seien durchaus nicht erschüttert.

Gegen das Ende der Mahlzeit führe ich La Marmora — ohne eigentlich zu fragen — darauf, was zunächst weiter geschehen soll.

„Nous mettrons l'armée un peu derrière le Po, et puis on verra!“ sagte La Marmora.

(NB. u n p e u!!! — Uebrigens, ich weiß genug und sehe, wie die Dinge zusammenhängen. Im ersten Augenblick fürchteten die Herren, die Oesterreicher würden aus Mantua vorbrechen, und j e tz t i s t i h n e n u m C i a l d i n i b a n g e, von dem sie nicht mehr glauben, daß er allein der ganzen österreichischen Armee gewachsen sei. Da die Oesterreicher nicht über den Mincio verfolgt haben — da sogar am Mincio so gut wie gar kein Feind zu sehen ist, liegt allerdings der Gedanke nahe, daß die Oesterreicher unmittelbar nach der gegen

La Marmora gewonnenen Schlacht ihre gesammte Macht gegen Cialdini zurückgewandt haben könnten. Die Italiener fürchten, nun auch ihn geschlagen zu sehen; sie fürchten, scheint es sogar, die Oesterreicher könnten ihn gegen Bologna hin verfolgen, und wollen über den Po zurückgehen, um Cialdini beistehen und einer solchen Offensive des Feindes wehren zu können. — Was aber dann weiter werden soll, wenn dieser Gefahr glücklich vorgebeugt ist, wie sich der Feldzug ferner gestalten soll, das wissen sie vor der Hand ganz entschieden noch nicht.)

Das Hauptquartier geht heute nach Piadena zurück, morgen nach Cremona. La Marmora sagte mir, er habe die übrigen Militärbevollmächtigten gebeten, einige Zeit in Piacenza zu verweilen — ich würde am besten thun, von hier gerade nach Cremona zu gehen.

(NB. La Marmora hatte, wie er über den Mincio ging, die sämmtlichen im Hauptquartier beglaubigten fremden Officiere auf dem rechten Ufer zurückgelassen, Loucadou nicht ausgenommen. Sein Streben geht sehr sichtbar dahin, alle fremden Zuschauer fern zu halten — das italienische Mißtrauen bestimmt ihn wohl dazu. Auf dem Rückzug, der nun kommt, will er natürlich vollends keine Zuschauer haben.)

Sein Vorschlag gefiel mir aber nicht; ich antwortete, daß ich meinen ermüdeten Pferden einen so weiten Weg heute nicht mehr zumuthen könne.

Wir hatten unterdessen von Officieren gehört, man fürchte eine Offensive der Oesterreicher auf Bologna, die in der Absicht unternommen sein könnte, der Reaction im Süden, den Briganten, die Hand zu bieten. — Das könnte sein — doch kommt die Nachricht aus zu unbedeutender Quelle, um für ganz sicher zu gelten. — Cerale, der ohne Avantgarde marschirte, soll buchstäblich die Musik an der Spitze seiner Colonne gehabt haben.

Vor dem Aufbruch sehe ich auch noch meinen Hausherrn, einen schlichten, alten Priester in grobem Rock und Bauernschuhen. Er bedauert, daß er nicht die Mittel habe, mich besser aufzunehmen, und zeigt sich sehr besorgt des Rückzugs wegen, den Jeder mit Augen sieht. Er meint, sie blieben nun hier schutzlos dem Feinde preisgegeben. Ich suche ihn zu beruhigen durch die Vorstellung, daß die Oesterreicher sicher nicht stark genug seien, über den Mincio zu gehen.

28. Juni 1866.

Früh auf. Ich näherte mich Cremona, einer Stadt, die mich interessirt! Die Erinnerungen der Jugend haften wunderbar.

Die Stadt fand ich in Vertheidigungszustand gesetzt; dazu gehörte eigentlich nicht viel, denn die alten Wälle stehen noch, und fließendes Wasser strömt durch den Graben davor; werden die stehenden Brücken an den Thoren aufgenommen, so ist der Ort unbedingt sturmfrei. Aber auch vor der ehemaligen Porta Mantovana, die jetzt seit einigen Jahren Porta Venezia heißt, um überall die Ansprüche Italiens laut anzukündigen, hat man noch ein paar Erdwerke aufgeworfen, um die Heerstraße zu bestreichen.

Sofort einen langen Bericht an Moltke theils dictirt, theils geschrieben. — Erzählung der bisherigen Operationen (Cooper in die Feder dictirt), eigen=

händig füge ich dann hinzu, was für Besorgnisse man wegen Cialdini's hegt, und daß man durch diese Besorgnisse bestimmt wird, sich über den Po zurück zu ziehen.

Ferner: Hier Einfluß auf den Gang der Operationen zu gewinnen, ist ganz unmöglich. Auf den König ist nicht zu rechnen. Es hilft zu gar nichts, daß er im Ganzen und Großen unstreitig die richtigen Ansichten hat, davon habe ich mich überzeugt, seitdem ich gesehen habe, wie hier die Dinge betrieben werden. Denn der König hat sich so eingerichtet, in eine solche Lage versetzt, daß er gar nicht durchgreifen kann. — Er kennt die Bedingungen nicht, unter denen ein wirklicher Heerbefehl sich allein führen läßt. Namentlich hat er für seine Person kein wirkliches Hauptquartier. Zwar hat er ein sehr zahlreiches und glänzendes militärisches Gefolge, aber ein organisirtes arbeitendes Hauptquartier, mit dem sich operiren ließe, ist das nicht. Die Herren seiner Umgebung haben alle nichts zu thun, weil gar nichts vorliegt, was da gethan werden könnte.

Der König sagt sich nicht, daß La Marmora's Hauptquartier eben das seinige und La Marmora selbst nur ein Element darin sein müsse, wenn sein königlicher Oberbefehl eine Realität sein solle. Er sagt sich nicht, daß alle höheren Officiere des Hauptquartiers, der Generalquartiermeister, der Generalintendant, der Chef des Nachrichtenbureaus unmittelbar mit ihm selbst arbeiten müssen. Das geschieht nicht. La Marmora ist das einzige Verbindungsglied zwischen dem König und der Armee. Der König hat sowohl von seiner eigenen Armee als vom Feinde keine anderen Nachrichten als diejenigen, die ihm La Marmora zukommen läßt. — So hat der König denn gar keine Handhabe, um unmittelbar einzugreifen in den Gang der Operationen, und die Leitung der militärischen Dinge liegt ganz in La Marmora's Hand, der allein ein wirkliches Hauptquartier hat, wo alle Fäden zusammenlaufen; der ist durchaus unzugänglich für fremden Rath und fremde Ideen. — Das Beste ist, daß Garibaldi's Expedition und die ungarische Angelegenheit nicht mehr von ihm, sondern von Ricasoli abhängen.

Wie ich in meinem Zimmer im Gasthof bin, kommt Giuseppe eilig gelaufen: Loucadon gehe eben unten in der Straße vorbei. Ich rief ihn durch das Fenster herauf. Er brachte Otto Dönhoff mit, der, zu mir hergesendet, Florenz gestern Abend verlassen hat.

Auf dem Casino in Florenz war gestern eine telegraphische Nachricht von einem siegreichen Gefecht unserer Truppen bei Turnau in Böhmen angeschlagen. Sie hat in Florenz, wo die Stimmung schon seit der Schlacht vom 24. sehr feindselig gegen La Marmora gerichtet war, wieder einen neuen Sturm von Indignation gegen diesen unglücklichen Feldherrn hervorgerufen.

Ein hiesiger Präfecturrath, der von einem anderen Tischchen her unser Gespräch überhörte, benachrichtigte uns, daß das Hauptquartier nicht hierher nach Cremona kommt, wie bestimmt angekündigt war. Es sei dem Hauptquartier vor Kurzem — (d. h. wohl vor wenigen Stunden) — von hier aus ein Telegramm entgegen gesendet worden, das eine Aenderung in den Dispositionen veranlaßt habe.

(NB. Nun fragt es sich: kommt das Hauptquartier nur heute nicht her, oder kommt es überhaupt nicht her? — In diesem letzteren Fall wäre es wohl La Marmora's Pflicht, uns zu benachrichtigen.)

Von Tisch gingen wir in ein Café in der Contrada Colonna, meinem Hôtel gegenüber. Da fanden wir, unter vielerlei Leuten, den englischen Commissär im italienischen Hauptquartier, General Cadogan. Dieser klagt noch vielmehr als Loucadou über die schlechte Aufnahme, welche die fremden Officiere in La Marmora's Hauptquartier gefunden haben. Man hat überall sehr schlecht für sie gesorgt — wie die Armee am 24. über den Mincio ging, hat man sie absichtlich in Cerlungo zurückgelassen, und sie waren auch da nicht etwa ordentlich und einigermaßen anständig einquartiert, sondern geradezu ihrem Schicksal überlassen, so daß sie die Nacht im Wagen oder unter freiem Himmel zugebracht haben.

La Marmora sieht die fremden Officiere — Zuschauer — Beobachter — nicht gern in seinem Hauptquartier, das ist nicht eben schwer zu sehen; er möchte sie gerne los sein, und um sie los zu werden, greift er zu dem allerschlechtesten Mittel: anstatt diplomatische Schritte zu thun bei den Höfen und Gesandtschaften, sucht er den Officieren selbst die Sache dadurch zu verleiden, daß er sie vernachlässigt und schlecht behandelt. Was die dann in ihrer üblen Laune für Berichte nach Haus schreiben werden, daran scheint er nicht zu denken.

Hierher hat er sie aus Cerlungo gesendet, weil er natürlich bei dem Rückzug nach einer verlorenen Schlacht noch weniger Zuschauer zu haben wünschte als sonst. Er hätte sie eigentlich gern bewogen, gleich nach Piacenza zurück zu gehen. Unverzeihlich aber ist, daß La Marmora uns Preußen, die Gesandten des Verbündeten, die wir nicht bloße Zuschauer sind, die wir wirkliche Geschäfte haben in seinem Hauptquartier, eben so behandeln will wie die Uebrigen. Das muß auch anders werden.

29. Juni 1866.

Max Duncker ist als Civilcommissär nach Hessen geschickt worden. Das ist mir sehr erfreulich. Einen kurzen Brief an Usedom geschrieben; Loucadou aufgesucht, in dem Hause des Marchese Araldi, einem weitläufigen Palast, in dem die sämmtlichen Militärbevollmächtigten einquartiert sind. Ich treffe ihn nicht, besuche aber bei der Gelegenheit Cadogan.

Loucadou in der Straße. — Mit ihm zum Stadtcommando, um uns Anweisungen auf Fourage für unsere Pferde geben zu lassen. Wir erfahren, daß das Hauptquartier in Capella Pecenardi ist und wahrscheinlich überhaupt gar nicht herkommt.

Davon bin ich bald vollständig überzeugt, denn mehrere Batterien Reserveartillerie, die bereits über den Po zurückgegangen waren, sehe ich jetzt wieder vorwärts gehen durch die Stadt, nach dem Oglio, und alle Versprengten aus der Schlacht vom 24., die sich hier zusammengefunden hatten, sind wieder nach Piadena in Bewegung gesetzt worden.

Und man benachrichtigt uns nicht! — Nicht einmal uns Preußen! — Das ist verdrießlich und kein gutes procédé! Loucadou schreibt für mich und

sich an La Marmora; da seine Verhaltungsbefehle ihm vorgeschrieben, dem Hauptquartier sich anzuschließen, so frage er an, wo wir beide das Hauptquartier aufzusuchen haben.

Hilft das nicht, so werde ich officielle Schritte thun müssen, um die Sache in Ordnung zu bringen.

Thee bei Cadogan in Casa Araldi. Ich muß den Leuten die Befestigung von Piacenza beschreiben, und das ist schwierig, denn zu meiner nicht geringen Verwunderung weiß der englische General nicht, was ein Kronwerk ist.

Die Herren sind auch nicht wenig verwundert über alle Details von der Schlacht am 24., die ich erfahren habe. — Cadogan erzählt vom Krimkrieg.

Ziemlich spät kommen der französische Commissär, Oberst Schmitz, und der spanische, Oberst Pombo, wieder an, und ich lerne sie kennen. Sie waren nach Mailand gereist, um sich zu desennuyiren. — Mir sind sie nicht sehr willkommen, denn je zahlreicher die Gesellschaft, desto weniger wird La Marmora geneigt sein, sie im Hauptquartier aufzunehmen, desto nothwendiger wird es werden, ihm begreiflich zu machen, daß er zwischen uns und den Andern einen Unterschied machen müsse, und das wird so ganz leicht möglicher Weise nicht sein.

30. Juni 1866.

Die beruhigende Nachricht, die vorgestern von hier aus dem Hauptquartier entgegen gesendet worden ist, und die La Marmora bewogen hat, nicht seine ganze Armee über den Po zurück zu führen, sondern vorläufig am Oglio stehen zu bleiben, wird wohl gewesen sein, daß Cialdini die beiden Divisionen, die er bei Ferrara — d. h. in der dortigen Gegend — über den Po vorgesendet hatte, glücklich wieder über den Strom zurückgebracht hat und daß die Oesterreicher nicht folgen. Das glaube ich nach einigem Nachdenken zu errathen. — Officiell wird vorgegeben, daß Cialdini überhaupt noch gar keine Truppe jenseits des Po gehabt hat, ich glaube aber doch, daß diesmal das Gerücht wahrer berichtet und daß zwei Divisionen bereits übergegangen waren.

Cooper hat von einem italienischen Generalstabsofficier gehört, Cialdini habe den Befehl gehabt, nach dem Uebergang über den Strom nach Sanguinetto und Isola della Scala vorzurücken, also sich dem rechten Flügel La Marmora's vor Verona anzuschließen. Das klingt wie Aberwitz; nach Allem, was mir La Marmora selbst über das „sautien dans le quadrilatère" gesagt hat, ist es aber dennoch möglich und sogar wahrscheinlich. — Wollte er doch Cialdini, falls er nicht über den Po käme, da unten, über Cremona, an sich heranziehen, um ihn vor Verona mit der Hauptarmee zu vereinigen? Der Marsch durch die Valli Veronesi setzt freilich voraus, daß Cialdini nicht Gefahr lief, am Ausgang aus diesem langen Défilé auf den Feind zu stoßen, aber La Marmora dachte sich ja auch die Oesterreicher über die Etsch zurückgegangen, und zwar mit solcher Ueberzeugung, daß erst das Feuer der österreichischen Geschütze auf La Berettara ihn aus dem Banne dieser fixen Idee erlösen konnte.

Berichte an Moltke geschrieben und abgefertigt. (Ergänzungen des Berichts von der Schlacht; — die Armee geht nicht über den Po zurück; Ursache wie oben.)

Mein Diener bringt mir ein gedrucktes fliegendes Blatt mit dem telegraphischen Bericht von unserem Siege in der Gegend von Trautenau, glänzend! Nun ist mir um den Erfolg des ganzen Feldzuges, des ganzen Krieges nicht mehr bange! Auf den Ausgang des ersten ernstlichen Zusammentreffens kam sehr viel an; es konnte das moralische Uebergewicht, die größere Aussicht auf Erfolg, die wir vor dem Feinde allerdings voraus hatten, theilweise oder selbst ganz aufheben, wenn es unglücklich ausfiel, die Zuversicht unserer Truppen schmälerte und ihnen einen hohen Begriff von der Kriegserfahrung der Oesterreicher beibrachte. Jetzt ist der Stein im Rollen, und er wird fortrollen von Sieg zu Sieg.

Zu Loucadou; da finden wir Schmitz und Pombo, sammt und sonders fast erliegend unter der Last unermeßlicher Langeweile. Schmitz ist nicht gerade ein eleganter Officier; er ist etwas Troupier und gegen mich sehr zurückhaltend; ich bin ihm vom ersten Augenblick an etwas antipathisch, das ist nicht schwer zu sehen. — Pombo, der Spanier, ist hellblond, mit ganz hellblauen wässerigen Augen. Er sieht ungewöhnlich gutmüthig aus, aber auch sehr beschränkt. Alle klagen über Vernachlässigung. Ich bemerkte, La Marmora's Benehmen sei unverzeihlich, ganz besonders aber in Beziehung auf uns Preußen, die wir nicht bloße Zuschauer seien, sondern wirkliche Geschäfte hätten im Hauptquartier. Das wurde eingeräumt, von Schmitz aber doch nur mit der Einschränkung: „ma position frise un peu la vôtre!“

1. Juli 1866.

Nähere Nachrichten von unseren Siegen bei Trautenau und Nachod; sie sind glänzend über alle Erwartung.

La Marmora's Adjutant, Graf Arese, der Sohn meines ehemaligen Bekannten, ist hier gewesen; der General entschuldigt, daß man uns, die Militärbevollmächtigten, nicht von den veränderten Dispositionen in Kenntniß gesetzt hat. In dem gegenwärtigen Hauptquartier sei nicht Platz für uns alle; wir würden ihm aber stets willkommen sein, wenn wir zum Diner hinaus kommen wollten.

Ein Kellner berichtet, ein höherer französischer Officier sei angekommen, und wolle wissen, wo das Hauptquartier sei, das er aufsuchen müsse; ob wir ihm nicht Auskunft geben könnten.

Wir gehen hin; eigenthümliche Unterredung, wie sie nur in einem italienischen Gasthof möglich ist. — Es läuft eine offene Galerie um den Hof. Viele Zimmer haben ihre Fenster auf diese Galerie. Der französische Officier, ein Mann von wenig mehr als dreißig Jahren, steht mit dem Commandeurkreuz des Mauritius- und Lazarusordens in Hembärmeln an seinem Fenster, wir auf der Galerie, und natürlich nennen wir uns gegenseitig bald.

Er ist der Oberst Ferri-Pisani (von Abstammung natürlich ein Corse), Adjutant des Prinzen Napoleon (Plonplon's). Er spricht mit Bewunderung von unseren Erfolgen in Böhmen und mit beinahe noch größerer von den Operationen im nordwestlichen Deutschland (von denen wir sehr wenig wissen), in Hannover und Hessen — „tout ceci est admirable“ — indem er mit der

Hand über die neben ihm liegende Karte hinfährt bis an den Main. Er spricht von Bismarck als von einem großen Staatsmann: „On rougira de l'avoir méconnu."

Ferri-Pisani: „Non, non! l'esprit en France, n'est pas hostile à la Prusse! — l'Empereur hat den préfet de police, Pietri gefragt: est-ce vrai qu'on vous a demandé, s'il serait permis de fêter les victoires des Autrichiens?" Pietri antwortete, man habe nicht eigentlich angefragt; er habe aber erfahren, daß man allerdings im Faubourg St. Germain mit dergleichen umgehe. Da habe er den Legitimisten sagen lassen, sie könnten seinethalben Fahnen aushängen und illuminiren — er könne ihnen aber nicht dafür stehen, daß das Volk nicht auf diese Veranlassung ihre Paläste zerstöre „que ce serait à leur risque et périls!"

„Ce qu'on appelle les classes supérieures, habe in Frankreich allen Einfluß verloren; wenn sie „une direction" nehmen, „on peut être sûr que le gouvernement de la masse démocratique du peuple prendra la direction opposée."

Zu Loucadou; der hat einen Brief vom Obersten Baricola, einem jungen Mann, den ich in Redondesco gesehen habe — sous-chef d'état-major —: man wird Loucadou im Hauptquartier unterzubringen suchen.

Es heißt, daß demnächst der Brückenkopf bei Borgoforte angegriffen werden soll. Das wäre jedenfalls eine sehr unbedeutende Operation, die keinen rechten Sinn hätte. Die Oesterreicher sind nicht in der Lage, den Brückenkopf zu einer Offensive von dort aus auf das rechte Ufer des Po zu benutzen.

Mir scheint diese Operation ein bloßer Lückenbüßer, eine Ausgeburt der Rathlosigkeit; man weiß keine wirklichen Entschlüsse zu fassen und auszuführen und greift dazu pour avoir l'air de faire quelque chose.

Ein heute gedrucktes Bulletin verkündet, daß eine Schwadron Foggia lancieri vier österreichische Schwadronen von Alexander-Württemberg-Husaren am Mincio in die Flucht geschlagen hat. Das wird wohl wahr sein, ist aber auch gar kein Wunder. In den feuchten Reisfeldern am Mincio kann Cavallerie nicht deployiren; Cavalleriegefechte können da nur auf den Dämmen, den Heerstraßen stattfinden, und da können nur Colonnen-Têten aufeinander stoßen. Die begegnen sich mit gleichen Fronten, und es kommt lediglich darauf an, welche umkehrt. Wie viele Züge eine jede hinter sich hat, ist ganz gleichgültig; kehrt die Spitze um, so müssen alle rückwärtigen Züge eben auch umkehren.

2. Juli 1866.

Auffahrt um 5 Uhr. Cigognolo, wo das Hauptquartier des Königs ist. Da liegt zwischen den kleinen Steinhäusern der Landleute ein stattliches, mittelalterliches Schloß, mit Thürmen und Zinnen, von einem Wassergraben umgeben, es ist aber modern, vor Kurzem erst erbaut — und gehört einem Croaten, Namens Laszkowec, der als österreichischer Officier in das Land gekommen ist und das gewiß sehr seltene Glück gehabt hat, als solcher eine reiche italienische Erbin, eine Manfredi, zu heirathen. Dieses Schloß ist für den Gebrauch des Hauptquartiers verschmäht worden, man sagt, es sei feucht und ungesund. Auffallend bleibt es indessen doch, daß auch nicht ein einziges

Individuum dort untergebracht ist, während man den Militärbevollmächtigten sagt, es sei kein Platz für sie. — Will man etwa nicht bei dem Croaten einkehren, und glaubt man die Mysterien des Hauptquartiers nicht sicher unter seinem Dach?

Weiter in das Dorf hinein liegt die Villa des Marquis Pallavicini, ein schöner Palast entre cour et jardin. Da wohnt der König mit seinem zahlreichen Stab. An der Mauer und dem Gitter, die den Rasenhof einschließen, stehen die Reisewagen des Königs, eine Feldschmiede, an der fast ohne Unterbrechung Pferde beschlagen werden, der Wagen des Feldtelegraphen, der beständig arbeitet. Unter den wenigen Bäumen dieses Raumes lagern einige Guiden mit ihren Pferden, jedes Winks gewärtig; im Allgemeinen aber scheint es hier sehr ruhig herzugehen.

Unter der Säulenhalle, die zwischen den beiden vorspringenden Flügeln, über den Stufen des Perrons, an der ganzen Stirnseite des Gebäudes entlang geht, sitzt der alte Generallieutenant Solarolo mit seinem weißen Vollbart sehr bequem in einem Lehnstuhl.

Wir erfuhren, daß Graf Fr. Castiglione, dem O. Dönhoff einen Brief von Usedom abzugeben hat, für den Augenblick nicht da ist; er ist en course. — Wir beschließen zuerst, weiter zu La Marmora zu fahren und Castiglione auf dem Rückweg zu sehen.

Nach Torre di Malimberti, dem schönen großen, wenn auch etwas vernachlässigten Schloß des Marchese Araldi aus Cremona. Dies Schloß, auch entre cour et jardin, ist zusammt dem Hof von einem Wassergraben umgeben.

Hier sah es schon mehr nach einem arbeitenden, wirklich thätigen Hauptquartier aus; in der Vorhalle, in den Sälen saßen zahlreiche Officiere und Unterofficiere, die mir aus Robondesco her bekannten Gestalten.

La Marmora ist nicht da, er ist zu Pferde am Oglio recognosciren. In einem der entfernteren Säle treffe ich Petitti, dem ich O. Dönhoff vorstelle. Er zeigte uns das neueste Telegramm aus Böhmen: Sieg der Preußen bei Gitschin.

Petitti kann die Bemerkung nicht unterdrücken, wir hätten in Böhmen die italienischen Regimenter der österreichischen Armee gegen uns. Die schlügen sich ungern unter österreichischen Fahnen und daher schlecht.

Ich: Je vais vous faire une question, qui serait de la plus grande indiscrétion si je la faisais de mon chef, si je n'avais l'ordre formel de mon roi de la faire —: „Welches sind die jetzigen Pläne des italienischen Hauptquartiers?"

Petitti: spricht viel von der Nothwendigkeit des Geheimnisses; ihre Pläne scheinen den Oesterreichern bekannt gewesen zu sein; deren Dispositionen am Mincio scheinen eine genaue Kenntniß der diesseitigen Anstalten vorauszusetzen. Ich hätte, was mir La Marmora von seinen Plänen gesagt habe, nach Berlin geschrieben.

Ich: Le général m'y avait autorisé, und mein Bericht ist nicht durch die Post, sondern durch einen Courier nach Berlin abgegangen.

Petitti zustimmend: Il vous y avait autorisé!

Ich: Mein heutiger Bericht geht durch den Grafen Dönhoff nach Florenz und von dort durch einen Feldjäger, der darauf wartet, weiter nach Berlin.

Petitti ging nun auf die Sache ein. Man finde, der échec, den man erlitten, sei nicht bedeutend genug, um deshalb die früheren Pläne aufzugeben; man wird sie daher wieder aufnehmen und ausführen.

(NB. Das ist, wie sich sofort ergibt, sehr eigenthümlich zu verstehen. In der That war der Uebergang über den Mincio, die Aufstellung vor Verona und die Belagerung von Peschiera die eigentliche Aufgabe, die man sich gestellt hatte, die ernst gemeinte Operation. Cialdini's Versuche am unteren Po sollten nur als Demonstrationen wirken: jetzt wird die Sache geradezu umgekehrt. Man gibt sich das Ansehen, als habe man Cialdini's Uebergang als die eigentliche Aufgabe angesehen und behandelt und als sei der Uebergang über den Mincio nur als Demonstration unternommen worden, um Cialdini's Unternehmen dadurch zu erleichtern, daß man den Feind hier beschäftigte!)

Petitti: Cialdini habe gebeten, man möge in solcher Absicht über den Mincio gehen. — Jetzige Stellung der Armee: das 1. Corps jetzt, da Durando verwundet ist, von General Pianelli befehligt, steht bei Robecco und Paete Vico, Cuchiari bei Piadena, Della Rocca bei Bozzolo (wie Cooper glaubt, d. h. erfahren hat, zum Theil im Marsch auf Sabionetta).

Ich: Vous avez des ponts sur le Po de Crémone, à Casal-maggiore et à Piadana?

Petitti: So ist es.

Ich: Est-ce vrai que l'extrème gauche de Cialdini est à Guastalla?

Petitti: Nous avons des troupes à Guastalla — der Angriff auf den Brückenkopf bei Borgoforte wird nun die nächste Operation sein.

Ich (um ihn darauf aufmerksam zu machen, daß nicht bloß die Diplomaten die Geheimnisse des italienischen Hauptquartiers ausplaudern) —: On le sait déjà dans le public, on en parle à Crèmone. — (NB. Man weiß sogar, daß Della Rocca und Cialdini's linker Flügel diesen Angriff ausführen sollen, hätte ich hinzufügen können.)

Petitti: Weiter beschäftigt man sich mit einem doppelten Plan; erstens und vorzugsweise ist man gesonnen, bei Piadena, Casal-maggiore u. s. w. über den Po zurück zu gehen, zur Vereinigung mit Cialdini, und dann mit ihm vereinigt über den unteren Po wieder vor, in das Venetianische.

Aber die Oesterreicher haben die Höhen von Volta bis Solferino besetzt, sollen sie verschanzen. Sollten sie mit ganzer Macht dahin und weiter vorgehen, das wäre sehr erwünscht. Dann würde man umgekehrt Cialdini über den Po auf das linke Ufer an sich heranziehen, und mit ihm vereinigt den Oesterreichern in die Flanke gehen.

Nachdem er mir das Alles gesagt hat, wird Petitti plötzlich von der Besorgniß ergriffen, er könnte zu weit gegangen sein und zu viel gesagt haben: — in sehr sichtbarer Unruhe sucht er nun alles Gesagte so viel als möglich zu beschränken —: das Alles sei nur seine persönliche Ansicht; er wisse nicht, ob La Marmora sie theile. Es liegt freilich auf der Hand und sei in der gegen=

wärtigen Lage sehr natürlich, so zu handeln, wie er angedeutet habe, — aber beide, La Marmora und Cialdini, handelten und beschlössen sehr selbständig, und sie seien auch beide fähig und durchaus berechtigt, selbständig zu handeln. Ich soll das Alles nur als individuelle Ansicht nach Preußen melden, dabei aber seinen — Petitti's — Namen nicht nennen. (NB. Als wessen individuelle Ansicht also?)

Dann wieder, in Widerspruch damit: wenn an den Plänen etwas geändert werden sollte, werde er mich davon in Kenntniß setzen; ebenso wird er mich benachrichtigen, wenn die Armee sich in Bewegung setzt.

Dann erzählt er mir auch mit Wohlgefallen das Gefecht der Foggia-Lanciers mit den österreichischen Husaren. Es ist ganz so, wie ich es mir dachte, ein rencontre de têtes de colonnes auf einer Chaussee. Da die Lanciers entschlossen drauf losjagten, warf sich der erste Zug Husaren rechts und links vom Damm hinab in die Chausseegräben, der zweite Zug kehrte um, und dann natürlich auch alle folgenden. Die 40 Husaren, die den ersten Zug gebildet hatten und nun in dem Graben steckten, wurden zu Gefangenen gemacht.

Victor Emanuel kommt mit dem Obersten Nasi angefahren. — Petitti eilt, ihn an einer Seitentreppe zu empfangen. (Die Säle liegen nämlich hier, wie in der Villa Pallavicini, in einem hohen rez-de-chaussée über Souterrains.)

Ich ging auf den Hof, wo wir die Zeit, meist auf der Freitreppe sitzend, mit allerhand Officieren hinbrachten, so gut es gehen wollte. Dazwischen sprechen wir auch von italienischer Literatur, von Dante, zu dem die Italiener jetzt zurückgekehrt sind. Ich sagte: Wenn man die größten Dichter der neuen Zeit, vom Untergang der antiken Civilisation an, den Italiener Dante, den Engländer Shakespeare und den Deutschen Goethe neben einander stellt: „il quarto da mettere accanto a questi tre, non si trova!“

Im Hof wanderten nun auch die beiden Franzosen, Schmitz und Ferri-Pisani, etwas trostlos herum und langweilten sich gleich den Uebrigen. — Ihre Haltung war aber dabei eine sehr verschiedene. Schmitz war das Bild mißmuthigen Ueberdrusses; es war ihm offenbar nicht recht, daß der Andere ihm mit einer speciellen Mission in die Quere gekommen und vermöge eines bestimmten Auftrages für den Augenblick die Hauptperson geworden war. Ferri-Pisani sah Alles hier, als Adjutant Plonplon's, des königlichen Schwiegersohnes, im rosigsten Licht, bewunderte die Haltung der italienischen Armee nach einer verlorenen Schlacht und gab ihr das Zeugniß — mit Nachdruck —: „C'est une armée!“ Das Alles wurde mit halber Stimme zu seinem Cameraden gesprochen, der es kaum mit halbem Ohr anhörte und sehr wenig davon erbaut schien.

Da die Sache sehr lange dauerte, beschlossen wir, Victor Emanuel's Bescheid in seinem eigenen Hauptquartier abzuwarten und fuhren dorthin zurück. Der König holte uns unterwegs ein und fuhr an uns vorüber.

In Cigognolo wurden wir von dem Commandanten des Hauptquartiers, Generallieutenant Morozzo, sehr liebenswürdig empfangen (er ist ein jüngerer Bruder des Corpscommandeurs Della Rocca und heißt wie dieser Morozzo della Rocca, wird aber zum Unterschied Morozzo genannt).

Ein Ordonnanzofficier berichtet, meint aber, der König werde uns wohl nicht empfangen; doch änderte sich das, wie ich einigermaßen erwartet hatte, nachdem Fr. Castiglione die Ermüdung von seiner „course“ heut früh ausgeschlafen hatte und erwacht war. Er belehrte seinen Herrn eines Besseren, und wir wurden zu einer Audienz berufen, die charakteristisch genug ausfiel.

Die Prachtzimmer des Palastes, große, schön gewölbte und kühle Säle, liegen im Erdgeschoß. Da treiben sich die unbeschäftigten Officiere des königlichen Gefolges in rathloser Langeweile herum, verlängern die Mahlzeiten, so viel sie können, spielen lässig Karten und ebenso lässig und ohne Leidenschaft Hazardspiele um geringen Einsatz. Oben sind schöne geräumige Schlafzimmer. Victor Emanuel aber trägt den bedürfnißlosen, rauhen Krieger zur Schau. Wir wurden eine versteckte kleine Seiten- oder Hintertreppe hinan geführt zu einem Entrésol-Zimmerchen, das der Architect wohl eigentlich für Jemanden von der Dienerschaft bestimmt hatte.

Es ist ein kleines Zimmerchen mit geweißten Wänden — des Königs Bett nahm die größere Hälfte des Raumes ein —; zwischen den Fenstern stand ein schmales Sopha und davor ein kleiner Tisch mit den Resten des königlichen Frühstücks. Außerdem standen da noch ein kleiner Tisch von weißen Tannenbrettern — das war des Königs Arbeitstisch — und zwei Rohrstühle. Diese Möbeln ließen so wenig freien Raum, daß drei Personen sich kaum noch darin herum drehen konnten; drei corpulente Individuen schwerlich.

Wir wurden sehr liebenswürdig empfangen. Ich stellte O. Dönhoff vor.

Victor Emanuel trägt ihm auf, Usedom zu grüßen und unserem König Glück zu wünschen zu den Erfolgen in Böhmen: „Si glorieux, si brillants!“ — Quant à moi, je suis allé un peu trop vite; j'avais promis de commencer le 24. et j'ai voulu commencer le 24. — Je me suis lancé un peu trop avant! — Nous n'avions pas suffisamment étudié la question! Si Cialdini avait pu passer le 24., tout eut été bien: mais il n'a pu passer que le 25. — Erst da er, während der Schlacht, ein Telegramm von Cialdini erhalten, daß der erst am folgenden Tag über den Po gehen könnte, habe er sich entschlossen, über den Mincio zurück zu gehen.

Diese Nachricht hätte nur ein Grund sein können, das Gefecht fortzusetzen; wenn nämlich im Gang des Gefechtes selbst keine Veranlassung zum Rückzug gegeben war, um die Oesterreicher hier fest zu halten, damit sie sich nicht gegen Cialdini zurück wenden konnten. Der König will vielleicht die Sache so darstellen, wie sie sein Hauptquartier jetzt gerne angesehen haben möchte, aber er widerspricht jedenfalls sogleich wieder dieser Vorstellung und spricht von einem früheren Plan, den man hat aufgeben müssen, und von einem neuen, den man nun versuchen will:

„Mais de ce coté-ci les difficultés sont trop grandes pour traverser le quadrilatère de ce coté-ci; il faudrait presque les fortifications de Peschiera pour assurer les communications — peut-être même celles de Mantone, il faudrait pour cela une force de 400 000 hommes.“ Jetzt habe er sich gefunden in das, was geschehen, und beruhigt, „mais les premiers jours j'étais furieux, je l'avoue . . . Maintenant nous allons un peu mieux étudier la question.“

Danach sollte man glauben, daß die Pläne noch nicht ganz feststehen.) Borgoforte wird übrigens am Donnerstag angegriffen werden.

Darauf werden wir sehr liebenswürdig entlassen. — Noch ein wenig mit den Officieren geplaudert. Dann schrieb ich einen Brief an Usedom und einen ausführlichen Bericht an Moltke über die jetzige Lage und Pläne der Italiener.

3. Juli 1866.

Wieder sehr heiß. Zeitungen: mailändischer „Pungulo“ — Sieg der Preußen bei Gitschin. Die Sache imponirt den Italienern mehr und mehr.

Wenn ich mir's überlege, komme ich zu dem Ergebniß, daß der vielgerühmte Benedek bisher sehr schlecht operirt hat. Nachdem er am 11. Juni jene durchaus defensive Stellung eingenommen hatte, die ich mit Verwunderung gesehen habe, konnte er, vernünftiger Weise, zweierlei thun: Erstens, er konnte sich zunächst auf die abwartende Vertheidigung beschränken — voir venir — in der Hinterhand bleiben, den Feind ruhig auf der Straße von Pardubitz nach Wien erwarten, den Krieg in die Länge ziehen, die Entscheidung hinhalten, bis Bayern und die sonstigen Bundesgenossen im Stande seien, mit Nachdruck einzugreifen 2c. Oder er konnte sich die Aufgabe stellen, die Vereinigung der beiden preußischen Armeen, die aus der Lausitz und aus Schlesien her nach Böhmen vorrücken, zu verhindern und sie vor der Vereinigung einzeln zu schlagen —: dann mußte er aber mit gesammter Macht zugleich bis Gitschin vorrücken, um mit gesammter Macht über den herzufallen, der zuerst aus dem Gebirge herab kam. Das Dritte, was er gethan hat, einzelne Corps vorzusenden, bald gegen den Einen, bald gegen den Anderen, um die Vereinigung zu verhindern, konnte wohl kaum zu etwas Anderem führen als dazu, daß diese Heertheile einzeln geschlagen wurden.

5. Juli 1866.

Ich höre, daß Ferri-Pisani zurück ist aus dem Hauptquartier, und gehe zu ihm, um zu erfahren, was bei der Armee vorgeht.

Er empfängt mich mit den Worten: „Eh bien, vous venez pour recevoir mes compliments!“ Ich weiß von nichts!

Da erzählt er denn: Die österreichische Hauptarmee ist vorgestern, 3. Juli, in einer Hauptschlacht total geschlagen, vernichtet worden! — Er ist selbst ganz geblendet von dem großen, unerhörten Ereigniß, er sieht nun den gänzlichen, unwiderbringlichen Fall, die Zertrümmerung Oesterreichs, voraus und ergeht sich in Betrachtungen, indem er erklärt, er sei plus rêveur qu'un allemand — wir leben in einer großen Zeit! — Wir sehen Oesterreich untergehen, „l'empire de Charlemagne!“

Ich: „Il peut être reconstruit!“

Ferri-Pisani: „Mais c'est là, qu'étaient les traditions!“ Was mit der Reformation begonnen hat, sehen wir vor unseren Augen sich vollenden: La guerre de trente ans n'a été qu'une épisode; c'est de bien autre chose, qu'il s'agit!

Ich: Was geschieht denn nun aber hier in Italien?

Ferri-Pisani: Die Italiener sind gestern mit 5 Divisionen über den Oglio übergegangen; da hat sich gefunden, daß der Feind die Höhen von Volta bis Gaeto und die angefangenen Verschanzungen aufgegeben hat und jenseits des Mincio verschwunden ist. Die italienischen Generale selbst glauben jetzt, daß die ganze österreichische Armee unter dem Erzherzog Albrecht bereits auf dem Marsch ist, um an die Donau zu eilen.

Bericht an Moltke beendigt.

Loucadou sendet mir das Telegramm, das die Nachricht von dem Siege bei Horsiz oder Sadowa in das Hauptquartier gebracht hat. Ich sehe daraus, daß wirklich unsere gesammte Heeresmacht — daß alle 8 Armeecorps in der Schlacht gekämpft haben — daß wirklich die Gesammtmacht Oesterreichs zertrümmert ist. Dieser Sieg übersteigt alle meine Erwartungen, wie überhaupt der ganze Feldzug. Ich hielt mich zwar des Erfolges im Allgemeinen versichert, aber so hatte ich den Gang der Dinge nicht gedacht — das konnte auch wohl Niemand vorhersehen. Oesterreich's Macht in so wenigen Tagen zertrümmert — es ist nur ein Traum! — Selbst von einer solchen Schlacht weiß ich kein Beispiel. Daß ein Heer von 60—70 000 Mann in einem Tage, im Laufe weniger Stunden vollständig und bis zur Vernichtung geschlagen werden kann, das haben wir bei Waterloo erlebt: aber daß Heere von 200 000 Mann einen Kampf bis zur gänzlichen Erschöpfung aller Kräfte, wenigstens der einen Partei, bis zur letzten Entscheidung, die keine Ressourcen mehr übrig läßt, bis zur Vernichtung der letzten Reserven an einem einzigen Tage durchgekämpft hätten — das ist unerhört!

Meinen Brief an Moltke abgefertigt.

Wir schreiten von Unerhörtem zu Unerhörterem fort! — Auf demselben Blatt, daß den Sieg der preußischen Fahnen verkündet, steht, telegraphisch mitgetheilt, ein Auszug aus dem heutigen „Moniteur" —: Kaiser Franz Joseph cedirt Napoleon III. Venetien und verlangt seine Vermittelung; Napoleon hat Preußen und Oesterreich einen Waffenstillstand vorgeschlagen.

Erfolge der russischen Wirthschaftspolitik.

Von
Paul Rohrbach.

In Rußland hat sich im Sommer vorigen Jahres ein Ereigniß abgespielt, das sowohl durch seine Dimensionen, durch den grandiosen Aufwand von Mitteln, durch die Thatkraft und Planmäßigkeit in Vorbereitung und Verwirklichung, als auch durch die Hoffnungen, die es begleiteten, die Ziele, denen es diente, und die Aussichten und Möglichkeiten, die es eröffnete, die eindringendste Aufmerksamkeit von Seiten Deutschlands erfordert: die allrussische Ausstellung zu Nischni-Nowgorod. Nicht mit dieser als solcher zwar wollen die nachfolgenden Blätter sich beschäftigen; wohl aber ist ihr Verfasser durch persönlichen Aufenthalt in Nischni und das Studium der Ausstellung, allerdings auch durch die Kenntniß von Land, Leuten und Sprache wesentlich unterstützt, zu dieser Darstellung angeregt worden.

I.

Wohl die häufigste Frage, die Demjenigen begegnete, der aus Berlin nach Nischni und aus Nischni nach Berlin kam, war die, welche von den beiden Ausstellungen die bedeutendere gewesen sei. Immerhin zeugte die Frage in Rußland noch nicht von einer solchen Unkenntniß darüber, was im Nachbarlande vorging, wie das in Deutschland der Fall war; denn an der Wolga war es thatsächlich entschuldbar, wenn Jemand nicht wußte, daß es sich in Berlin, neben dem Arrangement eines Jahrmarktstreibens in großartigem Stile, fast ausschließlich um das Gewerbe einer einzigen Großstadt handelte; hier hätte man es aber doch wissen sollen, daß in Nischni nicht mehr und nicht weniger vor sich ging, als eine grandiose Revue über das Können und die gesammten producirenden Kräfte des größten Reiches der Erde, zu der eine Regierung ihr ganzes Volk eingeladen, ja mehr als das, mit allen Mitteln diejenigen Kreise der Nation, auf die es ankommt, herangezogen und ihnen den Besuch erleichtert hatte. Und nicht minder war auch dem Auslande zugerufen worden: Kommt und sehet!

Ein Unternehmen, wie es die allgemeine Landesausstellung in Nischni war, muß auf russischem Boden ganz anders beurtheilt werden als in West-

europa — und seine rechte Würdigung führt uns sofort mitten in das mächtige Pulsiren der nationalen Wirthschaftspolitik Rußlands hinein. Die Ausstellung war von Anfang bis zu Ende ein Werk der Regierung und dazu bestimmt, der gesammten Nation zur Klarheit über das zu verhelfen, was sie vermag. Darauf zielten alle Maßnahmen ab. Der eigentliche Schöpfer des Werkes, der Finanzminister Witte, sprach es auf dem Banket, das ihm in Nischni gegeben wurde, offen aus, daß der Regierung gar nichts an großer Besuchermasse läge, sondern daran, daß solche Leute hinein gingen, die wirklich Zeit, Mühe und Verständniß aufzuwenden in der Lage wären, um mehr als eine wirre Menge von Eindrücken mit nach Hause zu nehmen. Kaufleute, Fabrikanten, Techniker, intelligente Vertreter des Arbeiter- und Bauernstandes, ganz besonders auch die Lehrenden und reiferen Schüler aus den Lehranstalten des Reiches, diese Alle sollten die Ausstellung besuchen, und für sie waren die denkbarsten Erleichterungen dazu geschaffen. Der ohnehin billige Zonentarif der Eisenbahnen war zu diesem Zwecke noch weiter herabgesetzt. So kostete z. B. das Billet zweiter Classe von Warschau nach Nischni und zurück, eine Strecke von 3500 Kilometern, 58 Mark, also nicht einmal das Drittel eines Rundreisebillets in Deutschland über die gleiche Strecke. Schüler und Lehrer wurden indeß überhaupt kostenfrei befördert, und ein beliebiger Fabrikarbeiter brauchte sich nur eine Bescheinigung darüber ausstellen zu lassen, daß er nach Nischni wollte, um ohne Zahlung von den äußersten Enden des Reiches die Eisenbahn dorthin benutzen zu dürfen. Die örtlichen Verwaltungen auf dem platten Lande erhielten Anweisung, intelligente Bauern auszuwählen, die gleichfalls gratis nach Nischni befördert wurden: Priester, Beamte und Dorfälteste konnten leicht dieselben Vergünstigungen erhalten. Auf der Ausstellung selbst war ein großes Heer von Sachkundigen dazu aufgeboten, um den wißbegierigen Besuchern auf jede Frage Rede und Antwort zu stehen, und zu bestimmten Stunden wurden mehrmals am Tage systematische Erklärungen über ganze Abtheilungen innerhalb der einzelnen Rayons gegeben. Es ist sehr bemerkenswerth, daß diese Vorträge von einer stets sich steigernden Zuhörerzahl frequentirt wurden, deren unausgesetztes Fragen lebhaftes Interesse bekundete. Oft wurde auf diese Weise der Vortrag zu einem stundenlangen Dialog zwischen dem Beamten, der jedesmal für den gerade dargestellten Gegenstand geschult war, und dem Publicum. Dergleichen ist allerdings nur bei der musterhaften Ruhe und Geduld möglich, die den Russen bei jeder Discussion auszeichnet: Niemand wird den Anderen zu überschreien suchen oder in der Rede unterbrechen. Nur das oft unnützer Weise fragende schönere Geschlecht ward bei solcher Gelegenheit von den Männern bisweilen etwas barsch zurechtgewiesen. Es war ein riesenhaftes, praktisches Colleg mit Demonstrationen über Heimathskunde im weitesten Sinne, das in Nischni für die Nation gelesen wurde: denn die Ausstellung enthielt durchaus nicht nur Producte der Landwirthschaft, Industrie und Kunst, sondern ein ganz enormes Material zur Landes- und Volkskunde für das gesammte Reich; sie war ein Compendium von Rußland, wie es nur durch eine lange und sorgsame Vorbereitung, vor Allem aber nur durch die ganz ungemessenen Geldmittel, die

zur Verfügung standen, in solcher Vollständigkeit zusammengebracht werden konnte.

Eine Wendung gleich in medias res wird diese Bedeutung der Ausstellung klar machen, und zugleich noch etwas Anderes: welch' eine Steigerung des allgemein-russischen Selbstgefühls mit unter den Folgen des Unternehmens erscheinen wird. Wir wenden uns zunächst zur Montanindustrie. Die alte Annahme, daß der Ural und Polen in der metallurgischen Ausbeute Rußlands schlechthin die herrschende Stellung einnehmen, trifft nicht mehr zu. Allerdings entfällt noch fast die Hälfte der Roheisenproduction — abgesehen vom Gold ist Eisen ja das führende Metall — auf den Ural, aber bereits ist das südrussische Erzgebiet mit 30 Procent an die zweite Stelle gerückt, während Polen 10 Procent der Gesammtausbeute erzeugt. Die colossale Steigerung der Eisenproduction seit 1885 um mehr als das Doppelte (32 : 80 Millionen Pud)[1]) kommt größtentheils auf die neu erschlossenen Lager im Süden, die mit dem polnischen Rayon den Vortheil der unmittelbaren Nachbarschaft von Kohlen- und Eisenerzlagern theilen. Man athmete in Rußland förmlich auf, als die Eisengewinnung im Süden so unvorhergesehener Weise empor schnellte, denn im uralischen Gebiete schien sie bis vor Kurzem vor einer gefährlichen Krisis zu stehen. Die Kohle des Ural ist zur Verkokung nicht geeignet, kam also für die Eisenproduction nur wenig in Betracht, abgesehen von der geringen Ausdehnung der Lager. Bisher war fast ausschließlich Holzkohle zum Schmelzen der Erze und zur Veredelung des gewonnenen Productes benutzt worden, aber die Waldungen lichteten sich bedenklich. Schon müssen manche Werke ihre Holzkohle aus einer Entfernung von 300 Werst heran schaffen und dadurch ganz erhebliche Mehrkosten in ihr Budget einstellen. Bei der in früheren Jahren betriebenen schonungslosen Verwüstung der Wälder drohten hieraus die schlimmsten Folgen für die Ausbeutung der uralischen Lager überhaupt — da erschien plötzlich, neben dem Emporstreben des Südens, eine unerwartete Rettung vor der Gefahr: die Naphtha. Durch dieses Product steht höchst wahrscheinlich noch eine erhebliche Steigerung der gesammten russischen Metallurgie bevor. Die eigentliche Naphtha, das sogenannte Rohpetroleum, kann allerdings nicht direct zu Feuerungszwecken verwendet werden, weil sie zu leicht entzündlich ist; wohl aber stellen die Rückstände der Petroleumdestillation und gewisse Sorten, die bereits schwerflüssig dem Boden entquellen, ein Feuerungsmaterial dar, das der Kohle bei weitem überlegen ist, denn 0,67 Pud Naphtha leisten so viel wie 1 Pud Kohle. Die Verwendung von Naphtha zu metallurgischen Zwecken ist allerneuesten Datums, doch kann bereits jetzt kein Zweifel mehr sein, daß nicht nur das Ausschmelzen der Erze, sondern auch die Veredelung des Roheisens bis zum Gußstahl hin mit ihrer Hülfe sich in großem Maßstabe verwirklichen lassen wird. Eine mit Naphtha beschickte Feuerung gewährt im Betriebe einen ganz eigenthümlichen Anblick, da die Flüssigkeit durch eine Reihe von Pulverisatoren fein zerstäubt in den Verbrennungsraum geblasen wird. Sausend entströmt eine

[1]) 1 Pud = 16,4 Kilogramm, circa 60 Pud = 1 Tonne.

Reihe von wagerechten, rothgelben Stichflammen neben einander scheinbar dem Zerstäuber und füllt den Feuerraum mit einer mehr geahnten und gespürten als sichtbaren Gluth; die ganze Bedienung des Feuers beschränkt sich auf die Füllung des Behälters, aus dem die Naphtha selbstthätig unter beliebig zu regelndem Druck in den Apparat tritt. Sämmtliche Maschinenanlagen in Nischni wurden durch Naphthaheizung getrieben.

Vernünftiger sollte allerdings die Naphtha in erster Linie für die Montanindustrie gespart werden, während jetzt eine wahrscheinlich doch zu große Verschwendung mit dem werthvollen Stoff getrieben wird. Die Wolga- und Kaspiflotte, sowie ein großer Theil des russischen Eisenbahnnetzes verbrennen die Naphtha unter den Kesseln ihrer Maschinen, und die Kriegs- und Handelsmarine fangen an, diesem Beispiel zu folgen. Im Jahre 1894 verbrauchten Eisenbahnen und Dampfer etwa 80 Millionen Pud Naphtha, was Angesichts der großen Bequemlichkeit dieser Heizung allerdings begreiflich ist. Man braucht nur eine Fahrt auf der Wolga zu machen, um sich davon zu überzeugen. Die Dampfer halten etwa einmal in vierundzwanzig Stunden an den schwimmenden Tanks auf dem Strome, kurz vor den großen Anlageplätzen; ein eisernes Rohr wird von Fahrzeug zu Fahrzeug gelegt, man hört fünf Minuten lang ein gluckſendes Geräusch, und die Feuerung ist erneuert. Abgesehen von dieser Bequemlichkeit, bietet die Naphthaheizung eine gar nicht zu ermessende Wohlthat für die Maschinisten und Heizer — das Elend der Kohlenzieher fällt auf Schiffen dieser Art überhaupt fort. Trotzdem wird man den warnenden Stimmen Recht geben müssen, die sich in Rußland selbst gegen die rücksichtslose Ausbeutung der Naphtha für Maschinenfeuerung zu erheben beginnen. Im Jahre 1895 ist die Naphthaproduction Rußlands zum ersten Male über die der Vereinigten Staaten gestiegen: 377 gegen 236 Millionen Pud. Allerdings hat die amerikanische Production im Jahre 1891 bereits 420 Millionen Pud betragen und ist seitdem nur künstlich beschränkt worden, aber immerhin kann man sagen, daß Rußland die Union jetzt erreicht hat. Uebrigens ist es ein Irrthum, anzunehmen, daß die Naphtha hauptsächlich aus sogenannten Fontänen gewonnen wird, die einen mehr oder weniger starken Strahl in die Luft empor springen lassen, vielmehr wird bei Weitem die Hauptmenge aus den Bohrlöchern mit Eimern geschöpft, und diese Art der Gewinnung ist die einzig solide und dauernde — die Erbohrung einer Fontäne dagegen, von der Niemand weiß, wie lange sie springen wird, eine Art Hazardspiel. Die Naphtha- und die Kohlenindustrie Rußlands sind in Nischni durch je eine bedeutende Sonderausstellung vertreten gewesen, die in äußerst zweckmäßiger Weise eingerichtet waren, mit sehr gelungenen großen Panoramen und Modellen von Betriebsstollen in natürlicher Größe. In Verbindung mit den oben erwähnten Vorträgen und Erklärungen erhielten die Besucher eine sehr deutliche Vorstellung, worauf zumal in Rußland viel ankommt, da vielleicht drei Viertel der Bewohner nie ein Stück Steinkohle gesehen haben.

Die Kohle ist freilich das Schmerzenskind Rußlands, und es ist nicht abzusehen, wie hier ein radicaler Umschlag zum Besseren eintreten soll. Die großen Entfernungen machen es ganz unmöglich, die Kohle, die sich im

Donetzbassin in großer Menge und vortrefflicher Qualität findet, auch im Centrum und im Norden und Osten des Reiches noch vortheilhaft zu verwenden. Gerade das südrussische Kohlenrevier ist in Bezug auf Wasserverbindung sehr ungünstig gestellt, da der Don als Verkehrsweg so gut wie unbrauchbar ist. Den Wladimir'schen Industriebezirk aber an der oberen Wolga per Eisenbahn mit südrussischer Kohle versorgen wollen, wäre ungefähr dasselbe, wie beispielsweise Berlin für seinen Kohlenverbrauch auf ein Lager bei Lyon oder Smolensk zu verweisen. Die Kohlenlager des sogenannten Moskauer Bassins kommen wegen ihrer minimalen Förderungsmenge überhaupt nicht in Betracht, so daß die ganze colossale Fläche des Inneren ihren Bedarf durch Bezug von den äußersten Grenzen des Reiches decken muß: aus Polen, das 41 Procent der Gesammtausbeute erzeugt, und aus dem Donetzbassin, das 51 Procent liefert[1]). Auch die uralische Kohle ist minderwerthig, und nicht nur der Süden, sondern auch das Westgebiet hat eine sehr schlechte Wasserverbindung mit dem Centrum. Rußlands Gesammtproduction an Kohle beträgt 424 Millionen Pud jährlich, d. h. 1,3 Procent der Gesammtproduction der Erde für 1892, oder 1/26 von der englischen, resp. 1/14 der deutschen Förderung. Auf den Kopf der Bevölkerung kommt in England ein Kohlenverbrauch von rund 250 Pud jährlich; in Deutschland sind es 112, in Rußland — 4 Pud. Die einheimische Förderung ist im Stande, 75 Procent des Bedarfes zu decken; der Fehlbetrag kommt fast ausschließlich aus England. Fachleute aus den Donetzgruben versichern, daß bei Aufhebung des Kohlenzolles, der je nach dem Einfuhrorte sehr verschieden ist — für die Häfen des Schwarzen Meeres z. B. 4 Kopeken (8½ Pfennig) pro Pud — die südrussischen Lager den Markt bereits jenseits eines Radius von 300 Kilometer Eisenbahntransport nach Süden und Westen hin nicht mehr gegen die englische Kohle zu behaupten im Stande sein würden. Das ist sehr glaublich, wenn man erfährt, daß in Odessa trotz des Zolles die Kohle von Wales mit der vom Donetz concurrirt. Für die baltischen Häfen beträgt der Zoll nur 1 Kopeken pro Pud; dort lebt die Dampfmaschine, so weit sie nicht Holz verbraucht, auch nur von englischem Product. Für Massengüter, wie die Kohle, ist eben Eisenbahntransport eine Fessel, deren lähmende Kraft mit der zu überwindenden Entfernung in fast geometrischer Progression wächst. Da nun im centralen Industriebezirk (Moskau-Wladimir) der Zeitpunkt bereits abzusehen ist, wo das Material für die bisherige Holzfeuerung auf die Neige geht, so läßt es sich wohl begreifen, daß man die Naphtha einerseits wie die Befreiung von einer drohenden Gefahr begrüßt, andererseits aber sich auch mit großer Rücksichtslosigkeit auf dieses neue Hülfsmittel stürzt.

Noch ein Umstand ist, der mit zu den Schwierigkeiten beiträgt, die der russische Kohlenabbau zu überwinden hat: die Abneigung des einheimischen Capitals gegen die Anlage in Kohlenwerthen in Folge des hohen Zinsfußes für Staats- und Landschaftspapiere, Hypotheken u. dgl. Die Schwierigkeit, zur Anlage eines Kohlenbergwerks russisches Geld zu bekommen, ist bisher

[1]) Die Zahlen gelten für 1893.

geradezu unüberwindlich gewesen, und von den Gruben des südlichen Bassins arbeitet der größte Theil mit ausländischem, belgischem und französischem, Capital. Man hört daher mehrfach in für das Montanwesen interessirten Kreisen die Hoffnung aussprechen, daß die jetzt in der Durchführung begriffene Herabsetzung des Zinsfußes durch die Convertirung der hochprocentig verzinslichen Staatsanleihen dazu beitragen werde, das einheimische Geld auch der Montanindustrie zuzuführen. Eine Rückwirkung in diesem Sinne ist allerdings möglich; denn mit dem Augenblick, wo man vom Staate nicht mehr 5, sondern nur 4 oder 3½ Procent bekommt, erscheinen Capitalsanlagen, die 6 oder gar noch mehr Procent in Aussicht stellen, erheblich erstrebenswerther als vorher. Immerhin wird diese Wirkung, wenn sie eintritt, eine langsame sein. Es ist ein in den weitesten Kreisen der Nation fest eingewurzeltes Vorurtheil, daß außer dem sicheren Zinsgenuß aus beweglichem oder unbeweglichem Vermögen nur noch die eigentlich kaufmännische Thätigkeit die normale Art sei, Gewinn zu machen. Industrielle Unternehmungen erscheinen ihr gegenüber als etwas Ungewohntes, Gewagtes, Modernes — daher sind Großbetriebe dieser Art in Rußland verhältnißmäßig viel öfter als anderswo das Eigenthum einzelner, besonders unternehmender Persönlichkeiten und bis vor Kurzem äußerst selten in Besitz von Actiengesellschaften. Wo eine solche in Rußland existirt, kann man mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß es sich meist um ausländisches Capital oder doch um eine ursprünglich von Ausländern eingeführte Gründung handelt. Der Titel „russisch", den solche Unternehmungen in der Regel tragen, dient nur zur Begründung dieser Annahme.

Der Finanzminister Witte, der auch hierin dieselbe energische Consequenz in der Verfolgung seines Zieles zeigt, Rußland zu einem Industriestaat zu machen, gibt sich alle Mühe, das russische Capital mobiler, unternehmungslustiger in industrieller Hinsicht zu machen; aber es gilt, ein ganz gewaltiges Moment der Trägheit, der Gewohnheit, zu überwinden. Auf dem Gebiete der eigentlich sogenannten Manufacturen ist das Eis noch am ehesten gebrochen: daß z. B. in der Textilindustrie Capitalien gut angelegt werden, ist allmälig eine sichere Erfahrung geworden, und es ist nicht allein der starke Zollschutz, der die Baumwollenmanufactur zur unbestritten ersten Industrie Rußlands gemacht hat, sondern die Ueberwindung des Mißtrauens der Capitalisten auf diesem Gebiet hat ihr gutes Theil daran.

Die massenhafte Verwendung der Naphtha wird wahrscheinlich zur Folge haben, daß die russische Kohlenförderung sich einstweilen langsamer entwickeln wird, als es ohne das der Fall sein würde; sie wird aber andererseits die Möglichkeit gewähren, daß Industrien sich in solchen Gegenden des Reiches entwickeln und rentiren können, wohin die Kohle auf absehbare Zeit nicht vorzudringen im Stande ist. Vollends wenn das Wirklichkeit wird, was russische Technologen mit Bestimmtheit in Aussicht stellen zu können glauben, daß nämlich bei geeigneter Construction der Feuerungsanlagen nicht nur Kohle, sondern sogar Coaks durch Naphtha ersetzt werden können, so wird dies Product von geradezu stimulirender Bedeutung für die russische Industrie werden, insbesondere für Metallurgie und was damit zusammenhängt. Merkwürdig

ist, daß man immer noch keine Leitung für die kaspische Naphtha zum Schwarzen Meere gebaut hat, ähnlich den amerikanischen Röhrensystemen, also von Baku etwa nach Batum. Ebenso muß betont werden, daß nur der Mangel eines solchen billigen Weges für den Massentransport der Naphtharückstände zur Verschiffung ins Ausland die Ueberschwemmung des inländischen Marktes, den billigen Preis und daher die Verbrennung unter den Dampfkesseln der Schiffe und Locomotiven ermöglicht. Wenn man die Naphtharückstände auf die in ihnen enthaltenen Mineralöle und werthvollen festen Bestandtheile verarbeitet, so läßt sich ein sehr viel größerer Gewinn aus ihnen ziehen, als indem man sie zu Heizmaterial verbraucht, und daß letzteres in Rußland noch überwiegend geschieht, liegt an der wenig entwickelten Technik nach jener ersteren Richtung hin.

Den Gegenpol zu der Massentrias Eisen—Kohle—Naphtha bildet in der russischen Montanindustrie die Goldgewinnung. Während Rußland noch im Jahre 1893 der Goldproduction Südafrika's um ein Geringes überlegen war, ist es seitdem von jenem überholt und somit von der dritten auf die vierte Stufe unter den Goldländern der Erde gelangt. Immerhin producirte es nach den officiellen Ausweisen für 1893 ein Fünftel alles in jenem Jahre gewonnenen Goldes: 2759 Pud gegen 2692 Pud in Transvaal, 3302 Pud in der Union und 3384 Pud in Australien. Seitdem hat Transvaal Rußland etwas überflügelt, das sich seit 1870 durch eine verhältnißmäßig sehr starke Beständigkeit der Productionsziffer auszeichnet — stets zwischen 2000 und jener im Jahre 1893 erreichten, bisher höchsten Ziffer von 2759 Pud = 45 248 Kilogramm. Bei der russischen Goldproduction ist aber noch eine ganze Reihe von Umständen zu berücksichtigen, durch welche die angegebenen Daten theilweise in verändertem Lichte erscheinen. Zunächst kommt das eigenthümliche System in Betracht, in das die Regierung die ganze Edelmetallproduction eingespannt hat. Danach darf ohne Erlaubniß der Behörde erstens überhaupt kein Goldlager ausgebeutet werden, und zweitens außer der Regierung kein Mensch auch nur ein Stäubchen unverarbeiteten Goldes kaufen oder besitzen. Alles von Privatpersonen unmittelbar der Erde entnommene Gold muß in eines der drei Kronslaboratorien zur Ermittelung seines Feingehalts abgeliefert werden: aus dem Ural nach Jekaterinburg, aus Westsibirien nach Tomsk und aus Ostsibirien nach Irkutsk. Hier wird das Gold in Barren gegossen, mit besonderen Karawanen nach St. Petersburg auf den Münzhof expedirt, und erst von dort aus erfolgt nach Abzug von — je nach dem Gewinnungsort — 3 bis 10 Procent Kronsteuer die Auszahlung des Betrages in Goldmünzen oder Creditbilletten an den Besitzer des Goldes. Die Auszahlung des Geldes für das gewonnene Metall geschieht also erst in dem auf die Gewinnung des Rohgoldes folgenden Jahre, und die Goldwerke müssen daher von vorne herein mit sehr beträchtlichem Capital anfangen; überhaupt kann Niemand ans Goldwaschen gehen, ohne im Voraus für ein ganzes Jahr die Auslagen bestreiten zu können. Die natürliche Folge davon ist, daß im Geheimen ein schwunghafter Goldhandel über die chinesische Grenze getrieben wird. Die meisten Werke und Unternehmer brauchen fortwährend baares

Geld zur Bestreitung der laufenden Ausgaben, können es sich aber nur durch heimliches und natürlich sehr verlustreiches Losschlagen eines Theils ihrer Ausbeute an die zahlreichen chinesischen Händler verschaffen, von denen es in den Goldwäschereien, besonders am Amur, förmlich wimmeln soll. Im Falle der Entdeckung steht äußerst strenge Strafe darauf, denn die Regierung will es durchaus erzwingen, daß alles erbeutete Gold in ihre Hände gelangt. Das Gesetz ist so streng, daß Niemand eine noch so geringe Quantität rohen Goldes besitzen darf, ohne Ausweis darüber, daß er es entweder selbst zur Ablieferung ins Laboratorium erarbeitet hat, oder daß es eine Probe aus einer noch unerschlossenen Lagerstätte ist. Noth kennt aber auch in diesem Falle kein Gebot; es wird dennoch geschmuggelt, und ein Beamter der Verwaltung des Amurgebiets schätzte im Gespräch die Menge des aus seinem Bezirke heimlich nach China gehenden Goldes auf mindestens 20 Procent der Gesammtausbeute.

Die größte Schwierigkeit, mit der die Goldgewinnung in Sibirien zu kämpfen hat, liegt in den klimatischen Verhältnissen begründet, und während die Regierung plant, durch Gewährung von sofortigen Vorschüssen auf hinterlegtes Gold an Ort und Stelle den ersterwähnten Mißständen entgegen zu arbeiten, ist hier jede durchgreifende Abhülfe unmöglich. Weitaus die größten und ergiebigsten Goldfelder Sibiriens liegen auf sogenanntem Eisboden, der in einer gewissen Tiefe das ganze Jahr hindurch gefroren bleibt. Nur in den Sommermonaten thaut der Eisboden ein Stück weit ins Innere hinein auf; aber selbst an seiner Südgrenze, am Amur, nicht tiefer als einige Meter. Das ergiebigste Gebiet liegt um Olekminsk an der Lena, etwas westlich von dem unglaublich kalten Jakutsk. Die Januarisotherme beträgt in dieser Gegend —40 Grad Celsius, und die Arbeiten können je nach der Art des Sommers überhaupt nur drei bis vier Monate betrieben werden. Ist nun der Sommer warm, so daß ein Eindringen in die Erde durch die Natur begünstigt wird, so wird durch die Hitze das Wasser zum Auswaschen der Goldsande knapp; hält sich dagegen die Temperatur niedrig, so müssen die losgehauenen Klumpen starr und steif gefrorener Erde durch Feuer erst aufgethaut werden, bevor es möglich ist, an den Waschproceß zu gehen. Oefters muß, nachdem die obere, von der Sonne erweichte Schicht fortgeräumt ist, direct auf dem bloßgelegten Eisboden ein gewaltiges Feuer angemacht werden, um den goldhaltigen Sand bei der drängenden Zeit rascher losarbeiten zu können. Es gibt aber auch Fundorte an der Lena, wo die goldführende Schicht in einer Tiefe von 200 Metern liegt: hier müssen Schachte und Stollen angelegt werden, und in der ewig gefrorenen Tiefe werden die eisharten Sand- und Erdmassen vollkommen bergmännisch in der Art der Steinkohle losgehauen, gefördert und alsdann an der Erdoberfläche aufgethaut und gewaschen.

Im Jahre 1893 haben auf dem Raume vom Ural bis zum Stillen Ocean über 90 000 Menschen in den Goldwerken gearbeitet und circa 30 000 sind mit Verladung, Transport, Bewachung und sonstigen Hülfsarbeiten beschäftigt gewesen. Diese Menschenzahl kann im Durchschnitt nur ein sehr knappes Drittel vom Jahre sich der Goldgewinnung hingeben; es ist also leicht zu ermessen, wie hoch die Goldproduction Rußlands steigen würde, wenn es möglich wäre,

das ganze Jahr hindurch zu arbeiten. Aber ſchon der abſolute Waſſermangel im Winter ſchließt das aus, ſelbſt wenn ſich Tollkühne finden wollten, die bereit wären, ein paar Monate länger zu bleiben und der Kälte eine Weile Trotz zu bieten. Wohl aber wird etwas Anderes ſehr wahrſcheinlich eine — zeitweilig wenigſtens — ſehr bedeutende Steigerung der ſibiriſchen Goldproduction herbeiführen: die Fertigſtellung der ſibiriſchen Pacificbahn. Erſt dann wird es möglich ſein, wirklich in großem Maßſtabe Maſchinen vollkommenſter Conſtruction in den Goldwerken zu verwenden. Die Herauſchaffung von Maſchinen in die Golddiſtricte iſt bei den bisherigen Verbindungsmitteln Sibiriens mit ſolcher Mühe und vor allen Dingen mit ſolch' enormen Koſten verknüpft, dazu die Reparatur eines größeren Schadens ſo umſtändlich, daß die Ausbeute im Vergleich zu dem Minenbetriebe zugänglicher Gegenden durch dieſe Schwierigkeit ſehr merkbar beeinträchtigt werden muß. Die wichtigſten Goldfelder ſind im Auftrage der Regierung von geſchulten Geologen eingehend unterſucht worden, beſonders das Lenagebiet; doch werden die Ergebniſſe geheim gehalten. Es iſt daher nichts darüber zu ſagen, ob die Lager noch auf lange hinaus ergiebig ſein werden. Der einſt reiche Altaibezirk iſt jetzt auf Gold vollſtändig ausgebeutet, doch iſt die Quelle hier etwa ſiebzig Jahre lang ziemlich reichlich gefloſſen. In jedem Falle iſt von der ausgedehnten Anwendung moderner Maſchinen für die nächſte Zeit ein ſehr ſtarker Aufſchwung der Goldproduction Sibiriens zu erwarten. Der Anfang dazu wird offenbar ſchon gemacht, denn nach den Meldungen ruſſiſcher Blätter hat ſich aus engliſchen und amerikaniſchen Capitaliſten eine Geſellſchaft mit einem Grundcapital von angeblich 100 Millionen Mark gebildet, von der bereits Agenten nach Wladiwoſtok entſandt ſind, um von der Regierung das Recht zum Ankauf und zur Ausbeutung von Lagerſtätten goldhaltigen Sandes oder Geſteins zu erwerben. Dieſes Unternehmen hängt zuſammen mit der Fertigſtellung der Uſſuribahn, desjenigen Abſchnitts der Pacificbahn, der von Wladiwoſtok bis Chabarowka an der Mündung des Uſſuri in den Amur reicht. Hier findet der Anſchluß an den großen ſchiffbaren Strom ſtatt, auf dem ein Transport von ſchweren Maſchinen bis in die Nähe der Goldminen keine Schwierigkeiten hat. Das neue Conſortium will dieſe Möglichkeit ſchleunigſt benutzen, um bedeutend vollkommenere Maſchinen anzuwenden, als bisher hingeſchafft werden konnten; es ſollen alsdann alle diejenigen Lagerſtätten in Angriff genommen werden, die noch frei ſind, weil bei der bis jetzt herrſchenden primitiven Methode ihre Ausbeute nicht lohnte. Hierin würde ſich alſo jetzt ſchon eine directe Folge des Bahnbaues für die ſibiriſche Goldgewinnung zeigen.

Noch für andere Metalle als Gold können übrigens die begonnenen und noch bevorſtehenden ruſſiſchen Bahnbauten eines Tages der Welt eine gewaltige Ueberraſchung bereiten. In Niſchni waren in der centralaſiatiſchen Abtheilung Proben von Erz aus dem weltfernen Gebiet von Sſemipalatinsk im Kirgiſenlande, zwiſchen Irtyſch und Syr-Darja ausgeſtellt, die einen geradezu verblüffenden Metallgehalt beſitzen. Es handelt ſich um Blei und Kupfer. Von Alters her iſt die Kupferſchmiederei in Turanien ein blühendes Gewerbe geweſen und noch heute bei den Eingeborenen im Schwunge. Die ſeit undenk-

lichen Zeiten äußerst primitiv betriebenen Werke, aus denen das Metall für die dortige Kupferindustrie stammt, liegen in der südlichen Kirgisensteppe, aber offenbar sind diese Erzlager nur die äußersten und ärmlichen Vorposten colossaler Massen höchsten Metallgehalts, die in den unzugänglichen Gegenden nördlich vom großen Balchasch-See lagern. Diese Gegenden sind in der Luftlinie circa 900—1000 Kilometer von der nördlich vorbeiziehenden transsibirischen und der südlich von ihnen bei Kokand und Taschkent aufhörenden transkaspischen Bahn entfernt, vollkommen weglos, wasserarm und fast menschenleer, ohne Flußverbindung, im Sommer ein Gluthofen, im Winter eine kältestarrende Schneesturmregion. Aus ihnen hat man Erzklumpen geholt, denen überhaupt kaum noch anzusehen ist, daß sie etwas Anderes als Metall enthalten: in einem Pud = 40 russischen Pfunden Erz stecken 13 Pfund Kupfer und 11 Pfund Blei! Untersucht hat noch kein Bergmann die Fundstätten; nach den Berichten der Beamten, die von dorther mit den Ausstellungsobjecten jener Gegenden nach Nischni geschickt waren, um dem Publicum jede gewünschte Auskunft zu ertheilen, handelt es sich um vorläufig ganz unabsehbare Massen. Die Proben haben wir mit eigenen Augen gesehen; daneben lagen die Kohlenblöcke, die man am selben Orte losgesprengt, auf Kameelen nach der mehrere hundert Werst entfernten Stadt Ssemipalátinsk und von da zur Bahn transportirt hatte. Eine Ausbeutung der Lager ist einstweilen unmöglich; höchstens Gold wäre im Stande, eine größere Menschenmenge in jene Oede zu ziehen, Wege zu bahnen, für Wasser und Lebensmittel zu sorgen. Verbindet aber einmal ein Schienenstrang Samarkand mit Tomsk — und der Bau einer Transversalbahn zwischen Turkestan und Sibirien ist doch nur eine Frage der Zeit —, so kann es wieder, wie im vorigen Jahrhundert, dazu kommen, daß Rußland ganz Europa mit Kupfer versorgt. Gegenwärtig deckt es aus eigenen Mitteln kaum ein Drittel seines Bedarfs, und obgleich Kupfer mit einem hohen Einfuhrzolle belegt ist, können die Werke im Kaukasus und im Ural, die das meiste liefern, zu keiner rechten Blüthe kommen.

II.

Es ist eigenthümlich, wie überall wieder das größte Hinderniß für die rasche Entwicklung Rußlands die große Ausdehnung des Reiches oder, anders ausgedrückt, das Verstreutsein der Punkte, an denen die producirenden Kräfte des Ganzen sich stärker verdichtet haben, über einen so gewaltigen Flächenraum, in Erscheinung tritt. Eisen, Kohle und Gold, die stärksten Mächte, welche im Schoße der Erde bereit ruhen, um sich vom Menschen in seine Dienste nehmen zu lassen, werden trotz ihrer großen Verschiedenartigkeit von derselben Ungunst der Verhältnisse in ihrer Kraftentwicklung betroffen. Für Rußland ist daher die Verbindung zwischen den Theilen des Reiches in noch höherem Grade eine Lebensfrage, als für Länder, in denen der Raum, die Bevölkerung und die materiellen Hülfskräfte des Bodens von Natur bereits stärker concentrirt sind. Dasjenige Werk, auf welches sich jetzt Aller Augen richten, ist die sibirische Bahn, und die Ausstellung bot ein sehr anschauliches Bild von dem Stande der Arbeiten an diesem Werk. Der Schienenweg ist, mit Ausnahme der Brücke

über den Ob, practicabel bis Krasnojarsk am Jenissei. An der Brücke wird gebaut; man hofft, sie bis Anfang 1897 fertig zu stellen. Von den Maßen dieser Bauten über die sibirischen Riesenströme macht man sich in Europa doch zum Theil etwas übertriebene Vorstellungen. Keine Brücke auf der russischen Pacificbahn erreicht z. B. die Länge der — allerdings immer noch hölzernen — Ueberbrückung des Amu-Darja bei Tschardschui, die volle drei Kilometer lang ist, oder die 1485 Meter lange Wolgabrücke bei Ssysrán. Die Bahn überschreitet den Ob auf seinem oberen Laufe in der Nähe von Tomsk, wo die Strombreite zwischen den Uferpfeilern circa 750 Meter beträgt, und der Jenissei ist bei Krasnojarsk gleichfalls erst 800 Meter breit. An dieser Brücke wird eifrigst gearbeitet, und in längstens anderthalb Jahren, im Sommer 1898, werden die Züge ununterbrochen bis Irkutsk und an den Baikalsee verkehren können. Hier aber fangen die wirklichen technischen Schwierigkeiten des Bahnbaues erst im großen Maßstabe an. Die Linie muß nothwendiger Weise um das Südende des Sees herum und dann weiter auf den Amur zu gebaut werden. Auf diesem Stück um den See und der anschließenden sogenannten transbaikalischen Section der Bahn sind die größten natürlichen Hindernisse zu überwinden, da schroffe Felsen aus hartem Gestein unmittelbar an den See herantreten und dahinter das wilde Jablonoi-Gebirge quer vorliegt, so daß die Bahn es übersteigen muß, um den Amur zu erreichen; doch ist diese Aufgabe noch nicht so schwierig, wie die Strecke am Seeufer entlang. Man hat sich daher entschlossen, die Arbeit hier einstweilen noch ruhen zu lassen, und wendet alle Kraft der Aufgabe zu, den Amur zu erreichen. Für den Baikalsee wird bei Armstrong ein Trajectschiff gebaut, das 90 Meter Länge und Raum für einen Bahnzug von zwanzig Personenwagen haben soll. Der Baikal hat an der Ueberfahrtsstelle etwa die dreifache Breite des Bodensees zwischen Friedrichshafen und Romanshorn, und die Ueberfahrt soll höchstens vier Stunden dauern. Die verrufenen Stürme auf dem See werden dem großen eisernen Fahrzeug nichts anhaben, aber bedenklicher ist das Eis in den Wintermonaten, das ein halbes Jahr auf dem See liegt und anderthalb Meter dick wird. Das Trajectschiff hat zum Zertrümmern des Eises vorne eine gewaltige stählerne Schraube mit vier scharfen Flügeln, ähnlich denen, mit welchen es den russischen Eisbrechern unter Aufbietung aller Kräfte in dem Winter des chinesisch-japanischen Krieges gelang, zum ersten Male den Kriegshafen von Wladiwostok offen zu halten. Allerdings soll dort das Eis volle zwei Meter stark werden.

Bleibt der Baikal mithin immer noch ein etwas problematischer Punkt der ganzen Bahnstrecke — man hat für die Vollendung der Linie um den See bisher keinen festen Zeitpunkt in Aussicht genommen und wird wohl ernstlich erst daran gehen, nachdem die Hauptaufgabe, die Verbindung mit dem Stillen Ocean, annähernd gelöst worden — so ist die Rolle, welche der Amur zunächst bei dem Bahnbau spielen soll, noch viel problematischer. Es heißt immer, im Jahre 1902 solle die ganze Pacificbahn fertig sein; darunter ist aber zu verstehen, daß von Chabarowka an der Mündung des Ussuri bis ein Stück unterhalb Nertschinsk, wo der Strom schiffbar wird, d. h. auf einer

Strecke von 1400 Kilometern, gleich der Distanz Berlin—Bordeaux oder —St. Petersburg, Dampferverkehr eingeschaltet werden soll, so lange bis die Bahn längs des Stromes fertig gebaut ist. Hier geht die Linie aber ununterbrochen durch Gebirgsland, und die Terrainschwierigkeiten sind die denkbar größten, so daß die Bauzeit für diese Strecke auf zehn bis fünfzehn Jahre veranschlagt wird. Der Amur ist aber von zwölf Monaten nur sechs des Eises wegen schiffbar, so daß die Fahrtdauer von Ssamara an der Wolga bis Wladiwostok im Sommerhalbjahr bis zur Vollendung der Amurbahn etwa drei Wochen in Anspruch nehmen wird, während im Winter einzelne Personen zehn Tage länger, Truppenabtheilungen und Transporte das Vier= und Fünffache davon über die Sommerfahrzeit hinaus unterwegs sein werden. Gegenwärtig ist es fraglich, ob die Amurlinie überhaupt gebaut werden wird. Man sprach in Nischni in Eisenbahnkreisen allgemein davon, daß in Tschita, unmittelbar hinter dem Uebergang über das Jablonoigebirge, eine Bahn durch die Mongolei abzweigen, über einen nördlichen Paß des Chingangebirges auf Zizikar und von dort nach einem Hafen am Gelben Meer gebaut werden würde. Wird dieser Plan ausgeführt, und was man von dem Verhältniß zwischen Rußland und China weiß, scheint ja darauf hinzudeuten, so ist eigentlich kaum abzusehen, weshalb die Aufwendungen für die nördliche Linie noch gemacht werden sollten.

Die Rücksicht auf mögliche kriegerische Verwicklungen im Osten ist natürlich der Hauptgrund für die Beschleunigung des Bahnbaues, aber es sind für solche Eventualitäten doch auch noch mancherlei andere Umstände zu berücksichtigen. Die russische Regierung hat neuerdings aus Transbaikalien, der alten Amurprovinz und dem Küstengebiet am Stillen Ocean ein neues Amur-Generalgouvernement gebildet. Diejenige Section der großen sibirischen Abtheilung, welche ein Bild von den Producten und dem Entwicklungsstande dieses Gebiets geben sollte, zeichnete sich in Nischni durch eine ganz besonders gute und vollständige Uebersicht über alles dort Vorhandene aus; darunter befanden sich auch zahlreiche Getreideproben. Auf unsere Frage, ob die Provinz Getreide exportire, erfolgte die überraschende Antwort, es werde nicht einmal soviel davon erzeugt, daß die eine Million Köpfe betragende Bevölkerung incl. Militär und Marine davon leben könne. Das fehlende Korn komme — aus Japan. „Und wenn ein Krieg mit Japan entsteht?" — „Ja, das ist es eben" — ein resignirtes Achselzucken des Beamten — und uns ging plötzlich ein Licht darüber auf, daß man in Japan die Abhängigkeit der russischen Operationsbasis von dem Inselreich wahrscheinlich ebensogut kennen wird, wie in Nischni, zumal da die benachbarte chinesische Mandschurei als Getreidelieferant nicht in Betracht kommt und die Zufuhr zur See von der Stärke der gegenseitigen maritimen Kräfte abhängt.

Von solchen mehr zufälligen Erfahrungen abgesehen, boten die beiden asiatischen Abtheilungen, die centralasiatische und die sibirische, eine solche Fülle von Material zur Kenntniß dieser Länder, waren aber auch zugleich, besonders die erstere, mit einer solch' ausgezeichneten Abzweckung auf den praktischen Nutzeffect angelegt, daß man der Leitung des Ganzen die Bewun=

derung nicht versagen konnte. Was aus Sibirien ausgestellt war, hatte größtentheils ethnographisches Interesse: Wohnung, Kleidung, Leben und Beschäftigung der Bewohner wurden durch Abbildungen, Modelle und, wo irgend möglich, durch in natura herbeigeschaffte Objecte den Besuchern vor Augen geführt. Von der Behringstraße bis an die Grenzen Persiens war Alles, was lehrreich und interessant in jenen Ländern ist, dem Besucher der Ausstellung zugänglich gemacht. Ein chinesischer Pelzhändler in Tschita hatte neben seinen Zobel- und Fuchsfellen einen riesigen ausgestopften Königstiger, der in der Taiga (Wildniß) am Amur geschossen ist, ausgestellt, und im selben Raume stand ein Modell des neuen Docks für Panzerschiffe in Wladiwostock, dessen Dimensionen 180 Meter in die Länge und 33 Meter in die Breite sind. Daneben lag ein mit Cement gefülltes Faß aus der ersten amurischen Cementfabrik, die für die Ussuribahn mit staatlicher Subvention errichtet wurde und jetzt bereits mehr Aufträge als Leistungsfähigkeit hat. Im Nebensaal waren zwei große vergoldete Kugeln aufgestellt, welche die Menge des Goldes, das aus den im Privatbesitz des Kaisers befindlichen Minen von Anbeginn an gefördert ist, veranschaulichen sollten. Die größere Kugel, die den Minenbezirk von Nertschinsk repräsentirte, hatte fast zwei Meter im Durchmesser, würde in reinem Golde 9600 Pud wiegen und circa 400 Millionen Mark werth sein. Diese Menge ist erbeutet in den Jahren 1835—1896. Die kleinere Kugel stellte die Ausbeute im Altai dar und war gegen 160 Millionen Mark werth; da der Altai auf Gold erschöpft zu sein scheint, würde sie sich nicht mehr vergrößern, während der Nertschinsker noch fortwährender Zuwachs bevorsteht Diese colossalen Goldmassen hatten etwas Fascinirendes; unwillkürlich vergaß man, daß es sich hier im Saale nur um zwei Attrappen handelte; die Phantasie malte sich die unermeßliche Macht aus, die in den beiden Goldkugeln steckt, aber es war schließlich eine recht nüchterne Berechnung, daß die russischen Kaiser, nach dem hier Ausgestellten zu schließen, jährlich gegen zehn Millionen Mark Gold für ihre Privatschatulle aus diesen Bergwerken bezogen haben und rund sieben Millionen heute noch beziehen, seitdem sie auf Nertschinsk allein angewiesen sind. Dabei darf nicht vergessen werden, daß die beiden Bezirke, Nertschinsk und Altai, nicht nur ihres Goldes wegen für den Kaiser ausgesondert worden sind, vielmehr überhaupt reiche Lager von Erzen und kostbarem Gestein enthalten. Der Altai ist wahrscheinlich für seltene Minerale und Halbedelsteine die reichste Lagerstätte der Welt. Man kann sich hiernach einen Begriff von dem colossalen Reichthum des russischen Kaisers machen, zumal nach der überaus sparsamen Wirthschaft des verstorbenen Kaisers Alexander III.

III.

Der große und wunderbar schöne centralasiatische Pavillon war ein Meisterstück nicht nur der Ausstellungskunst, sondern auch der Politik, insbesondere der Wirthschaftspolitik. Wir denken hierbei nicht an so hübsche Sächelchen, wie das Modell einer kirgisischen Aul(Dorf)-Schule: eine schöne große Jurte (Zelt) aus Stäben und Filz, in der zusammenklappbare, schön polirte Schemel standen, die aber nicht etwa dazu dienten, sich darauf zu

setzen, sondern damit die kleinen Kirgisen, mit untergeschlagenen Beinen nach ihrer Sitte an der Erde hockend, an ihnen lesen und schreiben — wer Etwas von den Kirgisen weiß, konnte nicht im Zweifel sein, daß er hier ein am grünen Tische ausgedachtes Bild vor sich hatte. Wohl aber regte sich die Bewunderung, wenn wir sahen, wie das ganze Unternehmen einerseits für die russische Weltstellung in Asien, andererseits zur Fruchtbarmachung aller Mittel Centralasiens für das Mutterland ausgenutzt worden war. Eine große Menge intelligenter Eingeborener aus Chiwa, Buchara, dem Turkmenen- und Tekinzenlande, von den Grenzen Persiens und Afghanistans und aus Merw, war nach Nischni gebracht worden; man hatte ihnen erlaubt, hier auf der Ausstellung mit all' ihren heimischen Producten einen schwunghaften Handel zu treiben, hatte sie veranlaßt, mit ihren Geräthen, Webstühlen, Teppichrahmen u. s. w. zu kommen, um ihre ganze Industrie in der Ausübung selbst den Besuchern vorzuführen, und man hatte endlich Sorge dafür getragen, daß diese Söhne Asiens ihrerseits Alles zu sehen bekamen, was es an der Ausstellung Imponirendes gab. Wenn man weiß, wie im Orient die Erzählungen über Gesehenes von Mund zu Mund gehen, und wie erstaunlich weit und wirkungsvoll sie sich verbreiten, ist es leicht zu begreifen, daß die Kunde von den Wundern zu Nischni Rußlands Prestige in ganz Innerasien merklich heben wird. Besonders auf Persien wird die Wirkung beträchtlich sein; um das zu fördern, hatte man hier eine Ausnahme von dem Princip der Ausstellung gemacht und speciell Persern erlaubt, sich mit ihren Waaren in die centralasiatische Abtheilung zu placiren. Sonst wurden überall ausschließlich Gegenstände russischer Herkunft zugelassen; eine zweite Ausnahme war allein nur noch für ausländische Locomotiven gestattet. Daneben war dafür gesorgt, daß reichliche Muster aller Bedarfsartikel für jene Gegenden, aller der Dinge, die man aus dem europäischen Rußland dorthin exportiren könnte, zur Ansicht für die russischen Fabrikanten und Kaufleute ausgestellt wurden. Centralasien[1]) geht wahrscheinlich einer starken Zunahme seiner Kaufkraft und Bevölkerung entgegen: durch den Baumwollenbau. Ueber die russische Baumwollenindustrie überhaupt bedarf es noch einiger besonderer Worte; an dieser Stelle sei nur vorweg bemerkt, daß Rußland in der Verarbeitung von Rohbaumwolle — allerdings in sehr weitem Abstande — hinter England die erste Stelle in Europa einnimmt, indem es etwas mehr als ein Viertel vom Betrage des englischen Consums verbraucht. Ueber ein Viertel des Rohmaterials für die russischen Spinnereien wird jetzt bereits durch die centralasiatische Baumwollenproduction gedeckt, und das Bedeutsame dabei ist, daß diese mit großer Schnelligkeit wächst. Im Jahre 1887 noch erzeugte Turkestan mit drei Millionen Pud Baumwolle gerade den Bedarf der einheimischen Weberei: von 1888, wo die Regierung die Anpflanzung neuer Plantagen energisch zu fördern anfing, bis 1893 betrugen alsdann die gewonnenen Mengen 3,6 — 3,4 — 4,8 — 6,3 — 6,8 — 6,5 Millionen Pud. Es fragt sich, welche Mengen von Land

[1]) Der Ausdruck wird hier fortdauernd im Sinne der Russen gebraucht, die darunter Turan verstehen.

in Turkestan für die Ausdehnung der Baumwollencultur zu Gebote stehen, und dabei handelt es sich wieder darum, wie viel Land künstlich bewässert werden kann, denn die Gebiete mit genügendem Regenfall sind in Turkestan minimal. In Bezug auf die Bewässerung weiter, noch ungenutzter Landstrecken eröffnen sich nun für die russische Baumwollencultur die allergünstigsten Aussichten, denn die beiden wasserreichen Ströme, Syr- und Amu-Darja, sind im Stande, so gut wie unbegrenzte Wassermengen zu Irrigationszwecken abzugeben. Die Menge des auf diese Weise der Cultur gewonnenen Landes wächst von Jahr zu Jahr, und zwar hat die Regierung den richtigen Weg eingeschlagen, um die Eingeborenen zur Steigerung des Baumwollenbaues zu veranlassen, indem sie amerikanischen Samen gratis vertheilt, für Bewässerungsbauten den Leuten mit Geld und Ingenieuren behülflich ist, und Vorschüsse in baar auf die kommende Ernte gewährt. Bei dem sparsamen und betriebseifrigen Charakter eines großen Theils der Eingeborenen — die Tadschiks und besonders die Sarten sollen in dieser Beziehung ein ganz unschätzbares Menschenmaterial sein — ist auf diese Weise in fünf Jahren die turanische Baumwollenernte mehr als verdoppelt und, was viel schwerer wiegt, durch Einführung des amerikanischen Samens in der Qualität erheblich verbessert worden. Ermöglicht ist dieser Aufschwung erst durch die Vollendung der transkaspischen Bahn, die längst nicht mehr die Bezeichnung „Militärbahn" im eigentlichen Sinne verdient, obwohl sie officiell immer noch so genannt und auch militärisch verwaltet wird. Der durchschnittliche Preis für die asiatische Baumwolle beträgt an Ort und Stelle 5—6 Rubel pro Pud; folglich sind z. B. im Jahre 1893 von der russischen Industrie 18 Millionen Rubel, statt ins Ausland geschickt zu werden, auf die Erhöhung der Kaufkraft in den centralasiatischen Gebieten Rußlands verwendet worden. Ganz wird Turkestan in absehbarer Zeit den Bedarf des europäischen Rußlands nicht decken können, weil die Bewässerungsarbeiten Zeit erfordern und die ägyptische und amerikanische Baumwolle für die hohen Garnqualitäten vorläufig noch unentbehrlich sind; aber man stelle sich vor, daß es gelingt, im Laufe des nächsten Jahrzehnts etwa zur Deckung des heimischen Bedarfs bis zu zwei Dritteln aus asiatischem Product zu gelangen — und das ist nach dem Urtheil Sachverständiger möglich, ja zu erwarten — so wird man leicht einsehen, welche Vortheile schon in normalen Zeiten aus dieser relativen Unabhängigkeit erwachsen, vollends aber erst dann, wenn im Kriegsfalle die überseeische Baumwolleneinfuhr abgeschnitten wird. Die vernichtende Wirkung des amerikanischen Bürgerkrieges in den sechziger Jahren hat man in Rußland theilweise noch im Gedächtniß.

Hand in Hand mit dem Aufschwung des Baumwollenbaues geht die Seidenproduction der centralasiatischen Gebiete, doch hat diese mit ungleich größeren Schwierigkeiten zu kämpfen und ist jetzt erst aus völligem Verfalle in eine Periode langsamer Wiedererhebung eingetreten.

Das Gesagte wird genügen, um die Wichtigkeit Centralasiens für die russische Industrie darzuthun, sowohl als Absatzgebiet, wie als Productionsland für Rohmaterial. Dem entsprechend war bei der Ausstellung alles Gewicht darauf gelegt worden, den Kaufleuten und Industriellen ein genaues und voll-

ständiges Bild der Bedürfnisse, des Geschmackes und der Kaufkraft des central-asiatischen Marktes vor Augen zu führen. Man würde es als einen großen Gewinn betrachten, wenn die selbständige Verarbeitung der Baumwolle in Turkestan überhaupt aufhörte, alle Rohbaumwolle ins europäische Rußland ginge und als fertiges Zeug gegen bares Geld von dort wieder bezogen würde. Ebenso energisch wird der persische Markt in Angriff genommen. Hier war es besonders interessant, daß sich in der betreffenden Abtheilung eine große Sammlung englischer Waaren befand, die nach Persien eingeführt werden, mit genauer Angabe, was sie am Productionsorte kosten und was für Preise an der persischen Absatzstelle für sie erzielt werden. Thatsächlich hat Rußland im nördlichen Persien bereits eine breite Bresche in das bisherige englische Handelsmonopol gelegt; aber es ist doch immer noch möglich, daß selbst in Täbris, das hundert Kilometer von der russischen Grenze liegt, englische Zeuge mit Moskauer Waaren concurriren. Eine Eisenbahn durch Nordpersien, die an das kaspische Verkehrsnetz anschließt, wird von den russischen Industriellen mit Schmerzen ersehnt.

In noch größerem Maßstabe als bei Persien war die Zusammenstellung aller Einfuhrproducte westeuropäischer Industrie zum Zwecke der Orientirung russischer Unternehmer im Pavillon für Japan und China gemacht. Allerdings war den Erklärungen der Beamten, die im Auftrage der Regierung die betreffenden Waarenproben nebst Preisangaben im fernen Osten gesammelt hatten, wohl anzuhören, daß man sich in Bezug auf Japan keinen allzu großen Hoffnungen hingibt. Das rücksichtslose Streben der Japaner, sich von Europa industriell unabhängig zu machen, wird in Rußland vollauf erkannt und, wie man sich denken kann, nicht mit den günstigsten Augen angesehen.

Jedenfalls zeugte das ganze Unternehmen, die Bedürfnisse des östlichen Marktes in Mustern und mit den Preisen bis ins kleinste Detail in Nischni vorzuführen, von den Zielen, die sich die Wirthschaftspolitik der russischen Regierung gesteckt hat. Von der sibirischen Bahn erwarten Manche in dieser Beziehung — Aufschließung eines großen Absatzgebietes für die russische Industrie — sehr viel, Andere sind äußerst skeptisch, was die Handelspolitik anbetrifft, und verlegen das Schwergewicht ihrer Betrachtung auf das militärische Gebiet. Der Transport von 25 000 Mann soll, mit Dampferbenutzung auf dem Amur, sechs Wochen dauern, sobald die Bahn fertig ist — darnach würde man also ein Vierteljahr brauchen, um bei Wladiwostok ein Armeecorps aus Truppen der europäischen Militärbezirke aufzustellen. Inwieweit eine solche Berechnung zutrifft, entzieht sich unserem Urtheil. Auf die innige Wechselwirkung zwischen der ganzen asiatischen und der inneren Wirthschaftspolitik Rußlands wird noch zurückzukommen sein.

IV.

Das unerwartete Auftauchen Centralasiens auf dem Weltmarkt als Baumwollenproducent hat uns bereits auf dasjenige Gebiet der productiven Entwicklung Rußlands hinübergeführt, das gegenwärtig eine geradezu beherrschende Stellung im gesammten Wirthschaftsleben des Reiches einnimmt: die

Textilindustrie[1]), sowie fernerhin die „Manufacturthätigkeit", wie man in Rußland sagt, überhaupt. Auf nichts ist man in den Kreisen, welche die Ausstellung ins Leben gerufen haben, stolzer, als auf die allerdings großartigen Resultate der russischen Fabrikindustrie, in der die Spinnereien und Webereien unbestritten den ersten Platz einnehmen. Es ist eines der größten Beispiele in der Wirthschaftsgeschichte überhaupt, wie hier in Rußland das consequent durchgeführte Schutzzollsystem unter ungünstigen Verhältnissen eine Riesenindustrie großgezogen hat, die jetzt auf die gesammte Politik des Landes ihre Rückwirkung äußert. Die Manufacturabtheilung war die erste, welche der Minister Witte und nach ihm der Kaiser selbst besuchten; hier ist in dem Aufbau der Vitrinen, der Gruppirung der Fabricate, der Decoration des Raumes der größte Aufwand gemacht und auch der größte Effect erzielt worden. Gerade der gegenwärtig einflußreichste Mann in Rußland, Witte, kann sich rühmen, durch seine unermüdliche Thätigkeit dem seit Beginn der Regierung Alexander's III. consequent verfolgten Ziele ein gutes Stück näher gekommen zu sein: der relativen wirthschaftlichen Unabhängigkeit Rußlands vom Auslande. Trotz aller Entschiedenheit dieser Tendenz wäre aber nicht der Erfolg erreicht worden, der in Folgendem kurz geschildert werden soll, wenn es nicht einen fort und fort bohrenden Stachel gäbe, der Rußland dazu zwingt, seine Kräfte aufs Aeußerste anzuspannen, um seinen Bedarf an Manufacturwaaren selbst zu produciren. Das ist der Rückgang der Getreidepreise. Von 1876 bis 1880 war der durchschnittlich für exportirtes Getreide erzielte Preis 102½ Kopeken (Papierwährung); von 1881 bis 1885 hielt er sich fast auf derselben Höhe; für 1886 bis 1890 ist der Durchschnittspreis nur noch 81½ Kopeken, und für 1893 und 1894 ist er auf 60⅓ Kopeken gefallen. Im Jahre 1883 flossen für ans Ausland verkaufte 336 Millionen Pud Getreide 350 Millionen Rubel nach Rußland — 1883 für 366 Millionen Pud nur noch 224 Millionen Rubel. In diesen Zahlen liegt der Schlüssel zum Verständniß dafür, weshalb bald nach der Thronbesteigung Alexander's III. jene außerordentliche Thätigkeit begann, durch Hebung der russischen Industrie mit allen Mitteln eine erträgliche Handelsbilanz in Aus- und Einfuhr aufrecht zu erhalten. Das Fallen der Getreidepreise beginnt 1883 und hält 1884 an; 1885 erfolgt ein rapider Sprung nach abwärts, und im selben Jahre wird der Zoll auf ausländische Waaren mit protectionistischer Tendenz um den Betrag von 10 Procent erhöht; 1891 geschieht dann eine nochmalige Erhöhung, während gleichzeitig die Getreidepreise unaufhaltsam weichen. „Der Verkauf von Getreide ins Ausland wird mehr und mehr unvortheilhaft, und dadurch wird die Nothwendigkeit deutlich, zur Aufrechterhaltung der russischen Handelsbilanz — in Bezug auf den Export — für eine Steigerung von Production und Absatz der Fabrikindustrie zu sorgen; desgleichen in der Montanindustrie und Viehzucht. Ein Anfang zu alledem ist schon gemacht. In denjenigen Zweigen der Fabrikindustrie z. B., die in Rußland genügend lange Zeit entwickelt sind, und zwar unter dem

[1]) Sehr kenntnißreich und — mit Ausnahme der etwas eiligen Anwendung der gewonnenen Ergebnisse auf die handelspolitische Stellung Deutschlands zu Rußland — scharfsinnig ist auf diesem Gebiete die Arbeit von Schultze-Gävernitz in den Preußischen Jahrbüchern, Bd. 75.

Einfluß der inneren Nachfrage und der Schutzzölle, haben bereits viele Fabrikerzeugnisse, nach Deckung des Bedarfes im Lande, angefangen, sich einen Weg ins Ausland zu bahnen — als Beweis dafür, daß in Rußland bereits (wenn auch noch wenig entwickelt) die Bedingungen für den erfolgreichen und vortheilhaften Betrieb einer Menge von industriellen Anlagen existiren." So heißt es in dem vom Finanzministerium (Departement für Handel und Manufacturen) herausgegebenen Buche: „Industrie und Handel Rußlands" [1]).

In welchen Ziffern stellt sich nun der Erfolg der von solchen Erwägungen geleiteten industriellen Politik Rußlands dar? Zunächst ein Beispiel. Der Werth des aus dem Auslande eingeführten Baumwollengespinnstes ist von 14 Millionen Rubel für 1880—1884 auf 4 Millionen für 1893 und 1894 gesunken, die Einfuhr fertiger Baumwollenwaaren ist gleich Null geworden (genauer 1/550 des Bedarfs), während nach der Balkanhalbinsel und Persien sich ein wirklicher Export fertiger baumwollener Gewebe zu entwickeln beginnt: 1893 gingen nach Persien 87 000 Pud davon, gegen 73 000 ein Jahr und 46 000 zwei Jahre vorher. Die Ausstellung bot ferner auch die Gelegenheit dar, sich von der Qualität der baumwollenen Waaren zu überzeugen. Die große Masse war natürlich ganz billiges Fabricat, aber es waren auch Proben dafür vorhanden, daß man in der Technik des Färbens und Webens, sogar in der Erfindung prachtvoller Muster, dem Auslande ebenbürtig, wo nicht in Manchem sogar überlegen geworden ist. Es versteht sich, daß dies Alles mit einem Schlage dahin wäre, sobald die Schutzzölle aufgehoben oder wesentlich verringert würden, aber geleistet wird ohne Frage ganz Hervorragendes, nicht nur vom technischen, sondern sogar vom ästhetischen Standpunkt, in imponirender Massenhaftigkeit, und es ist der Stolz der russischen Baumwollenindustrie, daß ihre Vertreter jetzt selbst einer mäßigen Herabsetzung der Zölle mit Seelenruhe entgegensehen könnten, falls etwa das Ausland durch dergleichen dazu veranlaßt werden sollte, an Rußland Handelsvortheile zu gewähren. Der Werth der gesammten Baumwollenerzeugnisse Rußlands ist von 1881 bis 1892 von 275 auf 385 Millionen Rubel gestiegen. Jede weitere Steigerung der Production muß nothwendig zur Aufsuchung ausländischer Märkte führen, da der Bedarf im Innern bereits reichlich gedeckt ist. Verstärkt wird die Tendenz, nach außen zu drängen, durch die ununterbrochen abnehmende Kaufkraft der Landbevölkerung, die in Rußland bekanntlich die kolossale Majorität der Nation ausmacht.

Für Leinen- und Jutewaaren betrug der 1880—84 im Durchschnitt ans Ausland gezahlte Preis 4 Millionen — 1894 waren es nur noch etwas über eine halbe Million Rubel. Für wollene Gewebe gingen 1880—84 im Durchschnitt 8 Millionen Rubel ins Ausland — 1893 und 1894 nur noch etwas über 3 Millionen; ebenso ist die Einfuhr von Seidenwaaren über die europäische Grenze bei annäherndem Gleichbleiben des Consums im Werth um die Hälfte zurückgegangen. Es würde zu weit führen, für alle Industriezweige die entsprechenden Daten beizubringen. Ueberall kehrt dasselbe Bild wieder: Steigerung

[1]) St. Petersburg 1896, S. 45, 46.

des Gesammtconsums und Sinken der ausländischen Einfuhr, wobei sich meistens seit der Mitte der achtziger Jahre der entscheidende Umschwung zu Gunsten Rußlands zeigt. Die Durchwanderung der Ausstellung gab die Illustrationen hierzu. Dasjenige, worin Rußland entschieden noch nicht auf der Höhe steht und das Ausland nicht entbehren kann, sind eigentliche Luxuswaaren, Gegenstände des Kunstgewerbes. Das ist auch sehr begreiflich. Eine Industrie der Massenartikel läßt sich, wie das Beispiel Rußlands zeigt, in verhältnißmäßig kurzer Zeit schaffen, wo ein größerer innerer Absatzmarkt vorhanden ist und das Ausland durch Schutzzölle concurrenzunfähig gemacht werden kann; das Kunstgewerbe bedarf der Tradition. Broncen, besseres Kinderspielzeug, künstliche Blumen, Luxusmöbel und ähnliche Dinge können sich noch nicht mit deutschen und französischen Erzeugnissen messen, ebensowenig etwa Kunstschmiedearbeiten. Gegenstände der Metallindustrie dagegen, die durch Massenfabrication erzeugt werden, haben das Feld erobert; es ist nur noch eine Frage der Zeit, daß Rußland überhaupt aufhört, in größerem Maßstab ein Absatzmarkt für Westeuropa, speciell Deutschland, zu sein. Natürlich wird es auf Gebieten, wie z. B. die chemischen Industriezweige sie ausmachen, in absehbarer Zeit nicht wohl von uns unabhängig werden können, weil Deutschland hierin überhaupt den Weltmarkt beherrscht; aber im Verhältniß zu dem Gesammtverbrauch einer Nation von jetzt 120 Millionen Menschen kann dergleichen nie entscheidend werden.

V.

Zu näherem Eingehen auf die Productionsbedingungen, unter denen die russische Industrie arbeitet, ist hier nicht der Ort, so interessant und wichtig die Fragen sein mögen, die sich dabei erheben. Sehr Vieles ist anders als in Westeuropa. Schon die Menschen, die Arbeitskräfte, mit denen russische Fabriken arbeiten, sind andersartig: kein eigentlicher Fabrikarbeiterstand, sondern großentheils eine fluctuirende Masse von Bauern, die für einen Theil des Jahres die Landwirthschaft mit der Industrie vertauschen, um mehr baares Geld zu verdienen. Die Folge davon ist große Billigkeit der Arbeitskraft bei ebenso großer Minderwerthigkeit in Bezug auf Schulung und Leistungsfähigkeit. Ein englischer Spinner leistet mehr als vier russische. Fabrikgesetzgebung, Arbeiterschutz u. dgl. sind Dinge, die in Rußland, wenn sie auch nicht hoch entwickelt sind, doch nicht so sehr in den Windeln liegen, wie man vielleicht glaubt. Auch hierin gewährte die Ausstellung eine vortreffliche Gelegenheit, sich zu orientiren. Die Entwicklung der russischen Flußschiffahrt, geradezu eine Lebensfrage des Reiches, war vortrefflich dargestellt: Tabellen, Modelle, Erklärungen in überreicher Fülle böten Stoff zu einem halben Dutzend Monographien. Maschinenbau und Hausindustrie, diese für Rußland ebenso wichtige wie eigenthümliche Specialität, Gartenbau, Viehzucht, Jagd und Fischerei, Forstwirthschaft, kurz jedes einzelne Stück aus dem wirthschaftlichen Leben des Reiches hatte seine Vertretung gefunden. Es gehörte ein wochenlanges Studium dazu, abgesehen von einer sehr umfassenden Materialsammlung, um allmälig zu einer Gesammtanschauung des Ganzen zu kommen, die doch wieder

auch im Einzelnen fundirt ist. Daß drei Viertel aller russischen Eisenbahnen bereits verstaatlicht oder in der Verstaatlichung begriffen sind, ist eine Thatsache von tief einschneidender, wirthschaftlicher Bedeutung für das Reich; sie soll hier nur kurz registrirt werden, so groß die Versuchung auch sein mag, das Eisenbahnwesen Rußlands aus der Anschauung heraus eingehender zu schildern. Nur das eine große Gebiet der Landwirthschaft muß noch etwas tiefer berührt werden.

Es ist bereits bei der Erwähnung der Baumwollencultur in Centralasien und der Baumwollenindustrie im europäischen Rußland darauf hingewiesen worden, daß zwischen dieser Textilfaser und der gesammten Politik des Landes ein gewisser Zusammenhang zu existiren beginnt. Nach außen macht sich dies dadurch bemerkbar, daß die russische Spinnerei und Weberei, wenn sie nicht in ihrem eigenen Ueberfluß ersticken soll, nothwendig auswärtige Absatzmärkte suchen muß. Das baumwollene Gewebe, in dem Rußland excellirt, ist dabei ein unvergleichlicher Pionier für weitere Waaren, die zum Theil bereits den Zeugen auf dem Fuße folgen, theils mit Sicherheit nachdrängen werden, sobald die heimische Industrie auch auf anderem Gebiete den inneren Markt vollständig beherrschen wird. Bei Persien vollzieht sich dieser Hergang gerade jetzt vor unseren Augen. Um das Land den russischen Waaren zu öffnen, sucht man in Petersburg auf alle Weise politischen Einfluß in Teheran zu gewinnen, und mit jedem Hunderttausend von Rubeln, für das Persien russische Erzeugnisse kauft, begibt es sich auch in die politische Clientel Rußlands. Die wohlfeilen Baumwollstoffe machen den Anfang, dann folgen Metallwaaren, billiger Putz und dergleichen. Persien wird auf diese Weise wahrscheinlich gewonnen werden; auf der Balkanhalbinsel fängt sich gleichfalls etwas Erfolg zu zeigen an, und wenn das so geflissentlich gepflegte gute Verhältniß zur Türkei schließlich nicht auch Früchte in Gestalt von Absatz russischer Industrieproducte nach Kleinasien tragen sollte, so wäre das — die Erhaltung des Friedens vorausgesetzt — eigentlich verwunderlich. Woran man betreffend China und Japan denkt, ist bereits gelegentlich der Erwähnung der Waarenmuster und Preislisten, die in Nischni für den chinesischen Handel auslagen, gesagt worden. Nebenbei bemerkt, liegt in dieser Tendenz der russischen Politik auch die Wahrscheinlichkeit enthalten, daß man mit Europa aufrichtig Frieden halten will; denn kein Land, auch Rußland nicht, würde sich auf eine so weit aussehende Handelspolitik einlassen, wenn es eine schwerwiegende militärisch-politische Entscheidung in absehbarer Zeit herbeiführen wollte.

In dieser Handelspolitik kann allein die Lösung eines sonst vollständigen Räthsels gefunden werden: der Behandlung nämlich, welche die russische Regierung der gegenwärtigen agraren Krisis zu Theil werden läßt. Es sei hier nochmals an jenes Wort erinnert: bei dem Niedergang der Getreidepreise müsse Rußland im Interesse seiner Handelsbilanz alles nur Mögliche für seine Industrie thun. Hiermit wird zugestanden, daß man daran verzweifelt, durch quantitative und qualitative Steigerung der Getreideausfuhr den Preisrückgang wieder auszugleichen.

Landwirthschaft und Industrie haben in Rußland bis zu einem gewissen Grade entgegengesetzte Lebensinteressen. Ein eigentlicher Fabrikarbeiterstand, wie bereits gesagt, existirt erst in ganz geringen Anfängen; die industrielle Armee recrutirt sich aus den Bauern, ohne diese würden die Reserven jener bald zusammenschmelzen und die Löhne auf eine Höhe steigen, die alle ausländische Concurrenz wieder verderblich werden ließe. Eine entschiedene Schwenkung zu positiver Agrarpolitik, um die Handelsbilanz Rußlands wieder auf den Getreideexport und seine innere Kraft auf die Blüthe des Kornbaus zu fundiren, wäre daher nicht nur ein Experiment ohne Garantie des Gelingens, sondern es würde dabei nur eine starke Schädigung der aufblühenden Industrie sicher sein, keineswegs aber auch schon die erfolgreiche Wiederherstellung der alten agraren Kraft.

Zu der heutigen Lage der russischen Landwirthschaft hat ein sehr complicirter Entwicklungsgang hingeführt. Drei Hauptfactoren haben zusammengewirkt: 1. das System des bäuerlichen Gemeinbesitzes, 2. die Aufhebung der Leibeigenschaft, 3. die Erbauung der großen Eisenbahnlinien quer durch das Reich.

Zunächst der letztere Punkt. Man kann sich in Westeuropa schwer eine Vorstellung von der Wirkung machen, die in den vornehmlich Getreide bauenden Gegenden des Reiches durch das Erscheinen der Eisenbahnen hervorgerufen wurde: In einem Lande, das bisher gewohnt gewesen war, durch Naturalwirthschaft seine eigenen, noch ziemlich primitiven Bedürfnisse zu decken, ohne daß die Leute viel Geld zu sehen bekamen, war plötzlich jeder Grundbesitzer in der Lage, alles Getreide, das er über seinen Bedarf erzeugen konnte, zu versilbern und alle Annehmlichkeiten und Verfeinerungen des Lebens zu kosten, die mit dem Besitz großer Baarmittel verbunden sind. Die Folgen waren mehrfacher Art. Zunächst hob sich der Import ausländischer Waaren mächtig; Rußland war Westeuropa gegenüber mit einem Male in die Lage eines Mannes gekommen, der mit voller Tasche die Budenreihen eines Jahrmarkts mustern kann. Es ist enorm in jenen Jahren an Rußland verdient worden, zumal man dort in der ersten Laune nicht gerade karg im Bestellen und Bezahlen war. Weiter ergoß sich eine Fluth von russischen Reisenden, größtentheils Touristen, die ganz immense Summen ausgaben, über Europa. Paris, Baden-Baden, Nizza, die Schweiz haben sich förmlich am russischen Golde gemästet. Eine viel bedenklichere Rückwirkung zeigte sich aber sehr bald im landwirthschaftlichen Betriebe selbst. Die Getreidepreise stiegen bei der immer stärker auf die industrielle Seite sich neigenden Entwicklung Westeuropa's fort und fort. Die Versuchung, so viel als irgend möglich Korn zu bauen, vor Allem Weizen, um es zu Gelde zu machen, wurde immer stärker, und so kam es, daß mit größter Rücksichtslosigkeit alles verfügbare Land aufgepflügt wurde, um Weizen und immer wieder Weizen zu bauen. Nun darf man nicht vergessen, daß — so unglaublich es klingt — regelmäßige Düngung in den Hauptgetreiderayons von Rußland so gut wie unbekannt war und es heute erst recht ist. Nur besonders intelligente Landwirthe düngen ihr Feld. Im Allgemeinen jedoch, und namentlich in den holzarmen Gegenden, wird der Dünger mit Stroh gemischt und

als Heizung verbrannt oder er kommt auch einfach um. Abgesehen davon aber: man hätte auch meistens gar keinen gehabt, denn die großen Rinder- und Schafherden, eine Hauptquelle des Reichthums für die Besitzer von altem Schlage, mußten in der besten Getreidezone eingehen, weil weder Weide noch Winterfutter für sie genügend vorhanden war — stand doch alles brauchbare Land für Weizenbau unter dem Pfluge. Für Kleidung bedurfte man nicht mehr der eigenen Producte an Wolle u. s. w., denn Zeuge kamen ja massenhaft aus dem Auslande, wollene und baumwollene und was man sonst noch wollte. In dieser Periode ist der russische Bauer vom alten selbstgewebten grauen Leinen- zu seinem jetzigen rothen Kattunhemde übergegangen. So verschob sich also schon das für jede Landwirthschaft ceteris paribus grundlegende rationelle Verhältniß von Körnerbau und Viehwirthschaft in sehr bedenklicher Weise.

Bei dieser Lage der Dinge haben nun die beiden obenerwähnten ersten Punkte — die Bauernbefreiung und der Gemeinbesitz — von Anfang an in höchst verhängnißvoller Weise gewirkt. Eine Geschichte der russischen Bauernbefreiung ist für Europa noch nicht geschrieben; was darüber in russischer Sprache existirt, ist zwar zum Theil ausgezeichnet, aber für Nichtrussen so gut wie unzugänglich. Die beiden hauptsächlichen Fehler waren, daß man nicht mit der rapiden Vermehrung der Bevölkerung rechnete und den Bauern von vornherein zu wenig von dem einstigen Gutslande zuwies, und zweitens, daß man keine Uebergangsordnung fand, durch die vorläufig Bauer und Gutsherr noch durch ein Stück gemeinsamen Interesses aneinander gebunden wurden. Die Folge war, daß bei dem alsbald eintretenden höchst unerquicklichen Verhältniß zwischen dem früheren Herrn und dem früheren Leibeigenen der Erstere alle Lust an der persönlichen Bewirthschaftung seines Gutes verlor und um so leichter der Versuchung folgte, seine einstweilen, durch den Verkauf des Getreides zum Export, reichlich fließenden Einnahmen im Auslande oder in der Residenz zu verbrauchen. Befördert wurde das auch noch dadurch, daß die Regierung die Gutsbesitzer für den Verlust ihrer Bauern durch verkäufliche zinstragende Papiere abfand, welches Capital von den Bauern allmälig an die Regierung zurückgezahlt werden sollte. Dies ist der Ursprung der sogenannten Loskaufszahlungen, die alljährlich mit vielen Millionen im russischen Budget unter den Staatseinnahmen figuriren und in praxi für den Bauernstand den Effect einer ziemlich hohen directen Kopfsteuer haben. Die Verschwendung der Gutsbesitzer wurde durch diesen allseitigen plötzlichen Geldzufluß ins Maßlose gesteigert. Dazu schossen Banken, welche die Güter beliehen, wie die Pilze aus der Erde; denn durch den Eisenbahnbau und den Getreideexport war der Grund und Boden plötzlich zu einer jeder Zeit in Baar umzusetzenden Größe geworden. Auf der anderen Seite wuchs zwar die Seelenzahl der Bauern bald und rasch, aber nicht der ihnen zugewiesene Landantheil, ebenso wenig auch ihre Geschicklichkeit und Sachkunde im rationellen Anbau des Bodens — so waren die Leute bei der Abwesenheit der Herren oder der bestehenden Erbitterung zwischen beiden Theilen gänzlich sich selbst überlassen.

Zu all diesen sich stetig steigernden Schwierigkeiten der Lage kam und kommt dann noch das bekannte bäuerliche Agrarrecht Rußlands. Danach hat

in der Gemeinde Niemand ein privates Besitzrecht auf ein Stück Land, sondern es gehört der Gesammtheit, die es jährlich oder in anderen kurzen Zwischenräumen neu vertheilt. Dies System führt naturgemäß, abgesehen von Anderem, was außerhalb des Rahmens unserer Darstellung liegt, zur Aussaugung und Ausraubung des Bodens und hält den gegenwärtigen Besitzer davon ab, auch nur das Geringste an die Verbesserung desselben zu wenden, die doch nur seinem Nachfolger zu Gute käme. Ferner ist die in Westeuropa verbreitete traditionelle Anschauung, daß die sogenannte schwarze Erde, der beste Ackerboden Rußlands, Jahr für Jahr ohne Düngung vortreffliche Ernten gebe, eine ganz sonderbare Fabel, die nur davon zeugt, wie wenig bekannt man mit Rußland noch ist. Weder die schwarze noch sonst irgend eine Erde auf der Welt ist im Stande, etwas Derartiges zu leisten: sie thut es nur, wenn man ihr nach mehrjährigem Gebrauche eine ganze Weile Ruhe läßt. Die Wirthschaft ohne Düngung kann in Rußland also nur dort betrieben werden, wo genügend Land zur sogenannten Brache vorhanden ist, d. h. wo man einen großen Theil des Gutsareals abwechselnd unbebaut der Erholung überlassen kann. Durch ein geeignetes Fruchtwechselsystem läßt sich in dem Falle, bei der wirklich ganz unglaublichen Qualität des Bodens im Schwarzerdegebiet, die Düngung entbehrlich machen und doch ein sehr günstiges Verhältniß von Gesammtareal und Erntequantum eines Gutes erzielen, sonst aber nicht.

Nun vergegenwärtige man sich mit ganzer Klarheit, welch' eine Katastrophe über die russische Landwirthschaft unter diesen Umständen hereinbrechen mußte, als das plötzliche und noch immer anhaltende Weichen der Getreidepreise seit 1883 eintrat. Man hatte sich mit seiner ganzen Lebensführung, mit Hypothekenbelastung, Güterkauf u. s. w. auf die hohen Preise und das viele Geld eingerichtet, nun fielen die Preise und — jede Möglichkeit, das Quantum des erzeugten Getreides zu steigern und dadurch den Schaden auszugleichen, war im Voraus erschöpft. Das Weizenfieber der sechziger, siebziger und achtziger Jahre hatte bei Bauern und Großgrundbesitzern den Viehstand reducirt; die landwirthschaftlichen Nebenbetriebe waren eingestellt, weil man seiner Zeit am Weizen mehr verdiente, und das stets wachsende Geldbedürfniß hatte die letzte Ressource, den Waldbestand, so weit gelichtet, daß die Regierung mit einem Waldschutzgesetz einschreiten mußte.

In diesem Stadium befindet sich die russische Landwirthschaft jetzt.

Natürlich ist diese Darstellung um der Kürze und Klarheit willen stark generalisirt. Es gibt Einzelwirthschaften und ganze Gebiete, in denen es bei Weitem nicht so schlimm steht; die Regierung hat auch keineswegs ihre Hand demonstrativ und ein für alle Male von der Landwirthschaft abgezogen. Es ist neuerdings ein Ackerbauministerium errichtet, es sind Hülfsbanken über Hülfsbanken begründet worden, die mit unendlicher Geduld die Hypothekenzinsen fort und fort stunden; es geschah, geschieht und wird noch viel an Palliativmitteln für die Landwirthschaft geschehen; aber das ändert nichts an der Thatsache, die ohne alle Frage die wichtigste Entscheidung repräsentirt, die Rußland je zu treffen gehabt hat. Man ist entschlossen, die wirthschaftliche Kraftentwicklung Rußlands nicht mehr allein auf den Ackerbau zu basiren,

sondern ihr in der Industrie ein neues, weites Feld zu öffnen. Von dieser Tendenz konnte Jedermann sich überzeugen, der das imposante Bild Rußlands, wie die diesjährige Ausstellung zu Nischni es darbot, vorurtheilslos angeschaut und kritisch gewürdigt hat; für sie zeugten auch die Reden, die während der letzten Zeit des Unternehmens bei verschiedenen Anlässen gehalten worden sind. Vertreter des Großhandels und der Industrie, die von der Regierung ernannten Leiter der Ausstellung und endlich der Finanzminister Witte selber, haben gleichermaßen in Tönen ebenso großen wie berechtigten Selbstbewußtseins auf die vollbrachten Leistungen hingewiesen; aber man war auch vollkommen einig darin, die eigentliche Hauptwirkung der Ausstellung erst von der Zukunft zu erwarten. Steigerung des Nationalgefühls; Durchdringung der ganzen Nation mit der festen Ueberzeugung, daß sie heute mit ihren Bedürfnissen vom Auslande so gut wie unabhängig sein kann, sobald sie es will; Hinweise auf die Nothwendigkeit, den auswärtigen Absatzmarkt energisch zu erweitern: das waren die Leitmotive der Redner, die von der Presse dann aufgenommen und weiter geführt wurden. Als Vertreter der Landwirthschaft dem Minister gegenüber auf einem Diner für Abschaffung des Zolles auf landwirthschaftliche Maschinen plaidirten, erfuhren sie eine Zurückweisung, die wegen ihrer Schärfe die lebhafteste Beachtung in der Oeffentlichkeit fand. Die Agrarier haben sich dadurch nicht abhalten lassen, auf einem besonderen landwirthschaftlichen Congreß, gleichfalls zu Nischni, eine Reihe von Resolutionen zu fassen, deren erste lautete: „Die Regierungsmaßnahmen der letzten Jahre (Zollpolitik, Handelsverträge, Ordnung des Bankwesens u. A.) haben einen durchaus verschiedenartigen Einfluß auf die einzelnen russischen Productionsgebiete ausgeübt, wovon besonders die Landwirthschaft und die mit ihr verwandten Gewerbe, wie im wirklichen Leben und auf der Ausstellung ersichtlich ist, ein wenig erfreuliches Zeugniß ablegen."

Große Befriedigung hat die im Herbst erfolgte sichere Bestätigung des Gerüchtes hervorgerufen, daß im Zuflußgebiet der oberen Petschora neue Naphthalager entdeckt worden seien. Wie wichtig für Rußland die Sicherheit ist, außerhalb des Kaspischen Productionsgebietes über eine Naphthareserve zu verfügen, ist an sich klar. Und endlich ist der erste der drei großen Schritte, die der russischen Eisenbahnpolitik noch zu thun übrig bleiben, gethan: Die Verbindung zwischen Taschkent und Orenburg, der transkaspischen Bahn und dem europäischen Netz, ist beschlossen worden. Nun bleibt noch der Bau einer Linie durch die Kirgisensteppe auf Omsk oder Tomsk zu übrig, und — der Anschluß an die englischen Bahnen in Afghanistan. Es geht ein großer Zug jetzt durch Rußland und seine Politik nach Außen wie im Inneren!

Magrebinische Volksmärchen[1]).

Von

J. T. von Eckardt.

[Nachdruck untersagt.]

Die Sonne ist eben hinter den Bergen versunken, und schon weicht ihr röthlicher Abendschein der kurzen, bläulichen Dämmerung, welche die lichtgesättigte Welt mit sanften Nebelschleiern umfängt. In der Werkstatt, wo sie Tags über geschaffen, legen Meister und Geselle das Arbeitszeug zur Seite. Der Kaufmann verriegelt sein Lädchen, der Lastträger schlägt das Tragseil über die Schulter, der wandernde Handelsmann packt seinen Kram zusammen. Ueberall, in den Gassen und auf den Plätzen der arabischen Stadt, ertönt der Schritt heimwärts, zur Abendmahlzeit eilender Fußgänger und Saumthiere. Der Tag ist zu Ende.

Und wie die Geräusche der großen Stadt sich unter der einbrechenden Dunkelheit dämpfen, und die Sterne am Himmel aufziehen, da zündet der Kaffeeschenk die große, hellgeputzte Laterne an, welche von der Decke der gewölbten Kaffeestube herab hängt. Ist es Sommerzeit, und die Nacht hat keine Kühlung gebracht, so fegt er den Staub von den Bänken, welche vor der Thür des gastlichen Hauses aufgestellt sind, sprengt mit der Hand aus dem thönernen Kruge frisches Wasser auf den ausgetrockneten Boden und stellt einen Strauß Nelken oder Jasmin neben das Basilicumstöcklein und die kupferne Geldschale am Eingange. Ist es Wintertags, und eine kalte Nachtluft hat sich erhoben, so schließt er sein Thor, nachdem er eine Schüssel Abendkost beim Garkoch nebenan geholt. Drinnen facht er die Gluth unter

---

[1]) Tunisische Märchen und Gedichte. Eine Sammlung prosaischer und poetischer Stücke im arabischen Dialekt der Stadt Tunis. Nebst Einleitung und Uebersetzung von Dr. Hans Stumme. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung. 1893.

Der arabische Dialekt der Houwara des Wad Sus in Marokko. Von Albert Socin und Dr. Hans Stumme. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung. 1894.

Märchen der Schluh von Tazerwalt. Von Dr. Hans Stumme. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung. 1895.

Elf Stücke im Schilhadialekt von Tazerwalt. Von Dr. Hans Stumme. Z. D. M. G. 1894.

der Asche seiner Kaffeeküche an, sammelt von den mattenbelegten Steinsitzen die von den letzten Gästen stehen gebliebenen Täßchen ein, wäscht und ordnet sein Geschirr und verzehrt dann, ans Feuer hin gekauert, sein einfaches Nachtessen in Erwartung der Abendarbeit und Abendgäste.

Noch ist es leer im Kaffeehause. Die Leuchte in der Mitte erhellt nur den niedrigen, säulengetragenen Raum, und an den weißgetünchten Wänden die beiden, aus buntem Papier geklebten und unter Glas gefaßten Bilder der heiligen Kamelin und des irrenden Ritters Abu Dschafar, der mit der schönen Jamina auf einem Rosse in ein paar verschlungene Koransprüche gerade hinein zu sprengen scheint. Kaum hat aber der Kaffeewirth sein Holzschüsselchen geleert und sich die Hände gewaschen, da erscheinen auch schon die ersten Besucher, langsam, geräuschlos und würdevoll, unter Kapuzen und Turbanen, barfuß oder beschuht, in Seide oder Wolle, wie es Jahreszeit, Alter, Stand mit sich bringen. Man streift die Pantoffel ab und wählt seinen Platz auf der Matte. An der Gluth beginnt der Schenke seine Tränklein in zinnernen, langgestielten Näpfen zu brauen. Pfeifen und Cigarretten werden angezündet, und blaue Ringel erheben sich gegen die Decke. Ganz im Grunde der Kaffeestube hat sich um einen weißbärtigen Alten ein dichter Kreis gesetzt. Und nachdem ein Jeder es sich bequem gemacht und, von dem eifrigen Wirthe bedient, sein Täßchen neben sich gestellt hat, verstummt das Murmeln der plaudernden Gesellschaft. Man rückt zusammen. Der Fdaui oder Märchenerzähler beginnt seine Vorlesung.

In regelmäßigem, ununterbrochenem Tonfalle ertönt die Stimme des Vortragenden, begleitet hie und da von leisem Lachen der Aufhorchenden und dem Klappern der Damensteine, wenn ein glücklicher Zug von dem kundigeren Spieler durch lauteres Aufschlagen in die ausgehöhlten Fächer des Damenbrettes besonders angezeigt wird. Ein Duft von frischem Kaffee, Tabak, Ambra und Rosenöl erfüllt den Raum. Hin und wieder öffnet sich die Thür, und geräuschlos findet sich ein neuer Gast hinzu. Ebenso lautlos kommt und geht der bedienende Wirth und horcht auf das, was der Fdaui aus eigenem Gedächtnisse oder einem abgegriffenen Buche vorträgt. Mit ihm lauschen die braunen und weißen Gäste, und für die stille Gesellschaft füllt sich der ärmliche Raum mit bunten Phantasiegestalten, welche sie des Lebens Wirklichkeit für wenige Stunden vergessen machen.

Was hier im öffentlichen Kaffeehause dem mittleren Bürgerstande und kleinen Manne von gewerbsmäßigen Erzählern für wenige Pfennige geboten wird, das genießt um dieselbe Abendstunde der Vornehme und Reiche im eigenen Hause. Wenn nach eingenommener Abendmahlzeit Frauen und Kinder sich im Harem zur Ruhe begaben, dann streckt der begüterte Hausherr sich gern, umgeben von den erwachsenen Söhnen und Bediensteten, auf die seidenen Kissen im Männergemache aus, läßt Licht und Kaffee bringen und an einem Kohlenbecken mit Benzoë räuchern. Dann findet sich dieser oder jener lieder- und märchenkundige Diener und Hausgenosse ein, der es übernimmt, die Mußestunde des Herrn mit seiner Rede zu würzen. Bei den Fürsten und Großen der Stadt fällt diese Rolle dem geistreichen Hofnarren, Zwerge oder Buckligen

zu, den die Natur mit Redekunst begabte. Und in Palast und Hütten werden die langen Abende der alten Erzählungskunst gewidmet, welche in unseren Breiten seit lange in Kinder- und Gesindestuben verbannt ist.

I.

Die Märchen und Geschichten, welche heute im nordwestlichen Afrika, von den Gestaden der Syrte bis zu denen des Oceans, im Schwange gehen, sind erst seit wenigen Jahrzehnten näherer Beleuchtung unterzogen worden. Noch als in den fünfziger Jahren der Göttinger Professor Theodor Benfey das indische Märchenbuch des Pantschatantra veröffentlichte, aus welchem er die indische Abstammung des größeren Theiles unseres deutschen Märchenschatzes nachwies, da meinte er, wegen mangelnder Belege eine gleiche Verbreitung jener Stoffe nach Afrika nicht beweisen zu können. Zwar war das arabische Märchenbuch der „Tausend und Einen Nacht“ längst zum Gegenstande eingehender Studien gemacht worden und seine indisch-persische Entstehungsgeschichte kein Geheimniß mehr. Doch konnte dieses Volksbuch mit seinen romanhaft ausgesponnenen Sittengemälden nicht jener eigentlichen naiven Volksdichtung zugezählt werden, wie sie in Deutschland die Brüder Grimm in ihrem unvergleichlichen Märchenbuche den Freunden echter Poesie geboten hatten. Es fehlte somit in dem fast über ganz Europa und das Asien der alten Welt sich ausbreitenden Netze der lebenden Märchen indischer Abstammung Nordafrika als Bindeglied. Eine Grenze jenes Märchenkreises, welchen die Brüder Grimm als dem indo-germanischen Volksstamme eigenthümlich annahmen, konnte hiermit, nach ihrem eigenen Ausspruche, noch vor vierzig Jahren nicht gezogen werden[1]).

Seitdem hat die Kunde der Märchen oder „folk-lore“ manche Bereicherung erfahren. Aegypten, Syrien, neben Sibirien, China, Japan sind ihr erschlossen worden. Mit dem seit der Eroberung Algiers immer weiteren Vordringen europäischer Cultureinflüsse in die nordwest-afrikanischen Mittelmeerländer hat auch die hier im Schwange gehende Volksmär auf ihre Verwandtschaft mit jener indo-europäischen geprüft werden können. Aus der Feder französischer Fachgelehrter ist im Laufe der letzten zwanzig Jahre eine Anzahl von Publicationen erschienen, welche Märchen und Geschichten der Berbern und Araber boten und dank lehrreicher Commentare neues Licht auf die so interessante Frage der Märchenentstehung und -Verbreitung warfen.

Diesen Arbeiten reiht sich heute eine Folge deutscher, auf tunesischem und marokkanischem Gebiete betriebener Studien aufs Würdigste an. Ja, die von H. Stumme unter theilweiser Mitarbeiterschaft von A. Socin gesammelten Märchen bieten einen um so unschätzbareren Beitrag zur Kenntniß jener Frage, als durch die Sprach- und Rassenverschiedenheit ihrer Gewährsleute gewissermaßen endgültig die Hypothese beseitigt wird, nach welcher ein bestimmter Märchenkreis als das ausschließliche Besitzthum dieser oder jener Rasse angesehen wurde.

---

[1]) Wilhelm Grimm, Schlußwort zum dritten Bande der Kinder- und Hausmärchen. Göttingen 1846.

In erster Linie sind die vorliegenden, bei tunesischen Arabern und marokkanischen Berbern gesammelten Märchen sprachlichen Untersuchungen gewidmet. Das poetische Interesse derselben wird nur nebenbei berührt. Ihre überaus feine, echt deutsche und volksthümliche Uebersetzung wird sie jedoch allen Denen empfehlen, welche an schlichten, aus den ewig gleichen, rein menschlichen Verhältnissen entsprungenen Phantasiegebilden ihre Freude haben.

Betrachten wir zunächst die Märchen, welche Herr H. Stumme in Tunis sich von einem munteren Alten erzählen ließ, der, seines Zeichens ein Weißtüncher, zugleich ein vortrefflicher Erzähler von Geschichten und Schwänken war, so werden wir bei einem Theil derselben allerdings in auffallender Weise an die Erzählungen der „Tausend und Einen Nacht" erinnert. Prüfen wir sie eingehender, so erweisen sie sich als bloße — mit ein wenig tunesischer Localfarbe überzogene — Varianten des classischen Buches. Ihrem Charakter nach zeigen sie also mit den uns vertrauten Kindermärchen keine innere Verwandtschaft. Statt auf sie näher einzugehen, verweisen wir lieber auf den vor nunmehr zehn Jahren an gleicher Stelle[1]) erschienenen Aufsatz des verstorbenen Hallenser Professors August Müller, in welchem dieser an das populärste der arabischen Volksbücher so geistreiche Ausführungen anknüpfte. Was der Verfasser desselben über den ausgesprochen muslimisch-städtischen Charakter jener Geschichten sagt, das läßt sich ausnahmslos auch auf ihre tunesischen Varianten anwenden. Und daß gerade dieser Theil der Märchen neben den echten Fassungen der „Tausend und Einen Nacht" bei dem Publicum der tunesischen Kaffeehäuser sich der größten Beliebtheit erfreut, kann den aufmerksamen Beobachter nicht Wunder nehmen. Nirgend ist städtisches Thun und Treiben dem Erblühen einer innerlichen, originalen und mit den Reizen unbewußter Poesie geschmückten Volksdichtung förderlich gewesen. Nur wo gleichartige Verhältnisse dargestellt, Wünsche und Bestrebungen, Fehler und Vorzüge, welche den seinen identisch sind, verkörpert, und ihm vertraute Persönlichkeiten unter der Hülle erfundener Gestalten in Scene gesetzt werden, kann der Städter Gefallen daran finden. Je näher die Welt der Phantasie mit der ihn umgebenden Alltäglichkeit verwandt ist, um so mehr Reiz wird er ihr abgewinnen. Und daß für den mit allen Genüssen der Großstadt bekannten Tuniser schöne Frauen, Gold, Edelsteine, edle Pferde, Wohlgerüche, prächtige Gewänder zu den unentbehrlichen Attributen des Märchens gehören, daß Kaufleute, Lastträger und Derwische neben dem Herrscher, seinem Vesir, dem Kadi, dem Schulmeister und Barbier die beliebtesten Personen desselben sind, ergibt sich von selbst. Ist doch in unserm alten Europa der Geschmack an ländlicher Scenerie und ländlichen Vorgängen erst bei einem Civilisationsgrade erwacht, welchem der städtische Araber unendlich fern steht.

Es verhält sich mit jenen den Märchen der „Tausend und Einen Nacht" verwandten Erzählungen genau wie mit all solcher Volkspoesie, welche aus der ursprünglichen Fassung in eine literarische Form gebracht, überarbeitet,

---

[1]) „Die Märchen der Tausend und Einen Nacht". Von August Müller. Deutsche Rundschau, 1887, Bd. LII, S. 87 ff.

bereichert und mehr oder minder glücklich ausgeschmückt wurde. Der Reiz des Unmittelbaren ist genommen. Bei den einen hat sich ein tendenziös-satirischer Zug eingeschlichen, der nichts mit der gutmüthigen Schalkheit echt volksthümlicher Erzeugnisse gemein hat. Bei anderen ist das Wunderbare, wo es in die Wirklichkeit hineinragt, „bis zum Ungeheuerlichen angehäuft". Es sind somit Geschichten entstanden, welche entweder absichtlich lehrhaft sind oder auch — nach den Worten Wilhelm Grimm's — „keinen eigentlich sittlichen Zweck haben und daher den Menschen nicht auf sich selbst, sondern außer sich hinaus ins unbedingte Weite führen und tragen."

Während also einige der tunesischen Märchen nur indirect, als denen der „Tausend und Einen Nacht" entlehnt, in den Mund des tunesischen Volkes gelangten, ist die andere Hälfte derselben aus der reineren Quelle mündlicher Ueberlieferung geschöpft, mag uns auch, wenn wir nach dem Lande ihrer Entstehung forschen, in Asien eine vor Jahrhunderten gemachte Aufzeichnung derselben begegnen. Da sehen wir, auf afrikanischer Erde, in arabisches Gewand gehüllt, als „Mohammed, Sohn der Wittwe" einen groben Gesellen, der jeden Widersacher todtschlägt, der mit zwei gleichgesinnten Gefährten nach einem verlassenen Schlosse zieht, wo ein Unhold ihnen manchen Schabernack zufügt, bis es dem Helden gelingt, die Königstochter aus Geisterhand zu befreien — eine naive Verherrlichung der männlichen Körperkraft, welcher in der Schlußepisode von der Untreue der Gefährten eine Warnung vor falschen Freunden angehängt ist. Zwar ist es kein tiefer, finstrer Wald, welchen die drei Genossen durchmessen, wohl aber öde, gluthheiße Wüste, auch kein Zwerglein, das zum Hüter der Schönen eingesetzt ist, sondern ein häßlicher Teufel. Und doch können wir Zug um Zug in dem fahrenden Schlagetodt einen alten Bekannten entdecken. Ist er doch kein Anderer als unser „starker Hans", der mit „Tannendreher" und „Felsenklipperer", hier dem verrätherischen „Seildreher" und „taulosen Bergroller", so üble Erfahrungen macht. Fragen wir nach seiner Heimath, und versuchen wir dem Echo seiner Großthaten bis zu seiner Wiege zu folgen, so führt uns der Weg über Spanien, wo er als Juan del Os sein Wesen treibt, nach Frankreich, daselbst er als Jean de l'Ours wohlbekannt ist. Weiter nach Italien, Tirol, in die deutsche Heimath deuten die Spuren, und wiederum von hier über Rußland, Griechenland, den Kaukasus nach dem nördlichen Asien. Dort entdecken wir in dem mongolischen Märchenschatze des „Siddhi Chür" eine Schilderung seiner Geburt und seiner Heldenthaten, welche wiederum dem indischen Märchenbuche der „Fünfundzwanzig Geschichten eines Vetala" entnommen ist.

Ebenso altbekannt sind uns die Erlebnisse des „rechten Königs", von denen der tunesische Geschichtenerzähler zu berichten weiß. Sie sind denen unserer „zwei Brüder" nahe verwandt. Wir finden sie im nördlichen Frankreich, in der Bretagne, bei den algerischen Berbern des Djurdjuragebirges, in Aegypten, in Suaheli, im heutigen Indien wieder, wo sie überall bis auf wenige Detailunterschiede dieselben bleiben. Ihre gemeinsamen Quellen sind, neben den kalmückischen und persischen Uebertragungen des „Siddhi Chür" und „Tuti Nameh", zwei indische Erzählungsbücher, von welchen sie durch jene Uebersetzungen ihren Weg nach Europa und Afrika genommen.

Bieten diese beiden Erzählungen den Typus des einfachen Volksmärchens, dessen ursprüngliche Züge sich aus einer leichten muslimischen Verhüllung herauslesen lassen, so führt uns die Geschichte von der „bösen Gewohnheit" zu der Kategorie der Schwänke und Schelmenstreiche, wie sie auch in keiner Sammlung unserer volksthümlichen Kurzweil fehlt.

Trotz seines gravitätischen Aeußern, der Gemessenheit seiner Bewegungen und des südlichen Ernstes, den seine regelmäßigen Gesichtszüge widerspiegeln, ist der Araber ein Freund des Humors und witziger Schalkheit. Wenn in den Bazaren die Handwerker in ihren offenen Läden bei der Arbeit sitzen, so fliegt oft von hüben nach drüben muntere Rede und Gegenrede. Ein heiteres Wortspiel, das mit Lachen aufgenommen, mit derber Antwort zurückgegeben wird, ein lustiger Streich, geschickt ausgeführt, gut erzählt, ist stets einer dankbaren Zuhörerschaft versichert. Städter und Landbewohner, sonst so verschieden von einander in Sitte und Auftreten, haben die Freude an harmlosem Scherze gemeinsam. An keinem ihrer Feste darf der Narr oder Spaßmacher fehlen, der bald durch drastisches Mienenspiel, bald durch abenteuerliche Verkleidung die Anwesenden lachen macht. Oftmals, in den abgelegenen Bergthälern der Hamada, jenes Schauplatzes des numidischen Guerillakrieges, in den Ebenen des südlichen Tunesiens, in den Gebirgen der tripolitanischen Grenzlande kann man die Häuptlinge der Nomadenstämme an heiteren Abenden im Kreise ihrer Getreuen um ein Reisigfeuer geschart finden. Den Kopf auf die Arme gestützt, das Gewand bis über die Fußspitzen gezogen, kauern die einen bei der Ginsterpfeife, aus welcher sie ein gewürziges Kraut in langen Zügen paffen. Die Anderen sitzen mit verschränkten Beinen, den nackten Fuß in der rechten Hand, das Zweiglein Minze in der linken, daneben. Knaben liegen lang ausgestreckt im Grase, alte Dienerinnen und Großmütter hocken in einiger Entfernung. Und Alle horchen mit gespannter Aufmerksamkeit auf einen lustigen Erzähler, der sie mit einem Schelmenstreich des „dummen Dschuha" oder „naschhaften Beduinenweibes" in Spannung hält. Mag auch die Nacht hereinbrechen, das Feuer verglimmen, der jugendliche Theil des „Medschles" längst in tiefen Schlaf versunken und gleich ihm manch' altes Mütterchen, von Müdigkeit überwältigt, eingenickt sein, die Männer bleiben im Kreise sitzen. Der Erzähler hält sie im Banne. Draußen um die Zelte herrscht schweigende Finsterniß. Die Hunde streifen bellend um die „Smala" und scheuchen Hyäne und Schakal von dem im Grase gefesselten Vieh. Das Zirpen der Cicade begleitet die Stimme des Märchenerzählers. Das verträumte Wiehern eines Pferdes tönt hinein. Und hin und wieder ruft die Stimme des Kaids ein lautes „bei Allah, er lügt", wenn es in der Geschichte gar zu unglaubhaft zugeht. Doch endlich macht die feuchte Nachtluft die Lauschenden unter dem Burnus erschauern. Und der Herr gibt das Zeichen des Aufbruchs, indem er, in den Mantel gewickelt, unter dem Zelt die Schlafstätte aufsucht.

„Die Streiche des „Dschuha", von welchen der Herausgeber der tunesischen Märchen uns zwölf unter dem Namen Dschuha's, drei andere unter dem des „Abu Novas" bietet, sind dem ganzen muslimischen Orient und Occident gemeinsam. Seit Jahrhunderten haben sie ihre Stelle in der arabischen und

türkischen Literatur, aus welcher sie wiederum in zahllosen Varianten unter dem Volke umgehen. Ihr Held „Si Dschuha" oder mit vollem Namen „Khodj Nasr ed Din er Rumi" soll nach den Angaben arabischer Schriftsteller ein Schelm gewesen sein, der unter anscheinender Dummheit viel Witz und Scharfsinn verbarg. Die Einen machen ihn zum Hofnarren des Tamerlan und verlegen hiermit den Zeitpunkt seines Wirkens in das Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Andre nennen das vierte Jahrhundert der Hegire als muthmaßliches Datum desselben. Wie dem auch sei, aus verschiedenen arabischen und türkischen Quellen gelangte ein Theil dieser lustigen Geschichten in unsere abendländische Literatur. Der Venetianer Straparola, in seinem im sechzehnten Jahrhundert herausgegebenen Märchenschatze, Boccacio in seinem Decamerone, die französischen Dichter der Fabliaux, die deutschen Meistersinger entlehnten ihnen diesen oder jenen Schwank, der, nach Land und Sitte zugestutzt und einem nationalen Possenreißer angedichtet, alsbald populär wurde. Das „kluge Gretel" — bei Hans Sachs die „vernascht' Köchin" — zeigt mit dem „naschhaften Beduinenweibe" zu übereinstimmende Vorliebe für gebratene Hühner, als daß man an einen bloßen Zufall in dieser Begegnung glauben könnte. „Dummling" und „gescheidter Hans" werden ihre Identität mit dem orientalischen Schelmen nicht verleugnen, Till endlich selber bekennen, daß seine Eulenspiegeleien theilweis fremde Federn und erborgtes Gut sind.

Ob wirklich arabisch-türkische Volksphantasie die Dschuha-Gestalt geschaffen, ist zu bezweifeln. Zahlreiche Dschuha-Züge, die sich in den noch heute im indischen Volke umgehenden Geschichten finden, lassen die Annahme aufkommen, daß auch dieser Narr der Narren der östlichen Märchenheimath entstammt. Sieht man von den national verschiedenartigen Charakteren ab, in welche die Uebertragung ihn eingekleidet, so wird er uns als die Verkörperung der „lieben Dummheit" erscheinen, die bald wie das blinde Huhn die Perle findet, bald mit Schalkheit und Schadenfreude im Bunde über den gewöhnlichen Menschenverstand den Sieg davon trägt. In der rein menschlichen Wahrheit seiner Conception liegt das Geheimniß seiner Popularität.

Eine Erklärung dafür, warum an einigen Stellen Si Dschuha auch Abu Novas[1]) genannt wird, ohne dadurch von seinem Charakter des unverbesserlichen Eulenspiegels etwas einzubüßen, müssen wir in der Volkswillkür finden, welche dergleichen Histörchen gern an bekannte Namen knüpft. So ist der ehrenwerthe, scharfsinnige Hofdichter des Harun al Raschid, Abu Novas ben Hani, zu der zweifelhaften Ehre gelangt, seinen Namen einem Schelmen zu leihen, der die Gemahlin seines Herrn zur Untreue verleitet und sich noch obendrein wieder in den Besitz des im Harem vergessenen Pelzes zu setzen weiß. — Ein Seitenstück zu solch volksthümlichem Rollentausch kann uns der heilige Eligius bieten, der im Munde des französischen Volkes als „le grand St. Eloi" unschuldiger Weise eine ähnlich unangemessene Figur neben seinem Könige Dagobert spielen muß.

---

[1]) In Tunis wie auch bei den Suaheli. Vergl. Lieder und Geschichten der Suaheli von Dr. C. G. Büttner. Berlin 1894.

Auf gedruckte und geschriebene arabische Literatur deuten mit zwei Ausnahmen die tunesischen Märchen hin. Aus dem Vorhandensein jener beiden echt indischen Volksmärchen vom „starken Hans" und den „beiden Brüdern" einen Schluß ziehen zu wollen auf die Gemeinsamkeit der Märchenstoffe bei Indogermanen und Semiten, wäre gewagt. Wer bürgt dafür, daß nicht der Zufall bloß eins oder das andere europäische Märchen wie ein Samenkorn mit dem Winde hierher verwehte, zumal ja bei den tunesischen Beduinen bisher keine Märchen gesammelt worden sind? Neue Belege in diesem Sinne müssen herangezogen werden, und solche finden wir in den Märchen, welche H. Stumme bei marokkanischen Arabern und Berbern gesammelt hat.

II.

Der arabisch redende Stamm der Houwara, in deren Dialekt H. Stumme und A. Socin achtzehn Märchen aufzeichneten, bewohnt die Ufer des Wad Sus, welcher sich unweit des marokkanischen Küstenplatzes Agadir in den Ocean ergießt. Der berühmte arabische Reisende Ibn Khaldun hat schon um das 14. Jahrhundert die Ansicht vertreten, daß die Houwara nicht als Araber, vielmehr als zum Stamme der Berbern angehörig anzusehen seien. Neuere Forscher schließen sich dieser Auffassung an, mögen auch die Houwara selber sich echt arabischen Ursprunges rühmen. Ihre Sprache, ein arabischer Dialekt, bezeugt die jahrhundertlange Vermischung mit semitischen Elementen. Reiner Berberrasse sind die Schilha-Stämme entsprungen, deren von Stumme in berberischem Idiom gesammelte Geschichten sich auf fünfundvierzig belaufen. Sie sind im äußersten Süden Marokko's zu Hause. Ihr Gebiet ist selten von europäischen Reisenden besucht worden und darum Näheres über ihre Sitten und Gebräuche kaum bekannt.

Was bisher über die so interessante Rassenfrage der Berbern geschrieben worden, bezieht sich zumeist auf die berberische Bevölkerung Algeriens. Das große Contingent, welches Marokko und die Sahara zu der Berberrasse stellen, ist auf Ursprung und Herkunft noch wenig geprüft worden, wie ja unter den Ländern des dunklen Erdtheils das Kaiserreich Marokko zu den am unvollkommensten erforschten gehört. Ueber die Zugehörigkeit der Berbern zu der indo-germanischen oder semitischen Völkergruppe ist noch kein entscheidendes Wort gefallen. Allgemein wird in ihnen der Rest jener libyschen Rasse erkannt, welche vor der römischen Invasion die Küstenländer Nordafrika's bevölkerte. Ob durch sie eine noch ältere, autochthone Bevölkerung verdrängt wurde, ob sie selbst von Asien oder Europa gekommen, ob die megalitischen Bauwerke des Magreb mit ihrer Invasion in Verbindung zu setzen sind — alles dies sind Fragen, deren Beantwortung der Zukunft überlassen bleibt. Das berberische Idiom als einziger fester Anhaltspunkt weist zur semitischen Sprachfamilie hin, wenn auch zu einem viel alterthümlicheren Zweige als dem des arabischen — einem Zweige, welchen Renan neben das Koptische setzt und den „hamitischen" zu nennen vorschlägt. Die Houwara und Schilha-Stämme sind beide dem Islam zugethan. Aus ihnen recrutirt sich fast ausschließlich die halbreligiöse Brüderschaft des heiligen Sid-Mohammed ben Mussa, welcher in

dem Flecken Tazerwalt am Anti-Atlas begraben liegt. Seine Anhänger bilden jene Akrobatentruppen, welche afrikanische und europäische Märkte bereisen, um in bunter Tracht als Schlangenmenschen, Turner und Springer ihre Schaustellungen zu geben. Von ihren Wanderungen, die sie bis Indien, ja Amerika ausdehnen, pflegen sie nach eingeheimstem Gewinne in die Heimath zurück zu kehren, wo sie sich der Sangeskunst widmen und wohl angesehen sind.

Nach dem Dictate zweier junger Akrobaten, welche eben zum ersten Male Marokko verlassen hatten und die einheimischen Idiome unverfälscht redeten, ohne europäischer Sprachen mächtig zu sein oder ihre eigene Mundart schreiben zu können, zeichnete H. Stumme seine Märchen auf. Wo sie dieselben vernommen, darüber gibt die Vorrede des Herausgebers keine Auskunft. Sind sie doch von ihm hauptsächlich zum Zweck des Studiums jener für den Linguisten so interessanten marokkanischen Sprache gesammelt worden. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben jene beiden Gewährsleute ihre Geschichten von gewerbsmäßigen Erzählern auf offener Straße gehört. Im südlichen Marokko, so sagt ein französischer Reisender, gibt es keine Kaffeehäuser, wo man sich über die Tagesneuigkeiten unterhält. Statt ins Kaffeehaus geht der Marokkaner zu den Barbieren, die, wie überall, sich auch hier das Recht angemaßt haben, die neuesten Begebnisse zu verbreiten. Ihre Läden sind mit Bänken umgeben, wo die Verkäufer und Müßiggänger Platz nehmen. Wer keinen Platz mehr findet, setzt oder kauert sich auf die Erde. Oft kommen Tänzer und Gaukler, und man umringt sie und schaut ihnen zu. Eine besondere Classe bilden die wandernden Erzähler, und da das Volk weder lesen noch schreiben kann, überdies unermüdlich ist im Anhören, so fehlt es ihnen nie an Publicum. Weiß der Erzähler seine Themata nicht zu wechseln, so zieht er vor, nur wenige Tage am selben Orte zu bleiben und nach einem andern Dorfe weiter zu wandern, wo er seinen Vorrath an Ergötzlichkeiten wiederum zum Besten gibt.

Dieser unstete Sinn des marokkanischen „Fdaui", die Wanderlust des Marokkaners überhaupt, der — gleichviel, ob Berber oder Araber — so gern in die Weite zieht [1]), bieten uns einigen Aufschluß über die bunte Vielgestaltigkeit der bei ihnen gesammelten Märchen. Eine Betrachtung der geschichtlichen Ereignisse und ihrer Einflüsse auf die Verbreitung derselben wird für uns zu weiterer Erklärung beitragen. Zu der Weltabgeschiedenheit südmarokkanischer Flecken und der feindseligen Haltung des marokkanischen Muselmanns gegenüber fremden Einflüssen steht der Reichthum ihrer Märchenpoesie jedenfalls in keinerlei Verhältniß. Lassen sich doch allein in den von H. Stumme gebotenen Geschichten die Grundzüge des größten Theiles unseres indoeuropäischen Märchenschatzes wiederfinden.

Versuchen wir, an der Hand unseres einem Jeden von Kindheit an vertrauten Grimm'schen Märchenbuches die Märchenwelt jenes fernen muselmännischen Westens, zu durchwandern, so begegnen uns, nach dem ersten Schritte schon, bekannte Gestalten. „Hänsel und Gretel" sind es, welche, von

[1]) In Algerien wie Tunesien fällt das Amt der Haus- und Ladenwächter ausschließlich Marokkanern zu, welche kurzweg „Si Hadj", „Herr Pilger" angeredet werden, als ob es selbstverständlich sei, daß ein Marokkaner die Pilgerfahrt nach Mekka unternommen habe.

der Mutter absichtlich in der Wildniß verlassen, zum Hause der Hexe gelangen, vor deren Tücke sie nur Gretel's Klugheit rettet. Dasselbe einträchtige Geschwisterpärchen, das, schon vor zweihundert Jahren als „Nenillo und Nenella" in dem neapolitanischen Erzählungsbuche des Basile aufgeführt, in den meisten europäischen Ländern noch heute junge Kinderseelen rührt, wenn sie von ihren Abenteuern hören. Gleiche Züge treuer Geschwisterliebe wie unser „Brüderchen und Schwesterchen" zeigt das Märchen in seinem Schlusse, wo das verwandelte Brüderchen durch die Liebe des zu königlichen Ehren gelangten Schwesterchens befreit wird. Wie unsere „Gänsehirtin am Brunnen" wird eine schöne Königstochter vom harten Vater verstoßen, weil sie ihre Kindesliebe nicht besser hat rühmen können, als indem sie dieselbe so theuer wie das Salz zu schätzen meint. Klein und listig wie unser „Däumling" ist der marokkanische „Mohammed Schaflorber", der sein Versteck im Innern einer Kuh benutzt, um die Käufer derselben ins Bockshorn zu jagen. Einen „guten Handel" macht der arme Junge, der sich von dem Geschrei der Eule genarrt glaubt, sie durch einen Steinwurf tödtet und den Topf Goldes aus dem Eulenloche davonträgt. „Tischchen, deck' Dich, Goldesel und Knüppel aus dem Sack" bringen als „Füll' Dich Schüsselchen, thu' nach Katzenart und schlag zu, Knüppelchen" den ungerechten Eigenthümern derselben kein Glück. „Gaudeif und Meisterdieb" erkennen sich in ihren magrebinischen Doppelgängern vom „Jungen und Juden" und „Tag- und Nachträuber" wieder. In der Kunst, dem Vogel die Eier unterm Leibe wegzustehlen, geben Letztere den „drei Dieben" des „Rheinischen Hausfreundes" nichts nach. Auch ein verschlagner Betrüger ist zur Stelle, den, wie den „Dr. Allwissend", der Zufall bei seinen Zaubereien begünstigt.

Mit ein wenig muslimischer Zuthat umwoben, sind diese Geschichten in allen Hauptzügen unseren Varianten derselben gleich. Manchmal sind zwei verschiedene Stoffe in einen Rahmen eingefügt, an anderen Stellen fremde Theile in den Gang der Handlung eingeschoben, Schlüsse angehängt, die uns als zu der Erzählung willkürlich hinzugedichtet erscheinen. Immer bleiben die Märchen volksthümlich-einfache, wahre Kindergeschichten eines in ländlicher Harmlosigkeit lebenden Geschlechts.

Neben ihnen enthält die Stumme'sche Sammlung eine Auswahl von Thiermärchen, wie sie nur in innerster Gemeinschaft mit der Natur, in steter Beobachtung der Thierwelt aufgewachsene Völker auf beiden Seiten des Mittelmeeres bewahrt haben. Nicht die Thierfabel ist damit gemeint. Sie, die didaktischen Zwecken dienen soll, kleidet ja nur willkürlich sittliche Lehren in Thiergeschichten, ohne die Charaktereigenschaften des handelnden Thieres zu berücksichtigen. Hier haben wir es mit dem Thiermärchen reinster Art zu thun, das im „ursprünglichen Geiste" gehegt wird, „in der unschuldigen Lust an der Poesie, die keinen andern Zweck hat, als sich an der Sage zu ergötzen, und nicht daran denkt, eine andere Lehre hinein zu legen, als sie frei aus der Dichtung hervorgeht" [1]).

---

[1]) Wilhelm Grimm, Nachwort zu den Kinder- und Hausmärchen. Dritter Band. Göttingen 1846.

Da bestellen „Wolf und Igel" das Feld zusammen, und der schlaue Igel weiß jedes Mal bei der Ernte den leichtgläubigen Isegrimm zu übervortheilen, indem er ihm den ungenießbaren Theil der Feldfrüchte zuerkennt. Er benutzt zu seinem Zwecke gleiche List, wie das deutsche Bäuerlein Grimm's sie dem Teufel gegenüber anwendet. Da vereinigen sich Esel, Hahn, Hammel und Windhund in der Vertheidigung eines Getreidekellers und jagen mit ihrem Geschrei alle Thiere des Waldes in die Flucht — gerade wie einst die „Bremer Stadtmusikanten" es im Räuberhause trieben. Katze und Maus, Falke und Eule, Skorpion, Frosch und Mistkäfer treten einzeln oder gemeinsam auf. Immer ist der Igel der Schlaue, der Wolf oder Esel der Geprellte. Zu jener Ehre des verschlagensten der Geschöpfe, welche dem Igel auch in unseren Thiergeschichten beigelegt wird — man denke nur an das Gedicht von Klaus Groth „Wie Swinegel und Matten Haas in de Wett lepen" — ist er wohl seiner so wohlthätigen Vertilgung der schädlichen Larven wegen gelangt. Als treue Thiermutter gilt die Ziege. Sie befreit ihre Gaislein nach muthigem Kampfe aus dem Leibe des Menschenfressers. Großsprecherei kennzeichnet den Sperling, Leichtgläubigkeit den Löwen, Trübsinn die Eule. Auch die Erschaffung der Thiergestalten wird legendenartig erklärt: „Wie der Distelfink zu seinem bunten Gefieder gelangte," erzählt der Marokkaner folgendermaßen:

„Der Stieglitz zog einst auf die Reise und gelangte nach einer Tenne. Da regte sich in ihm der Uebermuth, und er kollerte sich auf der Tenne herum. Als er sich so herumkollerte, stieß er sich an den Rücken: gleich hing ihm der liebe Gott ein Röckchen darüber. Er stieß sich an den Kopf: gleich legte ihm Gott ein seidnes Kopftuch um. Er verletzte sich an der Stirn: gleich hing ihm Gott eine silberne Stirnkette daran. Er verletzte sich an den Ohren: sofort steckte ihm Gott ein paar Ohrringelchen hindurch. Er schlug mit der Brust auf: sogleich befestigte ihm der liebe Gott ein paar silberne Schließnadeln über der verletzten Stelle. Er stieß sich in der Mitte des Leibes: sofort schenkte ihm Gott eine Schärpe, die mit Silber bestickt war. Er that sich an seinen Händen weh: sogleich schenkte Gott ihm ein paar Armbänder . . . . . . Als Gott ihm das alles gegeben hatte, betrachtete sich der Stieglitz mit freudigem Erstaunen."

Schlechter ergeht es bei der Schöpfung dem neidischen Skorpion. Weil er mit hämischen Worten den Kopf der Eule schmäht, muß er hinfüro ohne Kopf auf Erden einher wandern. Die Strafe, welche der gerechte Gott über das häßliche Thier verhängt, ähnelt derjenigen unserer mißgestalteten Scholle, welche um ihrer Abgunst willen zeitlebens das Maul schief im Kopfe tragen muß.

Doch genug der Beispiele. Ohne bei den Localsagen, Schwänken und Räthseln zu verweilen, welche das Ende der Sammlung bilden, und unter denen spaßhafte Lügenmärchen und lächerliche Lalenbürgergeschichten nicht fehlen, wenden wir uns lieber der Frage nach Herkunft und Uebertragung jener Märchen zu.

Schritt um Schritt einem jeden von ihnen in ihren bisher bekannt gewordenen Fassungen durch Afrika und Europa zu folgen, wäre eine Aufgabe, welche Bände füllen würde. Ihre Varianten sind ungezählte. Sie

knüpfen sich zum großen Theile an die indischen Quellenwerke, welche uns schon bei Betrachtung des tunesischen Märchens begegneten.

Einige sind ihnen zweifellos entlehnt. Andere, die sich im heutigen Indien im Volksmunde bewahrten, entstammen vielleicht noch älteren Schriften oder noch älterer Tradition. Um die wahrscheinliche Heimath der dritten Gattung kennen zu lernen, müssen wir sie auf diejenigen Züge hin prüfen, welche als unmusulmannisch gegen ihre Entstehung im Lande selbst reden, wenigstens was die letzten tausendzweihundert Jahre islamitischer Herrschaft im Magreb anlangt. Diese unmusulmannischen Züge, welche allenfalls aus einer höchsten Conception der koranischen Satzungen, sicher nicht aus der gemeinvolksthümlichen entsprungen sein könnten, weisen wiederum nach Indien hin. Dankbarkeit des Menschen für den von Thieren geleisteten Dienst, Schonung und Milde in seinem Verkehre mit dem untergeordneten Geschöpfe sind in jenen islamitischen Ländern beispielsweise nicht zu Hause. Der Islam, mag er auch Grausamkeit gegen das Thier verdammen, hat eine solch' hohe Auffassung der menschlichen Pflichten nicht angestrebt. Sie gehört dem Buddhismus an, und wo wir ihr in der magrebinischen Märchenwelt begegnen, da deutet sie nach Osten.

„Gemeinsam allen Märchen," sagt Wilhelm Grimm, „sind die Ueberreste eines in die älteste Zeit hinauf reichenden Glaubens, der sich in bildlicher Auffassung übersinnlicher Dinge ausspricht. Dies Mythische gleicht kleinen Stückchen eines zersprungenen Edelsteins, die auf dem von Gras und Blumen überwachsenen Boden zerstreut liegen und nur von dem schärfer blickenden Auge entdeckt werden. Die Bedeutung davon ist längst verloren, aber sie wird noch empfunden und gibt dem Märchen seinen Gehalt, während es zugleich die natürliche Lust an dem Wunderbaren befriedigt; niemals sind sie bloßes Farbenspiel gehaltloser Phantasie."

Diese Prüfung des Märchens nach seinem inneren Gehalt führt uns nicht ausnahmslos den nämlichen Weg. Hier und da will scheinbar zufälliges Zusammentreffen bestimmter Personen und Umstände auch an griechische Mythen mahnen. Haben wir es in der Geschichte mit dem flöteblasenden Knaben „Aggelamusch", dem sogar die Thiere lauschen, der das Geheimniß von den Hörnern auf des Königs Haupt entdeckt und der schwatzhaften Rohrflöte anvertraut, die es der ganzen Welt ausplaudert — haben wir es in ihr nicht mit einer entstellten Midassage zu thun?

Auch christliche Spuren lassen sich im magrebinischen Märchen entdecken. Eine weise Königstochter spricht Worte, wie sie Christus im Gleichniß vom Schalksknechte geredet. Ein armes Weib, das am Feiertag Reisig sucht, wird für diese Entheiligung des Festes mit Verwandlung gestraft. Wollten wir einen der marokkanischen Gewährsleute um Begründung dieses Urtheils befragen, so würde er ohne Zweifel um die Antwort verlegen sein. Nirgends findet sich im Koran ein Verbot, des Freitags seinem Broterwerbe nachzugehen, vielmehr enthält die 62. Sure eine ausdrückliche Erlaubniß in diesem Sinne. So will uns das arme Weib, welches die marokkanische Legende, sammt ihrem Reisigbündel in die Gestalt des Stachelschweins verwandelt,

als Leidensgefährtin unseres Mannes im Monde weit eher von christlicher Abkunft scheinen.

III.

Träume sind Schäume, sagt das Sprüchwort. Märchen sind mehr denn Träume. Sie sind das Zauberglas, in welchem sich Gefühl, Phantasie, Wünschen und Glauben der unbefriedigten Menschenseele widerspiegeln. Und wie Menschendasein und Menschenwünsche allenthalben auf der Welt in ihrer Grundform dieselben bleiben, so ist auch das Märchen als Verkörperung derselben überall heimisch. Ob an den Ufern des Ganges, ob an denen des Euphrat erblüht, die allgemeine menschliche Freude an dem, „was sich nie und nirgends hat begeben," hat es hinaus in die Weite getragen, ihm überall freundliche Aufnahme sichernd. Kriegerische und friedliche Berührungen der Völker förderten seine Verbreitung. Der Kaufmann, der Soldat, der Pilger waren seine Träger. In ältester Zeit sehen wir indische Ansiedler der Insel Sokotora die Reichthümer ihres Vaterlandes nach Arabien und Aegypten verhandeln. Seit Anfang unseres Zeitalters tauschen indische und afrikanische Schiffe, von den regelmäßig wehenden Passatwinden geführt, Waaren und Reisende zweier Welttheile aus. Indische Literatur wird bei Persern gepflegt. An dieser Quelle schöpfen die Araber. Mit dem Islam, der wie eine Flamme von dem Lande seiner Entstehung östlich bis zum Ganges, westlich bis zum Atlantischen Ocean, nördlich bis zur Loire weht, wird der Gedanke des Orients ins Abendland getragen. Er schmilzt das bunte Völkergemisch des Magreb zu einem islamitischen Ganzen um. Spanien wird ihm unterthan; arabische Wissenschaft, Kunst, Poesie und in ihrem Gefolge das bescheidene Märchen aus dem Osten halten im Occident ihren Einzug. Doch der Christ ergreift die Fahne gegen den Saracenen, seine Kreuzfahrer bekämpfen die Ungläubigen auf kleinasiatischem, afrikanischem, europäischem Boden. Mancher Ritter bringt Wunden und Erinnerungen aus dem Feldlager heim[1], mancher muß in jahrelanger Gefangenschaft schmachten. In den afrikanischen Mittelmeerhäfen, tief im Innern der Berberstaaten thun Christensklaven die niedrigsten Dienste. Zwang und Lockungen machen einen Theil von ihnen zu Renegaten, die, trotz des aufgedrungenen Glaubens, unter dem fremden Gewande der alten Heimath in Gedanken treu bleiben. Die Unbill, welche der Christ auf den saracenischen Galeeren erleidet, findet ihresgleichen nur in der unerbittlichen Grausamkeit, mit welcher seine Glaubensbrüder die spanischen Mauren aus dem Lande vertreiben, dessen Glanz und Größe sie geschaffen. Das Magreb nimmt die Ausgestoßenen auf. In den magrebinischen Städten siedeln sie sich an. Ihre Kunstfertigkeit, ihre Traditionen, ihre Namen[2]), ihre Lieder und Melodien haben sich bis heute erhalten. Doch christlicher Glaubenseifer und muslimische

[1]) Nach einem französischen Chronisten erzählte Richard Löwenherz, im Jahre 1195 vom Kreuzzuge heimkehrend, das indische Märchen von den „dankbaren Thieren" am französischen Hofe.

[2]) In den marokkanischen Städten Fähs, Rabat, Tetuan finden sich noch zahlreiche Nachkommen jener Mauren, welche an ihren spanischen Familiennamen kenntlich sind. Siehe Quedenfeldt, „Eintheilung und Verbreitung der Berberbevölkerung in Marokko".

Unduldsamkeit verlodern im Laufe der Jahrhunderte. Unter schützenden Verträgen gewinnt der europäische Kaufmann und Seefahrer in der Berberei Bürgerrecht. Mag auch das Raubwesen bis in unsere Tage das Mittelmeer unsicher machen, der Austausch von hüben nach drüben besteht fort. Und mit dem Federstrich, welcher der Piraterei ein Ende macht, werden die Wechselbeziehungen von Europa nach Afrika dieselben, welche sie vor tausendachthundert Jahren gewesen. Kann es bei solchen, durch die Zeitläufte der Weltgeschichte fortgesetzten freundlichen und feindlichen Berührungen von Erdtheil zu Erdtheil und Menschen zu Menschen Wunder nehmen, wenn von dem herrenlosen Gut der Märchen und Kurzweil von den Einen zu den Anderen gelangte?

Empfing das Magreb aus Europa, oder gab es nach Europa ab, was der Islam ihm zugeführt? Niemand vermöchte es festzustellen. Märchen sind wie Blätter im Winde. Nach ihrer Herkunft fragen galt im Volke für müßig. „So haben es mir edle Herren erzählt, und so habe ich es ganz edlen Herren wiedererzählt," sagt der muslimische Gewährsmann. Ein altes deutsches Volkslied weist solche Frager weniger höflich, aber weit schalkhafter mit den Worten zurück:

„Wer hat das schöne Stücklein erdacht?
Es habens drei Gäns übers Wasser gebracht,
Zwei graue und eine weiße."

Ernesto Rossi.

Von

J. Minor (Wien).

Es war eigentlich nur eine Handvoll Rollen, die wir in Oesterreich und in Deutschland von Rossi immer wieder und doch nicht zu oft gesehen haben. Aber diese Rollen stellten die höchsten Aufgaben der Schauspielkunst vor, und die nachhaltige Wirkung seiner Gastspiele sichert ihm einen hervorragenden Platz auch in der Geschichte des deutschen Theaters.

Im Hochsommer des Ausstellungsjahres 1873 habe ich ihn als reifen Vierziger im Theater an der Wien kennen gelernt. Im Parket sah man ein paar Reihen fast durchaus glatt rasirter und wohlbekannter Gesichter, die Wiener Collegen des Gastes. Auf der Galerie ein dünnes Häuflein von Studenten und angehenden Schauspielern. Nicht einmal die große italienische Colonie in Wien machte ein Publicum aus. Rossi spielte den Hamlet vor einem leeren Hause. Aber nach der Schauspielscene und noch mehr nach der Scene mit der Mutter erschütterte ein Sturm von Beifall das Haus; es war, als ob den Wänden Ohren und den Bänken Hände gewachsen wären. Die zweite Hälfte der Scene mit der Mutter wurde von den Landsleuten des Künstlers da capo verlangt; ein Verlangen, dem er nur dieses erste Mal entsprochen hat. Noch größer war der Erfolg des zweiten Abends, an dem Rossi bei Julihitze den Othello spielte. Die vorgerückte Jahreszeit zwang ihn, das Gastspiel abzubrechen, aber das Publicum und die Presse verlangten stürmisch seine Wiederkunft, und im Winter desselben Jahres wurde Rossi nicht mehr von einer kleinen Schar von Verehrern, sondern von dem ganzen und großen Publicum als Liebling jubelnd begrüßt. Dabei hat man mit der Thatsache zu rechnen, daß mindestens zwei Drittheile dieses Publicums der Muttersprache des Künstlers nicht mächtig waren; in Deutschland mochte der Bruchtheil noch größer sein. Wie es aber Leute gibt, die Englisch lernen, bloß um Shakespeare im Urtext zu lesen, so begannen die Theaterfreunde in Wien das Italienisch zu treiben, um Rossi's Kunst besser würdigen zu können; ich selber bin auf diese Weise mit der Sprache Dante's bekannt geworden. Und auf ihren weiten Reisen durch ganz Europa und durch Amerika haben die Ristori, Rossi und Salvini das Italienische als Weltsprache des Theaters durchgesetzt, wie das Französische einst die Weltsprache der Literatur war. Und dieselbe Erscheinung hat sich wiederholt, so oft Rossi nach längeren Pausen wieder gekehrt ist. Die ersten Vorstellungen fanden regelmäßig vor leerem Hause statt, aber von Darstellung zu Darstellung steigerte sich der Besuch. Bei den späteren hieß es: Ausverkauft! und bei den Abschiedsvorstellungen war in der Regel kein Platz zu haben. Nur der Enthusiasmus der Zuschauer blieb immer auf der gleichen Höhe — und auch die Kunst des Künstlers.

Denn bei vollem oder bei leerem Hause, bei Hitze oder bei Kälte — er war immer ganz bei der Sache. Es war immer der ganze Rossi, unabhängig von dem Publicum. Er wußte, daß er aus einem kleinen Häuflein von Zuschauern dieselben Flammen der Begeisterung schlagen konnte wie aus einem übervollen Hause. Er spielte überhaupt nur, um zu spielen; er kannte weder die Unpäßlichkeit noch die Künstlerlaune. Es hat große dramatische Künstler gegeben, die, wie Schröder, Raimund oder die Jenny Lind, dem Theater eigentlich immer nur mit getheiltem Herzen, mit halber Seele angehört haben; die sich unwiderstehlich zur Bühne gezogen und sich niemals ganz glücklich auf den Brettern gefühlt haben. Auch Salvini nahm gern Abschied, um dann doch immer aufs Neue wieder zu kommen. Rossi war nicht von dieser Art. Ihm war nur wohl auf den Brettern; er lebte nur, wenn er spielte. Er hat auf dem Theater, wenn wir die Kunst für einen Augenblick bei Seite setzen, rein physisch betrachtet Arbeiten verrichtet, die ans Unmögliche grenzen. Es war ihm eine Kleinigkeit, viermal in der Woche Shakespeare'sche Rollen zu spielen und nicht etwa wie Irving zu spielen, sondern wie Rossi. Aber es kam auch noch in den letzten Jahren vor, daß er an sechs Tagen hinter einander sein ganzes Gastspiel durchführte. Das war nicht einmal die Ausnahme, sondern die Regel; denn für eine reisende Truppe sind die Tage kostbar, und fast in jeder Stadt mußten ja die Ueberschüsse der späteren Vorstellungen die Ausfälle der früheren aufwägen, in denen Rossi gleichsam nur seine Visitenkarte bei der Elite des Publicums abgegeben hatte.

Auch darin war er von echtem Schauspielerblut, daß er eine Rolle an die tausendmal nicht bloß spielen, sondern durchleben konnte, ohne daß sie ihm kühl in die Ferne rückte. Gewiß war sein Gastspielrepertoire, mehr in Folge äußerer Umstände als aus eigener Neigung oder gar beschränkter Begabung, ein sehr kleines. Aber wenn man ihm auch ein weiteres Feld im Interesse seiner Kunst wie des Publicums hätte wünschen mögen, so beruht doch die Kunst des Schauspielers als eine reproductive immer auf der Wiederholung. Ein Schauspieler, dem eine Rolle bald gleichgültig wird, der immer nach Neuem trachtet, ist dem anderen gewiß nicht vorzuziehen, der sich immer tiefer in seine Gestalten einlebt. Die Abwechselung hat für den Schauspieler nur als Bildungsmoment Werth, indem sie den Umfang seines Talentes erweitert, die Vielseitigkeit fördert und der Bummelei steuert.

Rossi's große Rollen waren zwar nicht stereotypirt: sein Hamlet hatte sich im Laufe von fünfundzwanzig Jahren äußerlich und innerlich umgehäutet. Dennoch standen sie nicht bloß in den Haupt-, sondern auch in den Nebenzügen völlig fest; nur was der Empfindung oder der Leidenschaft angehört, gebar der Augenblick. Ich habe Rossi im Laufe eines seiner mehrwöchentlichen Gastspiele sechsmal als Othello gesehen; sein Spiel war im Wesentlichen dasselbe. Aber auch die Wirkung auf mich war die gleiche; sie nahm nicht ab, je genauer ich die Rolle kennen lernte. Und woher kommt das? Rossi, von unergründlichem Reichthum an gut beobachteten Einzelheiten und feinen Details, war doch keiner der sogenannten denkenden Schauspieler, die wir Deutsche im Gegensatz zu der überwiegenden Mehrzahl der gedankenlosen Schauspieler immer zu überschätzen geneigt sind. Solche Leute sind mit der Auffassung und mit dem Verständniß ihrer Rolle auch dann noch nicht fertig, wenn sie schon vor dem Publicum stehen. Sie haben stets noch etwas nachzutragen oder zu verbessern. Sie sind immer damit beschäftigt, Alles anders zu machen; anders, als es Andere vor ihnen und, wenn sie dieselbe Rolle öfter spielen, anders als sie es selber gemacht haben. Sie werden mit ihren Absichten meistens auch im Laufe des Spielabends nicht fertig und hätten uns viel und das Beste noch zu sagen, wenn der Vorhang schon gefallen ist. Sie erscheinen darum freilich auf den ersten Blick sehr interessant und regen bildungssüchtige Menschen zu mitarbeitendem Denken an. Ich habe aber, und hoffentlich nicht ich allein, fast immer die Erfahrung gemacht, daß hinter den großen Erwartungen im Grunde recht wenig steckt. Ich habe sogar Schauspieler kennen gelernt, die sich sehr gut darauf verstanden haben,

die Gedankenvollen und die Geistreichen zu spielen und das Publicum an tiefsinnige Intentionen glauben zu machen, während sie in Wahrheit an gar nichts Anderes dachten, als es keck zu verblüffen. Bei Anderen und Größeren habe ich mir oft eine Nacht oder auch eine ganze Woche lang den Kopf zerbrochen, um schließlich einzusehen, daß ich nichts in der Hand habe, daß ihre sogenannte Auffassung mit der Dichtung unvereinbar ist. Ich meine, so gut wir von dem Dichter einen Schluß verlangen, dürfen wir auch von dem Schauspieler verlangen, daß seine Gestalten sich im Laufe eines Abends voll ausleben; sie müssen uns (man mißverstehe das Wort nicht!) befriedigen; ich muß wissen, wie ich mit ihnen dran bin; ich muß mit ihnen fertig werden, so lange ich vor dem Vorhang sitze. Es ist gar nicht so unbedingt nothwendig, als man glaubt, daß der Schauspieler eine bestimmte, deutliche, bewußte Auffassung seiner Rolle hat, die er auch zu rechtfertigen oder gar auszusprechen im Stande ist. Das muß und kann sehr oft nicht einmal der Dichter. Es ist genug und manchmal sogar viel besser, wenn das, was wir Auffassung nennen, tiefer in seinem Innern, in der Region des Bewußtlosen, festsitzt, und wenn er die Gestalt äußerlich im Ton, in der Gebärde, in dem Gang, in den Schultern u. s. w. festhält. Grillparzer hat sich seine Charaktere unter Thiermasken vor Augen gehalten; ich kann mir einen Schauspieler denken, dem der Wilhelm Tell im Genick und der Hofmarschall von Kalb in der Fistel sitzt.

So hat auch Rossi seine an Einzelheiten so reichen Gestalten immer im Großen und im Ganzen gesehen und festgehalten: sie standen fertig und klar nicht bloß vor seinem Geiste; er sah sie nicht außer sich, sondern er stand in ihnen. Zahllose Details lassen sich gar nicht beschreiben: in einer feinen Nuance des Tones, in einer leisen Bewegung lagen sie, nicht als Resultat langen Nachdenkens, sondern durch Miterleben und Mitempfindung einfach gegeben. „Sie liebte mich, weil ich Gefahr bestand; ich liebte sie um ihres Mitleids willen!“ — wie klangen die Worte so natürlich, als ob es gar nicht anders sein könnte, aus Rossi's Munde, wenn er sie achselzuckend und die inneren Handflächen im Halbkreis vorstreckend mit der Gebärde begleitete, deren wir uns bei ganz Selbstverständlichem zu bedienen pflegen. Die feinsten Nuancen kamen überraschend wahr und natürlich ganz von selbst. Sie fielen nur dem auf, der dieselben Worte schon von Anderen anders gehört oder anders für sich im Stillen gelesen hatte. Wer den Othello nur durch Rossi kennen gelernt hätte, der hätte sich ihn gar nicht anders vorstellen können; für den war Rossi nicht e i n, sondern d e r Othello. Darum blieb er in jeder Rolle stets neu. Wie sich Einer den Hamlet oder den Othello selber zurecht legt und den Zuschauern vorcommentirt, das hat man am Ende bald weg, und damit ist auch das Interesse für die Gestalten solcher denkender Schauspieler zu Ende. Ein Mensch und ein Menschenschicksal aber, die sich vor unseren Augen bewegen und ausleben, bleiben immer neu und immer interessant. Jeder Abend bei ihm war für den Künstler wie für den Zuschauer ein innerliches Erlebniß, das man durch- und auslebte.

Rossi besaß bedeutende, aber, wie die meisten großen Tragöden, keineswegs unbeschränkte Mittel. Seine stämmige und untersetzte Gestalt war kaum über die Mittelgröße und neigte sehr bald zur Fülle, ohne Schwerfälligkeit. Der Kopf mit den kurzen und natürlich geringelten dunklen Haaren erschien nicht, wie der Salvini's, als der Sitz der Intelligenz, sondern er war vom Typus der Wilden. Unter der nicht sehr hohen Stirn ein volles Gesicht mit runden, vollen Backen, aber auch von starkem und breitem Knochenbau und nur durch die höchst bewegliche Musculatur und das Aufgebot aller mimischen Kunstmittel fähig, den ausgezehrten Ludwig XI. vorzustellen. Ueber den leise aufgeworfenen, etwas unedlen und sinnlichen Lippen ein breiter und kräftiger Schnurrbart und auf der linken Seite des Unterkinns, wie es scheint, um ein Wärzchen zu verstecken, eine kleine Fliege, auf die Rossi, in der Conversation wie im Conversationsstück bei guter Laune gern mit dem Ringfinger der linken Hand tupfte, so etwa, wie ein Anderer beim Lachen seinen Schnurrbart dreht. Ich habe ihn außerhalb der Bühne nur von Weitem

zu beobachten Gelegenheit gehabt, ihn aber immer nur mit fröhlichen Zügen gesehen. Lachend pflegte er in jüngeren Jahren, gegen jede Gewohnheit unserer großen Tragöden, die ihre Existenz am Abend der Vorstellung ganz aus den Augen des Publicums zu rücken für gute Art halten, vor der Vorstellung im Foyer zu verweilen und seinen Freunden und Landsleuten (er spielte ja Anfangs fast immer nur vor guten Bekannten) immer plaudernd und immer lachend die Hände zu schütteln, bis er, oft nur wenige Minuten vor dem Beginn, verschwand und mit geübter Hand in der kürzesten Zeit seine kunstvollen Masken herstellte. Lachend sah ich ihn mit verschränkten Armen an der Kasse lehnen und mit dem Kassirer, dem es nicht an Zeit fehlte, vergnügt über die schlechte Einnahme plaudern. Sein Lachen ging über das ganze Gesicht: er lachte nicht bloß mit dem Munde, sondern auch mit den Augen und mit den Wangen. Das rechte Auge machte er klein bis auf die Hälfte: mit dem linken blinzelte er bloß noch, die Lippen öffneten sich weit in der schiefen Stellung gutmüthigen Spottes, und stoßweise kamen die hohen und hellen Lachtöne heraus. Sein Lachen war wie das eines Kindes oder eines Wilden: es hatte etwas so Elementares und Entzückendes, wie seine tragischen Naturlaute. Sein Organ, ein hoher Bariton von seltenem Umfange, reichte hoch in die Tenorlage hinauf, in der er sich am liebsten bewegte. Die Mittellage quoll breit aus dem breiten Munde heraus und hatte keinen ganz edlen Klang, aber in der Höhe gewann das Organ an Klang und an Adel; hier war es zu jedem Ausdruck und zu allen melodischen Reizen geeignet, die Rossi keineswegs verschmähte. Einzig war er in der reichen Scala von Naturlauten, die ihm für jede Stimmung und Empfindung zu Gebote standen. Sie liefen die ganze Tonleiter der menschlichen Affecte, den ganzen Umfang seiner Stimme und alle Vocale und Halbvocale des Alphabetes durch. Vom bloßen ärgerlichen Schnalzen mit der Zunge, das er wiederum mit den Wilden und mit den Kindern gemein hatte, zum gelangweilten Eh!, zum gequälten Ahi!, zum entsetzten Oh!, und als Ludwig XI., wo er einen Mörder mit dem Dolch vor seinen Augen zu sehen glaubt, kam mittelst Einathmung anstatt Ausathmung als Interjection des furchtbarsten Schreckens jenes — nicht ausgesprochene, sondern eingesogene — Uh! zum Vorschein, das Einem kalt über den Rücken lief und mehr werth war, als das ganze Stück von Delavigne. Rossi war aber deshalb kein bloßer Naturalist, sondern ein großartiger Sprecher, dessen Geläufigkeit ein kleines natürliches Hinderniß, die ungewöhnlich breite und etwas schwere Zunge, spielend überwand.

Mit diesen Naturanlagen war Rossi begreiflicher Weise der rechte Darsteller des wilden Othello. Schon seine Maske war ein Meisterstück. Er rückte ihn nicht wie Salvini als Mauren seinen Zuhörern näher, sondern er spielte ihn, wie Shakespeare sich ihn zweifellos gedacht hat, als Mohren. Freilich nicht tintenschwarz wie unsere Provinzschauspieler; und daß die innere Fläche der Hand auch bei den Mohren licht ist, das hatte er wohl beobachtet, ohne aufdringlich damit zu prunken. Alles stimmte in seinem Aeußern zum Mohren Othello: der runde, fleischige Schädel, die etwas wulstigen Lippen, der breite Mund, der die weißen Zähne freigab, die musculöse Figur. Auf dem Kopf trug er Anfangs ein niedriges rothes Barett, das sich wie ein Kegelstutz nach oben zu etwas verbreiterte und eine Art von Diadem vorstellte; er sah aus wie der König aus dem Mohrenland auf alten venetianischen Bildern. In den Costümen herrschten die grellen Farben vor: zuerst das brennende Roth der Liebe, dann die gelbe Farbe der Eifersucht; erst im letzten Act trug er, dem Ton der Nachtscene entsprechend, dunkle oder gebrochene Farben. Daß die Costüme, die Waffen und Schmucksachen, die er an seinem Leibe trug, nicht Theaterwaare, sondern aus echtem Material seien, war seine besondere, im Grunde eine unkünstlerische Liebhaberei, die ihm einen nicht unbeträchtlichen Theil seines großen Vermögens kostete.

Sein Othello gab sich von Haus aus breit, offen, gerade, vertrauend und Vertrauen fordernd, mit breiter und stolzer Sicherheit im Bewußtsein seiner Er-

folge im Krieg und in der Liebe. Nur für einen Augenblick spaltet sich der feste Boden unter seinen Füßen: bei der väterlichen Prophezeiung am Schluß des ersten Actes blickt das „alte Chaos", der Argwohn und das Mißtrauen des dem Thiere gleich geachteten Wilden, durch. Jetzt, noch im sichersten Vollgefühl seines Glücks, stemmt er sich arglos mit der linken Hand auf die Schulter des Verräthers, dem er seine ganze Liebe zu Desdemona zu bekennen das Bedürfniß hat. Auch gegenüber dem hitzköpfigen Vater bewahrt er seine volle Ruhe, ja er trägt, als ein ehrerbietiges Wort nicht hilft, eine überlegene Gleichgültigkeit gegen die schwere Anklage zur Schau, und noch ehe der alte Brabantio sich ausgeschimpft, hat Othello lachend die Scene verlassen, die Achseln zuckend und mit einer weiten Handbewegung, die sagen will: „Schimpf' Du nur zu!" Ein unübertroffenes und unübertreffliches Meisterstück Rossi's war die Rede vor dem Senat, in der nicht bloß seine Redekunst, sondern auch seine gestaltende Phantasie einen wahren Triumph feierte. Man hörte nicht bloß, man sah vor sich, was er erzählte. Wenn er von Völkern sprach, die den Kopf unter dem Arm tragen, fuhr er mit der rechten Hand in einem weiten und schöngeschwungenen Bogen unter den linken Arm; wenn er von Riesen und Menschenfressern erzählte, nahm er den Mund so voll und den Ton so breit, daß schreckhafte und höchst gefährliche Ungeheuer leibhaftig vor uns standen, und das ganze Augenspiel der beiden Liebenden, der ganze Roman mit Desdemona spielte sich mit einer unsäglichen Zartheit, mit aller Inbrunst der Liebe vor unseren Augen ab. Hier stand Rossi über der Dichtung, die eine gewagte novellistische Voraussetzung einfach nicht umgehen kann und der Mithülfe des Darstellers bedarf: gewinnt dieser den Zuschauer, dann gibt er auch dem Dichter zu, daß sein schwarzer Held die Geliebte gewonnen habe. Rossi hatte die Zuhörer so sicher in seiner Gewalt, daß er die lange Rede herausfordernd im Tone brüsker Entrüstung zu schließen wagte. Nachdem er die süßesten Laute der Liebe gelispelt hat, wirft er mit stolzem Selbstgefühl dem Senat das angeblich Unmögliche als einfache Thatsache hin, an der auf der Bühne und auch im Publicum Niemand mehr zu zweifeln wagt. Sonnenthal hat, als er, nur kurze Zeit, den Othello spielte, aus einem ganz richtigen Gefühl die Bemerkung gemacht, daß ihm in dem Drama eine Liebesscene als die eigentliche Exposition des Verhältnisses zwischen Othello und Desdemona zu fehlen scheine. Die Liebesscene, die Sonnenthal vermißte, hat Rossi sich geschaffen: nicht bloß in der Rede vor dem Senat, sondern auch auf Cypern, wo der dem Seesturm entronnene Krieger in die Arme der sehnsüchtig wartenden Desdemona stürmt. Wie er hier athemlos und in physischer Erschöpfung auf sie zustürmt, faselnd bald zu den officiellen Personen redet und sich dann gleich wieder an Desdemona zu schaffen macht, wie er zuletzt in dem fast gehauchten, vollsinnlichen Andiàmo! sein sehnsüchtiges Verlangen verräth — das war nicht bloß glückliche Beseelung des Textes, damit hat er wie mit der großen Rede dem ganzen Stücke entscheidende Dienste geleistet. Denn man sah es wirklich vor sich, daß der Liebhaber und Ehemann den Helden und den Krieger zurückdrängt, und die spätere, so wenig vorbereitete Abberufung des Feldherrn erhielt wenigstens eine schwache Unterlage. Und wenn er dann mit trotzigem Gesicht dem leichtsinnigen Cassio gegenübertrat, dann fühlte man wohl, daß nicht bloß der Feldherr, sondern auch der Gatte zürnte, den der Tumult aus holden Freuden aufgestört hat.

In den Dialogen mit Jago konnte man dann die Kunst Rossi's in ihrem ganzen Umfang, von der einfachsten natürlichen Wechselrede bis zum donnernden Pathos, bewundern. Zuerst, da Jago den Geheimnißvollen spielt und nicht recht mit der Sache heraus will, entstehen immer neue Stockungen im Dialog, die Rossi-Othello Anfangs mit einem bloßen geärgerten Schnalzen der Zunge, später mit einem langgezogenen gequälten Ahi! unterbricht. Aber auch als ein dumpfes und schweres Oh! verräth, daß der vergiftete Pfeil mitten im Herzen sitzt, wirkt das Gift nicht sogleich mit voller Stärke. Othello hat noch die Kraft, sich seinem Opfer zu entziehen. Bei der bösen Prophezeiung des Vaters hat er, wie ein Blitz

aus heiterem Himmel, zusammenzuckend das Weiße in seinen Augen gezeigt, aber seinen momentanen Argwohn sogleich mit stolzer Zuversicht verlacht. Langsam, allmälig, tief von unten herauf kommt jetzt die Bestie in Othello wieder zum Vorschein und alle schwarzen Instincte mit ihr. Sich in dem Nacken und in den Schultern windend wie ein gequältes Thier, so schreitet er zurückgekommen die Trophäen seines Ruhmes ab, die den Saal schmücken, und in langgezogenen Klagetönen, die sich in dem wiederkehrenden Addio zu immer höherem Pathos erheben, nimmt er von dem kriegerischen Leben, von dem, was für ihn die Menschheit und menschliche Cultur bedeutet, Abschied. Und nun trifft den schluchzenden, in seinem Stuhl zusammengebrochenen Helden wieder die Stimme des Versuchers, der schon gewonnenes Spiel zu haben glaubt. Ihn faßt er bei dem ersten Laut zuerst bloß mit den Augen auf, wie der Stier seine Beute (ὑπόδρα ἰδών heißt's bei Homer) von unten nach oben schielend. Dann stellt er sich duckend auf die Füße, wie der Tiger zum Sprunge. Und nun, in großen Sätzen, hat er ihn an der Brust, wirft ihn auf den Boden und steht mit weißen Augen und mit bebenden Fäusten über ihm, der nun sein Opfer zu werden fürchtet und sich nicht mehr zu regen wagt, bis Rossi-Othello sich schluchzend umkehrt und wieder zusammenbricht. Wem das Italienische nicht ganz geläufig ist, der wird in den elementaren Lauten, die, bald dumpf rollend wie der Donner, bald kreischend wie das Geschrei der Wilden, diese Vorgänge mit der Geschwindigkeit eines Bergstromes begleiten, nur rohe und unarticulirte Naturlaute zu hören glauben, während doch im wildesten Wirbelwind der Leidenschaft die klare Gliederung der Rede aufrecht erhalten bleibt.

Auch die deutschen und die englischen Darsteller des Othello haben ja in der Entwicklung der entstehenden Eifersucht zum Theil Vortreffliches geleistet, aber wenn nun die Leidenschaft im Gang ist, dann bleiben sie stehen, oder sie sinken zurück. Man hat das Gefühl, daß hier viel geschürt wird, und doch kein rechter Brand entsteht; es wird viel eingefädelt, und es kommt wenig dabei heraus. Rossi dagegen wächst mit der Leidenschaft. Wenn er, wieder ganz Wilder und Heide, zu dem Schwur hinkniet, durch den er sich jeden Rückweg versperrt, dann hebt er nicht die Schwurfinger, sondern beide Arme streckt er über dem eingesenkten Genick in die Höhe. Wie aber durch die blinde Leidenschaft aus dem offenen, ehrlichen, arglos vertrauenden Helden ein im Finstern schleichender, lichtscheuer Mörder wird, das erleben wir vor unseren Augen von Schritt zu Schritt. Kein stärkerer Gegensatz als zwischen dem Othello der ersten und dem der letzten Acte ist denkbar, und doch geht Alles natürlich und ohne Sprung zu. Noch im letzten Act hat Rossi große Augenblicke. Die brutale Zuversicht auf sein Recht, mit der er die Enthüllung Emiliens und ihre Schmähungen zurückweist, die ängstliche Beflissenheit, mit der er, schon stutzig geworden, den tapfern Jago seiner Frau als Zeugen vorschiebt, jedes seiner Worte mit triumphirender Zustimmung begleitend — bis dann diese einzige Stütze bricht und der Verräther seine Aussage zurücknimmt, von Othello, der an seinem Munde hängt, immer wieder mit einem starren, erstaunten, hervorgestoßenen Eh! unterbrochen. Und als sein ganzes Meinen und Thun wie ein Kartenhaus zusammenstürzt, da macht er sich in einem secundenlangen, kreischenden Aufschrei Luft, daß sich das Fleisch an den Backen schwingt! Wehrlos und widerstandslos bricht er nun zusammen. Schluchzend beginnt er, nachdem er innerlich schon seinen letzten Entschluß gefaßt hat, seine Rechtfertigungsrede vor den Abgesandten des Senats, und erst bei den Worten: „Und fügt hinzu, daß in Aleppo einst" — richtet er sich, mit einem festen Schlag der Faust auf den Tisch, wiederum zur Mannheit auf und thut an sich, wie er einst an dem Türken gethan, der die Ehre Venedig's besudelt hat. Die physiologische Darstellung des Selbstmordes, das Zucken mit dem linken Fuß unmittelbar vor dem Tode, hat mir den Eindruck dieser letzten Scene eher gestört als erhöht.

Auf der gleichen Höhe stand Rossi auch als Lear, den er aber, technischer Schwierigkeiten halber, auf seinen Gastspielen viel seltener spielte, und den ich nicht

mehr mit allen Einzelheiten in der Erinnerung habe. Auch hier betonte er vor Allem die ungestüme Heftigkeit des wilden, barbarischen Königs; auch hier lockte ihn die psychologische Entwicklung des Wahnsinns, dessen verschiedene Phasen er realistisch, der Natur ebenso getreu als dem Dichter, bis in die kleinsten Züge durchführte. Es war ein erschütterndes Bild, wenn er mit der Zunge lallend in kindischer Hülflosigkeit mitten auf der vom Sturme umtobten Haide stand.

Zu Othello und Lear kam als Dritter im ungleichen Bunde Dumas' Kean, den Rossi fast in das Gebiet der Poesie zu schmuggeln verstand. Ueber die Salonscenen kam er als Weltmann, der in den vornehmsten Kreisen seiner Heimath zu Hause war, leicht hinweg. Mit hinreißendem Humor aber spielte er das zügellose Genie und den Bummler. Von der Laune, im guten und im schlechten Sinn des Wortes, lebte die ganze Figur. Rossi's lachendes Gemüth und sein elementares Naturell kamen hier auf gleiche Weise zur Geltung. Was für eine drastisch komische Wirkung hat es nicht stets geübt, wenn er, die Perrücke von sich werfend und von Schneider und Friseur verfolgt, in seinem Ankleidezimmer umherlief und im wildesten Ton des Othello ausrief: „Ich werde nicht spielen" (non reciterò)! mit welchem köstlichen Lachen nahm er nicht die Erzählung des Clowns Pistol entgegen! wie wurden alte Jugenderinnerungen erst in seinem Gesicht, dann in seinen Armen lebendig, wie wurde er mit dem Gaukler selber wieder ganz zum Gaukler! Unbeschreiblichen Jubel erregte, selbst bei kritischen Köpfen, die Scene in der Schenke. Von des Dichters Gnaden ist sie gewiß kein Meisterstück: der Komödiant, der im Begriff steht, eine hochgestellte Frau zu verführen, hat dem hohen Herrn, der ein junges Mädchen entführen will, just nicht viel vorzuwerfen. Rossi legte den Schwerpunkt auf die andere Seite: auf den Peer, der dem Komödianten und Gaukler (saltimbanco) das Duell verweigert. Und während er dem Lord den Unterschied zwischen dem Einen und dem Andern in einer meisterhaft gegliederten, von gleichgültiger Gelassenheit zu souveränem Humor und von da allmälig bis zum höchsten Pathos aufsteigenden Rede (wiederum mit den kleinen Augen und den spöttischen Lippen) klar machte, gab er sich ganz als den saltimbanco, als welchen ihn der große Herr für so tief unter sich hielt: die ganze lange Rede hindurch rotirte er, im Matrosencostüme auf dem Sessel reitend, auf dem einen Fuß des Stuhles unausgesetzt im Kreise herum, ohne je durch Athemnoth den Faden der Rede oder durch die Rede das Gleichgewicht auf seinem schwanken Sitz zu verlieren. Es war nicht bloß ein oratorisches, sondern auch ein gymnastisches Kunststück, das er hier fertig brachte, und das zugleich von der ungewöhnlichen physischen Kraft Zeugniß gab, die ihm bis in die letzte Zeit eigen war. Wenn er dann nach dem Schluß der Rede es sich oben auf dem Tisch bequem machte, sich behaglich eine Cigarre anzündete, die abgezwickte Spitze dem Lord vor die Füße warf und ihm mit einer gnädigen Handbewegung und gutmüthigem Lachen die Entlassung gab, da blieb keine Hand im ganzen Hause unbewegt, und sehr gesittete Menschen applaudirten mit den Füßen.

Als Macbeth stand Rossi hinter Salvini zurück. Wie Rossi der geborene Othello, so war Salvini mit der hohen Denkerstirn und den Löwenschritten der echte Macbeth, dessen reflectirende Züge bei Rossi nicht genug zur Geltung kamen. Er spielte auch ihn als naturkräftigen Helden, der aus dem Weg räumt, was seiner Leidenschaft, seinem Ehrgeiz im Weg steht. Er hätte gewiß auch mehrere Dunkans bei Seite geschafft, und man begriff nur nicht, warum er sich um den einen so schwere Gewissenssorgen machte. Natürlichen Adel, Genialität und Naturkraft stellte Rossi; den geistigen Adel, ohne den Macbeth undenkbar ist, Salvini unübertrefflich dar. Am sinnfälligsten konnte man die Beiden in der Scene zwischen Othello und Jago unterscheiden. Auch Salvini warf hier den Versucher zu Boden, aber im Begriff, den Fuß auf ihn zu setzen, kam er plötzlich zur Besinnung, reichte ihm mit vor Scham abgewandtem Gesicht die Hand, half ihm wieder auf die Beine, stampfte mit dem Fuß auf den Boden auf und warf sich

schluchzend in einen Stuhl. Das Alles war sehr, vielleicht sogar zu gewandt und sicher ausgeführt; es erinnerte mich immer ein klein wenig an den Tanzmeister, und ich blieb kühl. Ich sagte mir unwillkürlich: ein Othello, der sich gegenüber Jago besinnt, der wird wohl auch seiner Frau gegenüber nicht immer blind bleiben und endlich doch noch zur Besinnung kommen. Während Rossi gemäß den Schwurworten, die der Dichter dem Othello in den Mund legt, wie das gemüthlos blinde Element vorwärts stürmte und keinen Stillstand oder Rückblick kannte!

Auch der Hamlet lag darum Salvini näher als Rossi. Er war die Lieblingsrolle beider, aber keiner von ihnen ist dem nordischen Prinzen in dem höchsten Sinne gerecht geworden. Wenigstens nach dem Urtheil Derer, die an Goethe's Auffassung heute noch festhalten, wenn sie sie auch vielleicht anders formuliren, und die in den Monologen Hamlet's den Schlüssel zum Verständniß seines Charakters suchen. Wer in Hamlet mit Gelber oder mit Conrad einen heißblütigen und thatkräftigen Helden sieht, der konnte bei den Italienern vielleicht besser seine Rechnung finden. Rossi's Hamlet war reich an schönen Einzelheiten: die Begegnung mit dem Geist, die Scene mit der Ophelia, die Schauspielscene, die er, wie nach ihm der Franzose Mounet-Sully, mit dem Fächer Ophelia's spielte, namentlich aber die sittliche Entrüstung in der Scene mit der Mutter, wo er das Medaillonbild des Vaters am eigenen Herzen fand und neben das Miniaturbild des Königs hielt, das er der Mutter aus dem Busen riß und mit den Füßen zerstampfte — das waren lauter ergreifende Wirkungen. Man fragte sich aber vergebens, warum er dem König nicht schon im zweiten Act den Garaus machte. Der Italiener ist niemals sentimental, außer in der Liebe; ein Hamlet ohne sentimentale Grundlage ist keiner. In ihm hat Shakespeare die Sentimentalität objectiv behandelt, wie Goethe im Werther.

Dem Romeo war Rossi durch die Jahre und durch die Leibesfülle schon entrückt, als ich ihn kennen lernte. Man sah dem Wagniß mit einem gewissen Bangen entgegen, und ganz konnte es nicht glücken. Dennoch war Rossi der beste Romeo, den ich je gesehen habe; Kainz habe ich leider in dieser Rolle nicht kennen gelernt. Es gelingt den ehrlichen deutschen Liebhabern, auch den wenigen guten, gar so schlecht, die Liebe zu Rosalinde von der zu Julia zu unterscheiden, und doch beruht auf diesem Gegensatz die ganze Rolle. Das verstand Rossi meisterhaft. Wie Honig flossen ihm in den ersten Scenen die süßen Liebesworte von den wieder wie zu leisem Spott verzogenen Lippen. Die Liebe zu Julia dagegen kam tief aus dem Innern, und die Balconscene, ein wahres Girren der Sehnsucht und des Verlangens, voll von schwellender Sinnlichkeit, war ein Schmaus zugleich für das Ohr und für das Auge. Auch für das Auge, denn das schwere und leicht linkische Spiel von unten nach oben gab Rossi zu einem rastlosen Wechsel der natürlichsten und einfachsten, dabei aber auch der graciösesten Stellungen Gelegenheit, wie denn seine körperliche Gewandtheit und Eleganz auch in der Fechtscene des Hamlet schön zu Gesicht kam.

Es war ein Lieblingswunsch seiner Wiener Freunde, Rossi auch einmal, außerhalb des Gartens der Shakespeare'schen Dichtung, in einer deutschen Rolle zu sehen. Was hätten die Beiden, Salvini und Rossi, als Faust und Mephistopheles leisten können, wenn sie es sich hätten abgewinnen können, ihre Kräfte zu vereinigen! Es war ja auch nicht Rivalität im kleinlichen Sinn, was sie trennte, und an gegenseitiger Hochschätzung hat es ihnen nicht gefehlt. Es war das Bewußtsein, daß die Kraft des Einen neben dem Andern nicht den gehörigen Spielraum fand; denn in den Hauptrollen war ihr Repertoire das gleiche. Dem Wunsche des Publicums und der Presse nach einer deutschen Rolle zu entsprechen, war Rossi sofort bereit. Zu jeder kühnen Unternehmung geneigt, wollte er sogar die deutsche Sprache erlernen und deutsch spielen; aber sein Deutsch war unmöglich ernst zu nehmen, er hätte es auch dem zahmsten Publicum, das auf seine Sprache hielt, nicht bieten dürfen. Anstatt des Mephisto, den er ins Auge gefaßt hatte,

aber mit Rücksicht auf den Zustand seiner Truppe mit Recht wieder fallen ließ, gab er uns in italienischer Sprache den Beaumarchais — einen vortrefflichen Beaumarchais, wie ich ihn seit Josef Wagner's Tode auf der deutschen Bühne nicht mehr gesehen habe. Es war das Aeußerste, was Rossi, der Mann der elementaren Leidenschaft, durch Selbstbeherrschung sich abzwingen konnte. Noch seh' ich ihn in höchster Erregung ins Zimmer stürzen, gerade auf die kranke Schwester los, die er aus einem Arm in den andern wirft, in deren Leidensmiene und blasse Wangen er sich mit großen, stieren Augen einbohrt. Dann aber, als er mit seinen eigenen Augen gesehen hat, wie es steht, beißt er die Lippen zusammen, würgt seinen Schmerz hinunter, fordert mit eisiger Ruhe von seinen Verwandten die unparteiische Erzählung der Geschichte und setzt sich, während der Vorhang fällt, als Erster an den Tisch. Wie er dann im zweiten Act ganz als kalter Weltmann seinen geriebenen Gegner an langsamem Feuer röstet und seinem Ingrimm nur selten auf einen Augenblick Luft macht („Was Sie gethan haben, das können Sie ja wohl auch schreiben"), das war über alle Beschreibung schön. Um so gewaltiger aber kam dann der cannibalische Wuthausbruch über den rückfälligen Verräther zur Geltung, der sonst so schlecht zu dem Stil des Stückes stimmt, und den uns die deutschen Beaumarchais so gern schuldig bleiben . . . An demselben Abend lernten wir den Tragöden in einem älteren französischen Einacter („Ein Herr und eine Dame") als Conversationsschauspieler und Lustspielliebhaber kennen. Er war hier so bedeutend wie früher in der Tragödie, ein rechter Ausbund von Liebenswürdigkeit und von Uebermuth. Zwei Reisende, ein Herr und eine Dame, sind durch einen Eisenbahnunfall genöthigt, in demselben Zimmer zu übernachten; sie verlieben sich natürlich. Mit unglaublicher Delicatesse wußte Rossi die mitunter recht bedenkliche Situation zu behandeln, so daß das Publicum ebenso wie seine Partnerin im Stück bald auf alle Consequenzen einging. Höchst gewandt und graciös theilte er im Fluge die ganze Bühne durch einen Kreidestrich vom Souffleur bis in den Hintergrund in zwei Räume, und spielte nun immer über den Strich hinüber, bis er ihn zuletzt, nachdem er seine Partnerin gewonnen, mit beiden Füßen übersprang. Wir haben ihn im modernen Lustspiel leider nur wenig gesehen; er besaß außer der tragischen Leidenschaft auch noch die volle vis comica, von der schon sein Kean Zeugniß gab; Hauptmanns College Crampton hätte in ihm gewiß den genialsten Darsteller gefunden. Ueberhaupt aber können wir den Umfang seiner Begabung nicht leicht abschätzen, da wir ihn nicht einmal als Richard III. und als Shylock gesehen haben; er war nicht bloß Heldenspieler, sondern auch Intriguant. Die verfratzte Figur von Delavigne's Ludwig XI. kommt als bloßes Virtuosenstück hier für uns nicht in Betracht.

Rossi's Auftreten in Deutschland hat außer der persönlichen auch noch eine allgemeine kunst- und theatergeschichtliche Bedeutung. Früher, als in der Literatur die Schlagwörter Realismus und Naturalismus Mode geworden sind, hat man sie gelegentlich seiner Gastspiele für die Schauspielkunst fordern hören: sein Erscheinen in Deutschland hat den Realismus auf unserem Theater, wo nicht hervorgerufen, so doch gestärkt. Daß die bedeutendsten unserer heimischen Schauspieler von ihm und dem später nachfolgenden Salvini einen entscheidenden Anstoß nach dieser Richtung, nach der Seite der Natur und Wahrheit, empfangen haben, ist von den besten unter ihnen, wie von Sonnenthal und von Mitterwurzer, ausdrücklich eingestanden worden. Das alte Burgtheater haben Rossi und Salvini, leider nur auf kurze Zeit, verjüngt. Ich könnte aber doch auch von einem zwar niemals bedeutenden, aber doch tüchtigen Liebhaber und jugendlichen Helden reden, der mit seinem Versuch, die Schönrednerei in seinen alten Tagen mit der realistischen Kunst des Charakterisirens zu vertauschen, kläglich gescheitert und kaum mehr ernst zu nehmen ist. Rossi's Erbe ist nicht für Jedermann. Man muß selber schon etwas sein, um von ihm zu lernen und ihn aus dem Italienischen in das Deutsche zu übersetzen. Denn das bloße Copiren ist schon durch den Unterschied der Sprachen ausgeschlossen. Aber auf ein Anderes hinzuweisen, scheint mir nach Rossi's Tod, ehe sein

Bild in der Geschichte feste Züge annimmt, endlich an der Zeit. Es ist gewiß wahr, daß uns Rossi's Einfluß von dem falschen Pathos und dem leeren Singsang gewisser Jambentragöden wohl für immer befreit hat. Aber es ist ein großer Irrthum, wenn man sich auf sein Beispiel beruft, um aus dem einen Extrem in das andere zu fallen. Wer Rossi bloß als Realisten oder gar als Naturalisten betrachtet, ihn der stilisirten Kunst und dem Pathos feindlich entgegenstellt, der hat eben nur für eine Seite seiner künstlerischen Individualität Augen gehabt; die Hauptsache, das Ganze, ist ihm entgangen.

Der Gegensatz zwischen dem Realismus (nicht Naturalismus) und der stilisirten Kunst hat gewiß seine logische Berechtigung, er besteht aber, wie jede logische Unterscheidung, bloß in unserm Denken zu Recht. Realismus und Stil schließen sich nirgends, also auch nicht auf dem Gebiete der Schauspielkunst, aus. Man hat aber in der jüngsten Zeit die Begriffe und die Erscheinungen vielfach verwirrt und durch einander geworfen. Es gibt Schauspieler, deren Gestalten in Wahrheit ohne jeden realen Zug sind, die es aber unter der Flagge des Realismus zu etwas gebracht haben, bloß weil sie immer gleich nüchtern ihre eigene trockene Individualität, daher aber auch zu den beliebten Schlagwörtern falsches Pathos und fade Sentimentalität keinen Anlaß geben. Ihre ganze Kunst besteht also in einem negativen Moment: sie bietet nichts Falsches, womit aber doch eigentlich Niemandem gedient sein kann. Man erkennt solche Schauspieler namentlich als Liebhaber und Helden unfehlbar an dem gesunden und kräftigen Corporalston, in dem sie auch den Hamlet oder den Leander spielen. Umgekehrt aber schließt der Stil den Realismus nicht aus. Der stilisirende Schauspieler, der etwas bedeutet, kann und muß vielmehr eine weit reichere Phantasie besitzen, als der bloße Naturalist: denn während für diesen jeder Zug gleich viel werth ist, wenn er nur nicht unwahr ist, kann der stilisirende unter den vielen Nuancen nur diejenige brauchen, die zu dem Stil stimmt. Eine Tragödin wie die Wolter besitzt einen Reichthum an Tönen und Bewegungen, von dem ein paar Dutzend unserer modernen Naturalisten zehren könnten, deren ganze Wahrheit darin besteht, daß sie immer gleich leer und unbedeutend sind, und die nur deshalb niemals stören, weil sie aus angeblicher Bescheidenheit niemals wirken. Und genau so steht es mit dem Pathos: ein Wort, das unsere Modernen ebenso wie das Wort sentimental nur noch im verächtlichen Sinn gebrauchen. Ich weiß nicht, ob wir damit der Wahrheit näher gerückt sind, und ob unsere vor der Hand immer noch recht nervöse Zeit wirklich schon so gesund ist, als wir uns einbilden; zu der blonden Bestie Nietzsche's haben wir, Gott sei Dank, noch mindestens ebenso weit zurück, als wir von ihr aus vorwärts gekommen sind. So hat man auch das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, als man mit dem falschen Pathos in Bausch und in Bogen zugleich auch das echte tragische Pathos verhöhnte und verspottete, ohne das kein Tragödiendichter und auch kein Tragödienspieler zu denken ist. Wie Alles in der Kunst, nicht zum Wenigsten die Wahrheit, so ist natürlich auch das Pathos dem Mißbrauch und der Fälschung ausgesetzt. Weg mit dem hohlen Pathos, das nicht der Ausfluß innerer Leidenschaft ist, sondern aus dem Halse kommt! Weg mit dem leeren Pathos, mit dem unsere schlechten Heldenspieler ihre Rollen vom Anfang bis zum Ende gleichmäßig hergesagt haben! Daß aber das echte Pathos an sich eine tragische Gewalt ist, wo es aus dem Charakter und aus der Situation frei hervorströmt, das hätte man gerade von Rossi lernen können, der nicht bloß Realist und entschieden kein Naturalist gewesen ist, sondern auch einen großen Stil und das gewaltigste Pathos besaß, das je von der Bühne herab gehört worden ist.

Wenn Rossi als Hamlet die Regeln für die Schauspieler vortrug, im Tone der leichtesten und gewandtesten Conversation, flink von der Zunge weg, als weltmännischer Mäcen und gar nicht lehrhaft, und wenn er dann im Vorübergehen das falsche Pathos der gespreizten Heldenspieler mit vollem Munde parodirte, dann hat es immer einen demonstrativen Beifall abgesetzt, dessen Spitze man wohl auf unsere heimischen Kunstgrößen beziehen wollte. Ich hätte oft gewünscht, daß

es mir erlaubt gewesen wäre, den Künstler an dieser Stelle zu unterbrechen und ihn zu bitten, uns nun gleich darauf den Schwur des Othello, Hamlet's Rede an die Mutter, den Fluch des Lear oder gar, zum sinnfälligsten Belege, die Rede vom rauhen Pyrrhus zu geben. Mancher würde gewiß mit Verwunderung gesehen haben, wie sehr Rossi selber gegen die Regeln Hamlet's verstoßen hätte, wenn man diese Regeln nämlich nicht im Sinne Shakespeare's, sondern in dem unserer Modernen auslegt. Ja, der Dichter selber könnte vor diesen nicht bestehen. Denn hat man noch nie beobachtet, wie verschieden er z. B. den ersten und den zweiten Fluch im König Lear behandelt hat? Der Fluch auf Cordelia ist durchaus rhetorisch, conventionell, mythologisch, bloße Voraussetzung für das folgende Stück und für den Hauptcharakter; er wirkt gar nicht, er wird von keinem Schauspieler zur Geltung gebracht. Der Fluch auf Goneril aber wächst vor unseren Augen aus dem Innern des tief beleidigten Alten heraus; er wird von der Situation getragen, er greift erschütternd an unser Herz; er ist die stärkste pathetische Wirkung, welche die moderne Bühne kennt. Rossi hat also die Naturalisten getäuscht; sie haben es gar nicht bemerkt, wie weit er sie über ihre eigenen Anforderungen hinaus geführt hat. Er beherrschte in Wahrheit die Sprache von der leichtesten Conversation durch alle Tonarten und Grade bis hinauf zum gewaltigsten und erschütterndsten Pathos, aus dem seine stärksten Wirkungen flossen. Wenig bekümmert um die Wahrheit in dem kleinlichen Sinne pflegte er große Reden von Haus aus so breit anzulegen und so energisch zu packen, daß ein deutscher Schauspieler in seiner Sprache ihm hier gar nicht nachfolgen könnte. Auch die Regeln an die Schauspieler waren gar nicht so naturwüchsig und burschikos hingeworfen, wie bei unseren deutschen Schauspielern, wenn sie sich in den Kopf gesetzt haben, einmal recht natürlich zu sein. Die schöne Kunst des Periodenbaues und der oratorischen Gliederung, das feine Gefühl für den Rhythmus in Vers und in Prosa, das ihn, zwar seltener als Salvini, aber doch oft genug bis nahe an die Grenze des Gesanges führte, hat ihn auch hier nicht verlassen. Wie seine Landsleute liebte er die raschen und unvermittelten Uebergänge, und die große Rede im Othello, zum Beispiel, brach er unmittelbar nach der höchsten rhetorischen Erhebung mit den parlando hingeworfenen Worten: „Hier kommt das Fräulein, laßt sie das bezeugen" jäh und unmittelbar ab; eine Form drastischer Wirkung, die deutschen Schauspielern nicht erreichbar und auch nicht zu empfehlen wäre. Bei den größeren Unterschieden, die das Italienische im Tempo der Rede gestaltet, lagen ihm solche Effecte näher als uns. Es wäre aber lebhaft zu wünschen, daß unsere Schauspieler von Rossi nicht bloß den Realismus, sondern auch den großen Stil und das gewaltige Pathos der Tragödie erlernt hätten — freilich, wenn sich so etwas lernen läßt. Er war nicht bloß Verist, sondern einer der größten Tragöden, deren Namen die Theatergeschichte nennt.

Rossi ist 1873 zweimal (Theater an der Wien), zu Ende der siebziger Jahre (Ringtheater) zum dritten Mal und 1891 (Carltheater) zum vierten Mal in Wien gewesen. Ein junger Wiener Dichter, der neben mir saß, flüsterte mir, als Rossi am ersten Abend seines letzten Gastspiels den Othello gab, nach der ersten Scene leise zu: „Er hat nicht nachgelassen." Ach, er hatte doch recht nachgelassen! Er war immer noch ein großer Schauspieler, aber nur ein blasser Abdruck des reifen Rossi. Im Mund oder im Halse war etwas nicht ganz in Ordnung; die Stimme hatte einen zischenden und scheppernden Beiklang. Den stärksten Effecten ging er weislich aus dem Wege und gab gewissermaßen nur eine, immer noch reiche, Skizze seiner Rollen. Der großartige Aufschrei im letzten Act des Othello fehlte, und das Gauklerstückchen des lustigen Rotirens auf dem Stuhlbein im Kean mochte er seinen Kräften nicht mehr zumuthen. Er schonte sich. Gewonnen hatte eigentlich nur sein Hamlet, den er jetzt erst blond und mit nordischem Bart spielte: je mehr ihm die frühere Kraft und das Ungestüm fehlten, um so näher kam er unbewußt und unwillkürlich unserer deutschen Vorstellung vom Hamlet. Als Kean haben wir ihm dann nachgejubelt und nachgewinkt für immer —!

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte December.

Nicht bloß für die auswärtige, sondern auch für die innere Politik Deutschlands ist der Verlauf des strafgerichtlichen Processes bedeutsam, der vom 2. bis zum 7. December in Berlin sich abspielte. Neben den Hauptangeklagten Leckert und von Lützow, die zu je anderthalbjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt wurden, standen noch andere Personen vor den Schranken des Gerichtshofes; allein die Mißstände, die in Bezug auf die politische Polizei offenbart wurden und gewissermaßen den rothen Faden dieses Sensationsprocesses bilden, sind insbesondere mit den Preßmachenschaften der beiden Pseudojournalisten verknüpft, von denen der eine dann den Criminalcommissar von Tausch als die ihn treibende Kraft bezeichnete. Daß dieser selbst durch seine eidliche Aussage sich in Widerspruch mit der gleichfalls beschworenen eines durchaus unverdächtigen Zeugen setzte, sollte ihm verhängnißvoll werden und die eigene Verhaftung herbeiführen, so daß es in diesem neuen Strafprocesse zu weiteren Enthüllungen kommen könnte.

Wie unerquicklich aber auch die Anzettelungen sein mögen, die in dem Processe erwiesen worden sind, steht doch andererseits nicht minder fest, daß diejenige Reichsbehörde, gegen deren Leiter sich unter Anderem die Verleumdungen und Beleidigungen der Angeklagten richteten, in vollem Maße gerechtfertigt aus den Gerichtsverhandlungen hervorgegangen ist. Die Widersacher Deutschlands, die bereits hofften, daß die Reichsregierung selbst, sowie preußische Ministerien durch den Proceß schwere Einbuße an ihrem Ansehen erleiden könnten, sind in ihren Erwartungen arg enttäuscht. Ist es doch gerade der Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten, Freiherr von Marschall, der, wie er sich charakteristisch äußerte, „in die Oeffentlichkeit flüchtete" und dort die Intriganten, die nun im vollen Tageslichte als Pygmäen erscheinen mußten, entlarvte. Nur unter dem Deckmantel der Anonymität können diese eine Scheinexistenz führen, und daraus erwächst der Presse die Pflicht, mit sorgfältiger Gewissenhaftigkeit in persönlicher und sachlicher Hinsicht Alles zu prüfen, was für und wider die bestehenden Einrichtungen vorgebracht werden soll. Aber gerade die ernsthafte Presse hat in ihrer weit überwiegenden Mehrheit die Feuerprobe dieses Processes gut bestanden, während Diejenigen, von denen vereinzelte Organe gemißbraucht wurden, in Wirklichkeit dem Berufe nicht angehören und von der Gemeinschaft mit Verachtung zurückgewiesen werden. Wird aber durch diesen Proceß die durchaus gebotene Reform der politischen Polizei herbeigeführt, so können alle Freunde der staatlichen Ordnung mit einem solchen Ergebnisse nur zufrieden sein.

Als erfreuliches Resultat der Gerichtsverhandlungen darf vor Allem bezeichnet werden, daß nunmehr die Legende in Bezug auf den vom Kaiser von Rußland am 5. September 1896 in Breslau in Erwiderung des Trinkspruches unseres

Kaisers ausgebrachten Toast endgültig widerlegt worden ist. Wer die Preßäußerungen des Auslandes, insbesondere in Frankreich, mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, weiß sehr wohl, welches Gewicht dort auf die Fassung der Worte des Zaren gelegt wurde. Noch wenige Tage vor dem Beginne des Processes wurde im „Figaro“ daran festgehalten, daß Kaiser Nicolaus II. an die Worte: „Je puis vous assurer, Sire, que je suis animé des mêmes sentiments traditionnels“ den Schluß geknüpft habe: „que mon père“, während dieser Schluß in Wirklichkeit lautete: „que votre Majesté“. Derjenige, der die unrichtige Lesart zuerst verbreitete, braucht keineswegs einer bösen Absicht verdächtigt zu werden; wohl aber fordert sein Verständniß für das bei solchen Anläßen übliche Ceremoniell, sowie seine Kenntniß der französischen Sprechweise die Kritik heraus. Wer etwa einen Gegensatz zwischen den freundlichen Worten des deutschen Kaisers und der Erwiderung seines hohen Gastes hätte construiren wollen, mußte dann diesen nothgedrungen eines Mangels an Courtoisie zeihen, der von vornherein völlig ausgeschlossen war.

Wollten aber französische Politiker auch nach besserer Belehrung bei ihrer irrigen Auffassung beharren, so hätten sie doch im Hinblick auf die Enthüllungen der „Hamburger Nachrichten“ hinsichtlich des vielerörterten „Rückversicherungsvertrages“ zwischen Rußland und Deutschland sich daran erinnern müssen, welcher Art selbst die „sentiments traditionnels“ Kaiser Alexander's III. gewesen sein könnten. Allem Sprachgebrauche zuwider wäre aber auch die zuerst telegraphisch übermittelte Fassung gewesen; zum mindesten hätte diese gelautet: „que feu mon père“. Dies ist so unzweifelhaft, daß der seiner Sprache kundige Correspondent der „Agence Havas“, wie hier zum ersten Male auf Grund authentischer Mittheilung dieses Gewährsmannes hervorgehoben werden mag, in den ihm übermittelten Text des ursprünglichen, ungenauen Telegramms ohne Weiteres das dann unerläßliche Wort einfügte.

Dieser ganze Wortstreit erhält nur dadurch Bedeutung, daß im Auslande weitgehende Schlußfolgerungen daran geknüpft wurden, nach denen die in Wirklichkeit durchaus herzlichen Beziehungen zwischen den beiden Monarchen keineswegs eine besondere Innigkeit aufweisen sollten. Wie abgeschmackt erfunden mußte aber zunächst die in die Presse gebrachte Behauptung der beiden ersten Angeklagten erscheinen, nach der der Oberhofmarschall Graf August Eulenburg im Interesse Englands die Verbreitung der unrichtigen Version veranlaßt hätte! Diese Beschuldigung eines der höchstgestellten Hofbeamten war ebenso ungeheuerlich wie die Insinuation, daß der Staatssecretär des Auswärtigen Amtes an der Bloßstellung des Grafen August Eulenburg in der Presse besonderes Wohlgefallen haben würde. Trotz der Naivetät der Erfindung selbst und der ganzen Auffassung war es doch geboten, volle Klarheit zu schaffen, und dies ist im Verlaufe des Processes in durchaus erschöpfender Weise gelungen.

Die Gerichtsverhandlungen haben aber auch den Vorwurf entkräftet, daß von Seiten des Auswärtigen Amtes aus Anlaß der Reform der Militär-Strafproceßordnung Zwiespalt zwischen dem preußischen Kriegsminister und dem Minister des Innern erregt worden sei. Sogar die Person des Kaisers wurde aus demselben Anlasse in die Erörterungen gezogen, nach denen Staatssecretär Freiherr von Marschall eine zweifelhafte Rolle gespielt haben sollte. Unanfechtbar ist nun aber klargestellt worden, daß dieser hohe Beamte gerade im Gegentheil Differenzen persönlicher Art im preußischen Staatsministerium auszugleichen bemüht war, während der seinem Ressort zur Last gelegte Artikel der „Kölnischen Zeitung“ sich unwiderlegbar als die lediglich aus Privatquellen geschöpfte Arbeit eines Militärschriftstellers erwies. Wiederum war es einer der Hauptangeklagten, der an den Zettelungen, die darauf abzielten, innerhalb der Regierung zu verhetzen, betheiligt war und selbst vor einer Urkundenfälschung nicht zurückschreckte, als dem Kriegsminister der Beweis erbracht werden sollte, daß gewisse Intriguen ihren Ursprung im Literarischen Bureau des Ministeriums des Innern hätten. Als Anstifter

bezeichnete dieser Angeklagte den bereits erwähnten Criminalcommissar von Tausch, der im Verlaufe desselben Processes auf Grund des Verdachtes, wissentlich einen Meineid geschworen zu haben, verhaftet wurde. Jedenfalls muß gewünscht werden, daß auch das neue gerichtliche Verfahren sich zu einem „Säuberungsprocesse" für offen zu Tage liegende Mißstände erweise.

Der Hamburger Strike hat seinen bedrohlichen Charakter verloren. Als nach der Weigerung der Arbeitgeber, die allzu weit gehenden Forderungen der Schauerleute zu erfüllen, der Generalstrike der Hafenarbeiter proclamirt wurde, zeigte sich sehr bald, daß einem solchen Beschlusse durchaus nicht allgemein entsprochen wurde. Ueberdies wurden die Rheder durch den Zuzug fremder Arbeiter zum Theil wenigstens in den Stand gesetzt, die entstehenden Lücken auszufüllen. Im Interesse eines dauernden Friedens zwischen Arbeitgebern und Arbeitern mußte jedoch von Anfang an gewünscht werden, daß eine Einigung erzielt würde. Sind doch beide Parteien, wie der Abgeordnete Barth in der Reichstagssitzung vom 12. December treffend bemerkte, auf einander angewiesen, während die gewaltsame Herbeiführung einer Niederlage stets den Keim neuer Verwicklungen in sich tragen würde.

Der Zufall hat es gefügt, daß, wie in Deutschland der Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten, Freiherr von Marschall, in Italien der leitende Minister, Rudini, sich jetzt gerade die Beseitigung der noch immer nicht ausgerotteten Corruption angelegen sein läßt. Nicht minder darf der zwischen Italien und dem Negus von Abessinien, Menelik, vollzogene Friedensschluß mit Fug von den Organen des Ministeriums Rudini als ein Erfolg dieses Cabinets bezeichnet werden. Mögen nun auch die Anhänger Crispi's eine „thatkräftigere" Colonialpolitik verlangen, die Radicalen andererseits die vollständige Verzichtleistung auf Eritrea fordern, so ist doch durch die Abstimmung der Deputirtenkammer über einen bezüglichen Antrag der äußersten Linken erhärtet worden, daß die weit überwiegende parlamentarische Mehrheit allzu weit gehenden Entschließungen nach der einen sowie nach der andern Richtung durchaus abgeneigt ist. Allerdings erklärte der frühere Minister des Auswärtigen im Cabinet Rudini, der Herzog di Sermoneta, daß er zwar für die Regierung stimme, sich jedoch vorbehalte, seiner Zeit für die vollständige Zurückziehung der italienischen Streitkräfte aus Eritrea einzutreten. Der Conseilpräsident Rudini selbst führte jedoch eine so maßvolle Sprache, indem er die Umwandlung der Militärcolonie in eine Handelscolonie in Aussicht stellte, daß von tiefgehenden Differenzen innerhalb der Kammermehrheit nicht die Rede sein kann. Wenn aber aus den Friedensbedingungen selbst der Schluß gezogen worden ist, daß aus ihnen in Zukunft für Italien Gefahren erwachsen könnten, so erscheint eine solche Annahme um so willkürlicher, als König Menelik gerade großes Entgegenkommen an den Tag gelegt hat. Wurde doch unter Anderem, ehe die Friedensverhandlungen zum Abschlusse gediehen, von der Oppositionspresse verbreitet, daß der Negus von Abessinien eine beträchtliche, für Italien demüthigende Kriegskostenentschädigung verlangen würde. In Wirklichkeit wird nun eine solche überhaupt nicht festgesetzt; vielmehr begnügt sich Menelik mit dem Ersatze der aus der Verpflegung der italienischen Gefangenen erwachsenden Unkosten, deren Höhe überdies von dem Cabinet Rudini selbst bestimmt werden wird. Auch die übrigen Vertragsbestimmungen entsprechen durchaus der Billigkeit, wenn insbesondere stipulirt wird, daß die Mareblinie, die die neue Grenze bilden soll, in ihren Einzelheiten innerhalb eines Jahres festgesetzt werden soll.

Daß Italien sich in dem Friedensvertrage verpflichtet, dort keine Gebietstheile an einen anderen Staat abzutreten, diese vielmehr im Falle einer Verzichtleistung an Abessinien „zurückfallen" zu lassen, ist ohne jeden stichhaltigen Grund hier und da so verstanden worden, als ob auch die ursprüngliche Colonie Eritrea, sowie Cassala unter diese Bestimmung fallen würden. In Wirklichkeit kann es sich aber nur um die früher abessinischen Distriete handeln, da die übrigen niemals unter der Herrschaft des Negus standen, mithin auch nicht an diesen „zurückfallen" könnten. Für

Italien feindselige Pläne Rußlands und Frankreichs hinter dem Verhalten des Königs Menelik zu vermuthen, dazu läge auch dann keine Veranlassung vor, falls sich zwischen den beiden erwähnten Ländern und Abessinien engere freundschaftliche Beziehungen entwickeln sollten. Diese könnten allenfalls in England Mißtrauen erwecken, von wo aus auch die Italiener stets von Neuem angestachelt wurden, ihre für die eigenen Interessen wenig förderliche Colonialpolitik mit Hochdruck zu betreiben.

Dagegen hat sich gerade in jüngster Zeit deutlich gezeigt, daß das Ministerium Rudini-Visconti-Venosta insbesondere auf handelspolitischem Gebiete eine wesentliche Besserung des Verhältnisses zu Frankreich herzustellen vermochte. Als der Ablauf der italienisch-tunesischen Conventionen unmittelbar bevorstand, verlangten die dem früheren italienischen Conseilpräsidenten nahe stehenden Organe die unbedingte Erneuerung dieser Conventionen, wenn anders nicht von Seiten Italiens die alten Capitulationen wieder als Grundlage des Verhältnisses zur Regentschaft angerufen werden sollten. Diese Auffassung mußte jedoch verfehlt erscheinen, da Frankreichs Protectorat über Tunesien das Fortbestehen dieser Capitulationen ausgeschlossen erscheinen ließ. In Italien sowohl als auch in Frankreich machte sich aber sogleich eine besonnenere Anschauung geltend, und der Pariser „Temps" wies in einem damals viel bemerkten Leitartikel darauf hin, daß, falls es gelingen sollte, in der tunesischen Angelegenheit einen handelspolitischen modus vivendi herbeizuführen, auch der Zollkrieg zwischen Frankreich und Italien ein Ende finden könnte. Die Bemühungen Rudini's und Visconti-Venosta's waren dann vom Erfolge gekrönt, wobei allerdings den veränderten staatsrechtlichen Verhältnissen in Tunesien Rechnung getragen werden mußte. Vor Allem blieben jedoch im Wesentlichen die Interessen der vielen Tausende von Italienern gewahrt, die in der Regentschaft ihre Existenz begründet haben. Nachdem nun die italienisch-tunesischen Conventionen zur Unterzeichnung gelangt sind, wird auch von Unterhandlungen berichtet, die den Handelsverkehr zwischen Italien und Frankreich wieder lebhafter gestalten sollen. Das Ministerium Méline-Hanotaux ist im Princip einem solchen modus vivendi um so eher geneigt, als der französische Conseilpräsident, der selbst früher mit Recht als der hauptsächliche Vertreter extrem schutzzöllnerischer Maßregeln gegolten hat, inzwischen durch die thatsächlichen Verhältnisse, insbesondere durch die relative Verschlechterung der französischen Handelsbilanz belehrt worden ist, daß es der Ausfuhr des eigenen Landes nur dienlich sein könnte, wenn dem Zollkriege so bald wie möglich ein Ende bereitet würde. Andererseits wird in den Motiven der in der italienischen Deputirtenkammer eingebrachten Vorlage, in der die mit Tunesien vereinbarten Conventionen zur Genehmigung unterbreitet werden, ausdrücklich hervorgehoben, daß dadurch zugleich ein handelspolitisches Abkommen mit Frankreich vorbereitet werden soll.

Es fehlte nicht an Stimmen, die sich in dem Sinne äußerten, daß die Berufung des „franzosenfreundlichen" Ministers des Auswärtigen, Visconti-Venosta, zum Nachfolger des Herzogs di Sermoneta im Cabinet Rudini sogleich eine andere Orientirung in der italienischen Politik vorhersehen ließe. Auch wurde hervorgehoben, daß von französischer Seite Bemühungen gemacht werden könnten, die Loslösung Italiens vom Dreibunde vorzubereiten. Der Conseilpräsident Rudini hat jedoch in der Deputirtenkammer sogleich alle Bedenken in Bezug auf das treue Festhalten Italiens an der Tripelallianz beseitigt, indem er andererseits betonte, daß dieses Bundesverhältniß sehr wohl mit freundschaftlichen Beziehungen zu Frankreich im Einklange stände.

Hat die auswärtige Politik Italiens sich in jüngster Zeit günstiger gestaltet, so haben auch die Finanzverhältnisse des Landes, seitdem Luzzatti das Portefeuille des Staatsministeriums übernommen, eine wesentliche Besserung erfahren. Aus dem Finanzexposé, das der Schatzminister des Cabinets Rudini am 7. December in der Deputirtenkammer vorgetragen, ergibt sich die Wiederherstellung des Gleich-

gewichtes im Staatshaushalte, während in den folgenden Jahren sogar Ueberschüsse erzielt werden sollen. Allerdings wird es fortgesetzter Bemühungen in allen Zweigen der Verwaltung bedürfen, damit dieses Gleichgewicht aufrecht erhalten werde, zumal da die Budgets der Marine und des Krieges eine Erhöhung erheischen. Es wird daher großer Sparsamkeit bedürfen, um das von Luzzatti entwickelte Programm in allen Punkten zu verwirklichen. Dem Conseilpräsidenten gebührt aber das Verdienst, daß er insbesondere in der inneren Verwaltung bemüht ist, der Corruption, die dem Nationalwohlstande schwere Wunden schlug, ein Ende zu bereiten. Fährt Rudini erfolgreich auf diesem Wege fort, so wird es ihm sicherlich auch gelingen, eine geschlossene Kammermehrheit um sich zu scharen.

Weit weniger günstige Erfahrungen als Italien mit dem Cabinet Rudini hat Belgien in jüngster Zeit mit seinem Ministerium gemacht. König Leopold II., dessen constitutionelle Gesinnung sich stets bewährte, legte seit geraumer Zeit großen Werth auf die Militärreform, deren Grundstein die allgemeine Dienstpflicht bilden sollte. Die gegenwärtige clericale Regierung hatte auch in dieser Beziehung dem Lande gegenüber bestimmte Verpflichtungen übernommen. Als es nun aber unlängst galt, der Repräsentantenkammer eine bezügliche Vorlage zu unterbreiten, entschied sich die Mehrheit des Cabinets gegen die Einführung der allgemeinen Dienstpflicht, so daß der Kriegsminister, General Brassine, der sich durchaus in Uebereinstimmung mit den in der gesammten belgischen Armee herrschenden Anschauungen befand, seinen Abschied nahm. Daß kein einziger General sich bereit finden ließ, an Stelle des Generals Brassine das Kriegsportefeuille zu übernehmen, hätte der Regierung wohl den richtigen Weg weisen müssen. Die Armee empfand es denn auch als eine ihr zugefügte Kränkung, daß der „Eisenbahnminister“ Vandenpeereboom mit der interimistischen Leitung des Kriegsdépartements betraut wurde. Wie blutiger Hohn erschien das ihm in ernsthaften belgischen Blättern angeheftete Epigramm, seine Ernennung rechtfertige sich wohl aus dem Grunde, daß er als Eisenbahnminister berufen sei, die Militärreform „entgleisen“ zu lassen, da das „déraillement“ gewissermaßen als seine Specialität angesehen werden dürfte.

Wie das clericale Ministerium, in dem insbesondere de Woeste eine verhängnißvolle Rolle spielt, einen Ausweg aus den Schwierigkeiten finden soll, die es sich selbst bereitet hat, läßt sich nicht absehen. Wohl aber zeigt sich von Neuem, daß die clericale Regierung ihrer Aufgabe durchaus nicht gewachsen ist. Anstatt das liberale Bürgerthum widerstandsfähig gegen den Ansturm der Socialdemokratie zu erhalten, die in der Repräsentantenkammer bereits eine ganze Reihe von Sitzen erobert hat, entfremdet das Ministerium sich die gemäßigten Elemente im Lande mehr und mehr. Mag es immerhin noch über die Mehrheit im Lande verfügen, so kann doch keinem Zweifel unterliegen, daß früher oder später ein Zersetzungsproceß eintreten muß.

Kann dem clericalen Ministerium in Belgien der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß es aus taktischen Rücksichten die patriotischen Gefühle verletzt, die, wie das gleiche Recht für alle Staatsbürger, auch die gleiche Pflicht verlangen, so ist durch die jüngsten Vorgänge in Spanien erhärtet worden, daß alle Parteien dort mit einander wetteifern, sobald die Ehre des Vaterlandes auf dem Spiele steht. Die aus Anlaß der Ausschreibung einer inneren Anleihe im Betrage von vierhundert Millionen Pesetas an dieser Stelle ausgesprochene Annahme, daß mit Rücksicht auf den Patriotismus der gesammten Bevölkerung das Ministerium Canovas del Castillo in den Stand gesetzt werden würde, allen Anforderungen zu genügen, die im Interesse der Unterdrückung der aufständischen Bewegungen auf Cuba und auf den Philippinen an sie gestellt werden, hat sich in vollem Maße bestätigt. Diese Anleihe wurde weit überzeichnet, so daß die Regierung die ihr zur Verfügung gestellten Beträge reduciren mußte.

Daß die Insurgenten auf Cuba insbesondere von den Vereinigten Staaten Unterstützung erhalten, ist eine längst feststehende Thatsache. Mit großer Spannung

wurde deshalb der Botschaft des Präsidenten Cleveland entgegengesehen, weil mehrfach angenommen wurde, daß die Aufständischen als kriegführende Partei anerkannt werden könnten. Den amerikanischen „Chauvinisten" wird nun die am 7. December an den Congreß gelangte Botschaft insofern eine Enttäuschung bereitet haben, als Cleveland ausdrücklich erklärte, es sei unter den gegenwärtigen Umständen nicht möglich, die cubanischen Aufständischen als kriegführende Macht anzuerkennen. Wohl aber erörtert die Botschaft des Präsidenten der Union die Schwierigkeiten, mit denen die Spanier auf der großen Antille zu kämpfen haben, und zwar gegenüber einem Feinde, der einer offenen Feldschlacht aus dem Wege gehe, sowie gegenüber solchen Elementen, die in den Vereinigten Staaten ihren Wohnsitz haben, ohne daß ihnen auf Grund der amerikanischen Gesetze wegen ihrer Parteinahme für die Insurgenten entgegengetreten werden könnte.

Bemerkenswerth ist der Hinweis der Botschaft, daß die Regierung der Vereinigten Staaten bereits vor einigen Monaten der spanischen Regierung in vertraulicher Weise mitgetheilt habe, sie selbst würde sich ernstlich bemühen, geeignete Mittel für eine Garantie zu finden, falls unter einer solchen der Insel Cuba ein genügendes Maß von Autonomie angeboten und von den Aufständischen angenommen werden sollte. Dieser Vorschlag, den Cubanern eine gewisse Selbständigkeit zu verleihen, ist in Spanien selbst früher bereits aufgetaucht. Der spanische Nationalstolz, der sich einerseits in einem nie versiegenden Patriotismus äußert, läßt aber andererseits nicht zu, daß den Insurgenten Zugeständnisse gemacht werden, ehe nicht wesentliche militärische Erfolge erzielt worden sind. Derselbe Nationalstolz würde auch nicht gestatten, daß Spanien jemals die Insel Cuba den Amerikanern verkaufen könnte, wie von einigen „Realpolitikern" der Union vorgeschlagen wurde. Mit Recht hat aber ein Passus der Botschaft Cleveland's in Spanien lebhaften Widerspruch erfahren. „Wenn klar zu Tage tritt," äußerte der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika unter Anderem, „daß Spanien nicht im Stande ist, mit dem Aufstande fertig zu werden, und sich zeigt, daß seine Souveränetät auf Cuba erloschen ist für alle Zwecke einer rechtmäßigen Existenz, wenn ferner das hoffnungslose Ringen in einen Kampf ausgeartet ist, wobei nur nutzlos Menschenleben geopfert werden, so wird sich eine Lage darbieten, in der unsere Verpflichtungen gegen die Souveränetät Spaniens durch höhere Verpflichtungen ersetzt werden, deren Erfüllung wir kaum ablehnen können."

Es kann nicht überraschen, daß dieser Hinweis auf die Eventualität einer Intervention in Spanien große Erregung hervorgerufen hat. Ein militärisches Organ erklärte sofort, Spanien würde mehr als genügende Streitkräfte haben, um eine Einmischung der Vereinigten Staaten zurückzuweisen. Wie sehr aber alle spanischen Parteien in diesem Punkte einig sind, erhellt am besten daraus, daß der liberale Parteiführer Sagasta es bereits als eine Anmaßung bezeichnete, für die Vereinigten Staaten von Amerika ein solches Interventionsrecht zu beanspruchen. Das conservative Cabinet Canovas del Castillo darf sich also der Unterstützung der Opposition in den Cortes versichert halten, sobald es entschieden zu handeln gilt. — Da Cleveland sehr bald aus seiner leitenden Stellung in das Privatleben zurücktreten wird, darf angenommen werden, daß seine volltönenden Worte über Cuba nicht allzu ernsthaft genommen zu werden brauchen. Die Spanier haben überdies am 8. December einen bedeutsamen Sieg über die cubanischen Insurgenten errungen, wobei nach den vorliegenden Berichten einer der Hauptführer der Aufständischen, der Mulatte Antonio Maceo, das Leben verlor. Dies berechtigt zu der Erwartung, daß die Erregtheit in Spanien sehr bald wieder einer ruhigeren Auffassung weichen wird.

Literarische Rundschau.

Brockhaus und Meyer.

[Nachdruck untersagt.]

Brockhaus' Conversations-Lexikon. Vierzehnte, vollständig neu bearbeitete Auflage. Leipzig, Berlin und Wien, F. A. Brockhaus. 1894—95.

Meyer's Conversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Fünfte, gänzlich neu bearbeitete Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1893 ff.

In diesen Jahren, die das Abendroth einer Jahrhundertwende verklärt, begegnet man öfter der Idee, in großen, zusammenfassenden Werken die Summe unserer letzten hundert Arbeitsjahre zu ziehen. Wie diese Arbeit alle Furchen der Jahrtausende umgeackert hat, so hieße ihre Geschichte schreiben zugleich das ganze Culturbild aller Zeiten zu einander drängen. Aber an solchen Büchern, die der Geist und die Begeisterung einer zufälligen Wendestunde auf den Plan fordern, haftet nur zu leicht der Fluch der Improvisation, der nervösen Schnellarbeit. Es bedarf, um ihnen echte Tiefe zu geben, einer Bewegung aus dem Herzen des Jahrhunderts selbst, einer Bewegung, die unabhängigen Nothwendigkeiten der Entwicklung entsprossen ist und jetzt erst gleichsam unverhofft in die Feiertagsbeleuchtung großer Stunde eintritt. Eine solche Bewegung von eminent praktischer Art hat in unserem Jahrhundert die Idee des Conversations-Lexikons hoch und höher getrieben. Rascher, als daß unsere deutsche Sprache ein eigenes treffendes Wort für den Begriff ausbilden konnte, hat er, der die Welt umspannen sollte, auch diese Welt erobert. In seinen geschichtlichen Anfängen knüpfte der Kerngedanke der „Encyklopädie" selbst noch sehr scharf an eine Art Sonntagsstimmung der Forschung an; er wahrte einen monumentalen, krönenden Charakter nach endloser Einzelarbeit. Das eilig wachsende praktische Bedürfniß, wie es sich dieser Encyklopädien als einfacher Nachschlagebücher bemächtigte und sie zu seinem Tagesgebrauche abschliff, hat dann in unseren Zeiten jenen ursprünglichen Glanz etwas verwischt. Aber die Bewegung selbst wurde dabei nur vertieft. Und heute, wo der Zauber der Stunde uns auch ideell wieder auf den Ueberblick, die Zusammenfassung aller menschlichen Leistung weist, vollzieht sich der höheren Betrachtung leicht auch wieder der Anschluß an jene erste Gestalt.

Das eine der beiden Lexika, an die wir denken, wenn das Wort erklingt, das Brockhaus'sche, feiert fast zugleich mit der Jahrhundertwende sein eigenes Jahrhundert, — sein erstes, sagen wir gern, denn noch immer behauptet es in Ehren seinen Platz, und warum sollte es nicht noch auf lange so dauern! Mit einer gewissen Rührung blicken wir heute auf die Anfänge eines buchhändlerischen Unternehmens, das jetzt so im Glanze dahin steuert und das doch vor nunmehr beinahe hundert Jahren als ein schwaches, ja leckes Boot hinausgetrieben wurde, — dem

wechselvollen, oft nur zu trüben Fatum anvertraut, das deutschen Büchern von jeher beschieden gewesen ist. 1796 legten Löbel und Francke in Leipzig den Grund zu dem, was später als „Brockhaus" Weltruhm erlangt hat. Der Name „Conversations-Lexikon" brauchte damals nicht mehr erfunden zu werden; schon zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts war er, wenn auch als Nebentitel, verwendet worden. Aber es war für seine Fortexistenz thatsächlich von entscheidender Wichtigkeit, daß er gerade jetzt erneuert wurde, wo das Wort „Encyklopädie" von Frankreich her eine ungeheure Leuchtkraft erlangt hatte und das ganze Fach endgültig zu erobern drohte. Ob es nicht ein drittes, deutsches Wort gegeben hätte, besser als beide .... es hat heute nicht mehr viel Werth, darüber nachzugrübeln. Die Geschichte jener Gründung war an sich eine Tragödie der Irrungen. Auf vier Bände war das Lexikon angelegt. Sechs wurden um des Stoffes willen daraus. Als aber der sechste erschien, zwölf Jahre nach dem ersten, da war das Werk selbst schon längst aus den Lehr- in die Wanderjahre gerathen und hatte nach einander vier Besitzern angehört. Als fünfter übernahm es auf dem Wege der Pfändung der Drucker. Und von ihm endlich, auf sechs Bände als sechster Verleger, kaufte es Friedrich Arnold Brockhaus, um 1800 Thaler. Das war 1808, und von hier ab beginnt in raschem Anwachsen der Siegeslauf, den heute die vierzehnte Auflage als „Jubiläumsauflage" krönt. Sicherlich war mit jener Wende zu Brockhaus hinüber etwas Entscheidendes geschehen für die ganze Idee: statt des unsicheren Tastens trat dahinter die starke, bewußte That. Aber im Blick auf das Ganze verschwimmen die paar Kampfesjahre; man sieht das Bedürfniß einer neuen Zeit, eines neuen Jahrhunderts, das sich gebieterisch Bahn gebrochen hätte auf jeden Fall.

Wie jetzt die schönen Bände der letzten Brockhaus-Auflage vorliegen, mit ihrem scharfen Druck, ihren leuchtenden Farbentafeln, ihrer langen, stolzen Reihe, die sich so echt modern in jede Bücherei einschiebt, wie im schweren Bewußtsein ihrer Unentbehrlichkeit — da ist in gewissem Sinne wirklich eines der abschließenden Bücher unseres Jahrhunderts gegeben, weit über die praktische Bedeutung für den Handgebrauch hinaus. Oder im Grunde: wo liegt für uns heute die Grenze zwischen praktisch und ideell? Ist es nicht gerade ideell ein Stück Größe, ein Stück vom typischen Kern unserer Zeit, daß sie in jedem Augenblick das Gesammtwissen zum Gebrauch in ihrer Nähe haben muß? Eine Eselsbrücke hat man wohl in geringschätzendem Sinne das Lexikon genannt. Aber diese Auffassung entsprang einem Bewußtsein, das wir heute nicht mehr besitzen. Vor hundert Jahren hatte der Begriff „Bildung" noch etwas Einheitliches, etwas Allumfassendes. Einmal in ihren Grundzügen erworben, erschloß die Bildung alle Gebiete gleichmäßig. Der Kreis der Gebildeten war viel kleiner, viel exclusiver als heute, aber wer dazu gehörte, von dem glaubte man auch, und er glaubte es selbst, daß er in allen Sätteln reiten könne. In Wahrheit war diese Vorstellung eine Fiction. Sie ging hervor aus der einseitigen Vervollkommnung gewisser Denk- und Wissensgebiete und der Verachtung oder wenigstens Vernachlässigung anderer. Im Augenblick, da die Naturforschung sich zu einer wirklichen Macht erhob und einsetzte, ein ganzes Jahrhundert umzugestalten, zerriß der künstliche Schleier. Man schaute in ein ungeheures Gebiet, in das die conventionelle humanistische Bildung nicht ohne Weiteres hinein geleitete. Ein wirklich universaler Kopf wie Goethe fühlte das zu einer Zeit, da seine Umgebung noch kaum angehaucht war davon. Mit Befremden sah man ihn auf einer Lebenshöhe, da er als die Incarnation der Bildung, der humanistischen Bildung, den Mitlebenden erschien, in unsäglicher Arbeit sich herantasten an die neue Welt der Naturwissenschaft. Seitdem ist diese Welt so riesenhaft vor uns Allen aufgegangen, sie hat so allgewaltig eingegriffen in jeden Zweig unseres Lebens, daß auch das Gewissen der Menge im Sinne Goethe's capitulirt hat. Aber in die Erkenntniß, daß eine Bildung nur halb sei, die jene neuen Geisteswege nicht zu wandeln wisse, fiel auch die andere, schwerere, daß jetzt das Wissensgebiet überhaupt anfange, so groß zu werden, daß ein gewisser schöner

Traum von gründlicher Universalbildung jedes „Gebildeten“ langsam seinem nothwendigen Ende zugehe. Uns Alle, wie wir auch im Einzelnen über den Werth und Umfang pädagogischer Dinge denken mögen, uns bewegt im Innersten immer stärker der Gedanke, daß wir wohl noch eine einheitliche Methode als Kern aller Bildung weiter zu geben vermögen, aber daß auch nur der volle Umriß dessen, was die Menschheit heute besitzt, nicht mehr Jedem vermittelt werden kann. In der Linie dieser schlichten Erkenntniß ist das Lexikon keine Eselsbrücke mehr für den Halbgebildeten, der als Unechter sich in die Gemeinde drängt — es verkörpert einen unumgänglichen Hülfsact gerade der gebildeten Menschheit Es war ein Hülfsact dieser Art, als der Mensch in der Schrift überhaupt einen Ausweg fand, um die Last der mündlichen Tradition zum größeren Theil auszuschalten aus dem Gehirn des Einzelnen. Uns gegenwärtig, die wir schon an das Lexikon so allgemein gewöhnt sind, dünkt es fast wie ein weit hergezogener Gedanke, daß auch dieses Lexikon nur wieder einer der wunderbaren Fortschritte ist, in denen der Mensch inmitten der zunehmenden Fülle um seine alte Freiheit ringt und das kleinste Kraftmaß auch im unglaublich Erweiterten zu bewahren bestrebt ist.

Von sechs Bänden zu sechzehn: das spiegelt die Wünsche zugleich und die Leistungen von hundert Jahren mehr im Leben der Menschheit. Man muß einen solchen neuen Band Brockhaus durchblättern, um einen Begriff zu bekommen, welchen Raum hier das neunzehnte Jahrhundert an sich füllt. Der fünfte liefert ein besonders schlagendes Beispiel. Er setzt ein mit Deutschland. Die ersten Farbentafeln zeigen Wappen, Kronen, Standarten des neuen Deutschen Reichs und ein Gruppenbild: Uniformirung der Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika. Wie das 1796, in dem Werk der Löbel und Francke, geklungen hätte! Der Chromodruck, mit dem die Tafeln hergestellt sind, ist dabei als Technik noch wieder durchaus eine moderne Errungenschaft. Es folgt eine schwarze Tafel: Säugethierreste aus dem Diluvium. Das Petersburger Mammuthskelett, das sie vorführt, ist nahezu in der Geburtsstunde des Jahrhunderts aus dem sibirischen Eise gethaut. Und kaum viel älter ist die ganze Wissenschaft der Paläontologie im scharfen Sinne, der die Tafel ihre Nomenclatur entlehnt. Die Tafel „Dreschmaschine“ zeigt ein Instrument, dessen erstes Exemplar 1841 nach Deutschland kam. Die schöne Farbentafel „Dünnschliffe von Mineralien in mikroskopischer Vergrößerung“ verkörpert eine Erfindung von 1850. Vier Tafeln illustriren das Wesen der Dynamo-Maschinen: die ersten entstanden 1832 im Anschluß an Faraday's epochemachende Entdeckungen. Recht eigentlich den Mittelpunkt des Bandes füllen die Artikel über Eisenbahn und Alles, was damit zusammenhängt, nahezu neunzig Seiten Text, mit einer Masse von Textillustrationen, einer Farbentafel zur Entwicklung des Eisenbahnnetzes in den Hauptländern der Erde und einer langen Reihe statistischer Tabellen: — das gesammte Material liefern die letzten 66 Jahre. Mit den unmittelbar folgenden drei Tafeln „Eisenbrücken“ (mit sieben vortrefflichen Ansichten) ist eine technische Leistung berührt, die für Deutschland nur gerade zwei Jahre älter ist als das Lexikon. Endlich beginnt in demselben Bande noch die umfassende, im Ganzen an fünfzig Seiten einnehmende Darstellung der Elektricität und ihrer Verwerthung im Telegraphen u. s. w., — ein Gebiet, das in der Form, wie es sich jetzt unter unseren Augen eröffnet, um 1796 keine kühnste Märchenphantasie hätte vorausahnen können. So hat das Jahrhundert selbst erst recht eigentlich sein großes Buch zurecht geschmiedet, und in den hundert Jahren Lexikon tritt, obwohl das Lexikon seinem Princip gemäß auch die ganze Vergangenheit vorher umschließen sollte, doch am schärfsten das Bild dieses einen Jahrhunderts hervor. Es war ein zu glückliches Jahrhundert gerade für die Zwecke und den äußeren Rahmen eines solchen Lexikons. Ein Jahrhundert, das mehr in den Tiefen der Idee, in der stillen, grabenden Gedankenarbeit lebte, wie das achtzehnte, hätte sich in solchem Buche nie so zum Ausdruck bringen lassen.

Man empfindet das besonders deutlich, wenn man die Bilder durchgeht. Ueber achtzig Jahre lang ist Brockhaus ohne Abbildungen durch die Welt gezogen. Seit Ende der Vierziger lief ein „Bilder-Atlas“ lose neben ihm her, der zum Theil sehr gute Blätter brachte, aber doch nie in rechten Gleichtact mit dem Ganzen gekommen ist und sich durch einen besonderen, systematisch gehaltenen Text eher entfernt als vereint hat. Die dreizehnte Auflage brachte dann zuerst bildliche Beilagen und Karten im Lexikon selbst. Heute darf man von einem regelrechten „Bilderwerke“ sprechen. Und schon beginnt in der neuesten Bearbeitung selbst das farbige Bild in einer Weise hervorzuglänzen, daß ein Bücherfreund von 1796 an die prachtvollsten, unerschwinglich theuren Liebhaberbände seiner Tage, die nur da und dort ein reicher Subscribent unter großen Opfern sich aneignen konnte, erinnert werden müßte. Es ist dem Brockhaus'schen Lexikon in besonderer Weise als Verdienst anzurechnen, daß es sich bemüht hat, in seinem Bilderschmuck nicht bloß hinsichtlich der künstlerischen Technik Gutes zu leisten, sondern auch in der stofflichen Auswahl direct Gewicht legt auf eine würdige Vertretung der Kunst. Im Allgemeinen ist es das Loos einer solchen Arbeit, daß im Text die feinen ästhetischen Werthe nothwendig zurücktreten hinter der Masse verstandesnüchternen Materials: das Lexikon, das neunzig doppelspaltige Seiten für unser Eisenbahnwesen offen hat, gewährt nur neunzehn und eine halbe Zeile für die sixtinische Madonna Rafael's! Aber schöne Bilder konnten hier Manches ausgleichen, und bis zu den unvermeidlichen Grenzen der Kostspieligkeit ist das wirklich geschehen. Eine lange Reihe großer Kunstbeilagen zieht sich von Band zu Band, einige überraschend in ihrer glücklichen Wirkung. Die meisten stellen Werke der Plastik dar, auf ganzseitigen Tafeln so splendid, wie man es selbst in Kunsthandbüchern nicht oft findet; einige auch Gemälde, so Leonardo da Vinci's Abendmahl, Rembrandts Selbstbildniß, Tizian's Zinsgroschen u. a.; die sixtinische Madonna hat sogar eine farbige Wiedergabe auf schwerem Carton gefunden. Solche Anläufe nach der ästhetischen Seite haben in einem Buche, das so in die Volksmasse eindringt, mehr Werth, als man gewöhnlich denkt. Wer gewohnheitsmäßig in der Kunst lebt, der wird nicht grade zum Conversationslexikon greifen, um sich an den Herrlichkeiten Tizian's oder Rafael's zu erbauen. Aber das Lexikon selbst wandert in Kreise, wo nur zu oft alle künstlerischen Anschauungsmittel überhaupt fehlen. Es wandert in eine Generation, von der beinahe zu befürchten ist, daß sie die Welt des Ideals nur anschaut durch die zwar höchst verdienstvollen, aber in ihrer äußeren Erscheinung doch nüchternen, bildlosen Blätter der Reclam'schen Universalbibliothek. Das Conversationslexikon ist vielfach das einzige Werk, das diesen billigen Heftchen den Boden noch streitig macht. Glückliche Umstände ermöglichen, daß es, sehr im Gegensatz dazu, überhaupt mit bildlichem Schmuck auftreten kann. Und ich finde hier nun jedes Quentchen ästhetischer Anschauung, die mit ihm weitergegeben wird, wirklich sehr dankenswerth. Das Brockhaus'sche Lexikon hat da ein neues, wichtiges Feld betreten, das Hoffnungen nicht nur für ein ferneres Gedeihen des nunmehr hundertjährigen Werkes im Ganzen, sondern auch noch für eine ersprießliche Fortentwicklung innerhalb des volksthümlichen Zweckes weckt.

Brockhaus, wie gesagt, hat Namen und Idee des Conversations-Lexikons in entscheidender Weise hochgebracht — darüber wird nie ein Zweifel sein. Aber große Ideen gehören von einem gewissen Punkte ab nicht mehr ihrem Urheber allein. Gebieterisch macht sich das Recht der Menschheit geltend. Einmal hinausgeworfen lebt die Idee fortan im Bedürfniß der Menge, und Niemand kann hemmen, daß Mehrere, Jeder individuell nach seiner Weise, innerhalb des Ganzen dem Bedürfniß entgegenkommen. So hat in einem logischen und guten Sinne das Meyer'sche Lexikon nach rund etwa fünfzig Jahren sich dem Brockhaus'schen an die Seite gestellt. Der Emporgang ist ihm leicht geworden, weil der Boden geebnet, das Interesse geweckt war. Aber dafür galt es auch neben dem vorhandenen starken Bau empor-, aus seinem Schatten herauswachsen. So hielten sich Vortheil und Nach-

theil wohl die Wage. Der Erfolg, der nicht ausblieb, muß denn doch an der individuellen Kraft gelegen haben.

Mit voller Schärfe hat sich vom Beginn an das Meyer'sche Lexikon nach der Seite hin entwickelt, die in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts, wie sie hier allein in Betracht kam, thatsächlich die entscheidende war: nach der naturwissenschaftlichen. Naturwissenschaft muß dabei weit gefaßt werden — in dem Sinne, daß die gesammte Technologie mit ihrem stolzen Siegeslauf dazu gehört, daß die Erdkunde im umfassendsten Maße sich anschließt. In der neuen Auflage ist schon aus den bildlichen Beigaben sofort zu erkennen, wohin die Tendenz am stärksten geht. Das Bibliographische Institut behauptete seit Jahrzehnten eine führende Rolle in der volksthümlichen Darstellung naturwissenschaftlicher Ergebnisse für Deutschland — in gewissem Sinne sogar für die ganze Welt, da auch nur annähernd so brauchbare Werke in anderen Sprachen zur Zeit nicht existiren. Es genügt, hier an Brehm's „Thierleben" zu erinnern. Im illustrativen Beiwerk sind diese Bücher zum Theil sogar führend und bahnbrechend geworden für die strenge Forschung selbst; die Thierbilder bei Brehm bedeuteten einen entscheidenden Umschwung in der ganzen zoologischen Darstellungsweise. Es ist erklärlich, daß aus solchem Kreise heraus auch der naturwissenschaftliche Bilderschmuck des Lexikons eine Grundlage bekam, wie sie ähnlich bisher noch nicht zu Gebote gestanden hatte. Die große Menge prächtiger, zum Theil mit den besten Mitteln modernen Farbendrucks hergestellter Tafeln aus dem zoologischen und botanischen Gebiete, die beim Durchblättern der Bände mit zuerst in die Augen fallen, zählen nicht mehr unter die Rubrik einfacher, schlichter Nachhülfen zur Erläuterung kurzer Textreferate über dieses oder jenes zoologische oder botanische Object. Ihr Werth ist ein selbstständiger, und wer das Lexikon erwirbt, sollte sich bewußt sein, daß er wenigstens für einige bedeutsame Gebiete die besten bildlichen Hülfsmittel mit erwirbt, die überhaupt in unseren Tagen in der Gesammtliteratur enthalten sind. Ich finde bei solchem Sachverhalt denn auch keinen Fehler darin, daß eine gewisse Ungleichheit der stofflichen Vertheilung vielfach sehr deutlich wird. Man sieht das Bemühen, lieber Einiges gründlich zu illustriren und Anderes gar nicht, als mit Dutzendwaare überall halb zu sein. So sind beispielsweise die Säugethiere in höchster künstlerischer Vollendung auf einer ganzen Menge von Tafeln fast erschöpfend im Sinne eines guten Lehrbuches vorgeführt. Eine ähnliche annähernde Vollständigkeit für alle Gebiete auch nur der einen zoologischen Wissenschaft wäre selbstverständlich im Rahmen auch von so viel dicken Bänden unmöglich gewesen. Man muß hier bedenken, was ich schon oben erwähnt: daß ein modernes Lexikon in vielen Kreisen, wo an Büchern sonst kein Ueberfluß herrscht, nicht bloß als Nachschlagewerk, sondern auch als Bilderbuch in gewissem Sinne dient. Die heranwachsende Jugend blättert wieder und wieder nach den Tafeln. Auch da kommt es weniger darauf an, wie viel geboten sei, als wie es geboten werde. Für außerordentlich gelungen halte ich hier einige Farbentafeln, die in Gruppenbildern die charakteristischen Thierformen ganzer Faunengebiete: Afrika, Australien, die Polarländer, vereinigt zeigen. Wie rund, wie plastisch wird ein Wort wie Australien in solchem Bilde! Gerade solche Darstellungen haben noch den guten Vorzug, daß sie nicht leicht veralten, viel weniger jedenfalls als das Detail der Karten oder die statistischen Angaben des Textes; sie können höchstens veralten, wenn der Farbendruck einmal noch ein Stück weiter empor kommt. Ein paar andere dieser Tafeln sind nicht nur instructiv, sondern direct wissenschaftlich ganz originell. Ich glaube, daß nicht jedem Leser im Augenblick geläufig sein wird, was man in der Thierkunde heute unter dem Begriff „Hochzeitskleid" versteht. Hier dürfte der Blick auf zwei ganz besonders gelungene Farbenbilder des achten Bandes wirklich eine reizvolle Bereicherung des allgemeinen Weltbildes sein. Eine Menge von Wirbelthieren entwickelt in den Tagen des Liebesrausches üppige Farben und Bildungen, die später wieder verschwinden: das Kehlblau des Blaukehlchens, der lange Schwanz des Wittwenvogels, der groteske

Schnabel des Larventauchers gehören nur dieser Stimmung an; im Wasser erstrahlt das Männchen des Bitterlings zur Liebeszeit in den Farben des Regenbogens, die Goldgrundel glänzt wie besät mit Edelsteinen, der Stichling glüht roth und blau wie von innerem Feuer. Die Erforschung dieser Dinge gehört zum Theil der allerjüngsten Zeit an — die Erklärung greift tief ins Herz der wichtigsten Darwinistischen Probleme. In einheitlicher Gruppe aber zur farbigen Darstellung gebracht, so daß auch der Laie sogleich sieht, worum es sich handelt, ist die ganze Sache überhaupt hier im Lexikon zum allerersten Mal. Wieder zwei andere bunte Tafeln wagen das schwere Kunststück, den Begriff „Darwinismus" selbst zu illustriren. Sehr anschaulich sieht man da im Anschluß an sieben doppelspaltige Seiten Text je ein paar Beispiele der wichtigsten Darwinistischen Beweisstücke: ein paar Hummeln, die allgemein das Variiren der Arten zeigen, dann am Beispiel unseres kleinen Fuchses (Schmetterling) die klimatische Variation, bei einem anderen Schmetterling den sogenannten Saison-Dimorphismus, in Gestalt von Primeln die Bastardbildung, endlich in treffenden Proben aus dem Pflanzen- und Insectenleben die „Anpassung" an das Wasser- und Schmarotzerleben. Gerade solche und ähnliche Bilder beweisen, daß das ganze Lexikon mit wirklicher Liebe als populäres, die Forschung nicht in kürzesten Daten registrirendes, sondern ernstlich vermittelndes Werk von den Herausgebern gedacht ist. Und ich glaube, gerade in dieser neuesten Auflage die Spuren davon noch wesentlich stärker zu finden als in den früheren. Man muß billiger Weise bemerken, welches Dilemma hier zu vermeiden war. Ein trockener Hülfsapparat für das Gedächtniß und ein im echt volksthümlichen Sinne belehrendes, lesbares Buch sind Begriffe, die sich nahezu ausschließen. Eine Lösung wäre nur möglich in einem einzigen Sinne — das ist aber ein Sinn, der vorerst nur wie ein ganz fernes Ideal vor uns schweben kann. Es würde sich darum handeln, jedes moderne Problem auf seinen krystallklarsten Kern zurückzuführen und, was damit aufs Tiefste zusammenhängt, diesen Kern auch sprachlich so krystallklar zum Ausdruck zu bringen, daß jedem Hörer der Sinn absolut unzweideutig aufgehen müßte, auch wenn er gar keine Vorkenntniß mitbrächte. Natürlich wäre diese klarste Essenz all' unserer Probleme gleichzeitig die räumlich kleinste, die man sich denken kann, und sie fiele inmitten ihres höchsten volksthümlichen Werthes einfach zusammen mit dem Ideal lexikalischer Kürze. Aber täuschen wir uns nicht darüber, daß die Erfüllung dieser Forderung nicht mehr und nicht weniger bedeutet, als die Erfüllung des höchsten Ideals unserer ganzen menschlichen Forschung überhaupt. Wie es das Ziel unserer ganzen Naturwissenschaft ist, das ungeheure Spiel der Weltendinge auf ein paar einzelne, leicht verständliche Gesetze zurückzuführen, also gewissermaßen für alle Probleme jene feinste Essenz ideell herzustellen, so ist es nicht minder im Grunde das lauterste Ideal all' unserer vollendetsten Sprachbeherrschung, die weitesten Dinge in das prägnanteste, knappeste Wort zu kleiden. Und so liefe denn die Forderung an das vollkommene Conversations-Lexikon eigentlich hinaus auf die höchste aller menschlichen Geistesforderungen — jene, die eben, weil sie die höchste ist, einstweilen nothwendig hinsichtlich ihrer Erfüllung noch unsere fernste ist, der wir einstweilen nur mit mehr oder minder stümpernden Annäherungswerthen nachrücken. Erkennt man in der Linie solcher Gedankengänge gewisse unvermeidliche Grenzen, die der Lexikographie noch auf lange gesteckt sind, so wird auf der anderen Seite nicht zu leugnen sein, daß gerade die Entwicklung unserer Lexika im neunzehnten Jahrhundert künftig eine interessante Quelle werden kann für das Maß ideeller und stilistischer Concentration, das unsere Zeit bereits erreicht hatte. Unleugbare und gesunde Fortschritte sind in der neuen Auflage des Meyer überall da zu bemerken, wo zwischen der leidigen, aber praktisch nun einmal unvermeidlichen Alphabetschablone die Ansätze zu mehr vergeistigter Gliederung durchschimmern. So in großen Rubriken wie „Afrika" oder „Deutschland", wo die Schablone nur ein einzelnes Wort liefert, die vielen Seiten Erläuterung aber eine rein sachliche, individuelle Composition

erhalten durften. Der Artikel „Afrika“ ist musterhaft in dieser Hinsicht gebaut. Auf fünfundzwanzig Seiten folgen sich gegen zwanzig Unterabtheilungen, nicht alphabetisch, sondern stofflich geordnet. An der Spitze steht eine besondere Uebersichtstabelle mit speciellerer Seitenangabe. Dann folgen als Sonderrubriken mit eigenen Ueberschriften „Küsten“, „Inseln“, „Flüsse“, „Geognostisches“, „Nutzbare Mineralien“, „Klima“, „Pflanzenwelt“ u. s. w. Den Schluß bildet die Entdeckungsgeschichte, die abermals in sieben Einzelcapitel gegliedert ist. Neun Tafeln, darunter eine vortreffliche, mit besonderer Tabelle erläuterte Karte der Entdeckungsreisen, liefern das nöthige Anschauungsmaterial. Aehnlich reich und geschickt ist „Deutschland“ aufgebaut, auf neunzig Seiten, mit einer Fluß- und Gebirgskarte, einer geologischen und einer technisch-mineralogischen Karte, ferner Karten über Klima, Bevölkerungsdichtigkeit, Confessionen, landwirthschaftliche Verhältnisse, Garnisonen, und vier Karten zur geschichtlichen Entwicklung. Solche Abschnitte erwecken eine unbefangene Freude auch in Momenten, wo man nicht „zum Zweck“ irgend etwas sucht.

Wenn man sich entschließt, Arbeiten dieser Art einen hohen Rang in der literarischen Leistung unserer Tage anzuweisen, so wird man auch noch eins nicht übersehen dürfen. In unserer von Parteien zerrissenen Zeit liegt in der Idee des universal zusammenfassenden Lexikons einer der stärksten Hülfsfactoren zur wirklichen Objectivität. Ich weiß sehr wohl, daß auch diese absolute Objectivität des Lexikons in unseren Tagen noch ein idealer Begriff ist. Aber im Princip ist sie doch wenigstens vollkommen anerkannt, und an ihren besten Stellen tragen auch Werke wie die hier besprochenen sie schon zur Schau. Wird in der Richtung resolut fortgebaut, so könnte dem edelsten Kern menschlicher Weltanschauung, der objectiven, leidenschaftslosen Betrachtung der Dinge oberhalb aller Parteien und ihrer Irrungen, gerade hier ein immer wirksamerer Bundesgenosse erwachsen. Denn diese Bände gehen ins Volk wie kein anderes Werk unserer Zeit — darüber ist kein Zweifel. Um so wichtiger, wenn in ihrer Idee eine Gewähr liegt, daß zugleich mit der Bildung hier auch der wahre Keimboden all' dieser Bildung, der Gemüthsboden, in dem sie zur wahren Weltanschauung reifen soll, nachhaltig und immer nachhaltiger gehegt und zur Aussaat bereitet werde.

Wilhelm Bölsche.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. Dezember zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Albrecht. — Hochsommer. Dämmerungsgesänge eines Einsamen von Engelbert Albrecht. Leipzig, Gustav Körner.

Albrecht. — Knallerbsen und Brennesseln. Humoristisches Quodlibet von Engelbert Albrecht. Leipzig, Gustav Körner.

Anzengruber. — Gesammelte Werke von Ludwig Anzengruber. Bis zur fünften Lieferung. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.

Arminius. — Bergkrystalle. Gedichte von Wilhelm Arminius. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. 1897.

Arnold. — Aus alten und neuen Tagen. Neue Novellen von Hans Arnold. Mit Illustrationen von Wilh. Claudius. Dritte Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1897.

Arnold. — Einst im Mai! und andere Novellen von Hans Arnold. Illustrirt von Wilhelm Claudius. Dritte Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1897.

Barthel. — Neuer poetischer Hausschatz. Von G. Emil Barthel. Halle a./S., Otto Hendel.

Bauer. — Tiroler Kriegslieder aus den Jahren 1796 und 1797. Gesammelt und zur Jahrhundertfeier herausgegeben von J. E. Bauer. Innsbruck, A. Edlinger. 1896.

Beetschen. — Ein Pegasusritt durch die Schweiz. Von Alfred Beetschen. Mit 75 Illustrationen von E. Buffetti. Aarau, Verlag der Kunstanstalt Müller & Trüb.

Berlinerin, Die. Bilder und Geschichten von G. von Beaulieu, Georg Ebers, Georg Engel, Ulrich Frank, Karl Emil Franzos, Karl Frenzel &c. Herausgegeben von Ulrich Frank. Mit 90 Illustrationen von Friedrich Stahl. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. 1897.

Bibus. — X-Strahlen. (Des „Tagebuches" bedeutend vermehrte dritte Auflage.) Gedichte von Ottilie Bibus. Dresden, E. Pierson. 1897.

Björnson. — Der König. Drama in vier Aufzügen von Björnstjerne Björnson. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe von E. von Enzberg. München, Albert Langen. 1896.

Blum. — Possen fün Polterabend. Humoreske in Meckelborg'sch Platt. Von Max Blum. Berlin, August Deubner. 1897.

Bock. — Aus einer kleinen Universitätsstadt. Culturgeschichtliche Bilder von Alfred Bock. I. Gießen, Emil Roth.

Bodmann. — Erde. Ein Gedichtbuch von Emanuel Freiherrn von Bodmann. München, Albert Langen. 1896.

Boguslawski. — Der Ehrbegriff des Offizierstandes. Ein kurzes Wort zur Aufklärung von A. von Boguslawski. Berlin, Schall & Grund.

Bonus. — Deutscher Glaube. Träumereien aus der Einsamkeit von Arthur Bonus. Heilbronn, Eugen Salzer. 1897.

Börsch. — Das Kreuz am Wege. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Joseph Börsch. Bonn, P. Hanstein. 1896.

Bourgeois. — Ludwig XIV. in Bild und Wort. Von Emil Bourgeois; übertragen von O. Marschall von Bieberstein. Bis zur siebenten Lieferung. Leipzig, Schmidt & Günther. 1896.

Brandes. — Balladen von Wilhelm Brandes. Zweite, vermehrte Auflage. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1896.

Brandes. — Moderne Geister. Literarische Bildnisse aus dem neunzehnten Jahrhundert von Georg Brandes. Dritte, durchgesehene und bedeutend vermehrte Auflage. Mit einem Gruppenbild in Lichtdruck. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1897.

Bret Harte. — Argonauten-Geschichten von Bret Harte. Deutsch von Johannes Hoops. Halle a./S., Otto Hendel.

Brögger und Rolfsen. — Fridtjof Nansen. 1861—1896. Von W. C. Brögger und N. Rolfsen. Deutsch von Eugen von Enzberg. Mit Originalzeichnungen von Chr. Krohg, Otto Sinding, E. Werenskiold und photographischen Aufnahmen in Grönland von Dr. Erich von Drygalski. Zweite Auflage. Berlin, Fussinger's Buchhandlung. 1896.

Bulle-Rigutini. — Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch. Von Giuseppe Rigutini und Oskar Bulle. Bis zur zehnten Lieferung. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1896.

Buning. — Marinebilder von Werumèus Buning. Aus dem Holländischen. Zweites Bändchen. Halle a./S., Otto Hendel.

Cop Marlet. — Vom Pariser Macadam. Novellen und Skizzen von Mara Cop Marlet. Dresden, E. Pierson. 1897.

Darwin. — Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei Menschen und Thieren. Von Charles Darwin. Deutsch von Theodor Bergfeldt. Mit 7 Tafeln, 30 Autotypien nach Photographien enthaltend, und 23 anderen Abbildungen. Halle a./S., Otto Hendel.

Davidsohn. — Forschungen zur älteren Geschichte von Florenz. Von Robert Davidsohn. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1896.

Davidsohn. — Geschichte von Florenz. Von Robert Davidsohn. Erster Band. Aeltere Geschichte. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1896.

Dohm. — Sibilla Dalmar. Roman aus dem Ende dieses Jahrhunderts von Hedwig Dohm. Berlin, S. Fischer. 1896.

Donner und Blitz! 101 Sensenhiebe von einem Saft- und Kraftbauern. Braunschweig, Diedr. Janssen.

Du Maurier. — Trilby. Roman von George Du Maurier. Deutsch von Marg. Jacobi. Zweite Auflage. Stuttgart, Robert Lutz. 1896.

Ebermann. — Die Athenerin. Drama in drei Aufzügen von Leo Ebermann. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1897.

Ebers. — Barbara Blomberg. Historischer Roman von Georg Ebers. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1897.

Ehlers. — Im Osten Asiens. Von Otto E. Ehlers. Mit zahlreichen Illustrationen und zwei Karten. Dritte Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1896.

Epstein. — Hermann von Helmholtz als Mensch und Gelehrter. Von Dr. S. S. Epstein. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1896.

Eucken. — Die Lebensanschauungen der grossen Denker. Von Rudolf Eucken. Zweite, umgearbeitete Auflage. Bis zur fünften (Schluss-) Lieferung. Leipzig, Veit & Co. 1896.

Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte herausgegeben von August Sauer. Vierter Band. Erstes Heft.

Falke. — Lebenserinnerungen von Jacob von Falke. Mit dem Bildniß des Verfassers. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 1897.

Fani. — La Deportazione. Studio di diritto punitivo per dissertazione di laurea in giurisprudenza. Roma, Ermanno Loescher & Co. 1896.

Felson. — Höhere Töchter. Humoresken aus dem Schulleben. Von Elit Felson. Mit Illustrationen. Breslau, Franz Goerlich.

Fischer. — Die Entstehung des socialen Problems. Von Arnold Fischer. Erste Hälfte. Rostock i. M., C. J. E. Volckmann. 1896.

Freiberg. — Kinder der Flamme. Roman von Günther von Freiberg. Leipzig, Lit. Anstalt, August Schulze. 1896.

Freiligrath Kroeker. — The Children's study. Germany. By Kate Freiligrath Kroeker. London, T. Fisher Unwin. 1896.

Fridtjof Nansen. — Ein Heft mit Text und Illustrationen. K. F. Koehler-Hjalmar Bigler. Leipzig-Kristiania.

Gabler. — Ludwig XVII. Eine historische Streitfrage und ihre Lösung. Von Dr. Wilhelm Gabler. Prag, Fr. Rivnác. 1897.

Ganghofer. — Bergluft. Hochlands-Geschichten von Ludwig Ganghofer. Illustriert von Hugo Engl. Zweite Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1897.

Geibel. — Gedichte von Emanuel Geibel. Aus dem Nachlaß. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1896.

Gerber. — Etwas über Nasen. Ein populärer Vortrag. Von Dr. P. H. Gerber. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1896.

Goethe's Gedichte. Ausgewählt von Karl Heinemann. Mit Bildern und Zeichnungen von Frank Kirchbach. Zweite Lieferung. Leipzig, Adolf Titze.

Grasberger. — Adam und Eva. Eine Wiener Künstlergeschichte von Hans Grasberger. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 1896.

Grimm. — Beiträge zur deutschen Culturgeschichte von Herman Grimm. Berlin, Wilhelm Hertz. 1897.

Grimm. — Kinder- und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm. Vollständige Ausgabe. Halle a./S., Otto Hendel.

Guy-Valvor. — Les Treize. Par Guy-Valvor. Deuxième édition. Paris, Paul Ollendorff. 1897.

Hanslick. — Aus dem Concertsaal. Kritiken und Schilderungen aus zwanzig Jahren des Wiener Musiklebens (1848—1868). Nebst einem Anhang: Musikalische

Reisebriefe aus England, Frankreich und der Schweiz. Von Eduard Hanslick. Zweite, durchgesehene und verbesserte Auflage. Wien, Wilhelm Braumüller. 1897.

Hansson. — Nordisches Leben. Von Ola Hansson. Band I: Goldene Jugend. Berlin, Carl Duncker. 1897.

Hartmann. — Reiseeindrücke und Beobachtungen eines deutschen Neuphilologen in der Schweiz und in Frankreich. Von K. A. Martin Hartmann. Leipzig, P. Stolte. 1897.

Hedenstjerna. — Aus der Heimat. Bilder u. Skizzen von A. v. Hedenstjerna. Deutsch von M. Langfeldt. Halle a. S., Otto Hendel.

Hedenstjerna. — Novellen von Adolf von Hedenstjerna. Aus dem Schwedischen von E. Thams und M. Hellbusch. Halle a. S., Otto Hendel.

Heimburg. — Gesammelte Romane und Novellen von W. Heimburg. Neue Folge. Erste Lieferung. Leipzig, Ernst Keil's Nachf.

Hertzsch. — *Ergonza* oder endlich ein mathematischer und darum unzerstörbarer Beweis für das Dasein eines persönlichen Gottes, woraus die Unsterblichkeit der Seele resultirt. Von Robert Hugo Hertzsch. Halle a. S., Druck von Herm. Köhler. 1896.

Herzog. — Aus dem Märchenbuch der Liebe von Rudolf Herzog. Leipzig, A. Twietmeyer.

Hevesi. — Die Althofleute. Roman von Ludwig Hevesi. Mit Illustrationen von Wilh. Schulz. Stuttgart, Adolf Bonz und Co. 1897.

Heyse. — Das Räthsel des Lebens und andere Charakterbilder von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Hertz. 1897.

Heyse. — Das Goethe-Haus in Weimar. Von Paul Heyse. Der Ertrag ist zu gleichen Hälften der Unterhaltung des Goethe-Hauses und der deutschen Schiller-Stiftung gewidmet. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung).

Hoffmanns Werke. Herausgegeben von Dr. Viktor Schweizer. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Drei Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Holm. — Mutterlieder von Mia Holm. Illustrationen von Adolf Münzer. München, Albert Langen. 1897.

Holz. — Berlin. Das Ende einer Zeit in Dramen. Socialaristokraten. Von Arno Holz. Rudolstadt und Leipzig, Commissionsverlag von Mänicke und Jahn.

Hopfen. — Die Siegerin. Eine Wiener Geschichte von Hans Hopfen. Stuttgart, J. Engelhorn. 1896.

Hopfen. — Hotel Köpf und Uebereilte Werbung. Zwei Geschichten von Hans Hopfen. Illustrirt von René Reinicke. Berlin, Richard Eckstein Nachf.

Jacobsen. — Marie Grubbe. Roman von J. P. Jacobsen. Aus dem Dänischen von J. D. Ziegeler-Glücksburg. Halle a. S., Otto Hendel.

Jacobsohn. — Biblische Frauengestalten. Charakterschilderungen für die reifere weibliche Jugend von B. Jacobsohn. Mit zwei Holzschnitten nach Zeichnungen von Arthur Lewin. Leipzig, Oskar Leiner.

Jensen. — Aus den Tagen der Hansa. Drei Novellen von Wilhelm Jensen. Drei Bände. Zweite Auflage. Leipzig, Eduard Avenarius. 1897.

Jensen. — Ein Skizzenbuch von Wilhelm Jensen. Mit dem Bildniß des Verfassers. Zweite Auflage. Leipzig, Eduard Avenarius. 1897.

Keller. — Gottfried Keller's Leben. Seine Briefe und Tagebücher. Von Jakob Baechtold. Dritter Band: 1861—1890. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung). 1897.

Knackfuß und Zimmermann. — Allgemeine Kunstgeschichte. Herausgegeben von H. Knackfuß und Max Gg. Zimmermann. Erster Band, vierte Abtheilung. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. 1896.

Kobell. — Münchener Portraits nach dem Leben gezeichnet von Louise von Kobell. München, C. H. Beck. 1897.

Kohlrausch. — Der Fremde. Roman von Robert Kohlrausch. Stuttgart, Robert Lutz. 1896.

Kohlrausch. — Wie Maler Vincenz romanisch lernte und andere Novellen von Robert Kohlrausch. Stuttgart, Robert Lutz. 1896.

Körösi. — An estimate of the degress of legitimate natality as derived from a table of natality compiled by the author from his observations made at Budapest. By Joseph Körösi. London, Published for the royal society by Dulau and Co. 1896.

Kretzer. — Der Millionenbauer. Roman von Max Kretzer. Zweite Auflage. Mit dem Portrait des Verfassers. Leipzig, B. Elischer Nachf.

Kronenberg. — Kant. Sein Leben und seine Lehre von Dr. M. Kronenberg. C. H. Beck. 1897.

Kunst und Dichtung Hand in Hand. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst. 1895.

Lacroma. — Kleeblätter. Novellen von Paul Maria Lacroma. Neue Folge. Dresden. E. Pierson. 1897.

La Mara. — Musikalische Studienköpfe von La Mara. Zweiter Band: Ausländische Meister. Sechste, umgearbeitete Auflage. Leipzig, Schmidt & Günther.

Langer. — Im Kampf ums Dasein. Ein Schauspiel in vier Aufzügen von Alphons Langer. Leipzig, Gustav Körner.

Leistikow. — Auf der Schwelle. Von Walter Leistikow. Berlin, Schuster und Löffler. 1896.

Leixner. — Geschichte der deutschen Literatur. Von Otto von Leixner. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 423 Textabbildungen und 55 theilweise mehrfarbigen Beilagen. Leipzig, Otto Spamer. 1897.

Lothar. — Kritische Studien zur Psychologie der Litteratur. Von Rudolph Lothar. Breslau, S. Schottlaender. 1895.

Lowell. — Governments and parties in continental Europe. By A. Lawrence Lowell. In two volumes. Boston, Houghton, Mifflin and Company. 1896.

Lütje. — Die Strumel-Liese oder lustige Geschichten und drollige Bilder für Kinder. Von Dr. J. Lütje. Zeichnungen von F. Maddalena. Vierzigste Auflage. Hamburg, G. Fritzsche.

Märchen aus „Tausend und eine Nacht". Mit drei Bildern. Halle a. S., Otto Hendel.

Marelle, Charles. — Le Petit Monde. Chansons, Tabulettes et Contes pour l'amusement et l'éducation des enfants petits et grands. Quatrième édition très augmentée, illustrée de 100 gravures. Ouvrage couronné par l'Académie française. Paris, Firmin Didot. 1896.

Matkowsky. — Außer meinem König — Keiner! Drama in drei Akten, nach dem Spanischen des Don Francisco de Rojas, für die deutsche Bühne bearbeitet von Adalbert Matkowsky. Berlin, F. Schneider & Co. 1896.

Matthes. — Das Urbild Christi. In vier Theilen: Lehre, Charakter, Leben und Nachwirkung bis in die Gegenwart. Nebst einer Einleitung in das Verständniß der Quellen, besonders des neuen Testaments. Nach den Ergebnissen der Wissenschaft und eigenen Forschungen von A. Matthes. Berlin, Calvary & Co. 1897.

Matthias. — Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin? Ein Buch für deutsche Väter und Mütter von Dr. Adolf Matthias. München, C. H. Beck. 1897.

Maulde-La Clavière. — Les mille et une nuits d'une ambassadrice de Louis XIV. Par R. de Maulde La Clavière. Deuxième édition. Paris, Librairie Hachette et Cie.

Meinhardt. — Norddeutsche Leute. Novellen von Adalbert Meinhardt. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. 1896.

Mémorial de J. de Norvins, publié avec un avertissement et des notes par L. de Lanzac de Laborie. Tome deuxième. 1793—1802. Paris. Librairie Plon. 1896.

Mohr. — Gesammelte Gedichte von Ludwig Mohr. Erster Theil: Edbergold. Wehlheiden-Kassel, Selbstverlag. 1896.

Morgenstern. — Geschichten von der Straße. Von Gustav Morgenstern. Neue Folge. Dresden. E. Pierson. 1897.

Muret. — Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Theil I: Englisch-Deutsch. Bis zur 21. Lieferung. Berlin, Langenscheidt.

Nansen. — In Nacht und Eis. Von Fridtjof Nansen. Erste Lieferung. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Neues Adressbuch des deutschen Buchhandels und der verwandten Geschäftszweige. Mit einem Bildniss Ernst von Wildenbruch's. Leipzig, Walther Fiedler. 1897.

Nicolai. — Zur Neujahrszeit im Pfarrhause von Nöddebo. Erzählung von (Heinrich) Nicolai (Scharling). Erste deutsche Ausgabe aus dem Dänischen übersetzt von W. Reinhardt. Sechste, neu bearbeitete Auflage von L. Freytag. Dresden, Gerhard Kühtmann. 1897.

Oertzen. — Das Recht ans Leben. Novelle von Margarete von Oertzen. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

Olfers. — Backfische und alte Jungfern. Novellen von Marie von Olfers. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. 1897.

Oppermann. — Gedichte von Otto Oppermann. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. 1896.
Pages choisies des auteurs contemporains. E. et J. de Goncourt (Gustave Toudouze). Paris, Armand Colin et Cie. 1896.
Penzig. — Die ersten Moralunterweisungen der Kinder. Von Dr. Rudolph Penzig. Bern, A. Siebert. 1896.
Pfander. — Passifloren von Gertrud Pfander. Herausgegeben von Karl Henckell. Zürich, Karl Henckell & Co.
Pfordten. — Musikalische Essays von Dr. Herman Freiherr von der Pfordten. München, C. H. Beck. 1897.
Plöhn. — Ein Liebeshandel. Roman von Robert Plöhn. Dresden, E. Pierson. 1897.
Popper. — Miniaturen. Novelletten von W. Popper. Dresden, E. Pierson. 1897.
Poschinger. — Fürst Bismarck und der Bundesrath. Von Heinrich von Poschinger. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1897.
Pötl. — Launen. Eine Sammlung ausgewählter Skizzen. Von Eduard Pötzl. Illustrirt von Theo Zasche. Wien, Robert Mohr. 1897.
Prévost. — Julchens Heirath. Eine Ehenovelle von Marcel Prévost. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen. München, Albert Langen. 1897.
Puttkammer. — Des Deutschen Reiches Jubeljahr. Von Constantin Freiherrn von Puttkammer. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung.
Remer. — Unter fremder Sonne. Von Paul Remer. Berlin, Schuster & Loeffler. 1896.
Report of the commissioner of education for the year 1893—94. In two volumes. Washington, Government printing office. 1896.
Richter. — Der deutsche S. Christoph. Eine historisch-kritische Untersuchung von Konrad Richter. Berlin, Mayer & Müller. 1896.
Rinck, Christoph Friedrich, Hof- und Stadtvicarius zu Karlsruhe. — Studienreise 1783—84, unternommen im Auftrage des Markgrafen Karl Friedrich von Baden. Nach dem Tagebuche des Verfassers herausgegeben von Dr. Moritz Geyer, Professor am Friedrichs-Gymnasium zu Altenburg. Altenburg, Stephan Geibel, Verlagsbuchhandlung. 1897.
Robertin. — Dichtungen von H. Robertin. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. 1896.
Rolf. — Allerlei Liebe. Märchen von Rolf. Strassburger Druckerei-Verlagsanstalt. vorm. R. Schultz & Co.
Rolfs. — Treibball. Ein altes Ballspiel in neuer Form von Wilhelm Rolfs. München, Theodor Ackermann. 1896.
Roller. — Lieder und Romanzen von C. Roller. Dritte, vermehrte Auflage der Heimathbilder. Heilbronn, Ernst Becker.
Roquette. — Von Tag zu Tage. Dichtungen von Otto Roquette. Aus dem Nachlaß des Dichters herausgegeben von Ludwig Fulda. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1896.
Rossel. — Histoire des relations littéraires entre la France et l'Allemagne par Virgile Rossel. Paris, Librairie Fischbacher. 1897.
Rückert. — Gedichte von Friedrich Rückert. In neuer Auswahl. Vierundzwanzigste Auflage. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. 1897.
Rückert. — Friedrich Rückert's Werke. Bis zur 20. (Schluß-) Lieferung. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.
Rudeck. — Die Liebe. Cultur- und moralhistorische Studien über den Entwicklungsgang deutschen Gefühls- und Liebeslebens in allen Jahrhunderten. Von Wilhelm Rudeck. Mit vielen Illustrationen. Leipzig, Gustav Weigel.
Rüederer. — Tragikomödien. Fünf Geschichten von Josef Rüederer. Mit Zeichnungen von Louis Corieth. Berlin, Georg Bondi. 1897.
Saint-Georges de Bouhélier. L'hiver en méditation ou les passe-temps de Clarisse suivi d'un opuscule sur Hugo Wagner. Zola et la poésie nationale. Paris, Mercure de France. 1896.
Schaumberger. — Gesammelte Werke von Heinrich Schaumberger. Erster Band: Im Hirtenhaus. Mit Illustrationen von Rudolph Koeselitz. Wolffenbüttel, Julius Zwißler. 1896.
Scheffler. — Wahl- und Waffensprüche deutscher Studenten. Ein Beitrag zur geistigen Eigenart deutschen Studententhumes von Wilhelm Scheffler. Leipzig, B. Elischer Nachf. 1896.
Schiller's Werke. Herausgegeben von Ludwig Bellermann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Elfter und zwölfter Band. Leipzig, Bibliographisches Institut.
Schönbach. — Ueber Lesen und Bildung. Von Anton E. Schönbach. Fünfte, stark erweiterte Auflage. Graz, Leuschner & Lubensky. 1897.
Schubart. — François de Théas comte de Thoranc. Goethe's Königslieutenant. Dichtung und Wahrheit. Drittes Buch. Mittheilungen und Beiträge von Martin Schubart. München, F. Bruckmann A.-G. 1896.
Schultze. — Wege und Ziele deutscher Literatur und Kunst von Dr. Siegmar Schultze. Berlin, Carl Duncker. 1897.
Schultze. — Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zu den Karolingern. Zweiter Band: Das merowingische Frankreich. Von Walther Schultze. Mit einer Karte. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1896.
Schwabe. — Die Nacht von 100 Stunden. Dichtungen und Illustrationen von G. Schwabe. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1896.
Seeland. — Gesundheit und Glück von Dr. Nikolaus Seeland. Dresden-Neustadt, Diätetische Heilanstalt. 1896.
Stram. — Verrathen. Novelle von Amalie Stram. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Emmy Drachmann. München, Albert Langen. 1897.
Soubies. — Musique russe et musique espagnole. Par Albert Soubies. Seconde édition. Paris, Librairie Fischbacher. 1896.
Sperl. — Die Söhne des Herrn Budiwoj. Eine Dichtung von August Sperl. Zwei Bände. München, C. H. Beck. 1897.
Stettenheim. — Tausend Ein- und Zweizeiler. Von Julius Stettenheim. Berlin, Freund & Jeckel. 1896.
Storck. — Um den Glauben. Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege von Fridor Storck. Kassel, Max Brunnemann. 1897.
Sudermann. — Morituri: Teja. — Fritzchen. — Das Ewig-Männliche. Von Hermann Sudermann. Achte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1897.
Sudermann. — Die Siegerin. Roman von Clara Sudermann. Wien, Verlag der „Wiener Mode".
Tewes. — Gedichte von Friedrich Tewes. Hannover, Schmorl & von Seefeld.
Tönnies. — Hobbes Leben und Lehre. Von Ferdinand Tönnies. Stuttgart, Friedrich Frommanns Verlag. 1896.
Torresani. — Auf gerettetem Kahn. Roman von Carl Baron Torresani. (Fortsetzung des Romans „Mit tausend Masten".) Dritte, umgearbeitete Auflage. Dresden, E. Pierson. 1897.
Torresani. — Mit tausend Masten. Roman von Carl Baron Torresani. Dritte, umgearbeitete Auflage. Dresden, E. Pierson. 1897.
Treller. — Theuda. Ein Sang aus grauer Vorzeit von Franz Treller. Mit Randzeichnungen von C. Brünner. Kassel, Max Brunnemann. 1897.
Trinius. — Hamburger Schlendertage von August Trinius. Zweiter Band. Zweite Auflage. Minden i. W., J. C. C. Bruns.
Trowitzsch's Damenkalender auf 1897. 50. Jahrgang. Berlin, Trowitzsch & Sohn.
Trowitzsch's Volks-Kalender. 1897. 70. Jahrgang. Berlin, Trowitzsch & Sohn.
Une cause célèbre. La déposition du metropolitain-primat de Roumaine par B. M. Bucarest. 1896.
Verne. — Clovis Dardentor. Von Jules Verne. Autorisirte Ausgabe. Wien, A. Hartleben.
Verne. — Vor der Flagge des Vaterlands. Von Jules Verne. Autorisirte Ausgabe. Wien, A. Hartleben.
Villinger. — Aus unserer Zeit. Geschichten von Hermine Villinger. Illustrirt von Curt Liebich. Stuttgart, Bonz & Co. 1897.
Voegtlin. — Das neue Gewissen. Erzählung von Adolf Voegtlin. Leipzig, H. Haessel. 1897.
Volkelt. — Aesthetik des Tragischen von Johannes Volkelt. München, C. H. Beck. 1897.
Von der Traun. — Goldschmiedkinder. Von Julius von der Traun. Illustrirt von Ant. L. Baworowski. Wien, A. Hartleben.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.

Die Heimkehr.

Roman
von
Ossip Schubin.

[Nachdruck untersagt.]

(Fortsetzung.)

Zweites Buch.

„Du sollst keine andern Götter haben neben mir!" sang die Chimära.

Aber damals hatte Gertrud noch sehr viele Götter neben der Chimära — ihre Liebe zu Bill und ihre alten Familientraditionen.

In Folge dessen stand sie trotz allen Fleißes, den sie an ihre Arbeit wendete, zu Anfang ihrer Atelierlaufbahn in der Akademie Hudry Menos in durchaus keinem besonders zärtlichen Verhältniß zu der Kunst; sie liebte sie nicht, aber — sie klammerte sich daran. Die Kunst war ihr ein Mittel zum Zweck. Sie wollte ihr Brot damit verdienen können, weiter nichts.

Das Lied der großen Chimära flößte ihr Furcht ein. Eine unheimliche, keineswegs deutlich umrissene Ahnung von Allem, was ihr die Chimära rauben wollte, umschauderte sie.

Wenn sie, so lange die Atelierstunden währten, ihrem Studium zu Ehren mit vielen ihrer alten gesellschaftlichen und ästhetischen Vorurtheile hatte brechen müssen, so hielt sie außerhalb der Kunstwerkstatt nur um so fanatischer an den Gewohnheiten ihres alten Lebens fest, wie an einem schützenden Rettungsanker. Sie achtete streng darauf, daß ihre kleine Wohnung stets ordentlich aufgeräumt und geschmackvoll hergerichtet sein solle, sie wechselte noch immer, wie zu Lebzeiten ihrer armen Mutter, jeden Abend, ehe sie sich zu Tisch setzte, ihr Kleid; sie frühstückte regelmäßig einmal die Woche bei ihrer Cousine Lestrange, nur, um mit ihren alten Bekannten nicht gänzlich außer jeder Berührung zu kommen.

Bald aber wurde ihr das sehr lästig. Die Distanz war groß — zu Fuß konnte sie die Gräfin nicht erreichen — Vergnügen boten ihr diese Mahlzeiten nicht, sie war zu müde, abgespannt und den Verhältnissen ihrer Gastgeberin

zu weit entrückt, um sich an der Unterhaltung wirklich betheiligen zu können. Es genirte sie, ihr blasses Gesicht und ihr abgetragenes Trauerkleid zwischen die fröhlichen, wohlhabenden Menschen und an die üppig gedeckte Tafel zu schleppen.

Aber sie fühlte sich einsam und sehnte sich nach einem Verkehr. — Vorsichtig tastend, fing sie an, mit mehreren der Schülerinnen Gespräche anzuknüpfen, kam aber nicht recht vorwärts. Die anständigen unter ihnen waren unbegabt und langweilig.

Sie versuchte es nun mit den Mädchen, welche eine freiere Haltung hatten. Diese amüsirten sie Anfangs. Viele von ihnen waren reich befähigt, auch hatten sie allerhand Kunterbuntes erlebt und erzählten es unbefangen mit barocken Redewendungen und witzigen Randglossen. Sobald sie sich jedoch einigermaßen erwärmten, gaben sie Lebensansichten zum Besten, die Gertrud verletzten, und am Sonntag Nachmittag machten sie immer Landpartien mit einem Freunde. Als Gertrud einmal Lozonczyi gegenüber ihre Enttäuschungen erwähnte und sich darüber beklagte, daß die anständigen Schülerinnen im Atelier alle langweilig und talentlos, die talentirten und amüsanten hingegen alle liederlich seien, erwiderte er ihr halb lachend: „Das, mein liebes Kind, ist wohl überall und auf der ganzen Welt nicht anders — die Nichtsnutzigkeit geht mit dem Talent Hand in Hand" — dann, als er merkte, daß seine Worte sie unangenehm berührten, setzte er hinzu: „Aber es gibt Ausnahmen," und dabei ergriff er ihre Hand und führte sie leicht und achtungsvoll an seine Lippen.

Sie erröthete gerührt und fragte ihn nach Boschka Dolezal, welche sie vergeblich gehofft in dem Atelier zu finden.

„Die behandelt seit einiger Zeit das Atelier stiefmütterlich," erwiderte er, „sie fürchtet, meine strenge Schule könne sie an der freien Entfaltung ihres originellen Talents hindern. Ein verrücktes Ding ist sie. Uebrigens die zweite Ausnahme, welche die Regel bestätigt. An Talent mit Ihnen nicht zu vergleichen, liebes Kind, aber doch, weiß Gott, begabt und amüsant, und dabei durch und durch anständig. Auch ist sie ganz und gar von Ihnen entzückt, nur traut sie sich nicht an Sie heran. Ich, an Ihrer Stelle, würde sie wirklich wieder einmal aufsuchen."

Gertrud entschloß sich dazu, Boschka Dolezal aufzusuchen. Aber als sie sich in deren Atelier begab, fand sie dasselbe verschlossen, und der Portier theilte ihr mit, daß Fräulein Dolezal unwohl sei und in ihrer Wohnung zu Bett liege.

„Die Aermste!" rief Gertrud mitleidig aus. Sie ließ sich die Adresse der Wohnung geben, worauf sie forteilte, um Boschka zu trösten und zu pflegen. Sie dachte sich das Kranksein einer armen Künstlerin im Chimeristenviertel sehr traurig.

Boschka wohnte Rue Madame in einem Hause, das von außen düster und traurig aussah, inwendig aber sauber und wohnlich war.

Als Gertrud den Concierge fragte, ob Mademoiselle Dolezal Besuch empfange, versicherte ihr dieser, Mademoiselle würde sich gewiß freuen — zwei Treppen — die Thüre rechts.

Gertrud stieg die Treppen hinauf und klingelte. Sie wähnte natürlich, daß ihr eine Dienerin öffnen würde. Statt dessen rief einfach eine Stimme hinter der Thür: „Herein!"

Gertrud drückte die Klinke nieder und trat zu ihrem großen Erstaunen direct in ein Schlafgemach, und zwar in das sonderbarste, das sie je gesehen hatte. Das Sopha bestand aus einer Kiste, die ein alter, persischer Teppich verhüllte, der Waschtisch aus einer zweiten, etwas kleineren Kiste, die mit gestickten russischen und mährischen Handtüchern drapirt war. Eine sehr große, blau-, roth- und goldgemalte japanische Salatschüssel vertrat die Stelle eines Waschbeckens, die Seife befand sich auf einer offenbar verwaisten Untertasse von altem Meißner Porcellan, und alles Andere war dem entsprechend.

Boschka lag in einem geschnitzten Holzbett, Stil Louis XVI., und zwei Herren saßen in zwei ebenfalls geschnitzten Lehnstühlen, die zu dem Bette paßten, neben ihr. Sie hatte die ganze Garnitur vor zwei Jahren um fünfzig Francs in Fontainebleau von einer Putzmacherin gekauft, und sich vierzehn Tage lang damit beschäftigt, Bett und Stühle mit apfelgrünem Aspinal zu bestreichen. Auf einem der beiden Stühle saß Herr Braun, den heiligen Antonius von Flaubert in der Hand, aus dem er Boschka vorgelesen hatte. In dem andren lehnte der jugendliche Dichter Gaston de St. Prix. Mit Verwunderung hefteten sich Gertrud's Augen auf das Trio.

„Wie geht's, ich freue mich sehr, Sie zu sehen," rief indeß Boschka, der Eintretenden die Hand entgegen streckend, wobei sich in ihrem Wesen auch nicht die Spur von Verlegenheit verrieth. Offenbar erschien es ihr als etwas ganz Natürliches, Herrenbesuche zu empfangen, während sie im Bette lag. Ihre Toilette schloß übrigens jeden Gedanken von Koketterie aus, sie war ebenso anständig wie unkleidsam. Sie hatte die Vorderhaare mit einem Lockenwickel hinauf gedreht, so daß ihre große, stark gewölbte Idealistenstirn unschön und auffallend hervortrat, und um ihre Schultern hing ein Knabenkragen aus schwerem, dunkelblauem Tuch, den sie in der „Belle Jardinière" gekauft und mit einer Schnalle aus alter, schwedischer Silberarbeit verziert hatte.

„Sie scheinen erstaunt darüber, daß ich in dieser Situation Herrenbesuch empfange," meinte sie, Gertrud's Befremden von deren Gesicht herunter lesend — „aber daran dürfen Sie sich nicht stoßen. Ich bin oft krank . . . wer von uns kann sich im Winter vor Erkältung bewahren. Setzen Sie sich doch, liebes Fräulein — nicht auf diesen Stuhl, der hat nur drei Beine, steht nur der Zierde wegen da — — nehmen Sie getrost St. Prix seinen Lehnstuhl weg. — St. Prix, Sie können sich dort auf den Divan setzen." Ein starker Hustenanfall schnitt ihr die Rede ab.

„Sie haben sich ordentlich zugerichtet!" rief Braun. „Wo haben Sie sich denn diese Erkältung geholt — gewiß im Louvre bei den neu angeschafften Fresken?"

„Leider nicht," seufzte humoristisch Boschka, „es ist eine Humanitäts- und keine Begeisterungserkältung. Die unglückliche Betty ist wieder an Allem Schuld. Wissen Sie, als dieselbe ihre Gefängnißstrafe abgesessen hatte, sollte sie mit anderen moralisch defecten österreichischen Staatsbürgern per Schub nach Hause expedirt werden. Ihre Heimreise hätte sich auf diese Weise sehr

billig herstellen lassen. Aber denken Sie nur, da meldete sich plötzlich ihr Ehrgefühl. Sie wollte nichts davon hören, ihre Rückreise in so anregender Gesellschaft zu machen, — was mir eigentlich unbegreiflich war. Mich hätten die Schüblinge interessirt. Aber sie schrie und heulte und berief sich auf ihre ehrbare Vergangenheit und behauptete, die Gemeinschaft mit den Schüblingen brächte sie um ihre ganze Carrière, sie habe ohnedies genug ausgestanden wegen eines vorübergehenden Anfalls von „Kleptomanie". Ich bitte Sie, haben Sie den Muth, Jemanden per Schub in seine Heimath zu schicken, der von „Kleptomanie" spricht? — Eigentlich bestand sie darauf, ich sollte sie behalten. Ich hätte mich fast dazu bereit erklärt — ich hatte gerade sehr viel Dostojewsky gelesen — das regt die Mitleidsnerven an. Aber meine Collegen erhoben Einsprache dagegen, daß ich aus meinem kleinen Heim ein „refugium peccatorum" machen wolle, und da ich keinen andern Rath wußte, sie los zu werden, entschloß ich mich endlich, ihr die Reise zu zahlen. Aus Angst aber, sie könne das Geld am Ende anders verwenden und nicht abdampfen, begleitete ich sie persönlich auf den Nordbahnhof, löste ihr das Billet und blieb vor ihrer Coupéthür stehen, bis der Zug abging. Sie war zum Schluß beleidigt, weil ich sie nicht zweiter Klasse reisen ließ, und sagte mir nicht einmal Adieu! Auf Dank hatte ich nie gerechnet. — Es war eiskalt. Ich hatte meinen Wintermantel bereits vorige Woche weggeschenkt, und in meiner Frühlingsjacke fror mich erbärmlich. Das Resultat constatiren Sie selbst."

Sie fing von Neuem an zu husten. „Na, 's wird schon wieder gut werden," rief sie, und lustig blinzelnd setzte sie hinzu: „Ich hab' der Betty Dostojewsky's „todtes Haus" mitgegeben als Reiselectüre — zum Ersatz für die Gesellschaft der Schüblinge. Einen kleinen Spaß mußte ich mir doch machen!"

„Gott sei Dank, daß Sie die Person los sind," entschied Braun. „Was haben Sie aber jetzt für eine Bedienung?"

„Jetzt — was eben vorüber kommt — darum steckt der Schlüssel in der Thür," erklärte Boschka. „Heute war ich fast am Verdursten, als St. Prix anklopfte, den schickte ich hinunter zur Pumpe um ein Glas Wasser."

„Sie trinken das abscheuliche Pariser Wasser unfiltrirt?" entsetzte sich Braun.

„Mein Filter ist zerbrochen, und ich habe jetzt Niemanden, der mir ihn zurecht machen läßt."

„Das kann doch nicht so bleiben, Jemanden müssen Sie sich halten, zum wenigsten so lange Sie noch krank sind," rief Braun.

„Man hat mir die Naná vorgeschlagen, von morgen an soll sie kommen," entgegnete, immer stärker hustend, Boschka.

„Die Naná — das Modell — die ehemalige Freundin Gérôme's?" meinte St. Prix — „die kann ich Ihnen wärmstens empfehlen. Sie ist eine brave Person, Sie werden recht zufrieden mit ihr sein, und ihr ist es sehr darum zu thun, ein paar Heller zu verdienen. Sie unterstützt eine Nichte mit einer kleinen Tochter — und hat oft nichts zu beißen, armer Narr! Ist das ein Lebensende für Eine, die in ihren schönen Tagen die Maitresse der größten Künstler von Frankreich gewesen ist!"

„Es hat nicht Jede das Glück, an Einen zu gerathen, der sie schließlich heirathet," mischte sich hier Braun ins Gespräch . . . er unterbrach sich, da in dem Augenblicke Jemand draußen an die Thüre klopfte.

„Herein!" rief Boschka, und herein trat ein junges Frauenzimmer, brünett, von rundlichen Formen, mit regelmäßigen Zügen und stark geröthetem Gesicht. Trotzdem es Ende Mai war, trug sie eine Pelzkappe aus falschem Sealskin, wahrscheinlich, weil es regnete und sie ihre Sommerhüte schonen wollte, dazu eine alte Spitzenmantille, die um den Hals mit einem rothen Band zusammengeknüpft war; unter dem Saum ihres ziemlich kurzen, dunklen Wollrocks zeigte sie ein paar tadellos beschuhte und auffallend kleine Füße. Sie wurde Gertrud als Frau Schlominger vorgestellt.

Als Gertrud Herrn Braun leise flüsternd fragte, ob es sich um den berühmten österreichischen Historienmaler Schlominger handle, wurde die Frage bejaht, und zwar von Frau Schlominger selbst. Selbige hatte nämlich ein ungewöhnlich feines Gehör. „Ja, um den berühmten Schlominger handelt sich's — um den Toni Schlominger," versicherte sie.

„Er hatte im vorigen Jahre die prachtvolle Cleopatra im Salon ausgestellt," bemerkte Gertrud.

„Ja, 's war a schön's Bild, nöd?" rief Frau Schlominger mit stolz funkelndem Auge und im reinsten lerchenfelderischen Dialekt — „zu der hab' ich ihm gestanden, zu der Cleopatra — die Leut' hab'n alle g'funden, daß ich a bessere Cleopatra bin als die Sarah Bernhardt. Und Alle haben's mi erkannt auf dem Bild — und sind auf mi zukommen am Eröffnungstag! — Aber Sie, Fräulein Boschka — ich hab' a Bitt' an Sie. Wir feiern nämlich morgen unsern Polterabend — übermorgen is unsere Hochzeit — und da bin i zu Ihnen kommen, Sie bitten, ob's mir nöd helfen könnten, morgen die Tafel zu decken — weil Sie doch so mehr 'was von der feineren Lebensart verstehen."

Boschka streifte Gertrud mit dem Blick und wurde zum ersten Male, seit Gertrud sie kannte, verlegen, worauf sie der interessanten Dame erklärte, daß sie ihr mit Vergnügen behülflich gewesen wäre, aber durch ihren momentanen Gesundheitszustand leider noch für vier oder fünf Tage ans Bett gefesselt sei.

Frau Schlominger seufzte, kaute an den sehr dunklen Enden ihrer hellgrauen Handschuhe und meinte, wenn Boschka wirklich nicht im Stande sei, sich der großen Gelegenheit zu Ehren aufzuraffen, so müsse sie sich an Jemand anders wenden, vielleicht an den zweiten Regisseur des Odéon-Theaters, mit dem sie sehr befreundet war. Hierauf erhob sie sich, küßte Boschka auf beide Wangen, reichte Gertrud und den zwei Herren die Hand und verließ die Stube.

Ein unbeholfenes Schweigen folgte auf ihren Abgang. Gertrud war die Erste, welche es unterbrach. „Hat denn Frau Schlominger schon eine erwachsene Tochter? Dazu sieht sie doch noch zu jung aus," meinte sie.

„Eine erwachsene Tochter? — nein, daß ich nicht wüßte," sagte Braun.

„Also von was für einer Hochzeit sprach sie denn?" fragte Gertrud.

„Von ihrer eigenen," erklärte Boschka und brach in ein etwas gezwungenes Lachen aus.

„Von ihrer eigenen!" . . . rief Gertrud, welcher ein Licht aufzudämmern begann, entsetzt — „ja, Sie stellten mir sie doch als Frau Schlominger vor?"

„Man nannte sie bereits seit Jahren im ganzen Viertel nicht anders," erwiderte etwas ärgerlich Boschka. „Sie nahm in dem Hause Schlominger's immer den Platz seiner Frau ein und benahm sich als solche. — Na ja, die Hochzeit ist allerdings eine nachträgliche Veranstaltung, aber es wäre doch sehr eng, wenn man sich an solcher Formsache stoßen sollte unter Künstlern. Ich habe die Schlominger gern, sie ist seelengut und im Grunde genommen sehr brav, und sie ist mir blind ergeben, weil sie die Ratificirung ihres Ehecontracts doch mehr oder minder mir und meiner verstorbenen Tante dankt! Wir haben Schlominger zugeredet, sie zu heirathen!"

Gertrud war sprachlos, und es wollte ihr durchaus nicht mehr gelingen, ihre Haltung wieder zu gewinnen. Die Stimmung war getrübt, das Gespräch kam nicht mehr in Fluß.

Boschka war offenbar ärgerlich über die ungebührliche Wichtigkeit, welche Gertrud dieser Sache beilegte, und als sich Gertrud von ihr verabschiedete, sagte sie: „Seien Sie nicht gar zu empört darüber, daß ich mit ungetrauten Künstlerfrauen verkehre, warten Sie nur, wenn Sie länger unter uns leben, werden Sie sich an dergleichen gewöhnen!"

„Werde ich mich wirklich daran gewöhnen, mit ungetrauten Künstlerfrauen zu verkehren, werde ich mich wirklich an Alles gewöhnen, an das sich Boschka Dolezal gewöhnt hat?" fragte sich Gertrud immer wieder, während sie an ihrem freundlich gedeckten Mittagstisch saß. Sie dinirte jetzt um halb Sieben, dadurch konnte sie das Gabelfrühstück, welches sie gewöhnlich im Atelier einnahm, auf einen Wecken und ein Glas Milch beschränken.

Lieschen hatte sich an dem Tage besondere Mühe gegeben, sie mit frischen Rettigen und Butter und mit pommes fouillées zu ihren Hammelcotelettes überrascht. Aber Gertrud saß vor ihrem Teller und brachte keinen Bissen hinunter, und alles freundliche Zureden Lieschen's nützte nicht.

Da es noch hell war, setzte sie sich in ihrem Schlafstübchen an einen kleinen, schwarz polirten Tisch mit Bronce-Appliquen an den Ecken, wo sie sich bemühte, an Bill Stolzing zu schreiben.

Es ging nicht recht vorwärts mit dem Briefe. Sonst hatte es ihr stets die größte Freude bereitet, so über den Ocean hinüber mit ihm zu plaudern. Eigentlich sandte sie ihm nur jeden Monat einen Brief, aber an diesem Briefe schrieb sie fast jeden Tag; jeden Abend, ehe sie sich niederlegte, richtete sie ein paar liebe Worte an Bill. Und aus den wenigen Worten wurden oft viele Worte. Denn wenn sie, so an ihn denkend, die Feder über das Papier gleiten ließ, so war's ihr, als hätte sie ihn neben sich, als fühlte sie seine Nähe, als hörte sie seine liebe Stimme, sein zärtlich übermüthiges Lachen. Alles war ihr gegenwärtig. Sie hatte nie ein Ende finden können, wenn sie ihm schrieb.

Jetzt waren vier Wochen vergangen, ohne daß sie eine Zeile an ihn gerichtet, und heute, wo sie sich endlich mit einem energischen: „Jetzt muß es sein!" vor ihr Tintenfaß hingesetzt hatte, zögerte die Feder. Eine rasende Scheu war an die Stelle der zärtlichen Unbefangenheit getreten, mit der ihre Gedanken ihm sonst zuzustreben pflegten. Sie war sich plötzlich recht un-

angenehm klar darüber geworden, daß sie ihm ihr neues Leben nicht erzählen konnte, daß das neue Leben sie eigentlich von ihm schied. Es hätte ihm ins Herz hinein geschnitten, wenn er es erfahren hätte, welchen Dingen sie sich jetzt fügen, mit welchen Menschen sie umgehen mußte! Er hätte Alles liegen und stehen lassen, hätte Bäume gefällt, Steine geklopft, nur um ihr ein anderes Leben zu sichern, ein ganz bescheidenes Leben, aber eines, das ihrer heiligen, unberührten Weiblichkeit würdig war. Entsetzt wäre er gewesen über ihre jetzige Existenz; er hatte sehr strenge Ansichten über das, was für ein Mädchen wie Gertrud passend war.

Einem Mädchen wie Gertrud sollten alle schmutzigen Dinge so fern liegen, daß ein Mann sich in ihrer Gegenwart schämen mußte, an etwas Häßliches zu denken, wie man sich schämen muß, einen obscönen Roman in einer Kirche zu lesen. Der Verkehr mit einem solchen Mädchen war für einen Mann eine Erholung und Befreiung von allen irdischen Abscheulichkeiten, denen er sich außerhalb des geweihten Zauberkreises, in dem sie herrschte, nicht entziehen konnte. Dabei war Bill Stolzing keineswegs ein prüder, dürrer Gesell — Frauen und leider auch Mädchen, denen gegenüber ihm derartige Rücksichten als lächerlich erschienen wären, hatte er mehr als genug gekannt — aber das waren eben ganz andere!

Ein Mädchen wie Gertrud stand auf einem Piedestal, zu dem alle Männer ehrfurchtsvoll emporschauen mußten, und wenn ein solches Mädchen es über sich gewann, für Einen, für einen Einzigen sich zur Erde niederzubeugen, da war das etwas so Wundervolles, daß er ihr dafür gar nicht genug dankbar sein konnte; und in der Unschuld und Reinheit ihrer durch ihn allein geweckten, in ihm abgeschlossenen Liebe lag eine solche Kraft, daß, anstatt zu ihm herunter zu steigen, sie ihn zu sich emporzog.

Bill Stolzing war einer der wenigen Männer, welche heutzutage noch die Religion der Frau haben. Für ihn war sie eine Art Priesterin, und das Heim, dem sie vorstand, eine heilige Stätte.

Plötzlich fing sie an bitterlich zu schluchzen.

„Großer Gott!" rief sie aus, „was würde mein armer Bill sagen, wenn er sehen könnte, mit wem ich jetzt verkehre — was würde er sagen zu meiner ganzen Existenz? Aber ändern läßt sich nichts daran — wozu ihm das Herz schwer machen! — Armer Bill!"

Die langsam sinkende Sommerdämmerung machte die Luft grau. Draußen fegte der Wind um die Dächer und Schornsteine und zerwühlte unten im Garten die Kronen der alten Kastanien und Palmen. Er kündete ein Gewitter.

Plötzlich überkam Gertrud eine ungeheure, zu Boden zerrende Traurigkeit.

„Ich bin falsch und halb gegen beide — gegen meine Liebe und gegen meine Kunst!" schrie's aus ihrem Herzen — „aber was kann ich thun? — Gott helfe mir!"

„Du sollst keine andern Götter haben neben mir — — Du sollst keine andern Götter haben neben mir!"

In dem langen, verhältnißmäßig niederen Salon einer eleganten Villa unweit von Newyork sitzen an einem warmen Augustabend zwei Menschen.

Ein breitschultriger, blonder, junger Mann mit einem schönen, sonnverbrannten, ehrlichen Gesicht lehnt in der Ecke eines verweichlichend aussehenden Divans.

Ihm gegenüber ruht eine hübsche, brünette Frau in einem Schaukelstuhl und fächelt sich mit einem Fächer aus Pfauenfedern.

Der lange, breitschultrige Bursche ist Bill Stolzing. Er trägt einen schlotternden, grauen Civilanzug, der offenbar nicht nach Maß gemacht, sondern fix und fertig in irgend einem Kleiderladen von San Francisco angeschafft worden ist, hält sich linkisch und sieht niedergeschlagen aus.

Die junge Frau in dem blaß-lila Teagown ist Lydia, seine Cousine im zweiten Gliede, die er seit seiner Kindheit erst in Amerika wieder gefunden, mit der er sich aber nun innigst befreundet hat.

„Kannst Du wirklich nicht länger bleiben, Dich ein wenig bei mir ausruhen, mein Alter?" fragt Lydia soeben mitleidig.

„Es ist nicht möglich," erwiderte er entschieden; „nächsten Montag trete ich als Commis in das Office von Kenge & Partridge-Newyork . . . komisch genug, daß mir das auch noch blüht, daß ich die einzige Erwerbsmöglichkeit, die mir den Hungertod erspart, meiner unverwüstlich pedantischen Schulbubenkalligraphie und meiner Fähigkeit danke, große Summen pünktlich zusammen zu addiren. Vergnüglich wird's nicht sein. Ich hätte, weiß Gott, lieber noch weiter den Eckensteher in Colorado gemacht und meine breiten Schultern verwerthet — nur daß bei dieser Beschäftigung die Hoffnung auf Avancement auch geringer war als im Office von Kenge & Partridge. Und ein wenig Hoffnung auf eine günstige Schicksalswendung muß man doch haben — ein paar Illusionen, die einem vergessen helfen, daß das Leben im besten Fall doch nur eine Sackgasse ist!" Er blickt gedankenvoll vor sich hin.

Aus einiger Entfernung tönte von einem Lawn-Tennis-Platz herüber: „Thirty — forty — out . . ." dann Lachen, Geschrei — man hört die vom lustigen Rauschen begleiteten Tritte junger Mädchen und Frauen, welche sich in faltigen Kleidern rasch bewegen.

In dem Rahmen des breiten Fensters, aus dem Lydia und Bill heraus schauen, tritt ein junges Paar — er in einem hellen Lawn-Tennis-Costüm mit dem Matrosenhut auf dem Kopfe, sie in blaß-blauem Mousseline. Sie beugt sich über eine rothe Nelke in ihrer Hand und horcht, horcht — ohne ihn anzusehen horcht sie auf das, was er leise, ihr zugeneigt, spricht.

Ueber den Rasen schreiten sie auf und nieder, immer dieselbe Strecke entlang, gegen einen Hintergrund von blühenden Oleanderbäumen, einer dunkelgrünen Blättermauer, aus der sich rosa Blüthenzweige in den blauen Himmel hinauf strecken.

„Nun, die beiden scheinen's gründlich vergessen zu haben, daß das Leben eine Sackgasse ist!" meint Lydia lachend.

„Ja," sagt Bill, dem das Blut in die Wangen geschossen ist — das heiße, junge Blut, das eine plötzlich erwachte heftige Sehnsucht ihm rascher durch die Adern treibt — „die haben's gut!" und er wendet den Blick von dem jungen Paare ab.

Das Schreien und Rufen tönt stärker herüber von dem Lawn-Tennis-Platz — noch stärker — dann verstummt's — die Partie ist vorüber.

Eine Weile ist Alles still — man hört nichts als leises Blättergeflüster und das Rauschen eines breiten Wasserstrahls, den ein grauköpfiger Mulatte mittelst eines Gummischlauches über den Rasen lenkt — dann das dünne tin-tin eines Banjo, der primitiven Negerguitarre, auf der Jemand eine präludirende Begleitung spielt. Nach wenigen Tacten summt eine kleine, etwas flache Stimme eine Melodie zu der Begleitung — eine traurige, eintönige Negermelodie.

„Ist das nicht Dein Lieblingslied, Bill?" fragte mit einem schelmischen Lächeln Lydia, „Du äußertest doch gestern zu Mabel, daß es Dir sehr wohl gefiele!"

„Aber Lydia!" entgegnete ihr fast unwirsch Bill.

„Nun, gar so böse Augen brauchst Du nicht zu machen," erwiderte ihm gleichgültig Lydia — „ich sehe nur, was alle Menschen sehen — und was sich Mabel nicht die geringste Mühe nimmt, zu verstecken. — Und wenn ich zugleich sehe, wie mühsam Du Dich durchs Leben schleppst und wie gut Du's haben könntest, wenn Du Dich nur ein bißchen dazu hieltest, so ist mir doppelt leid um Dich!"

„Wie gut ich es haben könnte!" murmelte Bill, mit den breiten Schultern zuckend.

Nicht ohne etwas ironischen Uebermuth setzte sie hinzu: „Es hängt nur von Dir ab . . . ein kurzer, ungestörter Gedankenaustausch — — Wenn's die Erste, Beste wäre, würde ich Dir nicht zureden," fährt Lydia fort — „aber Mabel ist nicht nur ein sehr reiches, sondern auch ein sehr wohlerzogenes, liebenswürdiges Mädchen. Ich glaube, sie würde Dich sehr glücklich machen, mein armer Bill!"

Bill aber schüttelt nur heftig mit dem Kopfe und erwidert ihr ziemlich heftig: „Ich weiß, Du meinst es gut, Lydia, aber fange lieber nicht mehr davon an. Für mich ist's besser, an Derartiges für den Augenblick gar nicht zu denken."

Die Dämmerung sinkt jetzt rasch — Lydia bricht aus Zerstreutheit einer der blassen Hortensien den Kopf ab, die neben ihrem Schaukelstuhl aus einem grünen Topf heraus blühen. „Von Deinem Standpunkte aus hast Du eigentlich recht, lieber Bill," sagte sie, „aber unter den Umständen, und wenn Du nach jeder Richtung hin dieselbe spitzfindige Scrupulosität an den Tag legst, sehe ich nicht recht ein, wie Du in Amerika etwas durchsetzen willst. Thätest Du nicht besser, ins Vaterland zurückzukehren?"

„Davon kann nicht Rede sein," erklärte mit Entschiedenheit Bill. „Das Auswandern für einen deutschen Officier ist an und für sich keine besonders schöne Sache — der Erfolg gilt für eine Rechtfertigung — aber nach mehrjähriger Abwesenheit aus Amerika heimkehren, ohne einen Erfolg aufweisen zu können — das ist einfach unmöglich! Da würde man im vorhinein ohne nähere Prüfung der Umstände in die Acht und für einen Lumpen erklärt werden. Das Einzige, was mir übrig bliebe, wenn die letzte Hoffnung, in

Amerika durchzudringen, fehlschlüge, wäre — mich zu der nächsten afrikanischen Expedition zu melden, um mich mit Ehren niederschießen zu lassen — es sei denn, daß mir das gelbe Fieber die Strapazen der Reise nach Afrika ersparte, wie meinem Freunde Glimm."

An diesem Punkte unterbrach ihn Lydia. „Wie nanntest Du Deinen Freund?" fragte sie.

„Glimm, Kurt von Glimm. Warum interessirt Dich das?"

„Ich kannte eine junge Deutsche in Paris, die so hieß — Gertrud war ihr Taufname. Wüßtest Du vielleicht, ob's eine Verwandte von ihm ist?"

„Gertrud . . . hieß Deine Bekannte . . . wirklich Gertrud?" Er fragt's langsam, aber seine Stimme verräth nichts, und sein Gesicht ist nicht mehr deutlich zu erkennen — die Dämmerung fällt zu dicht — er segnet die Dämmerung!

„Ja, ich weiß ganz genau, daß sie Gertrud hieß, da wir die Gewohnheit angenommen hatten, uns bei unsern Taufnamen zu nennen."

„Nun, dann dürfte es wohl seine Schwester gewesen sein," sagte Bill kurz.

Lydia ist ganz auf- und angeregt. „Kanntest Du sie?" ruft sie aus.

„Wir waren Nachbarskinder," erklärte Bill ruhig und mit der verlogenen Discretion, welche Männer in solchen Fällen, wo die Verlobung eine geheime, der Weg zur Ehe ein langer und schwieriger ist, immer an den Tag legen. „Die Schwester sah ich weniger, weil sie im Auslande reiste und ich meinerseits meine Ferien nicht immer zu Hause verbrachte — aber der Bruder war mein bester Freund."

„Also Du kennst die ganze Familie?" fährt Lydia lebhaft fort, „es müssen reiche Leute gewesen sein!"

„Sie waren vermögend, haben aber leider über ihre Verhältnisse gelebt," erklärte Bill mit derselben erkünstelten Gleichgültigkeit, „aber sehr vornehme Leute waren es — allgemein hochgeschätzt und geachtet."

„Das kann ich mir denken, das merkte man ihnen an — und die Gertrud, die . . . muß reizend gewesen sein, nicht wahr?"

„Sie war sehr hübsch!"

„Und pikant, fesselnd . . . begabt!"

„Ja — im höchsten Maß."

„'s ist ewig schade, daß sie bei all' dem doch ledig geblieben ist! Sie hätte eine glänzende Partie machen sollen!" erklärte Lydia.

„Als sie achtzehn Jahre zählte, hat, glaube ich, die halbe Provinz angehalten um sie," sagte Bill; „später traute man sich nicht an sie heran, sie war zu exotisch geworden."

„Schade!" seufzte Lydia — „jetzt ist ihre Schönheit im Abnehmen; immerhin hat sie noch das Zeug in sich, einen Mann zu fesseln. In kurzer Zeit wird sie verblüht sein und jede Hoffnung auf eine anständige Versorgung geschwunden. Ewig schade! — denn . . . sie ist nun einmal nicht danach angethan, ohne Stütze in der Welt zu stehen. Du weißt doch, daß Dick Grant diesen Winter um sie angehalten hat?"

Bill zuckte leicht zusammen, sagte aber ruhig: „Nein, wie sollt' ich?"

„Ja, und sie hat ihm einen Korb gegeben — er hat sich noch heute nicht erholt davon; ich sprach ihn neulich. Er versicherte mir, daß er jeden Tag bereit wäre, über den Ocean hinüber zu schwimmen. Schade! . . . Eigentlich glaube ich, sie hätte sich entschlossen, wenn sie nicht anderweitig gebunden gewesen wäre!"

„Gebunden?" Diesmal stößt er das Wort fast schroff hervor — es ist das einzige Mal im Laufe der langen Unterredung, daß er seine Selbstbeherrschung verliert, und zwar so kurz und so flüchtig, daß Lydia Lyndhurst nichts davon bemerkt. — „Sagte sie's Dir, daß sie gebunden sei?"

„Gebunden . . . den Ausdruck gebrauchte sie nicht," entgegnete ihm Lydia, „aber immerhin kriegte ich's aus ihr heraus, daß sie in irgend eine romantische Verlobung verwickelt ist mit einem jungen Manne, der gerade so arm ist wie sie selber, und der vielleicht nie die Mittel haben dürfte, sie zu seiner Frau zu machen. Du begreifst, je ärmer er ist, um so fester fühlt sie sich verpflichtet . . ."

Es ist fast dunkel, die Umrisse des Liebespaares, das gegen den Hintergrund der Oleanderbäume auf- und niederschreitet, werden schattenhaft.

Verpflichtet! . . . es ist ein häßliches Wort, sich verpflichtet fühlen! . . . Es dringt ihm ins Herz wie ein vergifteter Dolchstich.

„Wer weiß, ob sie sich verpflichtet fühlt, vielleicht hat sie den Menschen einfach lieb?" murmelte er aus einer großen Nachdenklichkeit heraus.

„Das bildet sie sich ein," versicherte ihm Lydia, „und bis zu einem gewissen Grade mag's wahr sein — aber lange nicht so, wie sie es glaubt. Ich bitte Dich, wenn ich richtig vermuthe, hat sie ihn seit ihrer Uebersiedlung aus Deutschland nicht wieder gesehen. Das ist nun vier Jahre her — oder noch länger, und sie ist nicht darüber gestorben. Sie wird ihn möglicherweise noch zehn Jahre nicht sehen und sich immer noch einbilden, nicht ohne ihn sein zu können, und doch nicht aus Sehnsucht nach ihm umkommen. Wenn es gut geht und sie einander endlich doch noch wieder finden, werden sie sich vielleicht schließlich nur aus Pflichtgefühl heirathen. Oder . . . sie werden sich im Leben überhaupt nicht wieder sehen — aber eines schönen Tages wird Gertrud vor den ersten Runzeln in ihrer Stirn erschrecken und wird sich fragen: ‚Was hab' ich aus meinem Leben gemacht — welchem Wahn hab' ich's geopfert!' . . . Das geht mich natürlich gar nichts an — aber mir ist schrecklich leid um Dick Grant, und mir ist auch sehr leid um die arme, hübsche Gertrud, und wenn ich des deutschen Jünglings habhaft werden könnte, der sie so gewissenlos am Bändchen hält, würde ich ihm ganz ordentlich meine Meinung sagen!"

„Nun, was würdest Du ihm sagen?" fragte Bill etwas herb.

„Vor Allem würde ich ihn fragen: ‚Ist irgend eine Aussicht vorhanden, daß Sie in den nächsten Jahren Gertrud von Glimm zu ihrer Frau machen können, ohne daß sie dadurch ein Verbrechen begehen, d. h. ohne daß sie dadurch das Proletariat vermehren;' und wenn er mir antwortet: ‚Nein!' — nun, dann würde ich ihm erklären: ‚Ich halte es für Ihre Pflicht, daß Sie Ihre Beziehungen zu Gertrud abbrechen, aber nicht nur so sentimental mit einem Vorbehalt, sondern entschieden, damit ihr keine Hoffnung mehr bleibt, an der

ihre Sehnsucht weiter nagen kann. Eine Sehnsucht, der jede Hoffnung benommen wird, stirbt sehr bald den Hungertod!' — So, das würde ich ihm sagen, wenn ich das Vergnügen hätte, ihn kennen zu lernen. Da das leider nicht der Fall sein kann, muß ich meine Weisheit für mich behalten und die arme Gertrud ihrem sehr traurigen Schicksal überlassen. Und wenn ich denke, wie gut sie es haben könnte mit Dick! . . ."

Der Sommer war vorüber, der Herbst riß den Bäumen die Blätter von den Aesten herab. Gertrud hatte den ganzen Sommer in Paris verbracht. Das Atelier, in dem sie sich nach wie vor redlich abquälte, war leer, und die Arbeit regte sie auf, ohne sie zu zerstreuen. Es ging nicht vorwärts damit — sie fand Alles, was sie machte, schlecht. Das Ziel, welches sie bereits nahe gewähnt, rückte in die Ferne — ihre anfänglich übermäßig angestrengte Kraft ließ nach. Sie suchte die Ursache des ganzen Jammers in der Abwesenheit Lozonczyi's, welcher für einige Monate nach England gereist war, wo er große decorative Arbeiten für ein öffentliches Gebäude zu liefern übernommen hatte. Erst nach Weihnachten sollte er wiederkommen. Sie fühlte sich so verwirrt, so grenzenlos unbeholfen wie ein Mensch, dem in einem Labyrinth der Ariadnefaden aus der Hand gefallen wäre.

Ihre Geldsorgen fingen an, ihr von allen Seiten über den Kopf zu wachsen — die Möglichkeit, Geld zu verdienen, war nach wie vor eine weit hinaus geschobene Eventualität, und die Summe, welche sie für ihre Raritäten und das letzte bißchen Schmuck ihrer Mutter gelöst hatte, und auf die sie angewiesen war, um damit vorläufig ihren Lebensunterhalt zu decken, war nicht groß.

In den Nächten fand sie keinen Schlaf, und das Anfangs durch die Neuheit ihrer Verhältnisse zerstreute und zurückgedrängte Heimweh stellte sich jetzt mit doppelter Kraft bei ihr ein.

Sie war müde — sie wollte ausruhen — sie war nicht dazu gemacht, sich ihren Lebensweg selbst zu ebnen. Es gab Tage, an dem sie geradezu eine Art Haß empfand gegen ihre Kunst.

Das Wetter wurde immer schlechter, die Abende wurden immer länger. Die kleine Wohnung heizte sich schlecht, und die Feuerung war theuer.

Mit furchtsamer Scheu sah Gertrud die Weihnachtszeit heran kommen — ihr graute vor dem einsamen Weihnachtsabend, aber ehe sie sich dessen versehen hatte, war er da.

Boschka, welche sich immer noch freundlich und hülfsbereit gegen Gertrud erwies trotz der ablehnenden Haltung, welche diese ihr gegenüber seit ihrem Begegnen mit Frau Schlominger an den Tag legte, hatte ihr eine dunkelblaue Hyacinthe in einem grün angestrichenen, originell mit Mohnblumen decorirten Blumentopf geschenkt. Und Lieschen hatte ihr ein winziges Tannenbäumchen vom Markte mitgebracht, nicht viel höher als ein Kegel. Zu einem größeren langten Lieschen's Mittel nicht, aber irgend eines hatte sie doch bringen wollen.

Auch ein kleines Festmahl hatte die freundliche Zofe Gertrud bereitet, polnischen Karpfen und eine süße Speise — dann aber sich ausgebeten, auf ein Stündchen zu Bekannten schlüpfen zu dürfen.

Gertrud hatte sich keine Gedanken darüber gemacht, daß Lieschen in letzter Zeit ziemlich oft den Wunsch äußerte, für ein paar Stunden den Dienst unterbrechen zu dürfen, und hatte ihr die gewünschte Erlaubniß ertheilt. Jetzt war sie allein — mutterseelenallein!

An gewöhnlichen Tagen ärgerte sie sich über Vielerlei — über ihre Colleginnen, über ihre Professoren, über die Malerei, über das fürchterliche Decemberwetter und die Theuerung der Heizmittel. Heute aber hatte sie für derlei kleinliche Gefühle keinen Raum in ihrem Herzen.

Der vierundzwanzigste December war ein heiliger Tag, an dem gehörte ihr Herz der Erinnerung — der Erinnerung an ihr altes Leben, an ihre Lieben. Alles Andere rückte in den Hintergrund, hing nur ganz äußerlich mit ihr zusammen — gehörte nicht zu ihr.

Sie hatte eine Stunde in Notre Dame verbracht, um für ihre Lieben zu beten — für die, die todt waren, und den, der noch lebte. Bis in die Dämmerung hinein hatte sie dort gekniet, bis graublaue Schleier den ganzen Boden bedeckten und der mächtige Säulenwald des wundersamen alten Baues ohne feste Stütze geheimnißvoll aus dunklen Wolken heraus zu wachsen schien.

Dann war sie heimgekehrt, hatte ihr Mittagsmahl eingenommen. Und jetzt saß sie in ihrem engen Wohnstüblein, an dessen Fenster der Decembersturm rüttelte, neben dem Kamin und dachte an allerhand, was vorüber war und was sie einst gefreut.

Die Lampe, eine der alten Oellampen ihrer Mutter, verbreitete mildes Licht — aus dem kleinen Christbäumchen drang ein würzig harziger Geruch. Durch ihre Seele glitt die Erinnerung an die letzte Weihnacht mit ihrem verstorbenen Mütterchen. — Ein Rauschen und Knistern von geheimnißvoller Thätigkeit in der traulichen Wohnung am Boulevard Malesherbes — die Mutter sehr beschäftigt damit, die Bescherung vorzubereiten, während Gertrud den Christbaum aufputzte. Lieschen außer Athem, wichtig, freudengewärtig, getheilt zwischen Besorgungen, immer neuen Besorgungen, nach denen die alte Frau sie schickte, und ihren Beschäftigungen in der Küche, wo sie einen Plumpudding bereitete, der *ihre* Weihnachtsüberraschung für die Damen war. — Endlich hatte man sich zu Tische begeben, und Mutter und Tochter hatten gezählt, damit sich beide zugleich niedersetzen möchten und nicht die Eine später als die Andere, was Derjenigen, die sich später setzte, Unglück hätte bringen können — einem alten Aberglauben gemäß, den Frau von Glimm aus ihrer österreichischen Heimath in ihre preußische Ehe hinüber genommen hatte. — Die Mutter hatte Gertrud überlistet und sich um eine Secunde später niedergelassen. Alles war ihr wieder gegenwärtig — das trauliche Beisammensein an dem Tisch, den Gertrud selber gedeckt und so hübsch als möglich ausgeschmückt hatte, das bläulich schimmernde Licht der Wachskerzen, die zu Ehren des Abends in den alten, silbernen Armleuchtern brannten — der anheimelnde Geruch der Fischsuppe, der sich in den Duft der Fichtenzweige mischte, mit denen Gertrud in Erinnerung besserer Zeiten alle Zimmer aufgeputzt hatte. Da kam die Bescherung nach dem Diner, das gegenseitige Staunen und Loben und Sich-freuen — mit sehr feuchten Augen — dann die Partie Trick-Track,

und dann . . . dann die immer stärker hereinbrechende Müdigkeit, welche bei solchen Gelegenheiten früher oder später alle Diejenigen übermannt, denen ein reichliches Mittagsmahl etwas Ungewöhnliches geworden ist und denen jede kleine Freude an den Nerven rüttelt.

Stiller, stiller — die Würfel klappern über das grüne Tuch, draußen rasseln die Tramwaywagen vorbei — aus der Küche, der unvermeidlich nahen Küche der kleinen Stadtwohnung, hört man das Klirren von Porcellan und Silberzeug, und das murmelnde Sprechen Lieschen's, die sich die Concierge von unten herauf geladen hat zum Helfen beim Geschirraufwaschen, und auch, damit sie Jemandem von den entschwundenen Herrlichkeiten Lindenheimer Zeiten erzählen kann. — Stiller, immer stiller!

„Noch eine Partie soll ich mit Dir spielen, meine Alte? . . ." erwidert die alte Frau auf Gertrud's freundliche Aufforderung hin — „ja, ja, wenn Du willst — aber bis später, ich werde mich einen Augenblick zurückziehen — rufe mich, wenn Lieschen den Punsch bringt!"

Und wie der Punsch kommt und Gertrud sich auf den Fußspitzen an das Zimmer der Mutter heran schleicht, findet sie die Mutter auf ihrem Bette ausgestreckt, in Thränen.

O ja! Es war traurig, sehr traurig gewesen, aber was war diese Trauer gegen ihr jetziges ödes, einsames Leid! . . .

Die verdrießliche Wunderlichkeit der alten Frau, die sich den nächsten Tag von den kleinen Ueberraschungsfreuden und Strapazen nicht erholen konnte, und mit mehr als einem verletzenden, ungerechten Wort in Gertrud's Seele traf — auch das war traurig gewesen, sehr traurig; aber in der Erinnerung blieb kaum etwas übrig davon — die herzlichen Worte, welche plötzlich die verdrießlichen Wunderlichkeiten der gequälten Frau ablösten, die fast zaghaften Liebkosungen, mit denen die Mutter, stumm ihr Unrecht abbittend, über den Scheitel der Tochter strich — die waren in der Erinnerung geblieben! Und eine wahnsinnige Sehnsucht ergriff Gertrud, nur noch einmal die warme, leichte Hand auf ihrem Scheitel und über ihre Wange hingleiten zu fühlen.

Damit war's vorbei für immer — die Mutter war todt — und Kurt war todt! — Aber Gottlob — Einer war ihr noch geblieben! — Der Schleier, welchen seit dem Scheiden der Mutter die vielen, sie gänzlich von dem alten Leben trennenden Ereignisse zwischen ihr und ihm gewoben, zerriß plötzlich. Ihr war's, als habe sie Bill gestern gesehen! . . .

Wie stark der winzige Christbaum duftete! . . .

Andere Bilder glitten durch ihre Seele — das letzte Weihnachtsfest in Lindenheim, das Fest, bei dem Bill gewesen war — die fröhlichen, jauchzenden, unvergeßlichen Tage seines kurzen Urlaubs — die gemüthliche, schneeverwehte Einsamkeit — die lustigen Schlittenpartien — die stillen Abende in der Halle, wo sie einander gegenüber zu sitzen pflegten am Kamin, während die Mutter Patiencen legte und Kurt die Zeitung las — sein frisches, strammes, ehrliches Wesen, seine warme, männliche Herzlichkeit, die gänzlich frei war von jeder weichlichen, lauen Sentimentalität — seine ruhige, geschickte Art, ihr kleine Dienste zu leisten — sein Lächeln, die Gutmüthigkeit selbst war dieses Lächeln und der

Blick, der über das Lächeln hinüberstrahlte, ein Blick so voll von überzeugtem, thatkräftigem, jungem Idealismus!

O, wie sie sich nach ihm sehnte! Was hätte sie nicht darum gegeben, sich auch nur für einen Augenblick in seine Arme stürzen, an seiner Brust ausruhen zu können!

Und plötzlich machte sie sich Vorwürfe, daß sie seiner in der letzten Zeit weniger zärtlich gedacht — daß sie ihm so selten geschrieben . . .

Eine Angst beschlich sie, ihr letzter Brief an ihn möge zu müde, zu abgespannt, in Folge dessen zu kalt gewesen sein. Heute wollte sie's gut machen. Sie nahm die Lampe, stellte sie auf einen größeren Tisch und rückte sich ihr Schreibzeug zurecht. Sobald der Brief fertig war, wollte sie den kleinen Christbaum anzünden zur Erinnerung an alte Zeiten — um neun Uhr, d. h. genau um dieselbe Stunde, an der sie ihn zu Hause anzuzünden pflegten — und dann — dann wollte sie ein frisches Scheit Holz in den Kamin legen, gemüthlich Thee trinken und seine Briefe durchlesen, alle, vom ersten bis zum letzten — die traurigen und die fröhlichen — das sollte ihre Weihnachtsfreude sein.

Sie schrieb und schrieb — die Wangen brannten ihr vor Eifer — ihr ganzes Herz schrieb sie in den Brief hinein. Drei Bogen waren schon mit ihrer eigenthümlichen geraden Schrift bedeckt — da klingelte es . . . wer konnte das sein? . . . Fast verdrießlich ob der Störung stand sie auf, öffnete die Außenthür — die Concierge war's mit einem Brief, — einem Brief aus Amerika, von Bill. Ein grenzenloser Jubel durchzuckte sie! — Daß der Brief doch gerade an Weihnachten angekommen war — im Winter konnte man die Post so schlecht berechnen — es war zu schön! Sie schenkte der Concierge ein Zweifrankenstück aus lauter Freude, dann sperrte sie hinter ihr zu und ging in ihr kleines Wohnzimmer zurück, leise vor sich hersummend:

„Gott grüß' Dich, so lang' Du die Sonne noch siehst,
Gott grüß' Dich, so lang' Du zu Füßen ihm kniest . . .“

Sie öffnete den Brief langsam — behutsam — fast als ob sie Angst gehabt hätte, ein Wort daraus könne verloren gehen, wenn sie ihn rascher aufrisse; dann setzte sie sich in den alten Lehnstuhl ihrer Mutter . . . las . . . ihr Blick wurde starr . . .

Seit wann schrieb ihr Bill Stolzing „Sie“? . . . Sie mußte sich irren — doch nein, da stand's ganz groß! . . . Hatte er den Verstand verloren? . . .

Sie hatte sich mollig in ihren Sessel zurückgelehnt, um den Brief zu genießen; jetzt setzte sie sich gerade auf — so gerade und stramm sie konnte — um ihn zu ertragen.

„Meine theure, verehrte Jugendfreundin!

Es fällt mir unendlich schwer, Ihnen mitzutheilen, was ich Ihnen mittheilen muß; doch wäre es eine unverzeihliche Feigheit von mir, noch länger zu zögern.

Alle meine Versuche, uns Beiden eine gemeinschaftliche Zukunft zu gründen, waren vergeblich. Ich bin mit dem letzten Rest meiner Hoffnung fertig — ich fühle mich gezwungen, auch Sie zu bitten, sich keinen Hoffnungen mehr hinzugeben.

Ich könnte Ihnen das sagen und Sie zugleich auffordern, meiner fürderhin noch in alter, herzlicher Freundschaft zu gedenken. Aber das will ich nicht. So lange wir Briefe mit einander wechseln, bleibt doch Alles beim Alten — jeder Brief wär' ein neues Verlöbniß!

Darum bitte ich Sie, liebe Gertrud, schreiben Sie mir nicht mehr — denken Sie an keine Zukunft mehr, in der ich eine Rolle spiele. Es fällt mir unendlich schwer, Ihnen das zu sagen, aber ich bin es Ihnen, bin es meinem armen verstorbenen Freunde schuldig.

Ich habe deutlich die Empfindung, daß ich allein Sie verhindert habe, eine der vielen Gelegenheiten zu benützen, die Ihnen, jung, begabt und wunderschön, wie Sie sind, geboten worden sein müssen, um Ihr Leben angenehm und sorgenlos zu gestalten. So lange mir noch die Spur einer Hoffnung blieb, Ihnen einmal Etwas bieten zu können, war ich selbstsüchtig genug, Sie festzuhalten. Aber mir bleibt keine Hoffnung mehr!

Ich sage mir, Gertrud versäumt ihre besten Jahre um meinetwillen, sie verdirbt sich ihr Leben um meinetwillen und geht einem elenden, kümmerlichen Alter entgegen um meinetwillen. Den Gedanken halt' ich nicht aus — darum ist dies der letzte Brief, den ich an Sie richte. Antworten Sie mir nicht.

Gott behüte Sie! Wie immer in grenzenloser Ergebenheit

Ihr Bill Stolzing."

Nachdem sie den Brief durchlesen, blieb sie lange still sitzen — still und gerade, ins Leere starrend. Sie dachte nichts — sie fühlte verhältnißmäßig wenig, nur als ob etwas in ihrem Herzen im Sterben läge. Die Uhr auf dem Kamin schlug neun. Gertrud blickte auf — sie erinnerte sich, daß sie für diese Stunde etwas vorgehabt.

Ach richtig . . . das war's! . . .

Sie erhob sich und zündete die Kerzen an dem Christbäumchen an — fünf Kerzen trug es.

Dann zerriß sie den Brief, den sie soeben erst an ihn geschrieben, und verbrannte ihn an einer der fünf Kerzen.

Ein paar Tage schlich sie herum wie irre — sie verließ ihre Wohnung nur, um in die Kirche zu flüchten, und ging nur in die Kirche, um ihren Kopf gegen den Boden zu schlagen und den großen, stummen Gott, der Niemandem antwortet, zu fragen: Was habe ich gethan, um so gestraft zu werden?

Dann las sie Bill's Brief immer und immer wieder — sie suchte die Liebe darin, die sich irgendwo hinter den gemessenen, höflichen Worten versteckt haben mußte; aber wie sie auch suchte, sie konnte die Liebe nicht finden — nichts als gewissenhafte, zukunftsscheue Feigheit.

„So handeln alle Männer, die sich aus einem aussichtslosen Verhältniß herausschrauben wollen. Ich habe nicht das Recht, ihm etwas zu verübeln. Aber ich kann ihn doch nicht begreifen! Daß ihm unsere Beziehungen lästig geworden sind, versteh' ich — aber wie er es über sich gebracht hat, sie abzubrechen, das versteh' ich nicht. — Mein Gott! es ist, als ob man bei einem Schiffbruch ein Kind, das sich an Einen geklammert, ins Wasser stieße, weil's Einen am Schwimmen hindert!"

Dann verbrachte sie Stunden und Stunden damit, Briefe an ihn zu schreiben, die sie nicht abschickte — ihr Stolz verbat es ihr. Sie dachte an andere Mädchen, die sich an Männer geklammert, nachdem sich diese unter dem Vorwand der Gewissenhaftigkeit von ihnen losgesagt hatten, — und wie lästig sie ihnen gewesen waren!

Und langsam fügte sie sich auch in diesen Schmerz — nur, daß sich zum ersten Mal in ihr Leid eine menschenfeindliche Bitterkeit mischte.

Bill's Liebe war für sie wie das Licht des Leuchtthurms gewesen, das dem Schiffer Muth einflößt und ihm die Richtung gibt, wenn es rings um ihn herum dunkel geworden ist und der Sturm sein Fahrzeug von einer Welle zur anderen schleudert. Jetzt war das Licht ausgelöscht. Sie konnte sich in der stürmischen Dunkelheit nicht mehr zurecht finden und fragte sich verzweifelnd, an welcher Klippe sie scheitern würde!

Als sich ihr Leid ausgetobt, d. h. als es heimisch geworden war in ihrem Herzen, so daß sie sich daran als einen nicht mehr zu vertreibenden täglichen Umgang gewöhnt, horchte sie zum ersten Mal wieder auf das Lied der großen Chimära. „Nun, bist Du zufrieden — ich habe nichts mehr — bin ganz arm!" rief sie ihr zu.

Damals ahnte sie es nicht, wie viel ihr, trotz ihrer Armuth, die Chimära noch zu nehmen hatte!

Nach dem neuen Jahr fand sie sich wieder im Atelier ein. Jeder bemerkte die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war.

Am deutlichsten bemerkte sie Lozonczyi, der bald darauf seine Lehrthätigkeit in der Akademie Hudry Menos aufgenommen hatte. Sie sah nicht nur müde und blaß aus, sondern niedergeschlagen und verdrossen. Dabei hielt sie gar nichts mehr auf sich. Ihre Kleidung war vernachlässigt, ihr Haar nur irgendwie hinaufgesteckt. Sie that ihm leid, doch unterließ er es, mit theilnehmenden Fragen in sie zu drängen, wie er grundsätzlich Alles vermied, was zwischen ihm und ihr eine wärmere Annäherung hätte herbeiführen können. Er wollte keine zu innigen Gefühle heraufbeschwören bei ihr. In all' Derlei verbargen sich Gefahren, die er wohl kannte und denen er auswich.

Um sie ein wenig zu animiren, forderte er sie auf, ein Bild für den Salon zu malen. Sie sei ganz weit genug, um es zu versuchen, behauptete er. Er half ihr in der Wahl eines Sujets, ebenso wie in der Anordnung der Composition. Das Andere solle sie allein besorgen.

Für den Entwurf erntete sie nicht nur von ihm, sondern von dem ganzen Atelier Beifall; als sie sich aber mit der Ausführung zu beschäftigen begann, stellte sich bei ihr etwas heraus, worüber sie erschrak — eine Unbeholfenheit in der Mache, die sie fast zur Verzweiflung trieb. Lozonczyi, bei dem sie sich darüber beklagte, zuckte die Achseln und erwiderte, darüber sei nicht viel zu jammern, diese Unbeholfenheit sei die charakteristische Eigenschaft eines großen Talents, und er begründete sein Paradoxon in folgender Weise:

„Ein echtes Talent ist immer etwas durchaus Persönliches, dem es widerstrebt, die conventionellen, durch langen Gebrauch abgerundeten und abgeglätteten Formeln der Kunst weiter zu benützen — es geht tastend seinen

eigenen Weg — tastend! . . . Aber gerade dieses Tasten hat seinen eigenen Reiz. Alle mittelmäßigen Begabungen sind von Anfang zu geschickt, darum gelingt es ihnen auch viel schneller mit dem Geldverdienen, was bei originellen Talenten oft lange seine Schwierigkeiten hat. — Ihre Arbeiten, mein liebes Kind, werden schon längst für den Kenner von größtem Interesse sein, wenn sie für den Kunsthändler noch gar keinen Verkaufswerth haben. Sie sind Eine von Denen, die einmal leichter um 10000, als um 100 Frank ein Bild verkaufen werden!"

„Aber wann?" fragte ungeduldig Gertrud.

„Das hängt theilweise von Ihnen, theilweise von den Umständen ab," sagte Lozonczyi; „übrigens rathe ich Ihnen, nicht zu viel an das Verdienen zu denken während Ihrer Arbeit," setzte er fast strafend hinzu.

Sein Ton gegen sie war nicht mehr so einschmeichelnd freundlich wie sonst, und das verdroß sie.

Als sie ein paar Tage später in das Atelier kam, fand sie es voll Blumen, Gelächter und Geschrei. Mitten zwischen den Mädchen stand Lozonczyi, einen Blumenstrauß in jeder Hand.

Gertrud fragte erstaunt, was es gebe, worauf sie zur Antwort erhielt, daß heute Lozonczyi's Geburtstag sei.

„Wie schade, daß ich es nicht gewußt habe!" rief sie, „da hätt' ich doch auch einen Blumenstrauß gebracht!"

„Wir werden uns auch ohne den zufrieden geben," entgegnete Lozonczyi munter.

Damit legte er den Arm um ihre Schultern und wollte sich zu ihr niederbeugen, um ihre Wange zu küssen. Erschrocken fuhr sie von ihm zurück.

Lozonczyi runzelte finster die Brauen. „Wie Sie wünschen," sagte er und kehrte ihr den Rücken. Die anderen Malerinnen lachten. Eine davon, ein munteres, bildschönes Ding, sehr viel jünger als Gertrud, sprang zu ihm hin und reichte ihm die Wange: „I laß' mi nöd bitten," rief sie. Sie war neu in das Atelier hinzugekommen — eine Wienerin, die Fanny Isolany hieß.

Nun kam Eine nach der Anderen an die Reihe — Lozonczyi küßte die ganze anwesende Weiblichkeit, jung, alt, hübsch und häßlich. Zuletzt erschien Boschka, offenbar nur dem Geburtstag zu Ehren ein paar Rosen in der Hand; fröhlich und unbefangen trat sie auf Lozonczyi zu, machte einen muthwilligen Knix, bog dann den Kopf mit humoristischer Verschämtheit erst nach der einen, dann nach der anderen Seite, worauf sie sich lustig auf beide Wangen von ihm küssen ließ.

Heiß und tief erröthend stand indeß Gertrud vor ihrer Staffelei und beobachtete das ihr unbegreifliche Schauspiel, bis endlich eine der Schülerinnen, die ihre Verlegenheit, sowie ihr Staunen bemerkte, ihr lachend erklärte: „Das ist das Vorrecht des Meisters. An seinem Geburtstag bekommt Lozonczyi von Jeder von uns einen Kuß. Hat er sich das nicht mit Ihnen ausgemacht?"

„Habe mich gehütet — auf eine solche Bedingung wäre Fräulein von Glimm nie eingegangen," bemerkte Lozonczyi gereizt. Gertrud senkte den Kopf.

Hierauf trat Lozonczyi von einer Staffelei zur anderen, die Arbeiten der Schülerinnen prüfend. Bei jeder hielt er sich mit ein paar freundlichen

Worten auf, Boschka versprach er auf ihre Bitte hin sehr freundlich, sie demnächst in ihrem Atelier aufzusuchen. Als die Reihe an Gertrud kam, blickte er ihr nur flüchtig über die Schultern und sagte: „Der rechte Arm ist verzeichnet," und ging vorbei.

Gertrud verließ die Akademie Hubry Menos an jenem Tage tief verstimmt.

Die Störung, welche durch den kleinen Verdruß in ihrem guten Einvernehmen mit Lozonczyi eingetreten war, ärgerte sie unaussprechlich. Sie schalt sich tactlos und dumm dafür, daß sie der unschuldigen Freiheit, welche sich der Künstler ihr gegenüber herausnehmen wollte, so schwerfällig opponirt hatte. Wenn sich Boschka von ihrem Lehrer küssen ließ, so konnte sie sich das wahrhaftig auch gefallen lassen. Es war lächerlich, sich zu zieren.

Mit einem Male schlugen ihre Gedanken die altgewohnte Richtung ein. „Was hätte Bill gesagt — dem wär's doch nicht recht gewesen, so einfach die Sache war!"

Es durchzuckte sie — sie legte sich die Hand vor die Augen. Sie hatte nach der alten Richtschnur gegriffen und vergessen, daß die ihr aus der Hand gerissen worden war — sie hatte danach gegriffen, wie ein verstümmelter Mensch manchmal nach einem abgehauenen Glied greift.

Was gingen sie Bill Stolzing's Bedenken und Wünsche noch an — das war ja vorbei.

Anfang März erlebte Gertrud neuerliche Verdrießlichkeiten. Der arme, alte Dachs, an dem sie sehr hing, hatte sich verlaufen, und Lieschen erklärte unter reuigen Thränen: „Es sei schrecklich — aber ihr Bräutigam wolle nicht mehr warten — und sie müsse heirathen!"

Gertrud, welche von Lieschen's Brautschaft nichts geahnt hatte, war wie vom Donner gerührt.

Sie sah sich gezwungen, einen anderen dienstbaren Geist zu suchen. Den zu finden, hielt schwer — noch schwerer, als sie es Anfangs gedacht hatte. Um den Lohn, den Lieschen bezog, diente kein halbwegs anständiges Mädchen in Paris, viel weniger eines, das so brauchbar gewesen wäre wie Lieschen.

Obzwar sie sich sehr von Boschka zurückgezogen hatte, blieb ihr schließlich, unbeholfen wie sie war, nichts Anderes übrig, als sich an diese zu wenden. Wüßte sie von einem weiblichen Wesen, das um billiges Geld ihre Bedienung übernehmen würde?

Boschka überlegte des Langen und Breiten, wen sie Gertrud als Bedienerin vorschlagen solle. Endlich klopfte sie sich an die Stirn und rief: „Die Naná! — ich wüßte Niemanden als die Naná!"

„Die Naná — das ehemalige Modell?" rief Gertrud entsetzt — „aber das war ja eine durchaus verlüderte Person, die kann ich doch unter meinem Dach nicht dulden!"

„Ach, seien Sie doch nicht thöricht," rief Boschka überlegen, „die Naná war, wie sie alle sind, und lebte einfach und unbefangen den Sitten ihres Standes gemäß. Glauben Sie, daß eines der Mädchen, die täglich vor Ihnen auf dem Modelltisch stehen, mehr werth ist?"

„Aber ich lasse mich nicht von diesen Modellen bedienen!" ereiferte sich Gertrud.

Boschka lachte. „Und glauben Sie, daß die meisten Dienstmädchen in Paris mehr werth sind? Die Sittenlosigkeit derselben ist einfach verschwiegener Natur."

„Aber die Verschwiegenheit ist ja in diesem Fall ein großer Vortheil!" rief Gertrud.

„Ich weiß nicht," rief Boschka lustig und etwas herausfordernd — die Zimperlichkeit Gertrud's erschien ihr nun geradezu als eine übel angebrachte Vornehmthuerei —, „mir machen die Bekenntnisse Naná's immer Spaß — sie steht ihrer Vergangenheit so unglaublich unbefangen gegenüber."

Eine Zeit lang wehrte sich Gertrud noch gegen die Zumuthung, sich von einem verlüderten Modell bedienen zu lassen, dann! ... aber Lieschen's Bräutigam wurde immer ungeduldiger, Lieschen konnte nicht länger bleiben, und so forderte Gertrud Boschka auf, ihr die Naná gelegentlich zu schicken, damit sie mit derselben das Nähere vereinbaren könne.

Eines Abends — Lieschen war ausgegangen, um Besorgungen zu machen, sie brauchte schrecklich lange, um Besorgungen zu machen, seit sie verlobt war — klingelte es. Gertrud öffnete die Thür.

Draußen auf dem Gang stand ein kleines, schmales, schrumpliges Frauenzimmerchen mit einem schwarzen Häubchen auf einem offenbar falschen, röthlichen Lockentoupet, und mit einem Chignon von ganz anderer Farbe am Hinterkopf. Die erfrorenen blauen Hände starrten weit heraus aus einer rostig schwarzen Jacke.

„De la part de Mademoiselle Bozka — ich hoffe, Mademoiselle wird mit mir zufrieden sein!" sagte das Frauenzimmerchen und grinste ängstlich und dienstfertig.

Das war Naná!

Auf etwas so Harmloses war Gertrud nicht gefaßt gewesen.

Ja, das war Naná — die einst in allen großen Malerateliers bekannte Naná, die für Delacroix posirt hatte, der Laurent seinen Rompreis verdankte, nach der Gérôme seine berühmte „Phryne" gemalt, und die dann Jahre lang Gérôme's „maîtresse en titre" gewesen war!

Sie berühmte sich damit — mit was berühmte sie sich nicht! Sie hatte mit fast allen großen Künstlern von Paris, Malern sowie Bildhauern, auf mehr oder weniger vertrautem Fuße gestanden. Sie war wie ein wandelndes Künstlerlexikon — man brauchte nur nachzuschlagen, um über Alles, was in den letzten vierzig Jahren zwischen dem Quartier Breda und dem Quartier Montparnasse von sich reden gemacht, auf dem Laufenden zu sein.

Für Delacroix hatte sie eine der weiblichen Staffagen seines berühmten „Sardanapal" gestanden. Es war sehr anstrengend gewesen, für Delacroix zu stehen, erzählte sie. Er war stets so vertieft in seine Arbeit, daß er es nie merkte, wenn das Modell vor Müdigkeit umsank, im Gegentheil fand er, daß ein Modell erst in diesem Zustande interessant und brauchbar würde, denn erst

dann träte die Zeichnung der Adern und Muskeln besonders hervor. — Einmal, als sie es nicht mehr aushalten konnte und vom Modelltisch abgetreten war, hatte er ihr einen Peitschenhieb versetzt. „Die Narbe davon trage ich noch heute," erklärte sie wichtig und schob ihren Aermel hinauf, um sie zu zeigen. Sie war stolz darauf wie auf einen Orden.

Courbet war ihr guter Freund gewesen zur Zeit der Commune. Sie hatten sich entzweit wegen Meinungsverschiedenheit bezüglich der Vendôme-Säule, von der sie stets respectwidrig als „le mirliton" sprach.

Während des großen Brandes von Paris in den Maitagen 1871 hatte sie für Laurent in der Rue de Lille gestanden. Sie erzählte sehr drastisch, wie die Bomben in das Atelier geflogen waren und wie Laurent — un enragé celui-là — sie durchaus nicht hatte freigeben wollen, ehe er seine Arbeit vollendet; schließlich war sie über die Bomben gesprungen, ohne sich Zeit zum Ankleiden zu nehmen, um in den Keller den gefährlichen Projectilen der Versailler und dem noch gefährlicheren Kunstfleiß Laurent's davon zu laufen. Auf der Treppe hatte ihr ein Herr seinen Mantel über die Schultern geworfen.

Dasjenige aber, worauf sie sich am meisten zu Gute that, waren ihre ehemaligen Beziehungen zu Gérôme, und daß sie ihm zu seiner „Phryné" gestanden. „Die Künstler von Paris wissen es alle," erklärte sie — „wenn mir heute einer von ihnen auf der Straße begegnet, so begrüßt er mich mit den Worten: ‚comment ça va Phryné?'" und dann setzte sie hinzu: „Eigentlich kannte man mich in der Künstlerwelt besser unter dem Namen Phryne, als unter dem Namen Naná!"

Arme Phryne!

Seit ein paar Jahren ging's ihr schlecht. Der Gelenkrheumatismus hatte ihre Glieder verbogen und das Alter ihr Gesicht nicht verschont. Zurückgelegt hatte sie nichts. In den Tagen ihres Glanzes hatte sie das Geld mit vollen Händen ihren armen Verwandten gegeben. Unterstützen hatten sich die Verwandten von ihr lassen, jetzt aber wollten sie nichts mehr von ihr wissen und warfen ihr auf ihre alten Tage ihren schlechten Lebenswandel vor. Sie ernährte sich, wie sie konnte — durch Nähen, Waschen, Kochen — ernährte sich und eine Nichte, die mit einem kleinen Mädchen von ihrem Geliebten verstoßen worden war. Keine Arbeit war für sie zu schlecht. Sie bediente gewöhnlich zwei oder drei Künstler oder Künstlerinnen auf einmal und versorgte sie irgendwie. Sie hielt noch immer etwas von sich, erzählte gern von ihren vergangenen Triumphen, prahlte mit den schönen Linien ihres Körpers, verwendete aber keinen Pfennig auf ihren Putz. Alles, was sie an sich hatte, war geschenkt — selbst den rothblonden Lockenschopf über ihrer Stirne hatte sie dereinst von der Herzogin von Colonna erhalten. Sie war klein, schlank, beweglich, und das Gesicht zeigte Spuren von ehemaliger Schönheit.

Gertrud nahm sie in ihren Dienst. Dennoch vermochte sie Anfangs nicht ganz mit ihrem Widerwillen aufzuräumen. Binnen sehr kurzer Zeit aber gewöhnte sie sich an die wunderliche kleine Person. Wenn Naná eine Schüssel auf den Tisch stellte oder Gertrud einen von ihr mit großer Kunst geflickten Riß unterbreitete, ließ sie jedesmal ein lustiges Witzwort fallen, das der jungen Malerin ein Lächeln abgewann.

Einmal, während Gertrud des Abends nach einem Muskelmann zeichnete, trat Naná mit dem Glase Milch ein, das Gertrud jetzt anstatt einer umständlicheren Abendmahlzeit zu nehmen pflegte. Sie zog sich nicht sofort zurück, sondern heftete die Augen auf eine an der Wand hängende Studie Gertrud's und knüpfte eine Bemerkung daran — eine kurze, scharfe Bemerkung, die ungewöhnliches Kunstverständniß verrieth. Dann ging sie zu der nebenan hängenden Studie über, der Name Courbet's fiel ihr von den Lippen — sie verglich Gertrud's Art, „die Schatten zu vertiefen," mit der seinen.

Das Eis war gebrochen, und eine Anekdote nach der andern sprudelte von den Lippen des Modells.

Naná's Arbeitszeit bei Gertrud beschränkte sich auf eine Stunde des Morgens, wo sie die Wohnung aufräumte, und auf zwei Stunden des Abends, wo sie entweder für Gertrud kochte oder flickte. Gertrud erließ ihr zumeist das Kochen, seit sie sich gewöhnt hatte, mit ein paar Mitschülerinnen ihre warmen Mahlzeiten in der Crêmerie Morel einzunehmen, wo mehrere andere Chimeristen ihren Hunger stillten. Statt zu kochen, mußte Naná für sie nähen. Sie nähte neue Kleider für Gertrud, mit der phantastischen Geschicklichkeit der ehemaligen Grisette, die gewohnt war, sich um billiges Geld hübsch aufzuputzen.

Aber die Küche, wo sie sich mit der Arbeit aufzuhalten pflegte, war kalt und rußig, und die Hände wurden ihr steif beim Arbeiten. Eines Tages trat Gertrud in die Küche, wo die arme Alte, bis an die Nase in ein verfärbtes Wolltuch eingemummt, sich frierend über ihre Arbeit krümmte.

„Setzen Sie sich in das Speisezimmer, Naná," sagte Gertrud sanft — „hier könnten Sie sich einen Rückfall von ihrem Rheumatismus holen."

Seit der Zeit saßen sie jeden Abend beisammen — das ehemalige Modell und Gertrud von Glimm!

~~~~~~~~~~

Jeden Tag ließ Gertrud irgend ein altes Vorurtheil fallen — sie sagte sich, daß sie auf dem rauhen Weg, den sie nun ging, diesen Ballast nicht mitschleppen konnte, dazu reichten ihre Kräfte nicht aus. Der große Ekel — der physische ebenso wie der sittliche, der sie sonst von jeder vertraulichen Annäherung mit der Welt, in der sie nun lebte, getrennt hatte, verflüchtigte sich bei ihr immer mehr und mehr. Sie nahm ihre Mahlzeiten in einem Local, in welchem sie früher keinen Bissen herunter zu würgen vermocht hätte, sie las Bücher, die sie früher nie gelesen hätte, und sprach darüber mit Menschen, mit denen sie sonst nicht gesprochen hätte. Sie war gleichgültig geworden gegen schlechte Manieren, wie sie dagegen gleichgültig zu werden anfing, ihren Teller bei Tisch auf ein fleckiges Tischtuch zu stellen und mit eisernen Gabeln zu essen.

Das waren Kleinigkeiten — aber sie fing auch an, gleichgültig zu werden gegen moralische Unregelmäßigkeiten — ihr graute nicht mehr so sehr davor, wie früher.

Gegen sich war sie noch immer streng, aber gegen die Anderen fing sie an, recht nachsichtig zu werden. Ihr sittlicher Standpunkt fing an sich zu verschieben, die Präcision ihres sittlichen Schönheitssinns hatte sich verwischt.

~~~~~~~~~~

Sie war indessen mit ihrem Bild für den Salon fertig geworden — die Jury hatte es angenommen. Freilich wurde es irgendwo unter dem Dach aufgehängt — aber endlich, im Salon hing es doch, und einige Zeitungen hatten es freundlich erwähnt.

Das hatte ihr Anfangs eine gewisse Befriedigung gewährt. Aber die kleine, kränkliche Freude verflüchtigte sich bald.

Der Sommer kam. Ein Geruch von Staub, heißem oder nassem Asphalt und faulen Ausdünstungen jeder Art vergiftete die Luft.

In Gertrud's kleinen Stuben im fünften Stockwerk war es erstickend heiß. Selbst die Nächte brachten keine Kühlung, wiewohl Gertrud stets alle Fenster offen ließ, um einen Luftdurchzug zu erzwingen. Eine fast gänzliche Schlaflosigkeit stellte sich bei ihr ein. Des Abends fiel sie um vor Müdigkeit — die Augen brannten ihr aus dem Kopfe heraus —, ihr war's, als müsse sie vierundzwanzig Stunden schlafen. Kaum aber hatte sie den Kopf auf das Kissen gelegt, so verflog die Schläfrigkeit und machte einer fiebrigen Unruhe Platz, die sie zwang, sich von einer Seite auf die andere zu legen, ohne auch nur einen Moment die wohlthätige und natürliche Betäubung des Schlafs zu genießen.

Der Zustand wurde immer peinlicher. Wenn sich ihre Gedanken ein klein wenig verwirrten, eine unklare Dämmerung sich über ihr geistiges Leben zu senken begann, so freute sie sich und sagte: „Ach, jetzt kommt der Schlaf!" — Aber kaum hatte sie das ausgedacht, so war der Schlaf schon wieder fort, und das momentan verdunkelte Licht in ihrer Seele brannte von Neuem grell.

Durch das offene Fenster drang aus dem Garten unten das müde Flüstern des sonnengedörrten Laubes, dazwischen abgeschwächt, aber deutlich, das rastlose Stöhnen des Nachtlebens von Paris.

Wenn es doch wenigstens dunkel hätte werden wollen, das hätte ihr etwas Beruhigung gebracht, dachte sie — aber es wurde nicht dunkel in diesen laternen-durchschimmerten kurzen Julinächten von Paris. Kaum daß die Dämmerung ihren grauen Schleier etwas dichter gewoben, so verschwebte sie wieder, das Grau wurde weißlich, matt und glanzlos fingen die Farben von Neuem an hervorzutreten. Und wenn Gertrud die broncenen Cäsarenköpfe an ihrer schwarzen Empire-Commode genau zu unterscheiden begann, da wußte sie, daß die Nacht vorbei war, daß sie noch einmal vorbei war, ohne ihr Ruhe und Erquickung gebracht zu haben. Wenn sie dann aufstand, hatte sie Schmerzen in allen Gliedern, sie hätte schreien mögen vor Verzweiflung darüber, daß sie die Qualen des Lebens noch einmal auf sich nehmen mußte.

~~~~~~

Ende Juli war das Atelier leer. Die meisten Schülerinnen waren aus Paris und seiner großen Hitze geflohen und hatten sich entweder nach primitiven Seebädern an die Küste der Normandie verfügt, oder nach den verschiedentlichen Dörfern in der Umgebung von Fontainebleau.

Gertrud fuhr fort, täglich stundenlang in der Akademie Hudry Menos zu arbeiten. Die Lehrstunden waren um diese Zeit aufgehoben, aber wer von den Schülern zurückgeblieben war, hatte das Recht, irgend eines der ver-
~~~~~~

schiedenen Ateliers zu benützen, darin zu zeichnen oder zu malen, wenn er sich selber das Modell zahlte. Gertrud machte sich darauf gefaßt, auch diesen Hochsommer in Paris zuzubringen.

An einem schwülen, in Hitze und Staub erstickenden Augustnachmittag befand sie sich ganz allein im Atelier. Gertrud stand vor ihrer Kohlenzeichnung und betrachtete sie mit dem Mißmuth, mit welchem ein jeder Künstler seine Copie der Natur betrachtet, so lange er die Natur noch nicht vergessen hat. Die Unzulänglichkeit der künstlerischen Ausdrucksmittel verdroß sie fast bis zu Thränen. Sie wollte ihre Studie vom Reißbrett herunter zerren, vernichten — da öffnete sich die Thür — Lozonczyi trat herein.

„Immer noch bei der Arbeit? — nun, wie geht's?" rief er.

„Nicht besonders," erwiderte sie ihm.

„Lassen Sie sehen;" er warf einen Blick auf ihre Studie und versank in nachdenkliches Schweigen.

„Die Studie ist eigentlich gut, vieles daran ist ungemein fein beobachtet. Amanda hat Ihnen dazu gesessen, nicht wahr?"

Gertrud nickte. „Aber einzelne Partien daran sind hart und andere stumpf," fuhr er fort.

„Sie sind überarbeitet, liebes Kind — Sie müssen aussetzen!"

Bisher hatte er wie absichtlich von ihr weggesehen, jetzt, zum ersten Mal seit jenem Tage, an dem sie ihm den unschuldigen Kuß verweigert und er über ihre Zimperlichkeit böse geworden war, heftete er den Blick auf sie und ließ er ihn längere Zeit auf ihr ruhen.

Der Unterschied zwischen ihrer jetzigen Erscheinung und der, wie er sie an jenem Abend bei Jessendyi kennen gelernt, sprang in die Augen. Sie war stark abgemagert. Ihr schwarzes Kleid machte Falten an der Taille, es war verstaubt und vertragen, ihr Haar auch nicht mehr mit derselben Sorgfalt gepflegt und geordnet wie sonst, ein paar Löckchen ringelten sich aus dem Knoten, in den es zusammen gewunden war, und der Nachwuchs krauste sich wirr um den schlanken Hals.

Und dennoch — abgemagert, zerzaust, schlampig gekleidet — übte sie auf ihn eine fast unwiderstehliche Anziehungskraft aus. Er fragte sich, ob er je ein paar Augen von solch' eigenthümlich räthselhaftem Ausdruck und ein paar volle, rothe Lippen von solch' wunderbarem Schnitt gesehen.

„Aussetzen!" wiederholte Gertrud mit den Achseln zuckend — „Sie haben gut reden; was soll ich machen, wenn ich nicht male? Ohne Beschäftigung halte ich das Leben ja gar nicht aus!"

Er überlegte einen Moment. „Gehen Sie an die See," erwiderte er ihr hierauf.

„An die See? — woher sollte ich die Mittel nehmen?" fragte sie bitter.

Er fuhr sich über die Stirn; dann rief er: „Ich bin doch wirklich schon zerstreut — jetzt erinnere ich mich erst, was mich eigentlich hergeführt hat! Der Kunsthändler Weil hat mich nach dem Preis Ihres Bildes im Salon gefragt, es scheint, daß ein . . . ein Petersburger Kunstmäcen lebhaft wünscht, es zu acquiriren. Wären Sie bereit, es um tausend Francs herzugeben?"

„Tausend Francs? . . . Nach meinen jetzigen Begriffen ist das ein Vermögen!“ rief Gertrud, freudig überrascht.

„Gut, ich werde für Sie abschließen,“ sagte Lozonczyi hastig, „und sobald Sie das Geld in Händen haben, gehen Sie für zwei, drei Monate an die See und holen sich wieder rothe Backen.“

„Nun, für so lange würde das Geld in einem Seebad doch nicht ausreichen,“ meinte Gertrud zaghaft.

„Natürlich wird es ausreichen,“ versicherte ihr Lozonczyi; „Sie müssen sich aus dem Kreis Ihrer alten Vorstellungen herausreißen, liebes Kind. Wenn ich von der See spreche, so denke ich nicht an Trouville oder Deauville, sondern an einen kleinen malerischen Ort wie Cayeux. Boschka Dolezal ist dort. Sie hat sich in einem Fischerhaus etablirt und wäre gewiß entzückt, Sie bei sich aufzunehmen. Bei ihr können Sie bequem um 2—3 Francs täglich leben.“

Gertrud schwieg. Sie hatte sich jetzt gesetzt — sie war müde. Lozonczyi setzte sich ebenfalls.

„Boschka ist nicht nach Ihrem Geschmack?“ meinte er fragend und schnalzte ungeduldig mit den Fingern.

„Sie ist mir allerdings Anfangs recht befremdlich vorgekommen,“ sagte Gertrud, immer mit derselben müden Bitterkeit, welche seit jenem fürchterlichen Weihnachtsabend ihr ganzes Wesen durchklang — „aber das ist längst vorbei. — Wie soll ich mich gegen Boschka Dolezal wehren, wenn ich mich mit Naná befreundet habe? Im Frühjahr habe ich mehrmals die Woche mit der Dolezal im selben Restaurant zu Mittag gegessen. Daran, bei ihr zu logiren und an ihren Lebensgewohnheiten Theil zu nehmen, habe ich freilich noch nicht gedacht.“

„Nun, das müssen Sie halten nach Ihrem Belieben; einen zweckmäßigeren Vorschlag habe ich nicht für Sie in Bereitschaft,“ erklärte etwas gereizt Lozonczyi. „Ich will Sie nicht bestimmen!“ — Damit wollte er sich erheben.

„Aber seien Sie nicht gleich so böse!“ rief Gertrud; „ich bin ja ganz bereit, mich bei der Dolezal einzumiethen, wenn sie mich aufnehmen will — sie ist ja doch zehnmal besser als alle die Andern. Nur . . . daß ich mit meinen Ansichten manchmal einen Rückfall in alte Gewohnheiten habe, darf Sie nicht wundern — 's geschieht ohnehin selten genug! Und nun bleiben Sie noch ein Weilchen, und wir plaudern wieder einmal vernünftig zusammen. Ich will Ihnen eine Tasse Thee zusammenbrauen!“

Obwohl er sich bereits erhoben und zum Gehen gewendet hatte, zögerte er einen Augenblick. Die Dämmerung war noch weit, aber das Licht war bereits glanzlos geworden, und die Luft wirkte noch drückender, erschlaffender als früher. Er blickte ihr voll ins Gesicht. „Heute sehen Sie wirklich zu hübsch aus,“ entfuhr's ihm.

„Hoffentlich verscheucht Sie das nicht!“ rief sie mit ihrer noch immer unverbrauchten Unbefangenheit.

Wieder blickte er sie an, spähend, fast lauernd. War sie auch jetzt noch, nach mehr als einjährigem Aufenthalt im Chimäristenviertel, so bodenlos unschuldig?

Von fern, undeutlich, nur wie eine besonders peinliche Schattirung des gedämpft herüber grollenden Großstadtlärms, hörte er einen Leierkasten wimmern. Vergeblich trachtete er aus dem Gewimmer eine Melodie heraus zu deuten — er konnte nicht entscheiden, ob's die Jammerarie Don José's aus „Carmen" oder das Liebesduo war aus „Faust". Das Wimmern näherte sich. Es war doch das Liebesduo. Er sprang auf . . . „Ein ander Mal, mein liebes Kind — heute kann ich Ihre Gastfreundschaft nicht annehmen, mir fehlt die Zeit. Auf Wiedersehen!" Dabei drückte er hastig einen Kuß auf ihre Hand. Ehe sie sich dessen versah, war er fort.

Im Hofe unten mußte er an der Concierge vorbei, die mit ihrem Strickzeug auf einer Bank zwischen den dürren, von der Sonne verbrannten Büschen saß. Sie sah ihn mit einem neugierigen, verschmitzten Blick an, der ihn ärgerte. — — —

Eine Woche später reiste Gertrud ab.

Sie fuhr erst fünf bis sechs Stunden mit der Eisenbahn und dann zwei Stunden in einem engen, dumpfigen Postwagen. Gegen Abend endlich hielt der Wagen vor dem Hôtel de la Plage in Cayeux.

Der Postillon riß den Wagenschlag auf, das Gepäck wurde abgeladen. Dann blieb Gertrud mit ihrem kleinen schwarzen Koffer und ihrer Handtasche allein und verlassen zwischen neugierig gaffenden Freunden und einem dienstfertig nach ihren Wünschen fragenden Dienstpersonal vor dem Hôtel de la Plage stehen. Sie wollte bereits einen barfüßigen Fischerjungen fragen, ob er ihr nicht die Wohnung Mademoiselle Dolezal's zeigen könne, als sie Boschka in der Ferne erblickte, und zwar inmitten eines laut lachenden, lustig gesticulirenden Menschenschwarms, dessen Kopfbedeckungen aus weißen, rothen oder blauen Wollbaretts oder aus mit blau und rothen Quasten garnirten japanischen Binsenhüten bestanden.

Unter dem größten dieser Binsenhüte — er sah aus wie das Dach eines kleinen Gartenpavillons — erkannte Gertrud das gutmüthige, leichtsinnige Antlitz der Frau Jenny Schlominger. — In einem wahren Sturmschritt eilte Boschka auf die eben Angekommene zu und entschuldigte sich herzlich und weitläufig wegen ihres verspäteten Erscheinens. Sie sah sehr nett und vergnügt aus, trug einen kaum bis an die Knöchel herabreichenden rothen Rock aus dickem, bäuerischen Baumwollstoff mit bunten Streifen besetzt, Strandschuhe aus Segeltuch, eine Blouse aus ungebleichtem Linnen mit zurückgeschlagenem Matrosenkragen und auf dem Kopf ein Barett aus blauem Filz mit einer großen rothen Troddel. Das Costüm war excentrisch, aber praktisch, und kleidete sie vortrefflich; es war wie für ihre Persönlichkeit geschaffen. Sie sah darin aus wie ein verkleideter Knabe, aber wie ein hübscher, sympathischer Knabe, der, sich um die Welt wenig kümmernd, gesund und unbehelligt seinen eigenen Weg geht. Ihr Anblick wirkte beinahe so erfrischend auf Gertrud, wie der Hauch der Seeluft — sie verzieh ihr mit einem Mal Alles, was sie das Jahr über an ihr geärgert, selbst ihre intime Freundschaft mit Frau Jenny, und schnitt alle ihre Entschuldigungen mit einer herzlichen Umarmung ab.

Frau Jenny blieb ihrerseits nicht mit Bewillkommenszärtlichkeiten zurück, reichte Gertrud mit einem entgegenkommenden Grinsen cordial die Hand und rief: „Mer san jo olte Bekannte, nöd wohr?"

Das mußte eben hingenommen werden, und so schüttelte denn Gertrud ohne Ziererei die ihr dargebotene, sonnverbrannte Rechte der spät legitimirten Gattin Tony Schlominger's.

Nachdem der erste Moment vorüber war, erkannte Gertrud in dem Boschka umschwirrenden Menschentroß noch andere bekannte Gesichter, das kluge Antlitz Herrn Braun's und die von langen schwarzen Haaren umschattete Poetenphysiognomie des gezierten St. Prix. Sie sah sich sofort umringt von wohlwollenden Menschen, die mit einander wetteiferten, ihr einen kleinen Dienst zu erweisen. Braun nahm ihre Reisetasche, ein junger Maler lud unter lautem Gelächter ihren Koffer auf seine Schultern; Frau Schlominger sah's ihr an, daß ihr schlecht gewesen sein müsse unterwegs und fragte, ob sie mit Eau de Cologne versorgt sei.

Der ganze Zug geleitete die beiden Mädchen bis an die Thüre der Fischerhütte in der Grande Rue, wo Boschka sich eingemiethet hatte. Auch dort schienen die Herrschaften wenig Lust zu haben, sich zurückzuziehen; erst als Boschka an der Schwelle ihres Hauses lustig, aber energisch erklärte: „Heute gibt es keinen Empfang, heute muß Fräulein von Glimm sich ausruhen," zerstreute sich das muntere Häuflein unter Gelächter und schlechten Witzen in alle vier Weltgegenden.

Gertrud begann nun ihr neues Quartier zu mustern. — Ein reizendes, von weißen und rothen Rosen umklammertes Häuschen war's. Das Oberstockwerk enthielt drei Kammern. Zu ebener Erde befand sich ein etwas größerer Raum mit einem mächtigen Kamin und einem braunen Balkenplafond, daneben noch eine kleine Küche. Jedes der Mädchen hatte oben eine Schlafstube, die Eigenthümerin des Häuschens wohnte mit ihrem fünfjährigen Töchterchen in der dritten Kammer. Ihr Mann trieb sich in der Nähe von Island auf dem Walfischfang herum, und sie benützte seine Abwesenheit, um die Wohnung zu vermiethen, wobei ihr außer der Miethe auch noch die Bedienung etwas einbrachte.

Kaum, daß Gertrud den Fuß über die Schwelle gesetzt, überkam sie ein anheimelndes Gefühl. Die breiten niedrigen Fenster waren mit weißen Vorhängen verschleiert. In der Feuerstelle des Kamins blühte ein großer Strauß gelber Sonnenblumen aus einem kupfernen, normännischen Milchtopf heraus. Vor dem Kamin standen zwei Lehnstühle mit in Mahagoni gefaßtem, schwarzen Roßhaarbezug, und zwischen den Lehnstühlen ein kleiner runder Tisch mit einem sehr derben, etwas ins Graue hinüber spielenden Linnen bedeckt, das noch von feuchter Sauberkeit duftete, darauf ein Krug goldgelben Apfelweins, einige appetitliche Schüsselchen mit gelber, normännischer Butter, frisch abgeschabten Radieschen, graurothe Crevetten und silberig in ihrer goldenen Oelsauce schimmernde Sardinen — dazu grell bemalte Bauernteller, Bestecke mit schwarzen Holzgriffen, grünliche Gläser mit rauhem Boden — Alles so

einfach, so anheimelnd plump und altväterisch — die Poesie der Gemüthlichkeit!

An den Wänden ein paar farbige Kupferstiche, Napoleon in einem Schlitten an erfrierenden Grenadieren vorbei sausend, die in einem Straßengraben lagen, und darunter als Titel: „Vive l'Empereur (1812)!“ Daneben eine Seeschlacht. — Im Uebrigen fast keine Möbel, nur noch zwei oder drei geradlehnige, schwarze Roßhaarstühle und eine große Bauerntruhe.

„Das ist ja zu lieb, zu reizend, zu stimmungsvoll!“ rief Gertrud; „wenn man nur immer da bleiben könnte!“ Dann umarmten die beiden Mädchen einander.

„Nicht wahr, 's ist hübsch bei mir — jetzt sag' ich lieber bei uns,“ rief Boschka. „Und nun will ich Ihnen noch Ihr Schlafstübchen zeigen. Sie werden sich gewiß waschen und umkleiden wollen, ehe Sie sich zu Tisch setzen. Unterdessen wird das Essen fertig.“

Die Treppe, welche die zwei Stockwerke mit einander verband, war schmal und steil, das Stübchen klein und ohne Teppich, sehr wenig Möbel, ein Bett, eine Commode, ein Waschtisch und zwei Stühle; aber auch hier wie in dem unteren Raum, Alles duftend von Sauberkeit. Auf der Commode war eine malerische mährische Stickerei ausgebreitet, ebenso auf dem Bett. An den Wänden hingen ein paar Studien, ein Krug mit Kornblumen stand auf dem breiten Sims des offenen Fensters, durch das die köstliche Luft hereinströmte.

„Ich habe Ihnen eines von meinen Kleidern herausgelegt, damit Sie nicht die Mühe haben sollten, gleich auszupacken. Morgen oder meinetwegen nach Tisch helfe ich Ihnen damit. Hoffentlich haben Sie Wasser und Handtücher genug. Wenn Sie noch etwas brauchen, so stecken Sie den Kopf zur Thür hinaus und schreien Sie: ‚Lise!‘ — über elektrische Klingeln verfügen wir nicht!“ Mit diesen Worten zog sich die junge Slavin zurück.

Als Gertrud um einiges später herunter kam, des Reisestaubes ledig, von dem kalten Wasser erfrischt, angethan mit einer frisch gewaschenen grauen Blouse und einem eben solchen Rock aus Boschka's Garderobe, war sie ein anderer Mensch. Ihr war es, als habe sie mit den schweren, einengenden Stadtkleidern auch den ganzen Druck ihres engen, verstaubten Stadtlebens abgestreift.

„Ich wollte Sie eben abholen,“ rief Boschka, „die Suppe steht schon auf dem Tisch — dann bekommen Sie noch gebratenes Huhn und zur Feier Ihrer Ankunft eine Galette mit Aprikosenmuß!“

„Aber das ist ja herrlich!“ rief Gertrud, „ich hab' solchen Hunger!“

Und sie aß wirklich mit einem Appetit, wie sie ihn nicht mehr gekannt hatte, seitdem sie Lindenheim verlassen.

„Immer sind wir nicht so üppig,“ fuhr Boschka, sich herzlich an der Befriedigung Gertrud's freuend, fort, und etwas zögernd und ob ihres Geständnisses erröthend, setzte sie hinzu: „Warmes Fleisch gibt es nicht alle Tage, und zweimal die Woche fasten wir — ich bin katholisch, und Seefische sind billig. — Nicht wahr, es kommt Ihnen befremdlich vor, so zu sparen?“

„Ach nein! nur reizend," seufzte Gertrud. „Glauben Sie denn, ich spare nicht? Aber bis jetzt hatte ich keine Ahnung, daß man mit so viel Anmuth sparen könne — Sie sparen viel graziöser als andere Menschen verschwenden!"

Nachdem die beiden Malerinnen ihren Hunger gestillt, kam die Hauswirthin, ein freundliches Weib mit einem gutmüthigen Gesicht unter einem weißen Häubchen, den Tisch abzuräumen und Complimente für ihre gute Küche einzuheimsen. Dann stellte sie den Kaffee vor die jungen Mädchen hin.

Gertrud lehnte sich in ihrem Fauteuil zurück und ergab sich einem erquickenden dolce far niente.

Von draußen drang das Wellengebrause bis zu ihr, zugleich mit dem aromatischen Kräuterduft, der aus dem Gärtchen aufschwebte — Gertrud fielen die Augen zu.

Da weckte sie etwas — die Stimme der Frau Jenny Schlominger. Ein rothes Barett schief auf dem Kopfe festgesteckt, im Uebrigen mit stark verwaschenem weißen Flanell angethan, stürzte sie herein, eine große Flasche in der Hand.

„I bring' Ihna nur's Eau de Cologne!" rief sie; „Sie brauchen nöd Angst z' haben, daß ich störe! — Da haben's, und jetzt geh' i wieder."

Sie stellte die Flasche auf den Tisch — „eigenes Fabrikat!" rief sie stolz — „Sie haben's wirkli zu herzig hier. Na, adieu, Fräulein Boschka, und schlafen's gut — Sie auch, Sie armes, blasses Schatzerl!" zu Gertrud — „Sie werden sehen, was Sie für rothe Backerln kriegen werden bei uns. A bessern Schutzengel als die Boschka hätten's nirgends nöd aufstöbern können. — Gute Nacht — Gott behüt' Euch!" und ehe sich Gertrud dessen versah, hatte die Schlominger erst Boschka, dann sie in die Arme geschlossen und herzlich geküßt — dann war sie verschwunden.

Gertrud fühlte noch, daß sie eigentlich empört hätte sein sollen über diesen Kuß, aber sie hatte nicht mehr die Kraft dazu. Die Last ihrer alten, sittlichen Defensivvorurtheile drückte zu schwer — sie fühlte dieselbe an sich herunter gleiten — nicht eine Regung meldete sich, sie fest zu halten!

Ein humoristisches Licht durchzuckte Boschka's Augen, als die Frau Schlominger verschwunden war.

„Haben Sie richtig einen Kuß erwischt?" rief sie; „nun, ich kann nichts dafür, aber es thut mir leid. Haben Sie irgend ein besonderes Gefühl?"

„Nein," sagte Gertrud, sich schläfrig dehnend; „Sie hatten ganz recht damals in Paris, Boschka — man gewöhnt sich daran — an den Verkehr mit solchen Menschen, wie die Frau Schlominger nämlich."

„Ja, 's kommt so, ohne daß man eigentlich weiß, wie," meinte gleichmüthig Boschka. „Ich bitte Sie, was schadet einem im Grunde der Verkehr mit unmoralischen Persönlichkeiten — die Immoralität ist doch keine ansteckende Krankheit!"

„Wenn ich das nur ganz sicher wüßte!" murmelte Gertrud. „Ich glaube, die Immoralität — das, was wir civilisirte Menschen übereingekommen sind so zu nennen — ist wie viele Krankheiten ansteckend für Diejenigen, welche empfänglich für den Krankheitsstoff sind. — Manche Menschen sind immun!"

„Wir Zwei zum Beispiel!“ rief lachend Boschka.

„Ja, wir Zwei,“ wiederholte Gertrud und lehnte sich von Neuem schläfrig in ihren Sessel zurück. Schläfrig! . . . Wie wohl das that, wieder einmal ordentlich schläfrig zu sein!

Kurz darauf verfügte sie sich in ihr Schlafkämmerchen. Den Kopf auf dem Kissen, dachte sie ein letztes Mal bei sich: „Es ist doch eine ansteckende Krankheit — aber manche Menschen sind immun!“

Damit schlief sie ein.

Den nächsten Tag erwachte Gertrud spät, mit einem feierlichen Brausen in den Ohren und einem goldenen Schimmer vor den geschlossenen Augen und im Herzen, mit einem Gefühl, als ob sie sich auf Etwas freute.

Sie hatte sich schon lange nicht auf Etwas gefreut — eine ungewohnte Behaglichkeit durchzog ihren Körper. Während sie sich noch den Schlaf aus den Augen rieb, fing sie an, Pläne zu schmieden für den Tag. Sie freute sich auf Alles — auf ihr Seebad, auf ihren Spaziergang, auf ihr Butterbrot und ihre Tasse Thee.

Mitten in ihre angenehme Gedanken hinein mischte sich plötzlich ein ödes Mißbehagen. Die Erinnerung an Frau Schlominger tauchte in ihr auf.

Sie fragte sich, ob es nicht doch Unrecht von ihr sei, sich in Verkehr mit einer so merkwürdigen Dame zu setzen, wie Frau Schlominger es war. „Aber wenn Boschka sich keine Scrupel macht, brauche ich mir doch wahrlich auch keine zu machen,“ sagte sie sich; „was Boschka thut, kann ich auch thun, denn Boschka ist ein durch und durch anständiges Mädchen, und was thut sie nicht!“

Sie begriff nicht den immensen Unterschied zwischen der Toleranz, welche Boschka großen und kleinen Unregelmäßigkeiten entgegen brachte, und die Gleichgültigkeit, zu welcher sie sich zwang. Die Toleranz Boschka's war eine angeborene Naturanlage, die mühsam erworbene Gleichgültigkeit Gertrud's war ein willkürliches Abstumpfen ihres Anstandsgefühls — und ein erstes Brechen mit ihm. In dem übertriebenen Grauen, welches Gertrud jeder Ausschreitung entgegen brachte, verrieth sich unbewußt die Angst vor einer Gefahr. Für Boschka gab es keine Gefahr — in Folge dessen war das Anstandsgefühl, jener Defensivinstinct der weiblichen Natur, bei ihr nur schwach ausgebildet, so zu sagen rudimentär. Sie kannte keine Zimperlichkeiten, aber sie kannte auch keine unlauteren Hintergedanken und keine unruhige Neugier. Von dem inneren Fieber, das Gertrud manches Mal plagte, ohne daß sie eigentlich wußte, nach was ihr verlangte, ahnte Boschka nichts. Durch und durch human, sehr gutmüthig, im Allgemeinen warmherzig, war Boschka von allen Liebesbedürfnissen gänzlich frei. Im Innersten war sie fest davon überzeugt, daß es für ein Mädchen nichts Bequemeres auf der Welt gab, als ledig zu bleiben; aber — und da schlug eine gewisse Spießbürgerlichkeit bei ihr durch — es hätte sie genirt, mit vierzig Jahren noch „Fräulein“ zu heißen, wie es sie genirt hätte, mit dreißig keinen Anbeter mehr zu haben.

Indeß wollte sie noch ein paar Jahre lang ihren „Zwetschengarten" in den Salon einschicken, um das Recht zu haben, sich auf die Künstlerin hinaus zu spielen.

Sich auf die Künstlerin hinaus zu spielen? . . .

Eigentlich ist das Wort zu hart. In gewissem Sinne war sie Künstlerin — Künstlerin durch ihr Empfindungsvermögen und ihr Sehvermögen — Künstlerin durch ihr Talent, die dürftigsten Dinge mit solchem Geschmack zusammen zu stellen, daß sie ein reizendes Gesammtbild abgaben — Künstlerin durch die Fähigkeit, jeder Situation einen Reiz abzugewinnen durch die Macht ihrer Illusionen, welche ihr ermöglichten, eine elende Kupfermünze in ein Goldstück umzuwandeln.

Wenn sie auf einem Spaziergang einen schmutzigen Bettler mit einem Sack auf dem Rücken und mit Bindfäden umwundenen Leinwandlappen an den Füßen sah, so gerieth sie in Entzücken über den schönen Ton der Lumpen, in die er gehüllt war, und rief einmal um das Andere: „Ein Rembrandt — ein Rembrandt!"

Sie sah Schönes, wo es Anderen nie eingefallen wäre, es zu suchen, und wenn man, ihrer Andeutung folgend, danach ausspähte, sah man es auch.

Alle Unzufriedenheit, alle Unruhe erstarben in ihrer Nähe, man tauchte mit ihr unter in ihren schönen, unschuldigen Illusionen.

Dabei war sie im Grunde ihres Herzens fabelhaft vernünftig.

Ihre Phantastereien verleiteten sie höchstens dazu, das Talent eines Collegen zu überschätzen und ihm auf seine Zukunftsleistungen hin zweihundert Francs zu borgen, die sie selber nöthig gebraucht hätte — dazu, sich für ihn anderweitig zu compromittiren, verleiteten sie sie nicht. Sie war eben ein Neutrum, wie Lozonczyi sich ausdrückte — sie war immun!

Und Gertrud . . .

Es war eine hübsche Zeit — die Zeit in Cayeux! Wenn Gertrud später zurück dachte an Alles, was sie durchgemacht seit jenem fürchterlichen Tage, da ihr Bruder ihr angekündigt, daß sie sich von Lindenheim würde trennen müssen — wenn sie an Alles dachte, was darauf gefolgt war, an Alles — und sich hierauf fragte, was sie wohl von dieser langen Zeit ein zweites Mal würde erleben wollen, so waren es die zwei Monate in Cayeux.

Viel später zog es noch einmal an ihrem Gedächtniß vorüber — das kleine Fischerdorf mit seinen malerischen Hütten, seinen schmalen, blumenduftigen Gärtchen — die grün-gelben Dünenhügel mit hie und da aus dem feinen Sande heraus starrenden Büscheln von Strandgras, die beständig wechselnde Klang- und Farbensymphonie des Meeres, das Hinauswandern zur Arbeit am frühen Morgen, dann das Seebad, das Frühstück oft recht frugal — aber wie es schmeckte! Und wieder Arbeit — angestrengte, anregende Arbeit bis in den Sonnenuntergang hinein — die Mahlzeit in dem trauten Raume, dessen Thüre nach dem Gärtchen zu offen stand — und der stille ruhsame Abend . . .

Boschka, die unter tausend spitzfindigen und geistreichen Vorwänden den Tag vertrödelt hatte, benützte den Abend zum Arbeiten, d. h. sie bemühte sich, mit Nadel und Pinsel irgend einen Gegenstand zu verschönern, der zur Decoration ihrer Pariser Wohnung bestimmt war. Gertrud im Gegentheil, von der gesunden Anstrengung des Tages ermüdet, lehnte in einem der alten Großvaterstühle neben dem Kamin zurück und regte keine Hand.

Zum ersten Male fühlte sie sich versöhnlich gestimmt gegen ihr neues Leben — zum ersten Male fühlte sie, daß, wenn es ihr viel genommen, es ihr andererseits manches gegeben habe und noch mehr zu geben hatte — sie hörte auf, sich gegen seine schlechten Seiten zu sträuben und begann, sich an seinen guten Seiten zu erfreuen.

Die Dämmerung sank und sank — man zündete die Lampe an — die Motten flogen herein.

Man hörte das Anbrausen der Wellen am Strande. Auf und nieder — auf und nieder schwoll der Klang, mächtig ansteigend, traurig verhallend. Ein geheimnißvoller Zauber sprach aus dieser Eintönigkeit. Gertrud war's, als schwebe ein Schlummerlied zu ihr herüber aus einer anderen Welt — ein Schlummerlied, in dem ihre Erinnerungen versanken.

Wie ein heilender Balsam glitt das wundersame Rauschen über ihre traurige, zerrissene Seele dahin, und die alten Wunden hörten auf zu bluten, und die alte Sehnsucht hörte auf zu schreien.

Ihr Bewußtsein verwischte sich. Den großartig fallenden und steigenden Klang noch immer in den Ohren, fing sie an, zu träumen. Ihr war's, als hätte eine große, weite Welle ihr altes Leben hinweg gerissen und treibe es nun siegreich unerbittlich mit sich fort — Lindenheim — die Mutter — den Bruder — Bill — ihre auf Familientraditionen gestützten Vorurtheile — Alles hatte die Welle mitgenommen — Alles! Und Gertrud stand am Ufer und ließ es geschehen und fühlte nichts als eine große Müdigkeit, einen Wunsch, auszuruhen.

Da über die Wellen hin sauste mit zornigem Flügelschlage die Chimära und schrie: „Du sollst keine Götter haben neben mir! — Du sollst keine Götter haben neben mir!"

Gertrud wachte auf — der Schrei einer Möve hatte sie geweckt. Sie wollte lachen darüber, daß ihr das Märchen von der Chimära eingefallen war.

„Du brauchst mir ihr Lied nicht mehr zu singen!" sagte sie sich — „möchte wissen, was sie mir noch zu nehmen hätte — was ich noch aufgeben könnte! Was? . . . Was? . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Die Marcussäule.

Von
F. von Duhn.

[Nachdruck untersagt.]

Als die Königin Margherita, damals noch Kronprinzessin, ihren ersten Besuch in Rom machte, soll ihr römischer Begleiter, durch ihre Frage nach der Bedeutung der reliefbedeckten Säule auf Piazza Colonna etwas in Verlegenheit gebracht, geantwortet haben: „Questa colonna, Altezza, è la colonna di piazza Colonna." Ob das hübsche Geschichtchen wahr ist, weiß ich nicht; jedenfalls kennzeichnet es gut die Sachlage. Die Trajanssäule kennt unter diesem Namen jedes römische Kind; hat doch noch das Mittelalter einen romantischen Schimmer um Trajan's Namen gewoben, die Mirabilien von ihm gefabelt, Dante ihn, den er auf einem römischen Triumphbogen im Gespräch mit einer knieenden Frau sah, als Muster eines gerechten Fürsten, l'alta gloria del roman principato, besungen, den Papst Gregor sogar aus der Hölle losgebeten habe, aber von den vielen Römern, die allabendlich auf der einst, vor Abtragung des Palazzo Piombino, so schönen Piazza Colonna, um die Säule gruppirt, den Klängen der Musik lauschen, mögen nur Wenigen die Schattenbilder der aus dem Dunkel auf sie herabschauenden fremdartigen Gestalten etwas verrathen haben von jenem Morgenwehen der Völkerwanderung, dem die schweren, Jahre langen Kämpfe des guten Kaisers Marcus Aurelius galten. Und doch hatte Trajan nur die Donauprovinzen, Marcus aber Italien selbst gesichert, dem die Einfälle machtvoll über die Alpen drängender Deutschen jähen Schrecken eingejagt hatten. Wohl berechtigt war daher das Gefühl des Dankes, mit dem man dem Marcus Aurelius und der Faustina eine Säule weihte, hundert Fuß hoch, weithin sichtbar, mit Reliefdarstellungen jener Kriege geziert, ganz so, wie sie dem großen Reichsmehrer Trajanus als Grabdenkmal errichtet war. Die Reliefs der Trajanssäule, die sich am Trajansforum erhob, gleichzeitig ein Maßstab für die Höhe des durch Trajan abgetragenen Erdrückens, der, Quirinal und Capitol verbindend, die Kaiserfora vom Marsfeld trennte, konnten auch in ihren oberen Theilen von den Obergeschossen und Dächern der umgebenden Hallen gewiß bequem in Augenschein

genommen werden, wodurch der Gedanke, eine hohe Säule mit einer steinernen Chronik zu umziehen, an Absonderlichkeit verliert; ob auch die Erzählung der Marcussäule in ähnlicher Weise lesbar gemacht war, wissen wir nicht; sie stand zwar nahe einem Complex von baulichen Anlagen, welche der Verherrlichung der antoninischen Dynastie galten, doch ist deren Lage und Gestalt zu wenig bekannt, um die Säule zu ihnen in unmittelbare Beziehung zu setzen.

Auch heute ist es noch außerordentlich schwer, von dem Bildwerk der Säule an Ort und Stelle eine genügende Vorstellung zu erhalten; zwar haben die Bildhauer durch ziemlich weitgehende Loslösung der Figuren vom Grunde, oben noch stärker als unten, starke Schattenwirkung zu erzielen und dadurch die Erkennbarkeit zu erhöhen verstanden, aber die von Semper an der Trajanssäule zuerst erkannten Farben, auch an der Marcussäule vorauszusetzen, sind der Zeit zum Opfer gefallen und damit das wichtigste Hülfsmittel für unser Auge dahin. Bösartige Ergänzungen, gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts an der allerdings damals sehr bruchfälligen Säule ausgeführt, verwirren ebenfalls dem modernen Beschauer das Bild. Immer weitergehende Zersetzung des zu wenig widerstandsfähigen carrarischen Marmors droht über kurz oder lang die Reliefs noch unkenntlicher zu machen; ja, wer weiß, ob uns nicht einmal gänzlicher Verlust droht. Und solcher Verlust wäre höchst empfindlich, da bisher keine genügende Wiedergabe existirte, und doch nicht bloß künstlerisch, sondern in noch höherem Grade geschichtlich die Säule ein Denkmal von ungemeiner Wichtigkeit ist, von Werth namentlich für uns Deutsche.

Als Napoleon III. die Reliefs der Trajanssäule abformen und in glänzender, wenn auch höchst unhandlicher Veröffentlichung wiedergeben ließ, mag vielleicht nicht bloß der allerdings absolut, nicht geschichtlich genommen, höhere Kunstwerth jener Reliefs ihn bestimmt, sondern auch Erwägungen ganz anderer Art mitgewirkt haben; handelt es sich doch um ein imposantes Stück monumentaler Vorgeschichte eines der romanischen Völker! Die Marcussäule gibt uns die ersten größeren Reihen von äußerst treuen Darstellungen der Deutschen. Es ist wahr, daß schon im letzten Jahrhundert vor Christi, mehr noch im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit, vereinzelt und auch gruppenweise von der römischen Groß- und Kleinkunst „Deutsche" dargestellt worden sind, aber ihre Sonderart schied sich für die südländischen Beobachter noch nicht genügend von derjenigen der übrigen nordischen Barbaren, namentlich der Kelten; erst lange nach Errichtung der Provinz Germania, nachdem schon oft, und keineswegs immer zu seinem Vortheile, das römische Schwert sich mit dem deutschen gemessen hatte, empfand ein denkender Schriftsteller wie Tacitus das Bedürfniß, seinen Landsleuten die unterscheidenden Merkmale der Deutschen in liebevoll eingehender Darstellung vorzuführen. Erst von dieser Zeit ab lassen sich auch — das ist trotz neuerdings geäußerter entgegengesetzter Ansichten meine Ueberzeugung — ethnologisch mit Bewußtsein von Kelten und anderen Barbaren geschiedene charakteristische Darstellungen des deutschen Typus in der bildenden Kunst Roms nachweisen. Unleugbar folgt einer freilich etwas unselbständigen Nachblüthe classischer Kunst unter Trajan eine Zeit des Niederganges für feineren Formensinn, Raum- und Schönheits-

gefühl, aber der echt italienische Sinn für das Individuelle, Charakteristische, ja Illusionistische, um mit Wickhoff zu reden, steigt in demselben Maßstab wieder an die Oberfläche, wie das Griechenthum in der Kunst zurückgeht. Und gerade mitten in diese Periode hinein fiel die Aufgabe, an der Marcussäule das bunte Völkergemenge in deutlich unterscheidbaren Typen darzustellen, mit denen der Kaiser nördlich und östlich der Donau, in den jetzigen Nordprovinzen Oesterreichs und in Ungarn, zu kämpfen gehabt hatte, ebenfalls solche Barbaren, die an seiner Seite und in seinem Solde gegen ihre eigenen Landsleute rauften; leider stellen gerade unsere Deutschen zu diesen Auxiliartruppen ein bedenkliches Contingent. So gab es von deutschen Stämmen Marcomannen und Quaden, Langobarden, Vandalen, Hermunduren, Lacringer und andere, es gab versprengte Keltenstämme, Sarmaten, Skythen und, zum ersten Male in der Geschichte, Slaven, diese erst durch ihre ungemein charakteristische Wiedergabe auf den Reliefs der Marcussäule festzustellen, da die literarische Ueberlieferung über sie schweigt. Es gibt zu denken, daß schon im zweiten Jahrhundert, so bald hinter den Deutschen, die Slaven kommen: das Vordrängen der Deutschen, die entweder zurückgeschlagen oder nach friedlichem Ausgleich mehr oder minder gezwungen auf römisches Gebiet übergeführt werden, ja die, eben noch Feinde, Roms Hülfe erflehen gegen die plötzlich ihnen in den Rücken fallenden slavischen Reiterscharen — das alles läßt uns das Herannahen der Völkerwanderung ahnen, des römischen Reiches Zusammenbruch, den beginnenden Aufbau der mittelalterlichen, zum Theil bis heute wirksamen Völkergruppirung voraussehen. Und nicht bloß das Aussehen dieser bunten Völkerreihe ist von den Künstlern auf das Schärfste erfaßt, so daß wir in der Lage sind, den Finger zu legen auf jeden Deutschen oder Slaven, Kelten oder Sarmaten — auch in ihre Eigenart haben sich die Künstler liebevoll hinein gesehen; Tracht, Bewaffnung, ja Bewegung und Auftreten sind charakteristisch; wenn der Deutsche etwas betheuert, legt er die Hand aufs Herz; ist er in Noth oder Verzweiflung, so fleht er wohl mit hoch erhobenen Händen zu den Göttern; stolz und ruhig erscheint er, die Männer sowohl wie namentlich auch die Frauen, und nöthigt durch die würdige Fassung, mit der er sein Geschick in allen Scalen, von der Zwangsumsiedlung bis zur Hinrichtung, auf sich nimmt, auch dem Sieger Achtung, ja Sympathie ab; während z. B. der Slave sich vor dem Sieger auf den Boden wirft, leidenschaftlich seine Gnade erfleht und dem entsprechend behandelt, wie untergeordnetes Sklavenvolk gezerrt, getreten, mit Verachtung niedergestoßen wird, begegnet der Römer dem Deutschen wie einem ebenbürtigen, vornehmen Gegner. Es ist klar, daß die in Rom arbeitenden Künstler alle diese und unendlich viel andere dem Lager- und Kriegsleben abgelauschten Züge nur nach genauesten Angaben haben ausführen können, nach Angaben, die, da sie schwerlich selber Kriegsgenossen waren, auf Anweisungen beruhten, die in amtlicher Weise ihnen oder vielmehr dem für die Composition verantwortlichen Künstler zukamen, bei einem solchen Staatsdenkmal ja auch eigentlich selbstverständlich. Vielleicht wurden Darstellungen des Krieges, für vorübergehenden Gebrauch bei der festlichen Rückkehr des Kaisers in jener doch eigentlich zeitungslosen Zeit angefertigt, ein bild-

licher Bericht über die Ergebnisse der fünf Kriegsjahre (171—175), auf der Säule nur in Stein übersetzt; ja, man glaubt, in der eigenartigen, vornehmen und dabei bescheidenen Art dieser Berichterstattung den Sinn des edlen, tüchtigen, selbstlosen Kaisers selbst zu erkennen. Zwischen 176 und 180, dem Todesjahre des Kaisers, werden demnach die Vorlagen zum Säulenrelief, wenn nicht schon die Säule selbst entstanden sein. Commodus gab leichten Herzens die Ergebnisse Jahre langer Kriegsarbeit seines Vaters wieder auf; daß er, seit 180 Alleinherrscher, die Säule habe aufrichten lassen, ist bei der wenig erfreulichen Art dieses dem Vater so ungleichen Sohnes gewiß nicht anzunehmen; schwerlich ist es zufällig, daß sein Porträt auf der Säule nirgends erscheint, obwohl er im Jahre 175 als vierzehnjähriger Knabe behufs Anlegung der Toga virilis ins Lager gerufen, auch am Triumphe des Vaters theilnahm.

Alle diese Erwägungen lassen uns erkennen, ein wie hoher historischer Werth den Darstellungen dieser Reliefs innewohnen muß. Man darf mit Sicherheit voraussetzen, daß sie ein an höchster Stelle gutgeheißenes, getreues Bild aller wichtigen Kriegsoperationen in Oesterreich und Ungarn während der persönlichen Commandoführung des Kaisers geben, viel vollständiger und getreuer als die leider recht lückenhafte und vielfach nur in kurzen Andeutungen sich bewegende literarische Ueberlieferung, die freilich durch Münzen und Inschriften einige werthvolle Ergänzungen erhält. Dieses Bild zum Reden zu bringen, konnte aber bisher nicht recht gelingen, weil die einzige Veröffentlichung der Reliefs durch Pietro Sante Bartoli in den siebziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts, nach Maßgabe verlorener, um wenigstens ein Jahrhundert älterer Zeichnungen und unter gelegentlicher Controle an der Säule selbst hergestellt, nicht nur stilistisch, sondern auch gegenständlich durchaus unzuverlässig war und von Versehen, sowie willkürlichen Ergänzungen und Interpretationen wimmelte. Abgüsse waren von der Trajanssäule schon mehrfach genommen, zuletzt auf Geheiß Napoleon's, bequem zugänglich an verschiedenen Orten Europa's; nie war Jemand auf den Gedanken gekommen, die ethnologisch und geschichtlich, des breiteren Kriegsschauplatzes wegen, so viel wichtigeren Reliefs der Marcussäule zu formen und dadurch der Nachwelt zu erhalten.

Schon mancher Deutsche hatte nachdenklich unter der Säule gestanden und gewünscht, dies älteste Stück monumentaler Geschichte unseres Volkes näher kennen zu lernen. Seit im Jahre 1889 die Mitglieder einer Expedition badischer Philologen, welche die badische Regierung südwärts schickte, unter der Säule über ihre Bedeutung sich zu verständigen suchten, und der Wunsch nach Abformung und entsprechender Veröffentlichung energisch in unserer Mitte laut wurde, blieb der Gedanke im engern Kreise lebendig, wurde seine Ausführung geradezu als nationale deutsche Pflicht empfunden. Als vier Jahre später von badischer Seite bei den italienischen Behörden diese Angelegenheit in Anregung gebracht und gleichzeitig ein Aufruf von Heidelberg aus vorbereitet wurde, um das öffentliche Interesse auf diese große und schwere Aufgabe zu lenken und Mittel für die Abformung der sämmtlichen Reliefs und

würdige, treue Veröffentlichung derselben zu sammeln, unter Vorgang Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs von Baden, da hatte auch der Besuch des deutschen Kaisers in Rom dem dortigen deutschen archäologischen Institut Gelegenheit gegeben, sich dieses ersten Auftretens der Deutschen auf einem römischen Denkmal größeren Stils zu erinnern; in einer Sitzung des Instituts wurden Originalphotographien von einigen Reliefstücken, welche die italienische Verwaltung hatte herstellen lassen, vorgelegt und besprochen und somit auch von Seiten der officiellen und ständigen Vertretung deutscher Wissenschaft in Rom die Aufgabe aufgegriffen. Beide Factoren vereinigten sich zu gemeinsamer Lösung, Se. Majestät der deutsche Kaiser, den die Centraldirection des deutschen archäologischen Instituts in Berlin für die Angelegenheit zu interessiren verstand, bewilligte eine bedeutende Summe, und so konnte Abformung der wichtigsten Reliefs und Herstellung von Photographien des gesammten Reliefbandes, sowie Veröffentlichung derselben von dem vereinigten Berliner und Heidelberger Comité beschlossen werden. Das Institut führte die Verhandlungen mit den italienischen Behörden zu einem befriedigenden Abschluß; von der italienischen Verwaltung höchst dankenswerther Weise gestellte sehr zweckmäßig eingerichtete Gerüste ermöglichten die Untersuchungsarbeiten, die photographischen, durch Anderson vorzüglich ausgeführten Aufnahmen und die Abformungen; italienischerseits wurden auch Untersuchungsgrabungen um den Fuß der Säule angestellt, über deren Ergebniß der italienische Ingenieur Calderini den Bericht aufsetzte.

Mit anerkennenswerther Schnelligkeit ist diesen Arbeiten nunmehr auch ihre Veröffentlichung gefolgt. Ein Prachtwerk des Bruckmann'schen Verlages in München erscheint soeben: Die Marcus-Säule auf Piazza Colonna in Rom, herausgegeben von Eugen Petersen, Alfred v. Domaszewski, Guglielmo Calderini. Auf 128, in zwei eleganten Mappen vereinigten Foliotafeln ist zunächst die Säule selbst, ihr Aufbau und ihre Fundirung, alsdann das ganze Reliefband in klarem, gleichmäßigem Lichtdruck veröffentlicht, mit sorgsamer, die Uebersichtlichkeit wesentlich erhöhender Eintheilung in Scenen und Numerirung jeder Figur; ein Textband in Kleinfolio enthält eine Einleitung über die Geschichte der Säule und ihre Reproduction von E. Petersen (Secretär des deutschen Instituts in Rom), einen orientirenden Aufsatz von Mommsen über den Marcomannenkrieg, einen Bericht von Calderini über die Säule als architektonisches Denkmal, eine Platte für Platte durchgehende archäologische Beschreibung der Darstellungen von Petersen, schließlich eine Erläuterung der Bildwerke aus der Feder v. Domaszewski's, Professors der alten Geschichte in Heidelberg. „Den Bilderschmuck, soweit es noch möglich ist, in vollem Umfang Allen vor die Augen zu bringen, haben die Nachkommen jener Römer und jener Germanen sich vereinigt." (Mommsen.) — Die italienischen Untersuchungen des Sockels im Verein mit dem Zeugniß älterer Stiche haben ergeben, daß, anders wie am viel reicher ausgeschmückten Unterbau der Trajanssäule, bis zur leider vielfach höchst radicalen Restaurirung unter Sixtus V. Blumen- und Fruchtketten, von Siegesgöttinnen getragen, drei Seiten als Schmuckband umzogen, während auf der vierten, der Front-

seite Barbaren, wohl Repräsentanten der verschiedenen in jenem fünfjährigen Kriege besiegten Feinde, dem Kaiser und seinen vornehmsten Machthabern ihre Unterwerfung kund thun. Diese Reliefs, wohl schlecht erhalten, sind seit Fontana, dem Architekten Sixtus' V. verschwunden. In einfacher architektonischer Horizontalgliederung, jetzt verloren und durch Fontana ersetzt, war dieser Sockelfries eingefügt; mit den Originalplatten dieser Sockelverkleidung ist auch die Inschrift verloren gegangen, welche zweifelsohne auf der Frontseite von Errichtung und Bestimmung der Säule Zeugniß ablegte.

Ein mächtiger Wulst stilwidrigen Motivs, in Form eines bindenumwundenen Blattkranzes, krönt den Sockel und trägt den Säulenschaft, der im Innern eine Wendeltreppe birgt und oben durch einen mit Eierstab geschmückten Echinos und starken Abakos abgeschlossen wird, auf dem sich jetzt die Broncestatue des Apostels Paulus erhebt, im Alterthum, wahrscheinlich aus vergoldeter Bronce, der Kaiser, vielleicht auch die Kaiserin als Mater castrorum — ein in der That großartiges, in monumentalem Sinne gedachtes Denkmal, wenn sich auch über den Geschmack, mehr die Dimensionen wie die Kunst auf den Beschauer wirken zu lassen, und eine so große Säule aufzurichten, die doch ein architektonisches Glied ist, aber nichts weiter zu tragen hat, principiell natürlich streiten läßt; haben es aber z. B. die Franzosen mit der Vendômesäule anders, nicht eher noch schlimmer gemacht, und wird unsere Berliner Siegessäule durch die blanken Kanonenrohre besser? Selbst unter dem bescheidenen Kaiser Marcus, der selbst schrieb, Nachruhm sei doch nur langsameres Vergessenwerden, waren die Zeiten vorüber, wo frommer Sinn den siegreich zurückkehrenden Kaiser veranlaßte, der Göttin des Friedens oder der die Rückkehr verleihenden Glücksgöttin einen reichgeschmückten architektonischen Altarbau zu weihen und höchstens aus ägyptischer Siegesbeute ein paar Obelisken aufzustellen. Die Zersetzung der Religion und altrömischer Art war trotz allen Glanzes des zweiten Jahrhunderts, wohl des glücklichsten, das der civilisirte Erdkreis bis heute gesehen hat, fortgeschritten und schritt immer weiter fort, bis die Semitenwirthschaft der septimischen Kaiser das alte Rom völlig auskehrte; dies Endergebniß hat v. Domaszewski's Schrift über die Religion des römischen Heeres in überzeugender Weise dargethan.

Was sehen wir nun auf dem Reliefband selbst? Wie gliedert sich uns diese scheinbar so wirre Masse aufeinanderfolgender militärischer Scenen? An der Hand v. Domaszewski's ungemein durchdachter und überzeugender Erklärung, der wir uns gern und ruhig anvertrauen werden, gelingt es unschwer, die Ereignisse der fünf Kriegsjahre 171—175 auseinanderzulegen und der treuen und verständlichen Erzählung jedes einzelnen zu folgen. Deutliche, für römische Beschauer höchst sinnfällige Einschnitte trennen die einzelnen Kriegsjahre, deren jedesmaliger Anfang durch vom Kaiser neu dargebrachte Opfer, durch Richtungsänderung des Zuges oder Einfügung von Wagen oder Wagenreihen, d. h. Klarstellung eines neu beginnenden Heeresauszuges, gekennzeichnet wird.

Mit Beginn des ersten Kriegsjahres verlassen wir Carnuntum, das befestigte Legionslager, der Marchmündung gegenüber, etwa unterhalb des

heutigen Wien. An unserm Auge vorüber zieht das Bild des Stromes und an demselben römische Wachtthürme, für Feuerzeichen bereitstehende Holzstöße und Strohmieten, die römischen Schildwachen davor, alsdann die Lagerstadt selbst, mit ihrer gemischt römisch-einheimischen Bauweise, einem Hallenbau mit Säulenfront, aus dem Süden mitgebrachten Cypressen, das Ganze von einem Pfahlwerk umgeben; am Gestade werden Kisten und Fässer auf Schiffe verladen; die Schiffsleute sind römische Soldaten; es ist klar, daß eine Verproviantirungslinie östlich und westlich von Carnuntum durch die Donau gebildet werden, daß der Fluß als breite Basis für die Operationslinien dienen soll. Auf einer nicht erst für diesen Zweck geschlagenen Schiffsbrücke zieht vor unseren Augen das Heer über den Strom, um jenseits, nach Parade und Anrede durch den obersten Kriegsherrn, sich zunächst noch auf einem Streifen römischen Gebiets vorwärts zu bewegen, das hier wie an oberer Donau und Rhein noch vorgelagert war. Bald jedoch ist das Grenzcastell erreicht und damit der Limes transdanubianus, dessen Existenz das Säulenrelief allein, aber vollgültig bezeugt. Aber noch jenseits des Limes wohnte ein deutscher Stamm, die Sueven, der, durch Trajan besiegt, die Oberhoheit Rom's anerkannt hatte. Daß sie sich der Markomannenbewegung gegen Rom angeschlossen hatten, kommt ihnen theuer: verbrannt wird ihr Dorf — die Hütten bestehen aus Pfählen und Flechtwerk —, sie selbst im nahe dabei aufgeschlagenen Marschlager durch den sonst so milden Kaiser verurtheilt zum Tode, denn sie waren Rebellen. Nochmals verliest der Kaiser den versammelten Legionen einen Tagesbefehl; dann geht's wirklich hinein in die stromdurchrauschten Eichen- und Buchenwälder des noch freien Germanien, d. h. das mährische Land nördlich der Thaya, immer noch am rechten Ufer der March. Jetzt wird's ernst. An einem gut gewählten Punkt, wo zwei Flüsse sich vereinigen, stellen sich die schleuderbewaffneten Quaden den Römern entgegen; vergebens sucht der Kaiser mit ihnen zu parlamentiren, über den Fluß hinüber; die Situation ist so bedrohlich, daß seine Umgebung genöthigt ist, ihn mit übergehaltenen Schilden gegen jede Eventualität zu schirmen. Ein massives Standlager als Stützpunkt für weitere Operationen muß errichtet werden; die Quaden belagern es regelrecht, richten sogar aus einem Balkengerüst einen förmlichen Thurm zum Stürmen auf; die Römer sind in das Lager zusammengedrängt, und die Situation wird so bedrohlich, daß der Kaiser flehentlich Bitten um Hülfe gen Himmel schicken muß; Jupiter erhört die Bitten, und ein Blitzstrahl entzündet den Thurm; brennend stürzt er zusammen und begräbt unter sich die zuckenden Leiber der Feinde; diese literarisch berichtete Thatsache bestätigt die Steinchronik in ihrer so schwierigem Gegenstand gegenüber freilich etwas stammelnden Sprache. Doch hinter einem Flusse kauern in dichten Reihen die Quaden hinter ihren Schilden; ein Durchbruch nach vorn ist unmöglich; nur durch eine Umgehung kann das Heer seine Bewegungsfreiheit wieder gewinnen; schnell müssen die Ingenieure durch unwegsames Gebiet einen Weg bahnen; das Heer zieht ins Innere ab, während es gelingt, die Feinde durch künstlich aus Baumstämmen, die man mit römischen Waffenstücken behängt, gefertigte Scheinbilder römischer Wachtposten zu täuschen. Doch bald werden die Quaden der Ueber-

listung inne, wenden ihre Front, während die Römer in ihrem Rücken an einen Fluß gekommen sind, vor dessen Ueberschreitung der Kaiser sich veranlaßt sieht, durch ein feierliches Opfer die Götter gnädig zu stimmen. Auch nachher ist noch einmal ein ernster Kriegsrath nothwendig; dann geht's durch einen Gebirgspaß, dessen Forcirung den Römern ermöglicht, einen geeigneten Lagerplatz zu finden. Aber da, von den ringsum lauernden Feinden umgeben, droht eine andere furchtbare Gefahr. Während die Quaden ringsum die Ausgänge besetzt halten, beginnt den Römern das Wasser zu mangeln; dazu ist die Hitze unerträglich: das Zug- und Schlachtvieh verreckt vor unseren Augen; da begibt sich abermals ein Wunder. Ein plötzlicher Sturzregen prasselt nieder, die Feinde, Roß und Reiter, in den Bergschluchteu niederreißend und begrabend, während das römische Heer vom Tode des Verdurstens errettet ist. Staunend schauen die Legionen die Wirkungen der göttlichen Hülfe. Weit ausgebreitet mit seinen triefenden Armen gewahren wir den Regengott, den Nothus, wie Ovid ihn schildert, eine vortrefflich erfundene und durchgeführte Erscheinung. Die christliche Legende bemächtigte sich bald dieses Regenwunders und stellte es dar als die Gewährung des Gebetes von christlichen Soldaten einer cappadokischen Legion. In der That ist es v. Domaszewski gelungen, mit großer Wahrscheinlichkeit Vexillationes einer cappadokischen Legion unter den auf der Säule dargestellten Legionaren zu erweisen. Nachdem zweimal die Götter sich auf Seiten Rom's gestellt, unterwerfen sich die Quaden; wir sehen, wie vornehme Eltern ihre Kinder als Geiseln bringen, wie diese sich in die Arme ihrer Väter oder Mütter zurückflüchten, um nicht von ihnen getrennt zu werden. — Von den Quaden wendet sich der Kaiser östlich, wie die literarische Ueberlieferung lehrt. Die Langobarden, durch ihren mächtigen, nach vorn gekämmten Bartwuchs charakterisiert, echte Germanentypen, werden zunächst in raschem Siegeslauf überwunden, einer ihrer Hauptorte vor unseren Augen den Flammen übergeben; vergeblich erheben die Männer ihre Hände zum Himmel; auch ihre Frauen und Kinder werden gefangen; der siegreiche Kaiser, sein lediges Handpferd hinter sich, durchschreitet den Ort der Feinde: noch ist der Langobarden Zeit nicht gekommen. Aber auch als Helfer kommt der Kaiser. Wir sehen uns einem Fluß gegenüber: diesseits der Kaiser mit seinem Gefolge, jenseits ein germanischer Fürst mit bittender Gebärde „Komm' herüber und hilf uns!" Den Grund dieser Bitte erfahren wir etwas weiter: ein wilder Reiterstamm ebenfalls germanischer Rasse ist in das hülfesuchende deutsche Ländchen eingefallen; da wird der Fremde gerufen, um zu helfen — ein leidiges Vorspiel so manchen Capitels deutscher Geschichte.

Nach Besiegung der Sueven und Quaden waren die Markomannen, der Hauptfeind, isolirt; jetzt kann ihre Bekämpfung beginnen. Im neuen Kriegsjahre, 172, zeigt uns die Säule, wie die in Rätien und Noricum eingefallenen Markomannen zuerst über den Berg, dann über die Donau zurückgeworfen werden, wie auf einer Donauinsel vor Regensburg der Kaiser ein Suovetaurilienopfer darbringt, jenseit des Stromes, im nächsten Marschlager Gesandte der Hermunduren oder Naristen empfängt, die ihm freundschaftlich nahen, vielleicht um die Führung längs und über die Naab, zum Böhmerwald oder

Fichtelgebirge hin zu übernehmen. Bevor jedoch der Böhmerwald überschritten, das eigentliche Markomannenland erreicht ist, stößt das Heer auf einen slavischen Stamm, als solcher hier und ähnlich später von Domaszewski zweifellos richtig erkannt; ein Reitervolk, dessen Gesichtszügen die starken Backenknochen und die prognathe Bildung etwas Silenhaftes verleihen, leidenschaftlich und, wenn unterworfen, würdelos um Gnade flehend; ein slavischer Vortrab, den zu bekämpfen wir begreiflicherweise deutsche Bogenschützen an der Seite der Römer gewahren. Kämpfe gegen deutsche Stämme finden ihren Abschluß durch die Erscheinung eines deutschen Fürsten, der in würdiger Haltung, die Hand aufs Herz gelegt, vor dem mit ihm verhandelnden Kaiser steht. Rom braucht deutsche Bundesfreunde, so mitten im Barbarenlande, wo die Etappenstraße zur Donau immer länger und gefährdeter wird, wo es auch nichtdeutsche Stämme zu bekämpfen gibt. Auch Rom muß Bundestreue halten, und als ein römischer Officier sich gegen die Verträge vergeht, setzt der Kaiser ein Kriegsgericht ein, vor dem der klagende deutsche Fürst erscheint und durch Handauflegung Anspruch auf das Haupt des Römers erhebt; die Richter haben ihm augenscheinlich Recht gegeben; nur die Hand des Kaisers kann noch vermittelnd eingreifen; der Römer umschlingt die Kniee des Kaisers; dieser verwendet sich bei dem Deutschen für den Verfallenen — eine äußerst interessant und klar angeordnete Scene, die vom Gerechtigkeitssinn des Kaisers wie von seiner Milde, zwei gleich hoch an ihm gerühmten Eigenschaften, schönes Zeugniß ablegt.

Die glücklich abgeschlossenen Verträge werden vom Kaiser dem Senat gemeldet: wir sehen drei Sänften stehen, aus denen drei vornehme Römer reisefertig hervorschauen; den Augenblick vor ihrer Abreise benutzen noch einige Deutsche, um mit ihnen Rücksprache zu halten. Siegreiche Kämpfe mit Deutschen und wiederum mit Slaven — diese hatten sich in Sümpfe geflüchtet und müssen mühselig herausgeholt werden — führen das römische Heer immer tiefer östlich in das nördliche Böhmen hinein; um das Gewonnene festzuhalten, werden gemauerte Standlager errichtet. In einem solchen empfängt der Kaiser eigenartig costümirte Gesandte eines augenscheinlich benachbarten, aber nicht bekämpften deutschen Volkes, die also vermuthlich einen Vertrag zu schließen gekommen sind. Domaszewski vermuthet in ihnen, auf Grund geographischer Erwägungen, die im Riesengebirge beginnenden Vandalen und Victualen; daß die vandalischen Astinger als Bundesgenossen schon im Markomannenkrieg von den Schriftstellern genannt werden, und später derselbe Volksstamm, im Sarmatenkrieg, mit den gleichen charakteristischen Mützen auf römischer Seite erscheint, ist eine weitere Stütze für jene Benennung. Nachdem somit Rom theils mit Waffengewalt, theils durch Abschluß geeigneter Bündnisse sämmtliche umgebenden Stämme von den Markomannen isolirt hat, beginnt der Krieg gegen diese, die merkwürdigerweise auch ihrerseits schon mit slavischen Stämmen durchsetzt sind. Zwar entkommen Viele, auch Fürsten, doch gelingt die Unterwerfung, welche durch Errichtung von Standlagern gesichert wird; die Einnahme ihrer Faschinenbefestigungen wird uns in einem schematischen Beispiel vorgeführt: die römischen Soldaten stürmen, indem sie

aus den über sich gehaltenen Schilden die Testudo formiren, auf welche Flammentöpfe, Fackeln, Wagenräder, Schwerter unschädlich niederprasseln. Die Trajanssäule hatte hier wie oft das künstlerische Vorbild geliefert. Dies war das letzte Bollwerk der Markomannen. Der Kaiser hält die Schlußrede an sein Heer, und ein Sprung bringt uns wieder in dieselbe Bildersprache der hellenistischen Kunst zurück, die mit der Personification des zum Uebergang einladenden Danubius zu Anfang, hernach mit dem Regengott schon die reale Welt römischer Kriegsdarstellung unterbrochen hatte: Victoria schreibt die Siege auf einen Schild; Tropaia, aus Waffenstücken aufgebaut, fassen das Bild ein. Die Hälfte des Reliefbandes, das die Säule umzieht, ist abgerollt, der Quaden- und Markomannenkrieg der Jahre 171, 172 zu Ende.

Aber noch war keine völlige Ruhe eingetreten. Im Jahre 173 waren noch verschiedene Kriegszüge nöthig, Zwangsniederlassungen deutscher Stämme auf römisches Gebiet, ja bis nach Italien hinein — was freilich der Stadt Ravenna beinahe einmal übel bekommen wäre; ganze deutsche Trupps, die dem Kriegshandwerk nicht entsagen mochten, treten in römischen Waffendienst; gelegentliche Revolten müssen mit Energie niedergeworfen werden; der Kaiser, bei all diesen treulich vorgestellten Vorgängen nur selten zugegen, muß sich jedoch noch einmal ernstlich gegen die bösen Markomannen und Quaden wenden: schöne Kampfbilder rollen sich vor unserem Auge ab, und mit Sympathie und Verständniß entworfene Reckengestalten, namentlich ein gefangener Fürst, schreiten an uns vorüber, vielleicht derselbe Hauptgegner Roms, Ballomarius, dessen Haupt später dem Kaiser gebracht wird, womit das Ende dieses Kampfes bezeichnet sein mag. Wir rücken nach Osten. Noch ein slavischer Stamm wird bezwungen, der einen Paß verlegen wollte; verächtlich werden diese Feinde über die Felsen hinabgestürzt. Auch ein Stamm keltischer Nationalität, die Cotiner, auch durch Tacitus als keltisch bezeugt, durch Aussehen und die bekannte Torques charakterisirt, wird niedergeworfen und verpflanzt; Fürst und Fürstin tragen ihrem Volke die Fahnen voran. Es war einer der versprengten Keltenreste, die bei der germanischen Einwanderung nicht mit vorwärts, nach West oder Süd geschoben, sondern als geübte Metallarbeiter in dieser eisenreichen Gegend sitzen geblieben waren. Noch ein deutsches Reitervolk, wohl die Buri, wird bekämpft, dann schließlich noch ein bedeutender deutscher Stamm, vermuthlich die wieder aufgestandenen Quaden, deren Fürst Ariogaisus freilich zu noch unbezwungenen Deutschen des Ostens, den Bastarnern, entwich und erst später von den Römern dort eingefangen wurde. Das einleitende Paradebild, die römischen Reiter noch neben ihren Pferden stehend, eine Opferdarstellung, schließlich die Einbringung der feindlichen Häuptlinge sind besonders wirkungsvolle, künstlerisch bedeutende Scenen.

Ein neues Kriegsjahr, 174, beginnt; der Norden und Nordosten sind bewältigt; jetzt geht's nach Ost, wo zwischen Dacien und Pannonien, beide schon in römischen Händen, noch als langer freier Streifen, zwischen Donau und Theiß, das Sarmatenland zu bezwingen war. Diesmal ist das Legionslager von Aquincum (Alt-Ofen) der Ausgangspunkt; auch hier führt eine Schiffsbrücke über den Strom; in gemessenem Schritt marschiren die Legionen

auf die Brücke; hinter ihnen jagt ein Geschwader germanischer Reiter, wahrscheinlich vandalische Hülfsvölker, daher — ein prächtiges, frisches, energisch componirtes Bild! Durch sarmatisches, jenseits der Theiß durch bastarnisches Gebiet geht der Marsch nach Ulpianum, der nördlichen Festung des wieder römischen Dacien. Diese Etappenstraße durch nicht unterworfenes Gebiet muß durch Kämpfe erworben, durch wiederholte Castellanlagen gesichert werden. Germanische Hülfstruppen erscheinen in Parade vor dem Kaiser; sie haben die Straße zur Theiß gesäubert; gefangene Frauen und Kinder werden eingebracht und als willkommene Geißeln behalten. Auf Kähnen wird die Zsagiva, auf einer Schiffsbrücke die Theiß überschritten; da ist man wieder auf römischem Boden, und in froher Erregung entquellen waffenlose römische Soldaten den Thoren der Grenzcastelle, um ihren Kaiser zu begrüßen, der von einer Tribüne eine Anrede an sie hält. Dieselbe Taktik, wie im Markomannenkrieg lenkt auch hier die Bewegungen des Kaisers: zuerst werden im Norden und Osten die deutschen und skythischen Stämme theils bezwungen, theils zum Rückzug veranlaßt; dadurch werden die in der Mitte wohnenden Sarmaten von ihren Hintermännern isolirt und zum Eintritt in ein vertragsmäßiges Verhältniß genöthigt. Eine merkwürdige Geschichte erzählt uns die Säule: ein würdig aussehender deutscher Fürst, von einem Gefolgsmann und seinen zwei halberwachsenen Söhnen begleitet, wird durch römische Soldaten aus einer Felsburg, in die er sich augenscheinlich geflüchtet hatte, herabgeführt; sein Typus gleicht demjenigen der Quaden. Feinsinnig erkennt v. Domaszewski in ihm den flüchtig gewordenen, mit einem Kopfpreis gesuchten Quadenfürsten Ariogaisus, den der Kaiser, als er ihn hatte, anständig behandelte und nach Alexandria schickte. Auch mit einem vorzüglich, ja unverkennbar charakterisirten Skythenstamm, wohl die Costoboker, der über die Karpathen vorgedrungen war, gibt es einen Zusammenstoß: von jähem Schreck gepackt jagen auf ihren kleinen, sattel- und zaumlosen Pferden diese Söhne der Steppe wieder davon, nachdem einige von ihnen die Wucht eines Angriffs römischer Gardereiter verspürt haben. Nunmehr beginnt, von Nordost her, der Einzug in das eigentliche Sarmatenland; vortrefflich mit lebendem und anderem Proviant ausgerüstet, marschirt das Heer ein: auch hier werden zur Festhaltung der Position Castelle errichtet, einige Schlachten mit diesem Volk thrakischen Stammes geschlagen, ihre in die Sümpfe geflohenen Frauen und Kinder hervorgeholt und als Geiseln mitgenommen, niedergemacht, wenn sie etwa fliehen wollen.

So rückt man vor, das Land herunter, bis die Winterquartiere, durch eine jedenfalls dacische Stadt bezeichnet, bezogen werden. Während vor den Thoren der Stadt eine Gesandschaft auf Gehör wartet, meldet ein durch ein anderes Thor eiligst eintretender Bote, daß der eine der beiden Könige, eben der, welcher die Gesandtschaft schickt, von seinen Unterthanen gefangen gesetzt sei (so von Domaszewski gewiß richtig gedeutet). Die Vollmachten der Gesandten erlöschen, und ehe es zum Frieden kommen kann, werden den Feinden noch weitere, beträchtliche Demüthigungen zugefügt, ihr Land verwüstet, ihre Häuser verbrannt.

Das letzte auf der Säule dargestellte Kriegsjahr — 175 — beginnt mit erneutem Einmarsch in den südlichen Theil des Sarmatenlandes, nachdem zuvor noch einige andere Kämpfe stattgefunden haben, deren Localisirung einige Schwierigkeit machen möchte. Wieder rückt das Heer, unter wechselnden Kämpfen, auf einer durchgelegten Etappenstraße vor, so daß ein unterwegs liegendes römisches Castell seine Mannschaft zur Unterstützung des Heeres hergeben kann. Sumpfig ist das Land dort unten auf weite Strecken, ein sicherer Zufluchtswinkel für gejagtes Menschenwild: lange Holzbrücken, pontes longi, wie sie auch durch unsere nordwestdeutschen Moore führten, geleiten das Heer, die Pontonwagen, Proviantcolonnen sicher hinüber: wohl die einzige Darstellung dieser Bohlwege. Die Natur tritt auf Seite der Bedrängten; völlig besiegt werden die Sarmaten nicht; ohne abschließenden Kampf werden Verhandlungen eingeleitet, bei denen die vornehmen Sarmaten, ihren Fürst Zantikos, neben seinem treuen Roß stehend, in ihrer Mitte, ohne besondere Erregung oder Demuth am Boden sitzen. „Die Charakteristik entspricht des Kaisers schlichter Art, welche es nicht verhüllt, daß das letzte Ziel des Krieges nicht erreicht wurde. Der beste Beweis, daß der Kaiser noch selbst die Künstler geleitet hat" (v. Domaszewski).

Oder sagen wir lieber den Künstler? Man unterscheidet zwar mit Sicherheit eine ziemliche Anzahl verschiedener Hände, geschickte und weniger geschickte, schon beim Betrachten der Lichtdrucktafeln; und bei Uebertragung einer zeichnerisch entworfenen Vorlage in eine nach Höhenlage der Streifen sich ändernde Reliefhöhe und Loslösung, bei sich rundender Grundfläche, mußten zweifellos in Stellung und Gruppirung der Figuren die ausführenden Künstler vielfach selbstthätig ändern: aber daß einem Künstler der erste Auftrag wurde, die ganze Composition zu entwerfen, darüber kann angesichts der Einheitlichkeit in Geist und Composition gar kein Zweifel bestehen.. Und dieser Künstler war ein ganz hervorragender, selbständiger Geist, der das Vorbild der Trajanssäule zwar kannte und benutzte, aber von dem italischer Art von Haus aus fremden, eleganten Classicismus jener hellenisirenden Formensprache sich losmachte und in einer Weise ins Leben hineingriff — ohne dabei die Gesetze der Form aus dem Auge zu setzen —, wie sie bis dahin kaum bekannt war. Wer nicht bloß die Aeußerlichkeiten, sondern auch das Ethos all der fremden Volksstämme, mit denen Rom zu ringen hatte, so treu und tief erfaßte, der war kein Mann gewöhnlichen Schlages. Noch war, wie man vielfach meint, die schöpferische Kraft antiker Kunst keineswegs erloschen: manch treffliche Gruppe oder Einzelgestalt der Marcussäule spricht kräftig gegen diese Annahme, und würde man, was wohl der Mühe werth wäre, die größeren Sculpturen, vermuthlich Reliefwerke dieser Periode, einmal gemeinsam betrachten und sammeln, man würde sich überzeugen, wie viel Treffliches aus dem Untergrund altitalischer Grundströmung hier noch zu Tage tritt, um dann allerdings, im traurigen dritten Jahrhundert, das, wo es noch Gutes bietet, ganz vom zweiten zehrt, wieder unterzutauchen und erst in der Frühzeit der Renaissance wieder greifbar an die Oberfläche zu treten. Erst die treue Veröffentlichung der Marcussäule, des großartigsten erhaltenen Sculpturdenkmals aus der antoninischen Zeit, ver=

leiht unseren Vorstellungen von den künstlerischen Bestrebungen derselben eine so feste und breite Unterlage, daß wir auch diese Periode werden verstehen und ihrer Eigenart gerecht werden können.

Bedeutet schon für unsere Kenntniß von antiker Kultur und Kunst am Abend eines langen Tages, auf den vielhundertjährige Nacht folgt, die Veröffentlichung und wenigstens theilweise Abformung eine bedeutende Förderung, so ist damit für uns Deutsche gleichzeitig eine geradezu neue Quelle unserer Vorgeschichte erschlossen, ein nationales Denkmal ersten Ranges uns neu geschenkt worden, das unter den „Monumenta Germaniae historica" in Zukunft einen der zeitlich ersten und vornehmsten Plätze einzunehmen haben wird. Daß zwei großherzige deutsche Fürsten durch Initiative und reiche Unterstützung, die italienische Regierung und Alterthumsverwaltung und die Stadt Rom durch liebenswürdiges Entgegenkommen, weitgehende Förderung und Mitarbeit dies Werk ermöglicht haben, dafür soll ihnen dauernder Dank gewiß sein.

Psychischer Ursprung und socialer Charakter der Sprache.

Von
Ludwig Stein (Bern).

In einem demnächst erscheinenden Werke „Die sociale Frage im Lichte der Philosophie. Vorlesungen über Socialphilosophie und ihre Geschichte" suche ich den unendlich verwickelten Fragen nach dem Ursprung und Werdegang der mannigfaltigen Formen menschlichen Zusammenlebens und Zusammenwirkens von der philosophischen Seite beizukommen. Eine Reihe von gesellschaftlichen Bindemitteln, als da sind: Familie, Eigenthum, Gesellschaft, Staat, Recht, Religion, Kunst und Philosophie, werden in dem genannten Werke auf ihren psychologischen Ursprung und socialen Charakter hin untersucht. Die unerläßliche Voraussetzung aber zur bewußten gesellschaftlichen Bindung des Menschen, sowie zur Ausgestaltung bestimmter socialer Institutionen bildet nun offenbar das im eminenten Sinne sociale Bindemittel der Sprache[1]). Wir greifen nun an dieser Stelle den Abschnitt über die Sprache heraus, um den weiteren Kreisen der Gebildeten, an welche sich unsere „Socialphilosophie" wenden wird, in die Methode und Gedankenführung des ganzen Buches Einblick zu gewähren.

Unter den Formen des socialen Zusammenlebens unterscheiden wir nämlich solche, deren Structur stabil, und solche, deren Natur labil ist. Zu ersteren gehören Familie, Eigenthum, Gesellschaft und Staat, zu den letzteren Sprache, Recht, Religion, Kunst und Philosophie. Zwei Merkmale sind es vornehmlich, durch welche die stabilen Elemente des socialen Zusammenlebens sich von den labilen scharf abheben: einmal ist das Object der stabilen Elemente der von der Seite seiner physiologischen Bedürfnisse angesehene Mensch, während die labilen Elemente mehr die psychischen Beziehungen der Menschen zum Gegenstande haben; andererseits haben diejenigen socialen Imperative, welche

[1]) Schäffle, Bau und Leben des socialen Körpers. Zweite Aufl. 1896. Bd. II, S. 37, nennt die Sprache „das geistige Band der Gesellschaft".

die als stabil bezeichneten Elemente schaffen, eine gewisse, in der Regel sich auf mehrere Generationen erstreckende Stetigkeit, während die labilen Elemente, welche die Imperative für die psychischen Beziehungen festsetzen, ihrer Natur nach wandelbar und in ständigem Flusse begriffen sind. Ehe- und Eigenthumsformen z. B., die ja wesentlich nur die ökonomischen und sexuellen Beziehungen der Menschen regeln, können in einem Volksstamm unter Umständen Jahrhunderte lang in unveränderlich starrer Monotonie fortdauern, während Sprach-, Rechts- und Glaubensformen, die sich in erster Linie auf psychische Aeußerungen der Menschen beziehen, in continuirlicher Wandlung und Umformung begriffen sind.

Alle socialen Imperative setzen Vernunftwesen voraus. Gewiß hatte auch der Mensch ohne Sprache (Alalus) — sofern es je einen solchen gegeben[1]) — schon gewisse Imperative seines Verhaltens; aber diese waren unbewußte Instinctsregeln, wie sie die immanente Teleologie bei allen Lebewesen, insbesondere aber bei den höchstorganisirten Thieren durchsetzt. Allein von diesen Instinctsregeln des vorgeschichtlichen Menschen dürfen wir um so weniger unseren Ausgangspunkt nehmen, als uns bezüglich der phylogenetischen Verhältnisse der Urmenschen ein Abgrund von Hypothesen entgegenstarrt, den zu überbrücken wir an dieser Stelle am allerwenigsten uns veranlaßt fühlen können. Da wir es hier vielmehr nur mit socialen Imperativen zu thun haben, welche einen gewissen, wenn auch noch so bescheidenen Grad menschlicher Bewußtseinsäußerungen voraussetzen, so können wir von dem halbmythischen Urmenschen ohne Sprache füglich Umgang nehmen. Sociale Imperative unterscheiden sich nämlich von Instinctsregeln grundwesentlich dadurch, daß die letzteren blindes, von keinem Menschengeiste controlirtes Product der immanenten Teleologie bilden, während die ersteren durch bewußtes Erfassen und Umbiegen dieser Instinctsregeln sich allmälig zum Correctiv der immanenten Teleologie aufwerfen. Je reicher nun die menschlichen Vernunftkräfte durch die Ausbildung der Sprache sich entfalten, um so größer wird naturgemäß der Bewußtseinsgehalt der socialen Imperative. Das unausgesetzte Bestreben des erwachenden Menschenbewußtseins, die Instinctsregeln des socialen Zusammenlebens in Vernunftregeln umzuformen und somit die unbewußt wirksame immanente Teleologie bewußt zu corrigiren und zu meistern, das nennen wir sociale Evolution.

„Obgleich der Mensch, soweit unsere Beobachtung reicht, immer vernünftig ist, kann er es doch nicht immer gewesen sein," sagt Lazarus Geiger ... „Die Vernunft," fährt er fort, „ist nicht von ewig her; denn das organische Leben und die Erde selbst sind nicht von ewig. Die Vernunft hat, wie Alles auf Erden, einen Ursprung, einen Anfang in der Zeit. Sie ist aber, wie die Gattungen des Lebendigen, nicht plötzlich, nicht in aller ihrer Vollkommenheit sofort fertig, gleichsam durch eine Art von Katastrophe entstanden, sondern sie

[1]) Was neuerdings stark bestritten wird; vergl. darüber M. Hörnes, Die Urgeschichte der Menschen nach dem heutigen Stande der Wissenschaft. Wien 1892, sowie O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte.

hat eine Entwicklung. Dies einzusehen, haben wir in der Sprache ein unschätzbares, aber auch ein unentbehrliches Mittel. Ja, ich glaube sogar, daß, ehe wahrscheinliche Hypothesen über den Ursprung des Menschen selbst aufzustellen sein mögen, doch Gewißheit und Bestimmtheit nur durch dieses Mittel zu erreichen sein wird[1]." Hatte Herder bereits die Bedingtheit der Vernunft von der Sprache, der Sprache von der Vernunft erkannt und die Sprache selbst wesentlich als Entwicklung aufgefaßt, so hat doch erst der tiefe Lazarus Geiger die knappste Formel dazu gefunden: „Die Sprache ist überall primär; der Begriff entsteht durch das Wort. Und zwar war dies von jeher, schon bei dem Auseinandertreten gleichbedeutender Urlaute in diejenigen Begriffskeime der Fall, deren Umbildungen zu den häufigsten und allgemeinsten Wurzelbegriffen (wie binden, reiben u. s. w.) vorliegen: Die Sprache hat die Vernunft erschaffen; vor der Sprache war der Mensch vernunftlos."[2] Den Grundgedanken Geiger's, nach welchen die Sprache das zeitliche und causale Prius des Denkens ist, treten mit vergleichsweise geringen Vorbehalten Max Müller[3]) und Ludwig Noiré bei[4]), während Steinthal (im Anschluß an Humboldt), das zeitliche Zusammenfallen von Denken und Sprache in folgenden Worten zum prägnanten Ausdruck bringt: „Wir behaupten daher in aller Strenge die Idealität der Sprache und des Geistes, wozu Humboldt den Ansatz genommen hatte, derartig, daß weder der Geist die Sprache noch die Sprache den Geist schafft, sondern daß sie beide zugleich entspringen, weil, indem die Sprache entsteht, eben der Geist es ist, der sich gebildet hat . . . Die erste Offenbarungs- und Wirkungsform des Geistes, die Form, an welcher er sich erwirkt, schafft, ist Sprache"[5]). Doch kommen wenigstens diese beiden Richtungen darin überein, daß sie dem Menschen eine Sonderstellung in der Natur, gleichsam ein sprachliches Monopol einräumen. Die Descendenztheorie hingegen sträubt sich gegen ein so gewaltsames Losreißen des Menschen von jener regelrechten Entwicklungslinie, welche ihn mit der Thierwelt verbindet. Sie sieht in der menschlichen Sprache nur ein graduelles, nicht ein principielles Hinauswachsen über die Thiersprache. Und selbst ein vom Darwinismus so vielfach abbiegender Naturforscher wie Wilhelm Haacke findet sich bemüßigt, auf Grund des augenblicklichen Standes der descriptiven Naturwissenschaften folgende Schlußfolgerungen zu ziehen: „Wir glauben erkannt zu haben, daß die Entwicklung der Organismen von Gesetzen beherrscht wird, und aus diesem Grunde mußte auch bei verschiedenen sprachlosen Urvölkerrassen der stammesgeschichtliche Schritt, der durch die Erwerbung der Wortsprache gekennzeichnet ist, unabhängig von anderen Rassen gemacht werden . . . Die Sprachforscher sind längst dahin übereingekommen, daß die Erscheinungen der Sprachbildung ähnliche sind, wie die Erscheinungen der Formenbildung ähnliche sind, wie die Erscheinungen der Thier- und Pflanzen-

[1]) L. Geiger, Ursprung und Entwicklung der Vernunft, Bd. I, Vorwort S. VI.

[2]) Ursprung der Sprache, S. 140.

[3]) F. Max Müller, Das Denken im Lichte der Sprache. Leipzig 1888.

[4]) L. Noiré, Der Ursprung der Sprache. 1877.

[5]) Steinthal, Der Ursprung der Sprache &c. Berlin 1851. S. 19.

reiche . . . Es verhält sich mit der Sprache nicht anders als mit allen anderen Organisationseigenthümlichkeiten der Thiere und Pflanzen, ja nicht anders als mit jeglichem Geschehen in der Welt überhaupt. Die mechanischen Gesetze der Sprachbildung sind die mechanischen Gesetze des Gleichgewichts und der Bewegung, die für die ganze Natur gelten, weil die Fähigkeit des Sprechens an die Organisation des Gehirnes gebunden ist. Und wie sich in der gesammten Natur ein Streben nach Gleichgewicht kundgibt, so wird auch die Sprachbildung von diesem beherrscht" [1]). Die optimistische Vertrauensseligkeit Haacke's, die sich zu dem Ausspruch versteigt: „Die Sprachforscher sind längst dahin übereingekommen" ꝛc., scheint diese ihre Zuversicht nicht aus einem umfassenden Ueberblick über die gesammte hergehörige Literatur geschöpft zu haben. Denn eine volle Einstimmigkeit ist bis auf den heutigen Tag noch über keine Seite der Frage nach dem Ursprung der Sprache erzielt worden. Aus dem Zustande der tastenden Unsicherheit ist auch die heutige Forschung nicht hinausgelangt [2]). So hat z. B. Max Müller der Condillac-Heyse'schen Hypothese, welche die Sprache auf ursprüngliche Natur- und Empfindungslaute zurückführt, und zwar a) auf Empfindungslaute (wie ha, hu, ach), b) auf Schallnachahmungen (wie bä, krach und das griechische βοῦς von bu) und c) Lautgebärden oder Begehrungslaute (wie he, st, holla), den Spottnamen Bau-wau-Theorie angeheftet, der er dann persiflirend eine Pah-pah-Theorie entgegensetzte, wobei er sich nicht entbrechen konnte, selbst eine Ding-dang-Theorie aufzustellen, die wieder ihrerseits von anderen Forschern weidlich durchgehechelt wurde. Von einer Einigung der Forschung, selbst über Elementarfragen der Sprachentstehung, kann schon darum keine Rede sein, da, wie wir gesehen, auch diese Frage noch strittig ist, ob man dem Denken die Priorität vor der Sprache oder umgekehrt der Sprache vor dem Denken einzuräumen habe. Letzten Endes läuft dieser noch immer wogende Prioritätsstreit auf die alte Doctorfrage hinaus, was früher gewesen sei: das Ei oder die Henne.

In Wirklichkeit verliert sich die Frage nach dem Ursprung der Sprache ebenso sehr in einen zur Zeit noch undurchdringlichen Nebel, wie die nach dem Ursprung des Lebens oder die nach den letzten Gründen alles Denkens und Seins. Vorerst bilden eben noch nicht die exacten Wissenschaften die entscheidende Instanz zur Lösung dieser Fragen; als solche können wir nur die Metaphysik anerkennen. Die Berechtigung der letzteren aber wird nur Derjenige radical verneinen, der mit du Bois-Reymond den Standpunkt des „Ignorabimus" theilt. Als Pfadfinderin und wissenschaftliche Bahnbrecherin im dunklen Reiche des Unendlichen wird die Metaphysik auch in Zukunft ihren

---

[1]) W. Haacke, Die Schöpfung des Menschen und seiner Ideale. Jena 1895. S. 403, 404.

[2]) So spricht sich neuerdings Benno Erdmann, Die psychologischen Grundlagen der Beziehungen zwischen Denken und Sprechen, Archiv für systematische Philosophie. 1896. Bd. II, S. 357 über die Vernachlässigung dieses Problems seitens der physiologischen Psychologie folgendermaßen aus: „Selbst die einflußreichsten Darstellungen der physiologischen Psychologie, die wir in den Werken von Wundt und James besitzen, auch die neueren, die auf ihren Schultern stehen, folgen dem Beispiel der alten psychologischen Schriften und lassen die hierher gehörigen Fragen unberücksichtigt."

Platz wie ihr Recht behaupten dürfen, wenn und insofern sie den anmaßlichen Anspruch aufgibt, die letzte Wahrheit zu sein, vielmehr bescheidentlich sich dabei beruhigt, diese letzte Wahrheit zu suchen. Die Metaphysiker haben für die Urschrift des Welträthsels das zu erstreben, was etwa in früheren Jahrhunderten Pierius Valerius, Michel Mercati, Athanasius Kircher, William Warburton, in unserem besonders Thomas Young, J. François Champollion-Figeac und Andere für die Entzifferung der Hieroglyphen geleistet haben: den Schlüssel zum Alphabet dieser Urschrift zu entdecken. Die zahllosen Fehlgriffe früherer Metaphysiker, welche uns im Rausche ihrer verfrühten Entdeckerfreude eine Unzahl von solchen Schlüsseln überreicht haben, die sich beim kritischen Zusehen durchgängig als unzulänglich erwiesen haben, sofern sie im günstigsten Falle nur Bruchstücke von Theilwahrheiten zu Tage gefördert haben, dürfen beherzte Forscher nicht davor abschrecken, immer wieder ihren Geist und Witz dialektisch spielen zu lassen. Ist auch die Aufgabe eine gewaltige, die Anspannung der höchsten Geisteskraft herausfordernde, ja vielleicht übermenschliche, so übersteigt dafür auch der winkende Lohn alle Maßstäbe menschlicher Schätzung. In Wirklichkeit hat denn auch dieser Lohn die begnadetsten philosophischen Geister aller Zeiten immer wieder diesem Riesenwerke, der Erforschung alles Seins, zugewandt. Was an Anzeichen und glücklichen Fingerzeigen zur Enträthselung jener Runenschrift, in welcher die Natur ihre tiefsten Geheimnisse in ihren Werken niedergelegt hat, vorhanden ist, haben wir ja zumeist den königlichen Enträthselern Platon und Aristoteles zu verdanken. Auch in der uns beschäftigenden Frage nach dem Ursprung der Sprache waren sie es, welche das erste Zipfelchen an diesem undurchdringlich scheinenden Schleier gelüftet haben, wie denn auch der letzte große Sprachphilosoph Lazarus Geiger bezüglich Platon's dies ausdrücklich hervorhebt: „Unter Allem, was die Speculation über die Sprache an tiefsinniger Wahrheit geahnt und verkündet hat, ist nichts so bedeutungsvoll als das prophetisch am äußersten Anfang aller europäischen Sprachbetrachtung stehende und, obgleich viel bewunderte, doch vielleicht noch immer nicht völlig nach Verdienst gewürdigte platonische Gespräch Kratylos."

Das Problem der Sprache steht bereits an der Wiege der Philosophie. „Die Urgründe der Streitfrage unter Philosophen und Grammatikern, ob in der Sprache ein Beharrliches und Regelrechtes oder vielmehr ein Schwankendes und Regelloses zu suchen sei, reichen in eine Ferne hinauf, wohin kaum mehr die historischen Nachrichten darüber leiten. Wahrscheinlich lag der Keim dazu in den Gegensätzen der ionischen Physiologen und der Eleaten, wonach den Ersteren Alles fließend und werdend, den Letzteren stehend und seiend erschien." [1])

Die von Platon im Kratylos eingehend behandelte Streitfrage, ob die Namen der Dinge Menschensatzung (*νόμος*) oder Naturproduct (*φύσις*) seien, hatte bereits die frühesten Denker beschäftigt. Nur schillert im Alterthum bereits der Nomos (Gesetz) in allerlei Nüancen. Für Heraklit z. B. ist Nomos

---

[1]) J. Lersch, Die Sprachphilosophie der Alten, S. 10.

der Ausdruck für das absolute, weltschaffende Gesetz, für Parmenides hingegen nur eine irrthümliche Volksmeinung, für Empedokles ein irrthümlicher Gebrauch[1]). Erst Demokrit gibt dem Nomos sein scharfes Gepräge; ihm sind „süß und bitter, warm, kalt, Farbe" nur subjectiv und haben Geltung bloß nach der allgemeinen Ansicht (νόμῳ)[2]). Und dürfen wir Proklos[3]) trauen, dann war Demokrit der Erste, welcher die Behauptung aufstellte, die Sprache sei durch Convention oder Satzung (θέσις) entstanden. Mit der bewußten Herausarbeitung des Problems, wie sie sich in der scharfen Gegenüberstellung von θέσις (Satzung) und φύσις (Naturproduct) ausprägt — die namentlich von sophistischen Schönrednern zum Lieblingsthema dialektischen Fürwitzes erkoren worden ist — stehen wir zwar am Anfang, aber zugleich auch am Endpunkt unseres Problems. In den sophistischen Conventikeln wurden im Anschluß an die Herakliteer die verschiedenen Formen der φύσις und θέσις ebenso lebhaft verhandelt[4]), wie im Kreise des Sokrates[5]), welcher den Anfang der Sprache in einem Nachahmen der Dinge mit der Stimme sieht, sowie in den einseitig-sokratischen Schulen der Cyniker und Megariker[6]). Der platonische Dialog Kratylos[7]) erschöpft die Argumente zu Gunsten der Auffassung, die Sprache sei ein Naturproduct, während Aristoteles[8]) die Gegengründe sorgsam erwägt und besonders bezüglich der Onomatopoie zu einem entgegengesetzten Resultat gelangt.

Ueber die Stellung der Stoiker zu unserem Problem habe ich mich früher des Weiteren ausgelassen[9]). Dort habe ich bereits die Beobachtung gemacht, daß unsere Wissenschaft auch heute noch nicht über diese elementaren Fragen der Sprachphilosophie eine endgültige Auskunft zu ertheilen vermag. „Richtig verstanden spitzt sich der Streit der Stoa gegen Aristoteles in denselben Gegensatz zu, der noch heute das Schibolet der Sprachphilosophen bildet: Nativismus oder Empirismus. Den Nativismus vertraten neuerdings Männer vom Range eines Wilhelm v. Humboldt, Max Müller, H. Steinthal, von denen die beiden Letztgenannten in jüngster Zeit allerdings eine kleine

---

[1]) Vergl. Steinthal, Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, Bd. II, S. 331 ff.; Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern. Zweite Auflage. Berlin 1890. Bd. I, S. 44 f.

[2]) Heimsoeth, Demokriti de anima doctrina, p. 33, 40.

[3]) Proklos, Scholien zu Platon's Kratylos, S. 6 ed. Boissonade.

[4]) Steinthal, Geschichte der Sprachwissenschaft, Bd. I, S. 56—79. Sehr ansprechend ist dieses Capitel von Gomperz im ersten Bande seiner „Griechischen Denker", S. 319, behandelt worden.

[5]) Ebenda S. 118 ff.

[6]) Ebenda S. 122—127.

[7]) Steinthal a. a. O. S. 79—114; Lersch, Die Sprachphilosophie der Alten, Bd. II, S. 8 ff. Neuerdings erschienen (1892 und 1893) zwei Gymnasialprogramme von H. Kirchner und O. Rosenstock über den platonischen Kratylos; vergl. dazu die Anzeige von Zeller, Archiv für Geschichte der Philosophie, Bd. IX, S. 364 f.

[8]) Besonders De interpr., Cap. I; Steinthal a. a. O., S. 183 ff.; Lersch a. a. O., Bd. I, S. 36 ff., Bd. II, S. 11 ff.

[9]) Vergl. meine Psychologie der Stoa, Bd. II, S. 13; Erkenntnißtheorie der Stoa, Cap. VIII, S. 276—300, woselbst S. 285 sich Einiges über Locke's Sprachphilosophie findet.

Schwenkung zu Gunsten des Empirismus gemacht haben. Für den Empirismus traten seit Herder neuerdings besonders Lazarus Geiger, Whitney, Bleck, Marty, Madwig u. A. ein"[1]). Den vermittelnden Standpunkt hat im Alterthum Epikur zum glücklichsten Ausdruck gebracht. Ihm gelang es, durch die Annahme eines natürlichen sowohl als eines conventionellen Sprachelementes den Knoten so weit zu entwirren, als dies mit den unvollkommenen Mitteln, über die das Alterthum verfügt hat, möglich war[2]). Locke und Berkeley nahmen das uns beschäftigende Problem dort auf, wo es die Alten gelassen. In unserem Jahrhundert suchte W. v. Humboldt mit seiner Theorie der „inneren Sprachform" dem Problem von der psychologischen, K. F. Becker mit seiner „logischen Syntax" von der logischen Seite beizukommen.

In ein neues Stadium trat unser Problem erst ein, als Broca (1862) das Rindencentrum der Sprachbewegung im menschlichen Gehirn entdeckte. Wird nämlich dieses sogenannte Broca'sche Centrum an der Wernicke'schen Stelle des linken Temporallappens zerstört, so werden Worte wohl noch gehört, aber nicht verstanden[3]). Damit war die Möglichkeit geboten, unserem Problem von der anatomischen und pathologischen Seite beizukommen (Arbeiten von Wernicke, Kußmaul und Charcot). Haben ferner Lazarus und Steinthal beachtenswerthe Beiträge zur Bereicherung des Begriffs der Onomatopoie geliefert, hat überdies Lazarus Geiger die psychologische Bedeutung der Gesichtsvorstellungen für die Sprachentwicklung mit subtiler Gedankenfeinheit herausgearbeitet, so hat Darwin[4]) durch ein liebevolles Vertiefen in das Studium der mimischen Ausdrucksbewegungen bei Menschen und Thieren der Forschung neue Wege gewiesen. Dadurch wurden Sprache und Musik enger an einander gerückt. Darwin sieht nämlich nicht in der menschlichen Sprache den primären Ursprung der Musik, sondern in den Lautäußerungen der Thiere, besonders in dem aus Lockrufen hervorgegangenen Gesang der Vögel. Von anderer Seite ist neuerdings versucht worden, die Entstehung der Sprache psychologisch auf das Princip des kleinsten Kraftmaßes aufzubauen[5]). Endlich ist nach dem Vorgange von Darwin und Taine in jüngerer Zeit von mehreren Seiten der Versuch gewagt worden, durch das feinspürige, systematische Belauschen der ersten Offenbarungen der Kindesseele des gewaltigen, allen Erklärungsversuchen trotzenden Problems Herr zu werden[6]). Als den bedeutsamsten Versuch, den Beziehungen von

[1]) Stein a. a. O., Bd. II, S. 13, 285.

[2]) Vergl. Gomperz, Griechische Denker. 1896. Bd. I, S. 320, sowie die S. 462 angeführte jüngere Literatur zur Sprachphilosophie Epikur's.

[3]) Vergl. Ziehen, Leitfaden der physiologischen Psychologie, S. 165. Vergl. auch Wundt, Physiologische Psychologie. Vierte Aufl. Cap. XXII.

[4]) Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei den Menschen und den Thieren. Deutsch von Victor Carus. Stuttgart 1872.

[5]) Vergl. Kurt Bruchmann, Psychologische Studien zur Sprachgeschichte, S. 177 ff.

[6]) Die frühere Literatur darüber bei Wundt a. a. O., Bd. II, S. 622, Note 5; dazu A. Kußmaul, Störungen der Sprache. Leipzig 1877, sowie die Schriften von Bernard Perez, besonders Les trois premières années de l'enfant; L'enfant de trois à sept ans; L'art et la poésie chez l'enfant; Le caractère de l'enfant à l'homme. Paris 1892.

Sprechen und Denken von der Höhe unserer heutigen wissenschaftlichen Methoden und Erkenntnisse aus auf den Grund zu gehen, möchte ich die feinsinnige Studie von Benno Erdmann über „Sprechen und Denken" bezeichnen[1]).

Trotzdem nun unser Problem in jüngster Zeit von so vielen Seiten methodisch in Angriff genommen worden ist, konnte bisher eine Verständigung über die Grundfragen des Sprachursprungs nicht erzielt werden. Im Allgemeinen geht man theils auf die Thierschreiwörter, theils auf die Onomatopoie zurück. Die Thierschreiwörter entspringen zumeist aus Gesichtsreizen, die reflectorisch einen Schrei auslösen, die Onomatopoie vorwiegend aus Gehörsreizen. Durch Selection haben sich diese Schreie dermaßen differencirt, daß sie im Laufe der Jahrtausende zu einer regelrechten Sprache geführt haben. In bemerkenswerther Weise wird diese Auffassung dadurch gestützt, daß die mimischen Ausdrucksbewegungen der Affecte bei fast allen Menschenrassen dieselben sind; daß ferner die vergleichende Sprachwissenschaft eine Reihe der frappantesten Analogien unter den Wurzelwörtern der verschiedenen Sprachstämme nachgewiesen hat. Fassen wir Alles zusammen, so stimmen wir Lazarus Geiger bei: „Die Sprache ist begreiflichermaßen von Anfang an ein gemeinsames Erzeugniß. Was nur von einem Einzigen empfunden oder wahrgenommen werden kann, würde unverständlich verklingen; und wenn auch der erste Keim des Wortes, wie ein Schrei, auf eine bloße Anregung des Organismus von außen erfolgen konnte, so ist doch nicht, was wirklich Sprache heißen könnte, ohne alle Wechselwirkung der Menschen auf einander denkbar. Von welchen Eindrücken der Sprachlaut ursprünglich ausgegangen, und ob er nun, wie Schrei und Gesang, von einer unmittelbaren und wesentlichen Naturwirkung auf das Mitgefühl begleitet gewesen sei oder nicht, so ist ihm doch thatsächlich eine zufällige und unentwickelte Wirkung eigen, vermöge deren er nicht sowohl naturgemäß ergreift als gleichsam durch künstliche Verbindung an seinen Gegenstand erinnert"[2]). Noch prägnanter drückt diesen Gedanken Noiré[3]) aus: „Was den socialen Organismus in seiner höheren Form, wie er nur in den menschlichen Genossenschaften, als Individuen höchster Ordnung (neuen Einheiten) auftritt, bildet und ausmacht, das ist Gemeingefühl, Gemeinwille, Gemeinerkenntniß und -auffassung der Welt als Faktoren eines neuerwachten Gemeinlebens. Alles dieses wird in seiner vollkommenen menschlichen Entfaltung nur durch die Sprache möglich."

Mag es sich daher mit dem Ursprung der Sprache verhalten, wie es wolle, so laufen doch alle Fäden wissenschaftlicher Forschungsmethoden bezüglich des Sprachursprungs und der Sprachentwicklung darin zusammen, daß sie auf die Sprache als das entscheidende Merkmal des geschichtlichen Menschen hinweisen und wesentlich in ihr den Ursprung aller Sociabilität erblicken. Heißt nämlich sociales Zusammenleben ein gemeinsames Zusammenwirken

---

[1]) Archiv für systematische Philosophie, Bd. II, Heft 3, S. 359—416, 1896. Auf diese in die Tiefe gehende Arbeit kann hier nur hingewiesen, nicht eingegangen werden, da sie noch nicht abgeschlossen vorliegt.

[2]) Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft, Bd. I, S. 288.

[3]) Der Ursprung der Sprache. Mainz 1877. S. 250.

von bestimmten Gruppen nach — sei es durch stillschweigende Duldung gebilligten, sei es durch ausdrückliche Formulirung anerkannten — Conventionen und Regeln, so setzt doch eine solche gemeinsame Zustimmung unerläßlich ein gemeinsames Verständigungsmittel zur Feststellung dieser Imperative voraus[1]). Ohne anfänglich selbst sociale Institution zu sein, ist sie doch die unbedingte Voraussetzung aller socialen Institutionen. Sie ist das sociale Bindegewebe der zuerst sich ausbauenden Formen socialer Imperative in Recht, Sitte, Religion, Kunst und Wissenschaft. War die Sprache indeß in primitiven Stadien vorwiegend Mittel zu socialen Imperativen, so baute sie sich doch einerseits nach immanenten phonetischen Gesetzen ihr grammatisches Gefüge und ihre synthetische Gliederung, während sie andererseits sich allmälig zum socialen Selbstzweck auszuwachsen die Tendenz zeigt. Je höher nämlich ein Volksthum in der Cultur steigt, und je durchsichtiger sich diese Steigerung in der Schmeidigung und Verfeinerung seiner Sprachformen spiegelt, desto intensiver wächst der Stolz auf die hochentwickelte Sprache. Dieser Stolz kann unter Umständen so tiefe Wurzeln schlagen, daß er sich zuweilen mächtiger äußert, als so feste sociale Gebilde, wie Religion und Nationalität. Der „Kampf um die Sprache" hat sich namentlich in jüngster Zeit dermaßen verschärft, daß er sociale Gebilde von merkwürdig fester Structur hervorgebracht hat (Sprachinseln, Sprachvereine, Verbände zum Schutze der russischen, polnischen, französischen, deutschen ꝛc. Sprache). Und doch hat der „Kampf um die Sprache" — der sich in unserer unter dem Zeichen des Weltverkehrs stehenden Zeit so empfindlich scharf zuspitzt, der aber in Wirklichkeit so alt ist, wie die Cultur selbst, sofern sieghaft gewordene Völkerstämme dem besiegten ihre Sprache aufzunöthigen stets die Neigung verriethen — jenen Zug nach Universalität nicht zu verwischen vermocht, welcher allen socialen Gebilden eignet. Sie sämmtlich zeigen nämlich denselben Januskopf; vorwärts schauend streben sie nach immer größerer Vereinheitlichung und in ihrem letzten Ziel nach vollendeter Universalität; rückwärts schauend ziehen sie sich immer mehr in sich selber zurück, bleiben isolirt und auf sich gestellt und verrathen die unbezwingliche Neigung zu immer schärferer Ausprägung der Individualität.

Der immanente Zug nach sprachlicher Universalität zeigt sich auf der ganzen geschichtlichen Linie unserer Mittelmeercultur, mit der wir es allein hier zu thun haben, da nur auf dieser Linie der von uns geforderte Satz der sociologischen Continuität controlirbar ist. Neben der über Alles geliebten Muttersprache besteht seit der Begründung des ersten Universalreiches seitens Alexander's des Großen eine Cultursprache. Die erste dieser Cultursprachen, welche für die geistig Bevorrechteten unter den Individuen der Mittelmeerwelt die kaum entbehrliche Vorbedingung einer höheren Geistescultur bildete, war naturgemäß die Sprache des ersten Welteroberers: die griechische.

---

[1]) Zu einer ähnlichen Formulirung gelangt Rudolf Stammler, Wirthschaft und Recht. 1896. S. 103: „Die Sprache ist . . . nichts als eine primitive Convention . . . Aber sie gewinnt eine sociale Bedeutung, sobald mit ihr etwas übereinstimmend bezeichnet werden soll. Denn darin liegt der Gedanke einer (ausdrücklichen oder stillschweigenden) conventionalen Regelung."

Die Kaufleute in Phönicien, die Hafenbewohner an der syrischen Küste, die Könige und höchsten Staatsbeamten in Israel, das Königsgeschlecht der Ptolemäer, das gebildete Rom, noch später ganz Byzanz, kurzum der weitaus größte Theil des Mittelmeerbeckens eignet sich in den bevorzugten Geistern die Sprache Griechenlands als vornehmes Bildungsmerkmal an. Der Weltsieg der griechischen Sprache überdauert nicht bloß das Eintagsdasein des griechischen Weltreichs, sondern die politische Existenz Griechenlands überhaupt. Statt Athen wird nach und nach Alexandrien, später Constantinopel Metropole der griechischen Literatur. Die hervorragendsten Schriftsteller der späteren Hebräer (Josephus und Philo) schreiben griechisch; der Text des Neuen Testamentes ist griechisch. Plotin, das geistige Oberhaupt des das ganze Mittelalter philosophisch beherrschenden Neu-Platonismus, ist Aegypter[1]). Von seinen bedeutendsten Nachfolgern stammt Porphyrius aus Batanea in Syrien und Jamblichus aus Chalkis in Cölesyrien. Kurzum, in der späteren griechischen Literatur findet man alle Nationalitäten des Mittelmeerbeckens vertreten, nur die eigentlichen Griechen in auffallend geringer Verhältnißzahl. Und selbst ein römischer Kaiser unterliegt diesem Zauberbann: Marc. Aurel. Antoninus schreibt seine philosophischen Aphorismen, mitten im Feldlager, griechisch. Wie nun das ephemere griechische Weltreich die griechische Sprache für Jahrhunderte zur Cultursprache der Mittelmeerumwohner erhob, so das mächtige römische Weltreich die lateinische für den gesammten europäischen Continent, noch später der kriegerische Islam die arabische für einen Theil der Mittelmeerländer, für gewaltige Striche des africanischen und asiatischen Hinterlandes.

Das christlich-europäische Mittelalter hatte seine Cultursprache, nämlich die des einstmaligen römischen Weltreiches: die lateinische. Diese war nicht etwa bloß eine, sondern die Gelehrtensprache, deren sich der Staat in seinen diplomatischen Verhandlungen, die Kirche in ihrem Cultus, sowie Wissenschaft und Kunst als fast ausschließlichen Verkehrsmittels bedienten. Mit der anbrechenden Periode der selbständig werdenden Nationalliteraturen geht nach der wesentlich durch die Reformation bedingten Lockerung der Herrschaft der lateinischen Sprache (vor Allem durch die Uebersetzung der Bibel in die verschiedenen Nationalsprachen), die sprachliche Führerschaft mit wechselndem Kriegsglück jeweilen auf das Volk über, welches die politische Hegemonie Europa's an sich zu reißen verstanden hat. Eine geraume Weile ist dies das spanische Idiom (Calderon, Cervantes), nach der glücklichen Befreiung der Niederlande eine kurze Spanne die niederdeutsche Sprache (Cats, Joost van Vondel), bis dann mit der Herrschaft des Roi soleil die sprachliche Hegemonie auf Frankreich übergeht, welche in der Diplomatie heute noch, wenn auch etwas gelockert, fortbesteht, in der Wissenschaft aber gebrochen ist.

Die Wissenschaft ihrerseits ist, seitdem ihr die Cultursprache aller Gebildeten des Mittelalters, die lateinische, immer mehr zu entgleiten die Tendenz hat, unabläßig bemüht, an Stelle der verloren gegangenen eine neue Weltsprache künstlich zu schaffen. Wie überall, wo es sich um einen großen Wurf,

---

[1]) Seine Vaterstadt ist Lykopolis in Aegypten. Vergl. Eunap. vit. Soph., p. 6. Boiss.

um eine weltumspannende Harmonisirung handelte, so war auch in diesem Punkte Leibniz der Bahnbrecher. Wie er alle philosophischen Systeme der Vorzeit[1]) zu einem umfassenden Weltsystem zu verschmelzen suchte, die gespaltenen Wissenschaften und ihre Träger in einer „scientia generalis“[2]) und in Akademien zu vereinigen bestrebt war, den Katholicismus mit den mannigfachen Auszweigungen der protestantischen Kirchen zu versöhnen sich die redlichste Mühe gab[3]), so stellen seine Ansätze zur Begründung einer Pasilingua und Characteristica universalis[4]) die großgedachten Versuche zur Schaffung einer neuen Weltsprache dar. Diese Versuche setzen sich bis auf den heutigen Tag fort und haben bezüglich eines internationalen Zeichensystems in der Stenographie bemerkenswerthe Erfolge zu verzeichnen, während die Werke Schleicher's als wissenschaftliche Leistungen zwar anerkannt, in ihrer Bemühung zur Bildung einer Weltsprache (Volapük) hingegen den fatalen Hauch des über sie ausgegossenen Gassenhumors noch nicht ganz niederzukämpfen vermochten. Diese Tendenz zur künstlichen Unificirung aller Sprachen und ihrer Zurückführung auf eine gemeinsame Weltsprache ist unverkennbar, aber auch psychologisch begreiflich[5]). Denn der gegenwärtig herrschenden polyglotten Anarchie und dem pädagogischen Unfug, der in der ebenso bedauerlichen wie unter den gegebenen Verhältnissen unvermeidlichen Kraftverschwendung durch Aneignung möglichst vieler fremder Sprachen zu Tage tritt, muß mit der Zeit ein entscheidendes Ende bereitet werden, soll anders das menschliche Gehirn sich nicht vorzeitig und unnütz erschöpfen.

Dieser offenkundigen Tendenz der Sprachentwicklung in der Richtung einer stetigen Vereinheitlichung, wie sie sich in den einander ablösenden Weltsprachen der Culturvölker kundgibt, steht nun das ebenso offenkundige Phänomen diametral gegenüber, daß jedes höher entfaltete Individuum mit äußerster Anstrengung darnach strebt, in Stimme und Stil seine sprachliche Persönlichkeit zu behaupten. Das unter dem Namen Buffon's gehende Wort: „Le style c'est l'homme“ enthält eine tiefe sprachpsychologische Wahrheit.

---

[1]) Vergl. M. Leibniz und Spinoza, Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der Leibnizischen Philosophie. Berlin 1890.

[2]) Vergl. die philosophischen Schriften von Gottfried Wilhelm Leibniz. Herausgegeben von Gerhardt. Bd. VII, S. 3—228.

[3]) Oeuvres de Leibniz, publiées pour la première fois d'après les manuscrits originaux par A. Foucher de Careil. Lettres de Leibniz, Bossuet, Pellisson, Molanus et Spinola pour la Réunion des Protestants et des Catholiques. Paris 1859.

[4]) Vergl. Philosophische Schriften, Bd. VII, S. 184—218, sowie specimen calculi universalis, ebenda S. 218. Hierher gehören auch seine Bemühungen um die Erfindung einer Rechenmaschine; vergl. meine Abhandlung „Die in Halle aufgefundenen Leibniz-Briefe“ im Archiv für Geschichte der Philosophie, Bd. I, S. 84 ff.

[5]) Ob auch durchführbar? Schäffle, Bau und Leben des socialen Körpers. Zweite Aufl. 1896. Bd. II, S. 42 meint: „Entwicklungsgesetzlich müssen also zwar herrschende National- und Weltsprachen für politische und andere Allgemeinzusammenhänge entstehen, aber die eine und einzige, vollständig ‚reine‘, gleichartige Menschheits- oder auch nur Nationalsprache ist nach dem Entwickelungsgesetze undenkbar, wie sie denn auch in der Erfahrung nirgends existirt.“ Weit optimistischer gestimmt ist die Fachzeitschrift „Linguist. Unabhängige Zeitung für alle Freunde der Weltsprachidee“. Herausgegeben von Max Wahren in Hannover.

Das intim Persönliche, der unvergleichliche Schmelz des Eigenlebens äußert sich in keiner andern Bethätigung des Menschen so bestimmt und markant wie in seiner Art der Zusammenfügung, Niederschrift, besonders aber der Aussprache seiner Gedanken. Hier tritt das Individuum mit seinen persönlichen Interessen in vollen und bewußten Gegensatz zu denen der Gesellschaft. Während diese, im Interesse ihrer Selbsterhaltung, nach dem Princip des kleinsten Kraftmaßes auf eine einheitliche Weltsprache, als das diesem Princip gerecht werdende Verständigungsmittel, unbewußt hinarbeitet, strebt das Individuum dieser Entpersönlichung der Sprache, wie sie ein so künstliches Schema naturgemäß im Gefolge hätte, mit der ganzen Kraft des „Kampfes um die Individualität" bewußt entgegen. Wie bei sämmtlichen oben aufgeführten socialen Gebilden eine natürliche Analogie zu Tage tritt, die um so weniger verwunderlich erscheint, als es sich im letzten Grunde nur um verschiedene Seiten des gleichen socialen Processes handelt[1]) — worauf ich des Näheren in meiner obenbezeichneten Gesammtdarstellung eingehen werde —, so bietet uns auch die Entwicklung der Sprache das gleiche Bild dar, wie die der Ehe, des Eigenthums und der wirthschaftlichen Production. Der ursprünglichen Gesammttendenz der socialen Structur nach nivellirender Vereinheitlichung stemmt sich das Individuum wie ein „Rocher de bronze" machtvoll entgegen. Der stürmische Wellengang der Geschichte vermag den Fels des Individuums zwar zu umbranden, aber nicht zu unterspülen und zu stürzen. Wie der sexuelle Communismus in eine individuelle Monogamie mündet, wie das ursprüngliche Gemeineigenthum unwiderstehlich in persönliches Privateigenthum sich auflöst, so ringt das Individuum dem im Interesse der Gesellschaft liegenden sprachlichen Universalismus seine geistige Persönlichkeit, seine Sprache, seinen Stil ab. Auch hier also heißt die Losung: Selbstbehauptung der Individualität.

[1]) Analog dem Verhältniß der Attribute zur Substanz bei Spinoza.

Franz Schubert.

Zu seinem hundertsten Geburtstage.

Von

Max Friedlaender.

[Nachdruck untersagt.]

In dankbarer Erinnerung feiern wir die Gedächtnißtage unserer großen Musiker. Vor einem Jahrzehnt haben wir Carl Maria von Weber's hundertsten Geburtstag, kurz vorher den zweihundertsten von Bach und Händel festlich begangen, und die Säculärfeier der Geburt Ludwig van Beethoven's im December 1870 ist selbst durch die glorreichen Kriegsereignisse jenes Jahres nicht ganz in den Hintergrund gedrängt worden.

Der erst- und letztgenannte dieser Künstler sind gleichsam die verkörperte Verschmelzung von Nord- und Süddeutschland; nie haben die beiden großen Hälften der deutschen Volksseele sich fester zusammengeschlossen, als in den Werken des in Wien lebenden Rheinländers Beethoven und des in Holstein geborenen, der Familie nach aus Oberösterreich stammenden Weber.

Die typischen norddeutschen Musiker dagegen werden in ihren höchsten Gipfeln von Bach und Händel, die süddeutschen von Haydn und Mozart repräsentirt; diesen Beiden gesellt sich der herrliche Wiener Meister hinzu, dessen hundertster Geburtstag in den Beginn dieses Jahres fällt.

Es sei mir gestattet, einige Mittheilungen über ihn, die ich bisher in einer nur für die allerengsten Fachkreise bestimmten Abhandlung niedergelegt hatte, hier einem größeren Leserkreise darzubieten.

Der Großmeister des deutschen Liedes war bisher das Stiefkind der biographischen Literatur. Der Grund dieser Vernachlässigung ist unschwer zu erkennen. Das äußere Leben Franz Schubert's floß so gleichmäßig und einförmig dahin wie das keines andern unserer großen Musiker. Wenn der Biograph Händel's, Gluck's, Haydn's, Mozart's, Beethoven's die fesselnde Schilderung eines reichbewegten Daseins entwerfen, wenn er von dem Verkehr mit Fürsten und Königen berichten kann, von Kämpfen gegen Kabalen und Ränke, die seinen Helden verfolgten, von interessanten Persönlichkeiten aller Art, mit denen er zusammenkam, wenn er dramatische Höhepunkte des Lebens

herausheben, von großen Siegen und gelegentlichen Niederlagen erzählen kann, so steht dem Biographen Schubert's ein ähnlich spannender Stoff nicht zu Gebote. Das Leben dieses Meisters wurde unter unsagbar ärmlichen äußeren Verhältnissen hingebracht; drückende Nahrungssorgen begleiteten ihn bis zum Grabe. Weder wurde Schubert von der Gunst der Großen gehoben noch auch durch Ränke von Neidern gehemmt; ein Tag verging ihm wie der andere; in die gleichmäßige Thätigkeit am Schreibpulte brachten Reisen nur sehr selten eine Abwechslung, und es ist äußerlich ein ruhiges, wenig interessantes, kleinbürgerliches Dasein, das wir in seiner Lebensgeschichte kennen lernen.

Innerlich freilich war dieses Leben so reich und warm und poetisch, daß, wenn es dem Biographen nicht gelänge, seinen Lesern auch den Menschen Schubert näher zu bringen, die Schuld nicht an dem behandelten Gegenstande liegen würde.

Ein anderes Moment sei noch vorher erwähnt, das zu den angedeuteten Gründen der Vernachlässigung Schubert's kommt.

Es mangelte und mangelt noch an Material für eine Biographie.

Zu den wichtigsten Quellen für eine Lebensbeschreibung gehören schriftliche Aeußerungen der zu schildernden Persönlichkeit, Memoiren, Tagebücher, Geschäfts- und Privatcorrespondenzen. Von Briefen Beethoven's sind bisher weit über 800 gedruckt, von Briefen Mozart's 300, von Briefen Schubert's — alle kleinen Zettel eingerechnet — bis vor Kurzem nur 40.

Der Schreiber dieser Zeilen hat auf vieljährigen Reisen, die er im Interesse der Schubertforschung unternahm, noch weitere 30 Briefe gefunden (von denen er 10 im ersten Jahrbuche der Musikbibliothek Peters veröffentlicht hat), so daß sich die Gesammtziffer auf gegen 70 erhöht. —

Der Grund für diese auffallend geringe Anzahl von Briefen ist nicht etwa in der mangelnden Schreiblust Schubert's zu suchen, sondern vielmehr darin, daß der Componist bei Lebzeiten zu wenig beachtet wurde, zu wenig berühmt war, als daß es Freunde oder Fernerstehende der Mühe für werth erachtet hätten, seine Schreiben aufzubewahren. Eine Ausnahme machte nicht einmal der Getreueste unter den Freunden, Spaun, der die an ihn gerichteten Briefe Schubert's zwar sammelte, aber später aus Gutmüthigkeit Autographensammlern schenkte, ohne eine Abschrift zurückzubehalten; so kommt es, daß von der gesammten Correspondenz Schubert's mit Spaun nur ein einziger Brief im Besitz der Spaun'schen Familie geblieben ist.

Aehnlich traurig ist das Schicksal des von Schubert regelmäßig geführten und stets wohlverwahrten Tagebuchs. Aus diesem überaus wichtigen Document sind uns nur Blätter von acht Tagen (von fünfen im Juni 1816, einem vom September 1816, dreien vom März 1824) erhalten geblieben. Die ersten sechs davon verdanken wir dem bekannten Wiener Musiker und Sammler Aloys Fuchs, der in seinen „Schubertiana“ darüber berichtet:

„Vor einigen Jahren fand ich zufällig bei einem Autographensammler in Wien das Fragment eines von Franz Schubert eigenhändig geführten Tagebuchs, woran aber bereits mehrere Blätter fehlten. Auf meine Frage,

wohin das Mangelnde gekommen sei, erwiderte mir der unglückliche Besitzer dieser Reliquie, daß er bereits seit geraumer Zeit einzelne Blätter dieser Handschrift an Schubertianer oder Autographensammler vertheilt habe. Nachdem ich über diesen Vandalismus meine Entrüstung geäußert, war ich bemüht, den Rest zu salviren"[1]).

Leider sind es nicht die werthvollsten Blätter, die von Aloys Fuchs gerettet worden sind. Wie viel Interesse auch manche der Aufzeichnungen gewähren, so ist doch keine unter ihnen, deren Bedeutung z. B. auch nur annähernd mit jenem herrlichen biographischen Document verglichen werden könnte, das uns in dem Testament Beethoven's aus Heiligenstadt vom Jahre 1802 erhalten ist. —

Ueberschauen wir in aller Kürze das biographische Material über Schubert, so sind neben Mayrhofer's, Bauernfeld's, Sonnleithner's, Schindler's „Erinnerungen an Schubert", die bald nach dem Tode des Künstlers veröffentlicht wurden, besonders die Artikel Ferdinand Schubert's zu erwähnen, die dieser auf Veranlassung Robert Schumann's in der „Neuen Zeitschrift für Musik" 1839 abdrucken ließ. Von größeren Werken ist Heinrich Kreißle's Biographie (1865 erschienen) allgemein bekannt geworden, ein gutgemeintes, reichen Stoff bietendes, aber kritiklos verfaßtes und unzuverlässiges Werk; auf ganz anderem Niveau steht Sir George Grove's vorzüglicher, höchst gewissenhafter Artikel über Schubert in Grove's „Dictionary of Music and Musicians" (London 1883).

Das Material für eine Lebensbeschreibung Schubert's, das ich im Laufe der letzten Jahre sammeln durfte, verwende ich in den folgenden Blättern insoweit, als es dazu dient, irrige Angaben zu berichtigen und Lücken zu ergänzen.

Franz Peter Schubert wurde am 31. Januar 1797 zu Wien (in der Vorstadt Himmelpfortgrund, Pfarrsprengel Lichtenthal) geboren.

Die Familie der Schubert entstammt einem Bauerngeschlecht aus Oesterreichisch-Schlesien, das ursprünglich in der Gegend von Zuckmantel — einem Grenzstädtchen nahe der Festung Neisse — zu Hause war. Im vorigen Jahrhundert siedelte die Familie nach Neudorf in Mähren über, wo der Großvater des Componisten am Abend seines Lebens zum Ortsrichter gewählt wurde. Der Vater, ebenfalls Franz Schubert mit Namen, wurde am 10. Juli 1763 in Neudorf geboren. Von seinen Eltern für das Schullehreramt be-

---

[1]) Das Autograph des Tagebuches vom Jahre 1816 ging von Aloys Fuchs an G. Petter in Wien, von diesem an den Grafen Victor Wimpffen in Battaglia über. Bei diesem konnte ich es einsehen. In der Mitte des Manuscripts ist ein Blatt herausgerissen und durch ein von fremder Hand geschriebenes ergänzt. Durch einen glücklichen Zufall fand ich das Original dieses Blattes vor Kurzem in der Autographensammlung des schweizerischen Regierungsraths Hagenbuch in Zürich wieder. Es trägt einen Vermerk des früheren Besitzers — das naivste Eingeständniß der begangenen Pietätlosigkeit: „Dieses Blatt ist aus des berühmten Compositeurs in meinem Besitz befindlichen Tagebuche genomen, wehalb ich die Echtheit bestättigen kan, Neunkirchen, 11. Mai 1847. F. Schatter." — Abgedruckt ist das Tagebuch — leider in außerordentlich incorrecier Weise — in Kreißle's Schubert-Biographie, S. 100 ff.

stimmt, ging er schon in früher Jugend nach Wien, um sich dort bei dem älteren Bruder Carl, der bereits als Lehrer amtirte, für seinen Beruf auszubilden. Noch als Gehülfe seines Bruders, wahrscheinlich im Alter von neunzehn Jahren, verheirathete er sich mit Elisabeth Fitz, einer Schlesierin, die in Wien als Köchin in Diensten stand[1]). Der Ehe entsprossen vierzehn Kinder, von denen neun in früher Jugend starben und fünf am Leben blieben: vier Söhne, Ignaz (geb. 1784), Ferdinand (1794), Carl (1796), Franz (1797), und eine Tochter, Therese (1801).

Es mag den Eltern dieser zahlreichen Familie wohl nicht leicht geworden sein, die materielle Sorge vom Hause fern zu halten. Ein Gehalt[2]) bezogen die Lehrer an den Pfarrschulen Wien's damals überhaupt nicht. Sie erhielten nur freie Wohnung im Schulhause, und ihr Einkommen bildete das Schulgeld, das sie von den Schülern bezogen. Während der Zeit, in der der ältere Franz Schubert die Lehrerstelle „zu den heiligen vierzehn Nothhelfern" in Lichtenthal verwaltete, betrug dieses Schulgeld monatlich 1 Gulden Wiener Währung (= 40 Kreuzer Conventionsmünze = 42 Kreuzer jetziger österr. Währung). Mehr als etwa 400 Gulden österr. Währung dürfte die Jahreseinnahme kaum jemals betragen haben.

Wenn wir nun auch die Anspruchslosigkeit der Wiener kleinbürgerlichen Kreise und die Billigkeit aller Lebensmittel in jener Zeit in Betracht ziehen, so können wir doch ermessen, welche Sparsamkeit für eine Familie nothwendig war, um mit einer Einnahme von 700 Mark jährlich auszukommen.

Die schwergeplagte Mutter starb im Jahre 1812. Ein Jahr später schloß ihr Gatte eine zweite Ehe. Er wählte die Tochter eines Fabrikanten aus der Wiener Vorstadt Gumpendorf, Anna Klagenbök, und hatte mit ihr eine zweite Familie von fünf Kindern.

Von diesen letzteren, den Stiefgeschwistern Franz Schubert's, lebten bis vor ganz kurzer Zeit noch zwei in Wien: Andreas (geb. 1823), als k. k. Oberrechnungsrath im Finanzministerium, und Anton (geb. 1826), unter dem Namen P. Hermann, als Capitularpriester des Benedictiner-Stiftes Schotten und k. k. Gymnasialprofessor. Die Ehrenhaftigkeit und Hochsinnigkeit, die trotz der einfachen Verhältnisse stets in der Schubert'schen Familie herrschten, hatten sich in den beiden würdigen Herren fortgeerbt. Sie pflegten von den nach Wien kommenden Schubertfreunden aufgesucht und um Nachrichten aus dem Leben ihres berühmten Verwandten gebeten zu werden, die sie mit großer Bereitwilligkeit gaben; indessen waren sie in der Mittheilung von Daten durch den Umstand beschränkt, daß sie im zartesten Kindesalter standen, als ihr Bruder starb.

Pater Hermann hat sich allerdings — ohne sich irgend der Tragweite seiner Handlungsweise bewußt zu sein — etwas pietätlos gegen das Andenken

[1]) Es sei daran erinnert, daß Beethoven's Mutter die Tochter des kurfürstlichen Leibkochs und zuweilen selbst in der Hofküche in Ehrenbreitenstein beschäftigt war. Einen Schluß auf etwaige Beziehungen der Koch- zur Tonkunst möchte ich aber durch diese Andeutung keineswegs ziehen.

[2]) Ich entnehme diese Mittheilung den Acten des fürst-erzbischöflichen Consistoriums in Wien.

Schubert's benommen; er pflegte nämlich die ihm überlassenen Manuscripte von Franz in kleine Stücke zu zerschneiden und die Partikel von je einem oder mehreren Tacten Autographensammlern, ja gelegentlich selbst kleinen Kindern zur Aufmunterung ihres Fleißes zu schenken. Auf diese Weise ist unter Anderem die Handschrift des berühmten Liedes: „Der Tod und das Mädchen" verloren gegangen[1]). — Auch die Bestätigung der Authenticität von Manuscripten und Bildern Franz Schubert's von der Hand der Brüder ist stets mit Vorsicht aufzunehmen.

Von den übrigen Geschwistern ist besonders der ältere Bruder Ferdinand zu nennen, der Franz am nächsten trat und sich in allen Lebenslagen als fördernder Freund erwies. — Der Kinderreichthum der Schuberts scheint übrigens erblich gewesen zu sein, denn Ferdinand hatte nicht weniger als 28 Kinder, von denen viele noch jetzt am Leben sind.

Der Vater Schubert leitete selbst die musikalische Erziehung seiner Kinder. Bei dem Clavier- und Violinunterricht, den er dem kleinen Franz ertheilte, wurde er von den beiden ältesten Söhnen unterstützt.

Ueber die ersten zehn Lebensjahre Schubert's gibt Kreißle ausführliche Mittheilungen, auf die hier verwiesen sein mag, da sich weitere Quellen noch nicht erschlossen haben. In Franz sehen wir ein musikalisches Wunderkind; er bestätigte die alte Beobachtung, daß sich keine geistige Begabung früher zeigt und entwickelt, als die musikalische. Der hochbegabte Knabe übertraf bald seine einfachen Lehrer und wurde der Musikautorität der Pfarre Lichtenthal, dem regens chori Michael Holzer, zum weiteren Unterricht überwiesen. Aber auch Holzer erklärte nach kurzer Zeit, daß er den Knaben nichts mehr lehren könne, und so wuchs Franz von seinem achten bis zwölften Jahre ohne regelrechte Unterweisung auf. Seine Sopranstimme hatte sich prächtig entwickelt; er sang an den Sonn- und Festtagen die Soli beim Meßgottesdienst, spielte in dem kleinen Kirchenorchester in der Violine oder Bratsche mit und vertrat gelegentlich selbst den Organisten an der Orgel.

Ein Wendepunkt im Leben des Knaben trat ein, als er im October 1808 auf die Bemühungen des Vaters hin als Sängerknabe in die kaiserliche Hofcapelle in Wien aufgenommen wurde. Er erhielt dadurch gleichzeitig einen Stiftsplatz im k. k. Stadtconvict und blieb hier von seinem zwölften bis zum siebzehnten Jahre. Seine Aufnahme erfolgte unter günstigen Auspicien. „Fra li Soprani li migliori sono Francesco Schubert e Müllner" berichtet Salieri, der erste k. k. Hofcapellmeister, dem Obersthofmeisteramte, und der Studiendirector des Convicts bestätigt: „Die zwei Sopranisten Schubert und Müllner sind auch in den Vorbereitungskenntnissen unter Allen die Besten."

Das Convict war im Jahre 1802 von der österreichischen Regierung zur Aufnahme derjenigen Schüler errichtet worden, die ein Staatsstipendium bezogen. Es war eine Art Pensionsanstalt mit ausgeprägt geistlichem Charakter.

---

[1]) Der Schreiber dieser Zeilen konnte zwei Fragmente von: Der Tod und das Mädchen zu je drei und einem Tacte zusammen stellen; ein drittes hat sich in Wien gefunden. Diese Fragmente liegen jetzt im Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien.

Geleitet wurde sie von lateinisch geschulten Mönchen — Mitgliedern des Piaristen-Ordens —, die die Aufsicht in strengster Weise führten. Die Schüler besuchten das gegenüber dem Convict gelegene Universitäts-Gymnasium und wurden hier in der Religion, den classischen Sprachen, der Mathematik, Geschichte, Geographie und in der Poetik unterrichtet. Auch die Lehrkräfte dieses Gymnasiums gehörten dem Piaristen-Orden an. Eigene Lehrer hatte das Convict für das Zeichnen und für die französische und italienische Sprache[1]).

Die strenge Zucht der Anstalt, das düstere, freudlose Gebäude selbst, die überaus dürftige Kost und das wenig liebevolle Verhalten der Lehrer verleideten den jungen Zöglingen den Aufenthalt im Convict, und in den Tagebüchern einiger Zöglinge aus früherer Zeit finden sich herbe Klagen gegen die Verwaltung. Einen Lichtpunkt aber im Convictsleben bildeten die Musikübungen, die in Folge der Förderung des Directors der Anstalt, Pater Innocenz Lang, aufs Eifrigste betrieben wurden. „Viele der Convictisten waren musikalisch, und da auch die Hofsängerknaben der Kirche ‚am Hofe', die sogenannten Ferdinandner, in der Anstalt waren, so fehlte es nicht an lieblichen Stimmen. Viele lernten Blasinstrumente spielen, an Geigen war kein Mangel, selbst der Contrabaß wurde gelehrt, und so bildete sich nach und nach ein treffliches Orchester" — so lesen wir in der in Görz aufbewahrten Spaun'schen Familienchronik, auf die wir bald zurückkommen werden. In nahen Beziehungen zu der Anstalt stand der k. k. Hofcapellmeister Ant. Salieri. — Nach Mittheilung eines Mitschülers Schubert's im Convict, Namens Georg Thaa, an Hanslick[2]) waren achtzehn Stellen für Sängerknaben im Convict systemisirt, und das ausschließlich aus Anstaltszöglingen gebildete Orchester bestand aus sechs ersten, sechs zweiten Violinen, zwei Violoncells, zwei Contrabässen, je zwei Oboen, Flöten, Clarinetten, Fagotten, Hörnern, Trompeten und Pauken. Bei besonderen Anlässen, z. B. den Geburts- und Namenstagen des Kaisers, des Directors, fanden außerordentliche Productionen statt, zu welchen auch Gäste — zuhörende und mitwirkende — geladen wurden.

Bald gewannen diese musikalischen Aufführungen einen großen Ruf in Wien, und Fernerstehende konnten leicht den Glauben gewinnen, daß die Anstalt eine der Musik ausschließlich gewidmete Schule sei[3]). Das Verdienst hierfür gebührt hauptsächlich dem trefflichen „Claviermeister" der Anstalt, Wenzel Ruzicka, über den der Hofmusikgraf (Generalintendant) im Jahre 1809

[1]) Vergl. „Beschreibung der Haupt- und Residenzstadt Wien". Von Johann Pezzl. Wien, C. Armbruster.

[2]) Hanslick, Geschichte des Concertwesens in Wien. Wien 1869. S. 141.

[3]) In zwei Memoirenwerken aus den Jahren 1810 und 1812 finde ich diesen Irrthum; er ist verzeihlich, denn „Convictschüler" war in vielen Kreisen gleichbedeutend mit musikalisch. — Hierbei ließe sich an die Uebertragung des Namens „Conservatorio" (deutsch: Findelhaus) erinnern. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert erhielten in einigen italienischen Findelhäusern die Kinder guten Musikunterricht. Der hier ausgestreute Samen fiel auf fruchtbaren Boden; bald wurden ausgezeichnete Resultate erzielt, und die Musikaufführungen mancher Findelhäuser gewannen nach und nach eine solche Berühmtheit, daß man mit dem Namen Conservatorio schließlich den Begriff einer Musikbildungsanstalt verband.

seiner vorgesetzten Behörde schriftlich berichtet, „die k. k. Convictsknaben haben ihm eine so ziemlich organisirte Musik und sogar eine Harmonie (Bläserchor) zu danken". Ueber Schubert's Aufenthalt im Convict verdanke ich die nachstehenden Aufzeichnungen Josef von Spaun's der Güte seiner Wittwe, Frau Baronin von Spaun in Görz. Ich bemerke dabei, daß sich Spaun[1]) in der Folge als der edelste Freund Schubert's erwies, und daß seine Mittheilungen den Stempel absoluter Zuverlässigkeit tragen.

Spaun schreibt:

„Ich lernte Franz Schubert im November 1808 kennen, als er, beiläufig elf Jahre alt, als Sängerknabe der Hofcapelle im k. k. Convicte seine Studien begann. Die Anstalt schien ihm nicht behaglich, denn der kleine Knabe war immer ernst und wenig freundlich. Er wurde, da er schon ziemlich fertig Violine spielte, dem kleinen Orchester einverleibt, welches damals täglich Abends eine Sinfonie und eine Ouverture aufführte, und zwar häufig mit einem für die Jugendkräfte sehr rühmlichen Erfolge. Ich saß der Erste bei der zweiten Violine, und der kleine Schubert spielte stehend hinter mir aus demselben Notenblatte. Sehr bald nahm ich wahr, daß mich der kleine Musikant an Sicherheit des Tactes weit übertreffe. Dadurch auf ihn aufmerksam gemacht, bemerkte ich, wie der ganz gleichgültig aussehende Knabe sich auf das Lebhafteste den Eindrücken der schönen Sinfonie hingab. Die Adagios der Haydn'schen Sinfonien bewegten ihn auf das Innigste, und von der Sinfonie in G-moll von Mozart sagte er oft zu mir, daß sie ihn erschüttere, ohne daß er eigentlich wisse, warum; den Menuett in derselben erklärte er für hinreißend, und in dem Trio däuchte ihm, daß die Engel mitsängen. Die Sinfonien in D-dur und A-dur[2]) von Beethoven steigerten sein Entzücken auf das Höchste; später gab er der C-moll-Sinfonie noch den Vorzug. — Einige Monate, bevor Schubert in das Convict eintrat, wurde dem jugendlichen Orchester die Ehre zu Theil, nach Schönbrunn berufen zu werden, wo im Salon des Erzherzogs Rudolf eine Production stattfand, welcher Beethoven und Tayber beiwohnten. Ich erzählte Schubert von den Ergebnissen dieser Production, woran er ein so lebhaftes Interesse fand, daß er mich, so oft wir zusammen trafen, bat, ich möchte ihm wieder von dieser Akademie erzählen.

Zu dieser Zeit waren auch Krommer'sche Sinfonien in der Mode, die unter den jungen Leuten wegen ihrer Heiterkeit großen Beifall fanden. Schubert ärgerte sich, so oft eine solche aufgeführt wurde, und sagte oft während des Spiels halb laut: „O, wie fad!" Er begriff nicht, wie man solches Zeug — so sagte er — aufführen möge, da doch Haydn Sinfonien in Unzahl geschrieben habe.

Als einmal eine Sinfonie von Kozeluch aufgeführt wurde, und Viele über die veraltete Musik schalten, ereiferte sich Schubert förmlich und schrie mit seiner Kinderstimme: „Es ist in dieser Sinfonie mehr Hand und Fuß als in dem ganzen Krommer, den Ihr doch so gern spielt!" Die Ouverturen von Méhul interessirten ihn sehr, während ihn eine damals sehr beliebte Ouverture von Abbé Vogler[3])

---

[1]) Spaun war im Jahre 1788 in Linz geboren, trat 1806 ins k. k. Stadtconvict in Wien, wurde 1811 Rechtspraktikant, 1841 Lottodirector und Hofrath und starb, als Mensch wie als Beamter in höchster Achtung stehend, 1865. Die Memoiren „Ueber Franz Schubert" bilden einen Theil der von Spaun geschriebenen, sehr umfangreichen Familienchronik, die jetzt im Besitze seiner in Görz lebenden Tochter ist. Die Chronik gibt uns nicht nur das Bild der edlen, selbstlosen, bedeutenden Natur Spaun's, sondern gewährt zugleich einen anziehenden Einblick in das österreichische Beamten- und Kunstleben der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts.

[2]) Wahrscheinlich ein Schreibfehler für B-dur. Die A-dur-Sinfonie ist 1812 componirt.

[3]) Spaun meint hier die Ouverture zu der Oper „Samori", zu der Carl Maria von Weber den Clavierauszug angefertigt hatte.

ganz kalt ließ. Nach einer gelungenen Aufführung der Ouverture zu den Nozze di Figaro von Mozart schrie er ganz begeistert: „Das ist die schönste Ouverture auf der ganzen Welt!" fügte aber dann nach einigem Besinnen noch bei: „Fast hätte ich die Zauberflöte vergessen."

Ich fand ihn einmal allein im Musikzimmer am Clavier sitzen, das er mit seinen kleinen Fingern schon artig spielte. Auf meine freundliche Aufforderung spielte er mir ein Menuett von seiner eigenen Erfindung. Er war dabei scheu und schamroth, aber mein Beifall erfreute ihn. Er sagte mir, daß er heimlich öfters seine Gedanken in Noten bringe, aber sein Vater dürfe es nicht wissen, da er durchaus nicht wolle, daß er sich der Musik widme. Ich steckte ihm dann zuweilen Notenpapier zu. — Der Einfall der Franzosen[1]) unterbrach unsere musikalischen Uebungen. Ich sah ihn daher seltener. Bei einer zufälligen Begegnung sagte er mir in das Ohr: „Sie sind mir der Liebste im ganzen Convict; ich habe sonst keinen Freund darin." Als ich in den ersten Tagen des September 1809 Wien verließ, sagte mir Schubert: „Sie Glücklicher, Sie entgehen nun dem Gefängniß" (er meinte das Convict); „mir ist so leid, daß Sie fortgehen."

Ende März 1811 führte mich mein Schicksal nach Wien zurück. Ich fand meinen jungen Freund etwas gewachsen und wohlgemuth. Er war längst zur ersten Violine avancirt und hatte bereits einiges Ansehen im Orchester gewonnen, auf dessen Leitung er nicht ohne Einfluß blieb. Nach einigen Tagen besuchte ich ihn im Musikzimmer, wo ihm allein eine Stunde zu seiner Uebung gegönnt war. Er hatte mehrere Hefte Zumsteeg'scher Lieder vor sich und sagte mir, daß ihn diese Lieder auf das Tiefste ergriffen. „Hören Sie," sagte er, „einmal diese Lieder;" er sang mir mit schon halb gebrochener Stimme Kolmal[2]), dann zeigte er mir die Erwartung, die Maria Stuart, den Ritter Toggenburg ꝛc. Er sagte, er könne Tage lang in diesen Liedern schwelgen."

Hierzu sei bemerkt, daß Zumsteeg's Einfluß auf Schubert bisher noch nicht genügend beachtet worden ist. Zumsteeg, der Stuttgarter Jugendgenosse und Freund Schiller's, hält in seiner Liedcomposition ungefähr die Mitte ein zwischen den norddeutschen Tonsetzern Joh. Abr. Peter Schulz, Joh. Fr. Reichardt, Carl Friedr. Zelter, bei denen die Melodie des Liedes „keiner zusammenklingenden Melodie bedürfen oder auch nur Zulaß gestatten sollte"[3]), und dem österreichischen Meister Josef Haydn, in dessen Liedern dem Clavier die erste Stellung eingeräumt ist, und die Singstimme oft nur nebenhergeht. Die zarte Melodik der Zumsteeg'schen Lieder — sie schmiegte sich den weichen Poesieen von Hölty, Salis, Matthisson besonders glücklich an — verschaffte ihrem Autor drei Jahrzehnte hindurch einen bevorzugten Platz in der deutschen Hausmusik. Neue Bahnen aber betrat er in seinen Balladen. Hier findet sich bereits jene Geschlossenheit des Ausdrucks, jene eminente dramatische Wirkung in der kleinsten Form, die Schubert's Gesänge auszeichnet. — Mir war es interessant, zu finden, daß Schubert 26 Lieder, die Zumsteeg componirt hatte, nachträglich nochmals in Musik setzte, und durch Zumsteeg's Werke konnten die Texte einiger der Schubert'schen, die im Manuscript unvollständig waren, ergänzt werden. Schon zu seinem ersten Liede: Hagar's Klage — componirt am 30. März 1811 — hat Schubert den Text der gleich=

[1]) Die Franzosen blieben vom 9. Mai 1809 bis 20. November 1809 in Wien.

[2]) Gemeint ist Colma, ein Gesang Ossian's, aus Goethe's „Werther".

[3]) Reichardt, Musikalisches Kunstmagazin, Berlin 1782, „An junge Künstler".

namigen Zumsteeg'schen Composition entnommen (Kreißle's Vermuthung betreffs dieses Textes ist hienach hinfällig). — Hält man Schubert's Lieder Ritter Toggenburg, Erwartung (Hör' ich das Pförtchen nicht gehen) u. v. a. mit den ihnen überaus ähnlichen Zumsteeg'schen Compositionen derselben Gedichte zusammen, so erkennt man recht, wie unvergleichlich hoch Schubert's Phantasie und melodische Begabung über die seines Vorgängers ragt [1]).

Spaun berichtet weiter:

„Schubert sagte mir damals, daß er eine Menge schon componirt habe: eine Sonate, eine Phantasie, eine kleine Oper, und er werde jetzt eine Messe schreiben. Die Schwierigkeit für ihn bestehe hauptsächlich darin, daß er kein Notenpapier habe und auch kein Geld, sich welches zu kaufen; er müsse sich daher gewöhnliches Papier rastriren, und auch dieses wisse er oft nicht, woher nehmen. Ich versah ihn dann riesweise mit Notenpapier, das er in unglaublicher Menge verbrauchte. Er componirte außerordentlich schnell, und auch die Zeiten der Studien verwandte er unablässig zum Componiren, wobei die Schule allerdings zurückkam. Sein Vater, ein sonst sehr guter Mann, entdeckte die Ursache seines Zurückbleibens in den Studien, und da gab es einen großen Sturm und erneuertes Verbot, doch die Schwingen des jungen Künstlers waren schon zu kräftig, und sein Aufschwung ließ sich nicht mehr unterdrücken.

Er spielte mir oft Sonaten oder andere Compositionen vor, die alle originell und melodisch waren. Lieder, ganze Messen, Opern, Sonaten, ja selbst Sinfonien lagen bereits fertig vor — allein nach und nach vertilgte er alle diese Compositionen und sagte, es seien nur Vorübungen.

Um diese Zeit war man doch aufmerksam auf Schubert's Talent geworden. Der alte Hoforganist Ruzicka erhielt den Auftrag, ihm Stunden in der Compositionslehre zu geben. Schon nach der zweiten Stunde sagte er, der würdige, alte Mann, in Schubert's Gegenwart: Den kann ich nichts lehren; der hat's vom lieben Gott gelernt!

Nun waren die Schranken gefallen; der Vater erkannte das große Talent seines Sohnes und ließ ihn gewähren, und nun begann die Reihe seiner Lieder und übrigen Schöpfungen."

Bestätigt werden Spaun's Mittheilungen durch eine Verfügung des Convictdirectors Lang vom September 1810, nach der „auf die musikalische Bildung des Franz Schubert besondere Sorgfalt zu verwenden ist, da er ein so vorzügliches Talent zur Tonkunst besitzt", und durch folgendes erfreuliche Rescript des k. k. Obersthofmeisteramts vom September 1811: „. . . . Dem Franz Schubert ist hingegen die diesortige besondere Zufriedenheit über seine in allen Rubriken ausgezeichneten Fortschritte zu bezeigen." (Ich entnehme dies den Acten des Wiener k. k. Hofcapellarchivs.)

Spaun berichtet eigenthümlicher Weise nichts über den berühmten Maestro Antonio Salieri, den ersten Director der k. k. Hofcapelle. Dieser merkwürdige Mann — Schüler und Genosse Gluck's, Freund Josef Haydn's,

[1]) Von Zumsteeg's Einfluß auf Carl Loewe gibt uns Loewe's Selbstbiographie Kunde. Die außerordentliche Begabung des neueren Meisters der Ballade hat manche Zumsteeg'sche Keime zur höchsten Blüthe entwickelt. Leider übernahm Loewe oft auch die italienisirenden Melismen, mit denen Zumsteeg in zu weit gehender Nachahmung Jomelli's seine Gesänge zu schmücken gesucht hatte. Von diesen Fiorituren hat sich Schubert schon in seinen ersten Jugendliedern frei zu halten gewußt.

Nebenbuhler Mozart's, einer der Lehrer Beethoven's — übernahm nach Ruzicka den Unterricht unseres Künstlers. Welchen Werth Schubert auf diesen Unterricht legte, geht daraus hervor, daß er sich bei vier Werken auf dem Titelblatte ausdrücklich als „Schüler des Herrn von Salieri" bezeichnete.

Der Anfang der Contrapunktstunden bei Salieri war von den Biographen bisher in die Jahre 1810 oder 1811 verlegt worden; selbst der Nekrolog der „Gesellschaft der Musikfreunde" gibt darüber eine falsche Notiz. Unter den Manuscripten aber, die mir der Großneffe Schubert's, Dr. Ed. Schneider in Wien, abzutreten die Güte hatte, sind drei Uebungsblätter, von denen das erste das authentische Datum zeigt. Das Blatt ist interessant genug, um hier beschrieben zu werden. Es trägt zwei Schriften: eine zitternde, alte Hand hat vier Cantus firmi vorgeschrieben, über die eine jugendlich-kräftige Hand Contrapunkte setzt. Jene erste Schrift rührt, wie ich durch Vergleichung mit authentischen Salieri-Manuscripten in der Wiener und Berliner Bibliothek feststellen konnte, unzweifelhaft von Salieri her. Die Cantus firmi sind aus dem Lehrbuche von J. J. Fux, dem berühmten Lehrer Salieri's. Die jugendliche Schrift erkennt man bald als die Schubert's, der als ordnungsliebender Schüler an der Spitze das Datum [1]) vermerkt: „Den 18. Juny 1812 den Contrapunkt angefangen."

Zu „angefangen" muß „bei Salieri" ergänzt werden, denn es ist sicher, daß Schubert vorher bei einem Unterlehrer (Ruzicka?) Generalbaßstudien gemacht hatte. Diese müssen bei ihm aber bei Weitem nicht das große Interesse erweckt haben, wie die Compositionsübungen, denn die ebenerwähnten Contrapunkte des Fünfzehnjährigen sind noch mangelhaft. Als ein Detail möge hierbei noch erwähnt werden, daß die Rückseiten der drei Uebungsblätter die Orchesterstimmen zu einer alten Messe enthalten — ein weiteres Zeichen für die Armuth des Knaben, der sich neues Notenpapier nicht beschaffen konnte.

Es folgen hier noch einige weitere Zeilen aus Spaun's Memoiren:

„Als mir Schubert eines Tages ein paar kleine Compositionen zu Klopstock's Liedern vorsang, und ich darüber sehr erfreut war, schaute er mir treuherzig in die Augen und sagte: ‚Glauben Sie wirklich, daß aus mir etwas werden wird?' Und als ich ihm versicherte, er sei jetzt schon recht viel, gab er mir zur Antwort: ‚Ich glaubte auch schon, es könnte etwas aus mir werden, aber' — fügte er bei — ‚wer vermag nach Beethoven etwas zu machen!'"

Illustrirt wird diese letzte Aeußerung durch das Manuscript eines erst vor ganz kurzer Zeit gedruckten Liedes aus jener Periode, das der Schreiber dieser Zeilen besitzt. Es heißt: Die Schatten (Text von Matthisson) und ist vom 12. April 1813 datirt. Der sechzehnjährige Schubert zeigt sich hier noch so vollständig unter dem Einflusse Beethoven's, daß er ganz unbewußt ein Plagiat an ihm begeht; die Singstimme kommt gegen den Schluß des Liedes plötzlich in die Melodie der (sechzehn Jahre früher erschienenen) Beethoven'schen Adelaide und führt sie in naivster Weise mehrere Tacte lang fort.

---

[1]) Auch später hat Schubert glücklicher Weise fast alle seine Compositionen genau datirt.

Auch Beethoven's Fidelio hörte bald darauf Schubert, und zwar wieder durch die Munificenz Spaun's, dessen Bericht über die gemeinsamen Theaterbesuche in Kreißle's Biographie übergegangen ist.

In den letzten Tagen des October 1813 verließ Schubert das Convict und kehrte in das Elternhaus zurück. — Die Handlungsweise der musikalischen Autoritäten ist von Grove einer Kritik unterzogen worden, die mir nicht unberechtigt erscheint. Die Anstalt hat in Bezug auf Schubert viel zu verantworten. Ihr war eines der poesievollsten Genies der Neuzeit anvertraut, aber es scheint, daß die hohe Bedeutung des Zöglings von Niemandem ganz gewürdigt wurde. In seinen Compositionsversuchen erfuhr Schubert zwar keinerlei Beschränkung, aber auch wenig Förderung. Wäre auf seine musikalische Erziehung nur ein Theil jener Sorgfalt verwandt worden, die dem jungen Mozart, dem jungen Mendelssohn zu Theil wurde, so können wir kaum zweifeln, daß auch Schubert's eminente Schaffenskraft noch erhöht worden wäre, und er jene Beherrschung der wunderbaren Eigenart seines Genies erlangt hätte, die ihm einzig mangelt.

Dagegen ist nicht zu verkennen, wie anregend und fördernd die Motetten und Messen in der Hofcapelle, die täglichen Uebungen in den Sinfonieen und Kammermusikwerken der klassischen Meister auf einen Schüler wie Schubert gewirkt haben müssen.

Der sechzehnjährige Jüngling trat nunmehr, um der Conscription zu entgehen, als Lehrer in die Elementarschule seines Vaters ein, wodurch er zugleich einen Herzenswunsch des Letzteren erfüllte. Er blieb in dieser Stellung bis Ende des Jahres 1816.

Wenn wir daran denken, daß Schubert, der im Jahre 1814 bereits Lieder wie Gretchen am Spinnrade, Schäfers Klagelied componirt hatte, gezwungen war, drei Jahre lang als Hülfslehrer den Kindern die Anfangsgründe im Lesen, Schreiben, Rechnen beizubringen, so haben wir das wahre Bild vom Pegasus im Joche.

Durch die drückenden äußeren Verhältnisse wurde indessen der junge Künstler in seiner Schaffenslust nicht gehemmt. Im Gegentheil — kein Jahr seines Lebens ist so reich an Compositionen der verschiedensten Art wie das zweite seiner Lehrerthätigkeit, 1815. Neben zwei vollständigen Messen, einer Sinfonie, vier Sonaten und einer ganzen Reihe anderer Clavierstücke entstanden in diesem Jahre sechs Opern und Singspiele und über 140 Lieder.

Unter diesen finden wir nicht weniger als 45 Compositionen Goethischer Gedichte, die vorwiegend der ersten Weimarer Periode des Dichters angehören. Genannt seien: Rastlose Liebe — ein Gedicht, das Schubert beim ersten Lesen so aufregte, daß er in minutenlanger Ekstase war, bis er (in echt Goethischer Weise) sich dadurch von dem Eindruck befreite, daß er ihn in künstlerische Form brachte — Erster Verlust, Nähe des Geliebten, Meeres Stille, Wonne der Wehmuth, Wandrers Nachtlied, Jägers Abendlied, An den Mond; ferner von den „Geselligen Liedern" das Tischlied, Bundeslied, Schweizerlied; von den Balladen: Mignon, der Sänger, der Fischer, der König von Thule, der Schatzgräber, der Gott und die Bajadere, endlich der Erlkönig.

Spaun's Bericht über die Entstehung des Erlkönigs ist so interessant, daß er hier einen Platz finden möge, obgleich Kreißle bereits einen Auszug daraus mitgetheilt hat.

„An einem Nachmittage ging ich mit Mayrhofer zu Schubert, der damals bei seinem Vater am Himmelpfortgrunde wohnte. Wir fanden Schubert ganz glühend, den ‚Erlkönig' aus dem Buche laut lesend. Er ging mehrmals mit dem Buche auf und ab, plötzlich setzte er sich, und in der kürzesten Zeit, so schnell man nur schreiben kann, stand die herrliche Ballade auf dem Papier. Wir liefen damit, da Schubert kein Clavier besaß, in das Convict, und dort wurde der ‚Erlkönig' noch denselben Abend gesungen und mit Begeisterung aufgenommen. Der alte Hoforganist Ruzicka spielte ihn dann selbst ohne Gesang in allen Theilen aufmerksam und mit Theilnahme durch und war tief bewegt über die Composition. Als Einige eine mehrmals wiederkehrende Dissonanz ausstellen wollten, erklärte Ruzicka, sie auf dem Claviere anklingend, wie sie hier nothwendig dem Text entspreche, wie sie vielmehr schön sei, und wie glücklich sie sich löse."

Unter den Liedern Schubert's hat den Componisten keines bekannter gemacht, als der Erlkönig. Die Schubertfreunde werden das geniale Jugendwerk allerdings nicht ohne alle Einschränkung unter die bedeutendsten Compositionen des Meisters rechnen; sie werden vielmehr willig die Berechtigung des Tadels anerkennen, daß die Musik die herbe Einfachheit der Dichtung nicht wiedergebe, daß Schubert aus dem deutschen Erlenwald einen duftigen Orangenhain gemacht und den nordischen Spukgeist mit dem Reize verführerischster Sinnlichkeit ausgestattet habe. Carl Loewe's Composition entspricht unserer Auffassung der Ballade weit mehr. Allein die unvergleichliche, hinreißende Gewalt des Schubert'schen Sturm- und Drangstücks läßt alle ästhetischen Bedenken, die man erheben könnte, in den Hintergrund treten, und wenn gesagt worden ist, daß manchmal die Fehler eines Genies anziehender sind, als die Vorzüge eines Talents, so trifft dies, glaube ich, auf Schubert's und Loewe's Erlkönig zu[1]).

Es dürfte sich an dieser Stelle passend ein Brief einfügen lassen, der nicht lange nach der Entstehung des Erlkönigs von dem oftgenannten Freunde Schubert's an Goethe nach Weimar gerichtet worden ist, um das Interesse des Dichterfürsten für unsern Tonsetzer zu wecken. Das Schreiben ist mir im Jahre 1885 durch Erich Schmidt's Güte aus dem Goethe-Archiv in Weimar zur Verfügung gestellt worden.

Am 17. April 1817 sendet Josef Edler von Spaun in Wien eine mit „erstes Heft" bezeichnete handschriftliche Sammlung Schubert'scher Lieder an Goethe und schreibt dazu:

„Der Unterzeichnete wagt es, Euer Excellenz durch gegenwärtige Zeilen einige Augenblicke Ihrer so kostbaren Zeit zu rauben, und nur die Hoffnung, daß beiliegende Liedersammlung Eurer Excellenz vielleicht keine ganz unliebe Gabe sein dürfte, kann ihn vor sich selbst seiner großen Freiheit wegen entschuldigen.

Die im gegenwärtigen Hefte enthaltenen Dichtungen sind von einem neunzehnjährigen Tonkünstler Namens Franz Schubert, dem die Natur die entschiedensten

[1]) Ausführlicher habe ich den Gegenstand in den Anmerkungen zur jüngst erschienenen Schrift der Goethe-Gesellschaft „Gedichte von Goethe in Compositionen seiner Zeitgenossen" behandelt.

Anlagen zur Tonkunst von zartester Kindheit an verlieh, welche Salieri, der Nestor unter den Tonsetzern, mit der uneigennützigsten Liebe zur Kunst zur schönen Reife brachte, in Musik gesetzt. Der allgemeine Beifall, welcher dem jungen Künstler sowohl über gegenwärtige Lieder als seine übrigen, bereits zahlreichen Compositionen von strengen Richtern in der Kunst so wie von Nichtkennern, von Männern so wie von Frauen zu Theil wird, und der allgemeine Wunsch seiner Freunde bewogen endlich den bescheidenen Jüngling, seine musikalische Laufbahn durch Herausgabe eines Theiles seiner Compositionen zu eröffnen, wodurch er sich selber, wie nicht zu bezweifeln ist, in kurzer Zeit auf jene Stufe unter den deutschen Tonsetzern schwingen wird, die ihm seine vorzüglichen Talente anweisen.

Eine auserwählte Sammlung von deutschen Liedern soll nun den Anfang machen, welchem größere Instrumental-Compositionen folgen sollen. Sie wird aus acht Heften bestehen. Die ersten beiden (wovon das erste als Probe beiliegt) enthalten Dichtungen Eurer Excellenz, das dritte enthält Dichtungen von Schiller, das vierte und fünfte von Klopstock, das sechste von Matthisson, Hölty, Salis ꝛc., und das siebente und achte enthalten Gesänge Ossian's, welch' letztere sich vor allen auszeichnen.

Diese Sammlung nun wünscht der Künstler Eurer Excellenz in Unterthänigkeit weihen zu dürfen, dessen so herrlichen Dichtungen er nicht nur allein die Entstehung eines großen Theiles derselben, sondern wesentlich auch seine Ausbildung zum deutschen Sänger verdankt. Selbst zu bescheiden jedoch, seine Werke der großen Ehre werth zu halten, einen, so weit deutsche Zungen reichen, so hoch gefeierten Namen an der Stirne zu tragen, hat er nicht den Muth, Euer Excellenz selbst um diese große Gunst zu bitten, und ich, einer seiner Freunde, durchdrungen von seinen Melodien, wage es, Euer Excellenz in seinem Namen darum zu bitten; für eine dieser Gnade würdige Ausgabe wird gesorgt werden. Ich enthalte mich jeder weiteren Anrühmung dieser Lieder; sie mögen selbst für sich sprechen — nur so viel muß ich bemerken, daß die folgenden Hefte dem gegenwärtigen, was die Melodie betrifft, keineswegs nachstehen, sondern demselben vielleicht noch vorgehen dürften, und daß es dem Clavierspieler, der selbe Euer Excellenz vortragen wird, an Fertigkeit und Ausdruck nicht mangeln dürfe.

Sollte der junge Künstler so glücklich sein, auch den Beifall Desjenigen zu erlangen, dessen Beifall ihn mehr als der irgend eines Menschen in der weiten Welt ehren würde, so wage ich die Bitte, mir die angesuchte Erlaubniß mit zwei Worten gnädigst melden zu lassen."

Eine Antwort auf dieses Schreiben erfolgte von Goethe's Seite nicht.

So schlug dieser Versuch, Schubert mit Goethe in Verbindung zu bringen, fehl. Von einem zweiten Versuche werden wir später zu berichten haben.

Auch die Drucklegung der acht Liederhefte Schubert's, die der optimistische Spaun in dem vorliegenden Briefe in nahe Aussicht stellt, kam im Laufe der nächsten Jahre nicht zu Stande. Die neun Gesänge aus Ossian, vom Briefschreiber mit Recht gerühmt, wurden erst dreizehn Jahre später (zwei Jahre nach Schubert's Tode) veröffentlicht. Mit den „größeren Instrumental-Compositionen", die nach den Liedern gedruckt werden sollten, hat Spaun ohne Zweifel die fünf Sinfonieen gemeint, die in den Jahren 1813—1816 componirt waren; sie wurden erst 68 Jahre später, im October 1885, publicirt. —

An der Musikschule zu Laibach in Krain war inzwischen eine Lehrerstelle zur Besetzung ausgeschrieben worden, mit der ein Gehalt von 450 Florin Wiener Währung und eine Remuneration von 50 Florin verbunden waren. Trotz der ungünstigen Bedingungen — der Gulden Wiener Währung galt

weniger als die Hälfte des Guldens Conventionsmünze — lockte Schubert die feste Anstellung. Sein Bewerbungsschreiben nach Laibach lautet [1]):

„Hochlöbliche k. k. Stadthauptmannschaft!

Unterzeichneter bittet unterthänigst, ihm die erledigte Musikdirectorstelle zu Laibach in Gnaden zu verleihen.

Er unterstützt seine Bitte mit folgenden Beweggründen:

1. Ist er ein Zögling des k. k. Convicts, gewesener k. k. Hofsängerknabe und in der Composition Schüler des Herrn von Salieri, ersten k. k. Hofcapellmeisters, auf dessen wohlmeinendes Anrathen er diese Stelle zu erhalten wünscht.
2. Hat er sich in jedem Fache der Composition solche Kenntnisse und Fertigkeit in der Ausübung auf der Orgel, Violine und im Singen erworben, daß er laut beiliegenden Zeugnisses unter allen um diese Stelle nachsuchenden Bittwerbern als der Fähigste erklärt wird.
3. Gelobet er die bestmögliche Verwendung seiner Fähigkeiten, um einer gnädigen Bittgewähr zu entsprechen.

Franz Schubert m. p.,
der Zeit Schulgehülfe der Schule seines Vaters zu Wien
am Himmelpfortgrunde Nr. 10.

„Auf dessen wohlmeinendes Anrathen er diese Stelle zu erhalten wünschet", schreibt Schubert in Bezug auf Maestro Salieri. Wie lautet nun das Zeugniß [2]) des Meisters?

„Io qui Sottoscritto affermo, quanto nella supplica di Francesco Schubert in riguardo al posto musicale di Lubiana sta esposto.

Vienna, 9. Aprile 1816. Antonio Salieri.
primo maestro di capella della Corte Imp. reale.

Kälter kann man einen Schüler wohl kaum empfehlen. Schubert wußte nicht, daß Salieri hinter seinem Rücken einen andern Candidaten, Jacob Schaufl, als den für die Stellung geeignetsten genannt hatte, und es ist kaum anzunehmen, daß er von der Doppelzüngigkeit seines Lehrers je Kenntniß erhielt. — Die Bewerbung blieb natürlich erfolglos.

Im October 1816 verließ Schubert die väterliche Schule. Er blieb von nun ab sein ganzes Leben hindurch ohne feste Stellung und richtete sich eine Tageseintheilung ein, die er in fast peinlicher Gleichförmigkeit, beinahe ohne jede Unterbrechung, bis zu seinem Tode festhielt. Die Vormittagsstunden brachte er am Schreibtische zu, unaufhörlich arbeitend und componirend. Mit dieser fünf- bis siebenstündigen Thätigkeit — im Sommer meist von 7 bis 2 Uhr, im Winter von 9 bis 2 — war aber seine Arbeitslust für den Tag erschöpft. Am Nachmittage drängte es den Künstler, der gleich Beethoven ein enthusiastischer Naturfreund war, ins Freie, und im Sommer konnte man sicher sein, ihn an irgend einem schönen Punkte der Umgebung Wiens zu treffen; die Abendstunden waren dem geselligen Verkehr mit den Freunden gewidmet.

Wie Schubert in der ersten Zeit nach dem Verlassen der Schule die Mittel fand, um seine Bedürfnisse — so bescheiden sie auch waren — zu befriedigen,

[1]) Das Original des bisher ungedruckten Briefes ist im Besitz des Herrn Alexander Meyer-Cohn in Berlin.

[2]) Im Besitz des Schreibers dieser Zeilen.

ist noch nicht aufgeklärt. Die Hoffnung auf eine Einnahme durch Veröffentlichung seiner Lieder scheiterte bald; er war unbekannt, ohne einflußreiche Freunde, und kein Verleger wollte sich finden, der auch nur die Stichkosten für seine Compositionen einzusetzen gewagt hätte.

Trotzdem dürfen wir ihn uns in dieser Zeit keineswegs niedergeschlagen oder melancholisch denken. In ihm sang und klang es, das Gefühl eigener Kraft und Bedeutung begann sich zu regen, und er hatte das Glück, einen Freundeskreis um sich zu versammeln, in welchem er die reichste künstlerische Anregung fand.

Die meisten der Freunde hatte Schubert im Convict kennen gelernt, und auch hier war es wieder Spaun gewesen, der die Bekanntschaft vermittelt hatte. Zu dem intimsten Cirkel gehörten außer Spaun der Dichter Franz von Schober, die Beamten Joh. N. Mayrhofer, Stadler, Doblhoff, Holzapfel, Kenner, der Componist Hüttenbrenner, die Maler Kupelwieser und Moritz von Schwind. Später traten noch Ed. von Bauernfeld, Franz Grillparzer, Franz Lachner, Randhartinger u. A. in den Kreis. Man traf sich täglich zwanglos in irgend einem Gasthause und hielt außerdem wöchentlich eine „officielle" Versammlung, die von den Freunden — und dies ist für die Schätzung unseres Componisten bezeichnend — nach ihrem geistigen Mittelpunkt „Schubertiade" genannt wurde. „Freitags hielten wir eine Schubertiade" — dieser Satz kommt in der Correspondenz Spaun's, Schober's, Schwind's oft vor. Bei solchen Versammlungen war es dann nichts Seltenes, daß Mayrhofer oder Schober ein Gedicht improvisirte, zu dem Schubert mitten im Lärm der Unterhaltung die Musik und Moritz von Schwind eine Zeichnung entwarf.

Ein solches künstlerisches Ergebniß der Zusammenkünfte der Freunde ist uns u. A. in Mayrhofer's Versen erhalten, die die Ueberschrift: Geheimniß und die Widmung an Schubert tragen:

Sag' an, wer lehrt dich Lieder,
So schmeichelnd und so zart?
Sie zaubern einen Himmel
Aus trüber Gegenwart.
Erst lag das Land, verschleiert,
Im Nebel vor uns da —
Du singst — und Sonnen leuchten
Und Frühling ist uns nah'!

und deren Schluß lautet:

So geht es auch dem Sänger,
Er singt und staunt in sich;
Was still ein Gott bereitet,
Befremdet ihn, wie dich.

Schwind's Zeichnung dazu zeigt Schubert in einer idealen, sonnendurchleuchteten Landschaft — hinter ihm knien, ihre Ohnmacht erkennend, der Tod und die Mächte der Finsterniß. Daß Schubert die auf ihn gedichteten Verse Mayrhofer's nun auch noch selbst in Musik (und zwar in sehr schöne Musik) gesetzt hat, spricht wie wenig Anderes für die ungeheure Naivetät seines Empfindens.

Uebrigens muß ausgesprochen werden, daß es in dem Freundeskreise gerade die Musiker waren, die Schubert's Bedeutung am wenigsten erkannten. Selbst der Beste unter ihnen, Franz Lachner, hatte bei aller Freundschaft für unsern Künstler doch immer das Gefühl: Schade, daß er nicht so viel gelernt hat, wie ich, sonst wäre bei seinem Talent auch ein Meister aus ihm geworden. Hüttenbrenner hat es über sich gebracht, den Erlkönig ein Jahr, den Wanderer zwei Jahre nach Schubert's Tod nochmals in Musik zu setzen, und er hat später die noch unbekannte H-moll-Sinfonie Schubert's nur unter der Bedingung herausgegeben, daß mit ihr zugleich eines seiner eigenen Orchesterwerke aufgeführt werde. — Von Randhartinger's späteren Aeußerungen über Schubert ist es am besten zu schweigen; bezeichnend ist es, daß Randhartinger, der Jahrzehnte hindurch das Amt des k. k. Hofcapellmeisters verwalten durfte, in dieser Zeit zwar viele Randhartinger'sche Werke, aber niemals eine der herrlichen Messen oder anderen kirchlichen Compositionen Schubert's zur Aufführung gebracht hat.

Die Namen Spaun, Schwind, Bauernfeld, Grillparzer würden uns indessen allein schon zeigen, daß es ein hochstehender Kreis kunstbegeisterter Jünglinge war, der sich um Schubert scharte und seinen Ruhm verbreitete.

Leider waren diese Freunde sehr jung — die meisten erst gegen zwanzig Jahre alt — ohne Vermögen und ohne rechten Einfluß, und ihre nächste Aufgabe mußte es sein, einen Sänger zu finden, der Schubert's Compositionen auch in die ihnen bisher verschlossenen mächtigen aristokratischen Kreise bringen konnte.

„Für Schubert ist der beste Sänger gerade gut genug" sagte Schober und lenkte das Augenmerk der Freunde auf den k. k. Hofopernsänger Michael Vogl.

Vogl war eine der eigenartigsten Erscheinungen unter den Virtuosen aller Zeiten. Eine stille, abgeschlossene Gelehrtennatur, war er dem Theatertreiben innerlich abgeneigt und benutzte seine Bühnenstellung nur dazu, sich die Mittel zu einem beschaulichen wissenschaftlich-künstlerischen Leben zu verschaffen. Seine herrliche Baritonstimme und die hohe Vollendung seines Vortrages ließen ihn in der Kunstwelt eine Stellung erringen, die nur sehr selten einmal von Sängern erreicht worden ist. Und doch blieb er allen äußeren Ehrenbezeugungen gegenüber kalt und war nie glücklicher, als wenn er sich in den Zwischenpausen der Opern in der Garderobe mit der Lectüre seiner Lieblinge Aeschylus, Epictet, Marc Aurel, Calderon — er las sie in der Ursprache — beschäftigen konnte.

Sein Privatleben war tadellos. Er war in den geistlichen und gelehrten Kreisen ein nicht minder gern gesehener Gast als bei Hofe und in den ersten Familien der Aristokratie.

Diesen Sänger galt es für Schubert zu gewinnen.

Den höchst dramatischen Bericht Spaun's über Vogl's erste Begegnung mit Schubert — er ist bei Kreißle und Grove abgedruckt — kann ich durch folgende Stelle aus den Memoiren eines der intimsten Freunde Schubert's, Franz von Schober's, ergänzen, in dessen Wohnung jene Zusammenkunft

statthatte. Ich fand das Manuscript dieser unmittelbar nach Schubert's Tode niedergeschriebenen, bisher unbekannten Aufzeichnungen Schober's im Nachlasse seines Neffen und Freundes Jos. Derffel in Meran.

Schober schreibt:

„Vogl mißtraute zwar, durch häufige Erfahrungen hierzu berechtigt, den warmen Lobpreisungen der Talente Schubert's, war aber gefällig genug, es auf eine Probe ankommen zu lassen.

Bei der ersten Zusammenkunft war Schubert nicht ohne Befangenheit. Er legte zuerst das soeben in Musik gesetzte Gedicht von Mayrhofer ‚Augenlied' zur Beurtheilung vor. Vogl, aus diesem Liede sogleich Schubert's Talent erkennend, prüfte mit steigendem Interesse die Reihe anderer Lieder, die ihm der durch solchen Beifall höchst erfreute junge Tonsetzer mittheilte. Nach wenigen Wochen schon sang Vogl Schubert's Erlkönig, Ganymed, den Kampf, den Wanderer u. s. w. einem kleinen, aber entzückten Kreise vor, und die Begeisterung, mit der der große Künstler diese Lieder sang, war der beste Beweis, wie sehr er selbst ergriffen war. Die größte Wirkung aber brachte der herrliche Sänger auf den jungen Tonsetzer selbst hervor, der sich glücklich fühlte, so lange gehegte Wünsche nun so über alle Erwartung erfüllt zu sehen. — Ein Bund der beiden Künstler, der sich immer enger schloß, bis der Tod ihn trennte, war die Folge ihres ersten Zusammentreffens. Vogl eröffnete mit wohlmeinendem Rathe dem Freunde den reichen Schatz seiner Erfahrungen, sorgte väterlich für die Befriedigung seiner Bedürfnisse, wozu damals sein Erwerb durch Compositionen nicht ausreichte, und bahnte ihm durch den herrlichen Vortrag seiner Lieder den Weg zum Ruhme.

Das Interesse, welches Vogl den Liedern Schubert's schenkte, erweiterte nun plötzlich den Kreis, in dem der junge Tonsetzer sich bisher bewegte, und der herrliche Vortrag dieser Lieder durch Vogl erwarb ihnen bald laute, freudige Anerkennung. Auch vorzügliche Dilettanten fingen nun an, sich mit dem Geiste der Schubert'schen Compositionen vertraut zu machen und die herrlichen Lieder mit Eifer und Glück vorzutragen."

Im Laufe der nächsten Jahre nahm Vogl gelegentlich Schubert auf seinen Reisen mit, und die beiden Sänger besuchten gemeinschaftlich u. A. das Salzkammergut, Oberösterreich (Linz und Steyr — letzteres die Heimath Vogl's) und Gastein. Ueberall, im Bürgerhause wie im Schloß und geistlichen Stift, wurde ihnen die freundlichste Aufnahme zu Theil, und geistig und körperlich erfrischt kehrten die Freunde nach Wien zurück.

Einen Genius bewirthet man aber nicht umsonst. Fast allerorten ließ Schubert zum Dank für die gastliche Aufnahme ein Andenken von seiner Hand zurück, ein Albumblatt, ein Lied, eine Sonate, ja einmal selbst eine ganze Messe.

Der Verfasser dieses Aufsatzes suchte den Spuren Schubert's nachzugehen und die erwähnten Reliquien, die zum Theil ungedruckt sind, zu sammeln. Er erlebte dabei vielfache Enttäuschungen. So stellte es sich z. B. heraus, daß wichtige Manuscripte aus der Zeit des Steyrer Aufenthalts vor gar nicht langer Zeit dem Maculaturhändler als altes Papier verkauft worden waren; auf diese Weise ist unter anderen die Handschrift des Forellenquintetts verloren gegangen. Andererseits sind aber die Nachforschungen durch einige sehr erfreuliche Funde belohnt worden. —

Trotz der mancherlei Vortheile, die unser Componist Vogl verdankte, wollten sich seine äußeren Verhältnisse noch immer nicht befriedigend gestalten.

Spaun schreibt darüber:

„So sehr nun auch der Kreis sich vergrößerte, welcher Schubert's Talente bewunderte und seinen Liedern große Genüsse verdankte, so blieb er doch, einige Beihülfe, die ihm von Vogl wurde, abgerechnet, ohne irgend eine Unterstützung. Seine Lage war eine wahrhaft drückende. Kein Verleger war zu finden, der es gewagt hätte, für seine herrlichen Schöpfungen auch nur Einiges zu bieten. Er blieb Jahre lang pecuniären Sorgen ausgesetzt; ja, der so Reiche an Melodieen konnte sich selbst nicht die Miethe für ein Clavier erschwingen.

Die Schwierigkeit seiner Lage lähmte jedoch seinen Fleiß und seine Lust durchaus nicht. Er mußte singen und dichten, — das war sein Leben. Er blieb auch immer heiter, und fröhlich nahm er es an, daß er durch viele Jahre bei dem gemeinschaftlichen heitern Abendmahl im Gasthaus, das sich meist über Mitternacht hinaus erstreckte, der Gast eines alten Freundes[1]) war. Wenn es gar spät wurde, ging er nicht mehr nach Hause, sondern bequemte sich zu einer sehr bescheidenen Schlafstelle in meinem Zimmer, wo er, oft auch im Schlafe die gewohnten Augengläser auf den Augen, immer trefflich schlief. Am Morgen setzte er sich in Hemd und Unterhosen hin und componirte die schönsten Lieder; zuweilen überraschte er uns Tanzlustige an solchen Morgen mit den schönsten ‚Deutschen Tänzen' und ‚Ecoissaisen', die damals in der Mode waren. Schubert selbst tanzte nie, wie es ihm überhaupt an körperlicher Gewandtheit mangelte.

Er hätte sollen Clavierunterricht geben, um sich Erwerb zu schaffen, allein das war ihm eine bittere Aufgabe. Vormittags drängte es ihn zu componiren, und Nachmittags wollte er ruhen oder im Sommer in das Freie gehen. Eine einzige Clavierlection gewährte ihm Vergnügen. Die junge Gräfin Esterhazy erfreute ihn durch ihren Sinn für Musik und durch ihre Liebenswürdigkeit; er verewigte seine Anhänglichkeit an diese Schülerin durch die ihr dedicirte schöne vierhändige Phantasie"[2]).

Die von Spaun geschilderte drückende pecuniäre Lage Schubert's mag es veranlaßt haben, daß der Künstler trotz seines Widerwillens gegen eine abhängige Stellung den Antrag des Grafen Johann Esterhazy annahm, die Sommer- und Herbstmonate des Jahres 1818 als Musiklehrer der gräflichen Familie auf deren Stammschlosse Zélész in Ungarn zuzubringen. Er wiederholte den Besuch in Zélész noch einmal sechs Jahre später, im Sommer 1824.

Die Familie des Schloßherrn war nicht ohne künstlerische Interessen. Mit dem Hausfreunde Baron Schönstein — dem vorzüglichen Sänger, dem Schubert später die Müllerlieder widmete — bildeten Graf Esterhazy und seine beiden Töchter ein Vocalquartett, das sich hören lassen konnte. Die Gesang- und Clavierlectionen, die der junge Lehrer zu ertheilen hatte, mögen keine gar zu große Last für ihn gewesen sein, da die Comtessen ebenso musikalisch begabt wie liebenswürdig waren. — Vor Allem hatte Schubert aber die Annehmlichkeit gelockt, daß er sich nicht nur zum ersten Male in seinem Leben materiell sicher gestellt fühlte, sondern sogar Ersparnisse machen konnte[3]). So waren für ihn manche Bedingungen zu einem sehr behaglichen Dasein

[1]) Der alte Freund war, wie verbürgt ist, kein Anderer als Spaun selbst.

[2]) Opus 103.

[3]) Aus einem Briefe Schubert's vom 24. August 1818 geht hervor, daß er für den Monat Juli 1818 einschließlich des Reisegeldes ein Gehalt von 200 Florin erhielt — eine Summe, die bei der Entwerthung der Gulden zu jener Zeit zwar nur etwa 140 Mark betrug, für den anspruchslosen Künstler aber ein Vermögen bedeutete.

in Zélez vorhanden, und wir können uns nicht wundern, daß Seitens der Schubert'schen Familie die Berufung nach dem Esterhazy-Schlosse als ein frohes Ereigniß betrachtet wurde. So schreibt der ältere Bruder Ignaz am 12. October 1818 an Franz nach Zélez[1]):

„Du glücklicher Mensch! wie sehr ist Dein Loos zu beneiden! Du lebst in einer süßen, goldnen Freiheit, kannst Deinem musikalischen Genie volle Zügel schießen lassen, kannst Deine Gedanken, wie Du willst, hinwerfen, wirst geliebt, bewundert und vergöttert."

Auch in den Biographieen Schubert's wird die Zélezer Zeit die glücklichste in seinem Leben genannt. Den breitesten Raum aber nimmt ihre Schilderung in den Schubert-Artikeln der „populären" musikgeschichtlichen Werke und Zeitschriften ein, und zwar liegt der Grund für diese Bevorzugung in der Liebesepisode, von der Kreißle folgendermaßen berichtet:

„Bald nach seinem Eintritt in das Esterhazy'sche Haus knüpfte er ein Verhältniß mit einer Dienerin daselbst an, welches aber sofort einer poetischeren Flamme weichen mußte, die für die jüngere Tochter, Gräfin Caroline, in seinem Herzen emporschlug. Und diese loderte fort bis an sein Lebensende. Caroline schätzte ihn und sein Genie, erwiderte aber seine Liebe nicht und ahnte vielleicht nicht einmal den Grad, in welchem diese thatsächlich vorhanden war. Denn daß diese Neigung für sie bestand, mußte ihr durch eine Aeußerung Schubert's klar geworden sein. Als sie ihm nämlich einmal im Scherz vorwarf, daß er ihr noch gar kein Musikstück dedicirt habe, erwiderte er: ‚Wozu denn? Ihnen ist ja ohnehin Alles gewidmet'."

So weit Kreißle. Was wurde aus diesen wenigen Zeilen nicht Alles erdichtet! Eine Reihe von Musik-Schriftstellern und -Schriftstellerinnen malten die unglückliche Schwärmerei des armen Musikers für die hochgeborene Comtesse auf das Romantischeste aus und stellten sie in Parallele mit jenem bekannten Verhältnisse Beethoven's zu der Gräfin Guicciardi, das seiner Zeit zu so gefühlvollen Schilderungen Anlaß gegeben hat.

Wie nun die ebenerwähnte Beethoven-Legende durch Thayer's Bericht auf ihr rechtes Maß zurückgeführt worden ist, so muß auch die Liebesepisode Schubert's ihres romantischen Zaubers entkleidet und auf ihre Richtigkeit hin geprüft werden.

Kreißle gibt für seine Mittheilung einen Gewährsmann nicht an. Ganz correct kann sie unmöglich sein, und zwar aus folgendem Grunde:

Aus der Kirchen-Matrikel zu Zélez geht, wie Herr Dr. Carl Leeder in Wien mir mitzutheilen die Güte hatte, hervor, daß Comtesse Caroline im Jahre 1806 geboren ist. Die junge Gräfin war also zwölf Jahre alt, als Schubert nach Zélez kam. Auch ein Gruppenbild der Esterhazy'schen Familie aus dem Jahre 1820 (ich sah es bei dem Enkel des Grafen Esterhazy, Herrn Grafen August Breunner-Enkevoerdt in Grafenegg) zeigt Comtesse Caroline noch als halbwüchsiges Mädchen.

Ferner haben sich vier Briefe Schubert's aus der ersten Zélezer Zeit gefunden, die ein treues Bild von der Stimmung des Künstlers in jener Periode geben. (Kreißle kannte sie noch nicht.)

[1]) Der Brief ist im Besitze des Schreibers dieser Zeilen.

In dem ersten Briefe vom 3. August 1818 sieht Schubert noch Alles in rosigem Lichte:

„Ich befinde mich recht wohl. Ich lebe und componire wie ein Gott, als wenn es so sein müßte. Mayrhofer's ‚Einsamkeit' ist fertig, und wie ich glaube, so ist's mein Bestes, was ich gemacht habe, denn ich war ja ohne Sorge. Ich hoffe, daß Ihr Alle recht gesund und froh seid, wie ich es bin.
Jetzt lebe ich einmal, Gott sei Dank, sonst wär' noch ein verdorbener Musikant aus mir geworden."

Auch das zweite Schreiben — vom 24. August 1818[1]) — athmet noch Wohlbefinden, verräth aber bereits ein starkes Heimweh:

„— Dir geht es nicht gut, ich wollt', ich könnte mit Dir tauschen, so wärst Du einmal froh. Jede drückende Last würdest Du abgeworfen finden. — — Es fängt hier schon an, kalt zu werden (im August!), und doch werden wir vor halbem November nicht nach Wien reisen. — — So wohl es mir geht, so gesund als ich bin, so gute Menschen als es hier gibt, so freue ich mich doch unendlich wieder auf den Augenblick, wo es heißen wird: Nach Wien, nach Wien! Ja, geliebtes Wien, Du schließest das Theuerste, das Liebste in Deinen engen Raum, und nur Wiederseh'n, himmlisches Wiederseh'n kann dieses Sehnen stillen."

Daß der Briefschreiber mit den „guten Menschen" in Zéléz nicht die gräfliche Familie meinte, geht aus dem dritten, sehr bezeichnenden Schreiben vom 8. September 1818 hervor; es trägt eine Gesammtadresse an Schober, Spaun, Mayrhofer, Senn u. s. w. Dem Manuscript, das ich bei Herrn C. Meinert in Dessau einsah, entnehme ich folgende Stelle:

„Die mich umgebenden Menschen sind durchaus gut; selten wird irgend ein Grafengesinde so gut zusammengehen, wie dieses."

Nun folgt eine ausführliche Schilderung des Inspectors, Rentmeisters, Arztes, Chirurgus, Hofrichters, des Kochs, der Kammerjungfer, des Stubenmädchens, der Kindsfrau und der zwei Stallmeister. Dann heißt es über die gräfliche Familie:

„Der Graf ziemlich roh, die Gräfin stolz, doch zarter fühlend, die Comtessen gute Kinder,"

und unmittelbar darauf:

„Vom Braten bin ich bisher verschont geblieben."

Der für den Musikunterricht gedungene Bediente wurde also seinem Range entsprechend aus der Gesindeküche verpflegt. Es erging ihm nicht viel besser als Mozart, der noch im Jahre 1781, als er bereits einen Weltruhm genoß, dem Vater über sein Mittagessen im Bedientenzimmer des erzbischöflichen Palastes berichten mußte: „Da speisen die zwei Leibkammerdiener, der Controleur, der Zuckerbäcker, zwei Köche und meine Wenigkeit. Die Leibkammerdiener sitzen oben an, und ich habe wenigstens die Ehre, vor den Köchen zu sitzen. Bei Tische werden einfältige, grobe Späße gemacht." —

---

[1]) Durch Schubert's Enkelin, Fräulein Caroline Geisler-Schubert, dem Verfasser zur Verfügung gestellt.

Eine andere Stelle des Schubert'schen Briefes spricht in rührender Weise von einer Geliebten, aber wir sehen bald, daß mit ihr die Kunst gemeint ist:

„In Zéléz muß ich mir selbst Alles sein, Compositeur, Redacteur, Auditeur und was weiß ich noch Alles. Für das Wahre der Kunst fühlt hier keine Seele, höchstens dann und wann (wenn ich nicht irre) die Gräfin. Ich bin also allein mit meiner Geliebten und muß sie in mein Zimmer, in mein Clavier, in meine Brust verbergen. Obwohl mich dieses öfters traurig macht, so hebt es mich auf der andern Seite desto mehr empor. — Fürchtet Euch also nicht, daß ich länger ausbleiben werde, als es die strengste Nothwendigkeit erfordert." —

Eine ähnliche Stimmung spricht aus einem sieben Wochen später geschriebenen Briefe an den Bruder Ferdinand:

„Wenn ich die Leute um mich herum nicht alle Tage besser kennen lernte, so ging es mir noch ebenso gut wie Anfangs. So sehe ich aber, daß ich unter diesen Menschen doch eigentlich allein bin, bis auf ein Paar wirklich brave Mädchen ausgenommen. Meine Sehnsucht nach Wien wächst täglich." —

Wie bereits erwähnt worden ist, wiederholte Schubert seinen Besuch in Zélez im Jahre 1824. Auch zu dieser zweiten Reise scheinen ihn keine anderen als pecuniäre Rücksichten veranlaßt zu haben, denn über das Schloßleben schreibt er nicht enthusiastischer als früher. In einem Briefe[1]) vom 21. September 1824 klagt er:

„Lieber Schober! Ich höre, Du bist nicht glücklich? mußt den Taumel Deiner Verzweiflung ausschlafen? So schrieb mir Schwind. Obwohl mich dies außerordentlich betrübt, so wundert's mich doch gar nicht, da dies beinahe das Loos jedes verständigen Menschen ist in dieser miserablen Welt. Und was sollten wir auch mit dem Glück anfangen, da Unglück noch der einzige Reiz ist, der uns übrig bleibt! Wären wir nur zusammen, Du, Schwind, Kupelwieser und ich, es sollte mir jedes Mißgeschick nur leichte Waare sein. So aber sind wir getrennt, Jeder in einem anderen Winkel, und das ist eigentlich mein Unglück. Ich möchte mit Goethe ausrufen: ‚Wer bringt nur eine Stunde jener holden Zeit zurück!' Jener Zeit, wo wir traulich bei einander saßen, und jeder seine Kunstkinder dem Andern mit mütterlicher Scheu aufdeckte, das Urtheil, welches Liebe und Wahrheit aussprechen würden, nicht ohne einige Sorge erwartend, jener Zeit, wo Einer den Andern begeisterte, und so ein vereintes Streben nach dem Schönsten Alle beseelte. Nun sitz' ich allein hier im tiefen Ungarlande, in das ich mich leider zum zweiten Male locken ließ, ohne auch nur einen Menschen zu haben, mit dem ich ein gescheidtes Wort reden könnte."

Kurze Zeit vorher, im August 1824 — der Tag ist nicht angegeben — schrieb Schubert an Schwind[2]):

„Ich habe eine große Sonate[3]) und Variationen zu vier Händen componirt, welche letztere sich eines besonderen Beifalls hier erfreuen; da ich aber dem Geschmacke der Ungarn nicht ganz traue, so überlasse ich's Dir und den Wienern, darüber zu entscheiden."

---

[1]) Im Besitze des Herrn Rud. Brockhaus in Leipzig.

[2]) Durch Frau von Schwind in Karlsruhe mir zur Verfügung gestellt.

[3]) Die große Sonate ist das „Grand Duo" in C., op. 140, das zehn Jahre nach Schubert's Tode erschien. Die Variationen in As-dur erhielten die Opuszahl 35.

Weiter heißt es in dem Briefe:

„Ich bin noch immer, Gottlob, gesund und würde mich hier recht wohl befinden, hätt' ich Dich, Schober und Kupelwieser bei mir; so aber verspüre ich trotz des anziehenden bewußten Sternes manchmal eine verfluchte Sehnsucht nach Wien."

Dieses von Schubert unterstrichene Wort Stern zeigt, daß in dem Freundeskreise etwas über eine zarte Neigung des Künstlers für eine Dame in Zélész bekannt war. Comtesse Caroline war inzwischen achtzehn Jahre alt geworden, und ihre aufblühende Schönheit mag nunmehr einen starken Eindruck auf Schubert gemacht haben. Sehr tiefgehend dürfen wir uns aber diesen Eindruck nicht vorstellen, da Schubert sonst gewiß nicht in der halb ironischen, burschikosen Weise darüber geschrieben hätte. — Bauernfeld, der in seinen Erinnerungen vom Jahre 1869 erwähnt, Schubert sei „zum Sterben in die junge Gräfin Caroline verliebt gewesen", hatte früher in einem „Buch von uns Wienern in lustigen, gemüthlichen Reimlein von Rusticocampius", Leipzig 1858, die Sache weniger tragisch geschildert:

Verliebt war Schubert; der Schülerin
Galt's, einer der jungen Comtessen;
Doch gab er sich einer — ganz Andern hin,
Um die — Andere zu vergessen.

Ideell, daß uns das Herz fast brach,
So liebte auch Schwind, wir Alle;
Den realen Schubert ahmten wir nach
In diesem vermischten Falle.

Nicht so sentimental poetisch wie Kreißle, nicht so derb wie Bauernfeld, aber dafür ungleich glaubwürdiger schildert der Jugendgenosse Schubert's, Anselm Hüttenbrenner[1]), ein Liebesverhältniß seines Freundes:

„Während eines Spaziergangs, den ich mit Schubert ins Grüne machte, fragte ich ihn, ob er denn nie verliebt gewesen sei. Da er in Gesellschaften sich so kalt und trocken gegen das zarte Geschlecht benahm, so war ich schier der Meinung, er sei demselben ganz abgeneigt. „O nein," sprach er, „ich habe Eine recht innig geliebt und sie mich auch. Sie war eine Schullehrerstochter, etwas jünger als ich, und sang in einer Messe, die ich componirte, die Sopransolo's wunderschön und mit tiefer Empfindung. Sie war eben nicht hübsch, hatte Blatternarben im Gesicht, — aber gut war sie — herzensgut. Drei Jahre lang hoffte sie, daß ich sie ehelichen werde; ich konnte jedoch keine Anstellung finden, wodurch wir Beide versorgt gewesen wären. — Sie heirathete dann nach dem Wunsche ihrer Eltern einen Andern, was mich sehr schmerzte. Ich liebe sie noch immer, und mir konnte seither keine Andere so gut und besser gefallen, wie sie. — Sie war mir halt nicht bestimmt."

(Man vergleiche mit diesen Aufzeichnungen Hüttenbrenner's den Bericht Kreißle's über Schubert's Verkehr mit der Familie Grob in Lichtenthal und über die Mitwirkung Therese Grob's bei der ersten Aufführung der F-dur-Messe.)

[1]) Hüttenbrenner's Aufzeichnungen, vom Jahre 1854 datirt, wurden mir durch seinen Sohn, Herrn Bezirksrichter Hüttenbrenner in Gmünd bei Spital in Kärnthen, zur Verfügung gestellt.

In der Zeit zwischen dem ersten und zweiten Aufenthalte Schubert's in Zélez entstand unter anderen sein Oratorium „Lazarus". Ich komme auf dieses Werk hier mit einigen Worten zurück, um einen Irrthum Kreißle's zu berichtigen, der zu einer falschen Beurtheilung Schubert's Anlaß gegeben hat.

Kreißle widmet dem Dichter August Hermann Niemeyer in Halle, von dem die Worte zum „Lazarus" herrühren, eine längere Abhandlung und schreibt dann:

„Der Componist hat sich in dem Text mehrere einschneidende Aenderungen erlaubt, durch die er das Original für seine Zwecke gefügiger, mitunter auch poetisch bedeutsamer gestaltete. Daß Schubert selbst am Text geändert, ist sehr wahrscheinlich, wenngleich nicht erwiesen."

Die Textausgabe, die Kreißle vorlag, waren Niemeyer's „Religiöse Gedichte" (Halle und Berlin 1814); ich schließe dies aus dem Citat der Vorrede vom 8. April 1814, das Kreißle auf S. 178 gibt. — Betrachtet man nun das Titelblatt des Niemeyer'schen Werkes, so könnte man allerdings vermuthen, daß hier die erste Ausgabe der Gedichte vorliegt. Auf Seite XII der Vorrede spricht aber der Verfasser ausdrücklich von einer „Umarbeitung des Aelteren", und schon hieraus hätte Kreißle erkennen können, daß Niemeyer's Dichtungen früher in anderer Form gedruckt waren.

In der That enthalten August Hermann Niemeyer's „Gedichte" (Leipzig 1778) den „Lazarus" genau in derjenigen Version, die Schubert seinen Noten untergelegt hat, und alle die Vorwürfe, die Schubert wegen seines angeblichen „Mangels an Achtung vor dem Dichterwort" gemacht worden sind, zerfließen in nichts. Ich bemerke hierbei, daß außer Beethoven kaum ein deutscher Componist das Dichterwort so respectirt hat wie Schubert; wo sich thatsächliche Abweichungen finden, sind sie meistens mit einer mangelhaften Vorlage zu erklären, die der Componist in einem Almanach oder dergleichen fand. Ein bezeichnendes Beispiel dafür bietet das bekannte Lied „Der Wanderer". In den Gedichten von Schmidt von Lübeck hat es folgenden, sehr stimmungsvollen Beginn:

Ich komme vom Gebirge her,
Die Dämm'rung liegt auf Wald und Meer;
Ich schaue nach dem Abendstern,
Die Heimath ist so fern, so fern.

Es spannt die Nacht ihr blaues Zelt
Hoch über Gottes weite Welt,
Die Welt so voll und ich allein,
Die Welt so groß und ich so klein.

Sie wohnen unten Haus bei Haus
Und gehen friedlich ein und aus;
Doch ach, des Fremdlings Wanderstab
Geht landhinauf und landhinab.

Es scheint in manches liebe Thal
Der Morgen- und der Abendstrahl,
Ich wandle still und wenig froh
Und immer fragt der Seufzer: wo?

Hier erst folgen die weiteren Verse, die wir aus Schubert's Liede Alle kennen. Der Grund, warum Schubert die schönen Anfangstrophen nicht componirt hat, ist einfach der, daß sie im ersten Drucke (Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, 1808) noch nicht vorhanden waren und vom Dichter erst später hinzugefügt worden sind. Aber auch jene erste Fassung lag dem Componisten nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt, sondern in einer vom Theaterdichter Deinhardstein „verbesserten“ Form vor, die den Vers:

Das Land, das Land so hoffnunggrün,
Wo meine Träume wandeln geh'n

in:

Wo meine Freunde wandelnd geh'n

geändert hatte. Schubert ist unschuldig daran, daß aus dem schönen Bilde der Träume, die den Schlafenden in das Land seiner Sehnsucht geleiten, „wandelnd gehende Freunde“ geworden sind. — Von den vielen Aenderungen, die Unberufene in den Liedern vorgenommen haben, sei hier nur eine erwähnt. Schubert hatte Ernst Schulze's Lied: Auf der Bruck componirt. Der Grazer Verleger Kienreich, bei dem das Lied erschien, wußte nicht, daß die Bruck eine Waldhöhe bei Göttingen ist, vielmehr vermuthete er in dem Worte einen österreichischen Provinzialismus, und indem er Schubert bedeutete, das Publicum erwarte hochdeutsche (!) Sprache, änderte er die Ueberschrift in: Auf der Brücke. —

Im Februar 1821 legten in Wien endlich einige einflußreiche Gönner das Geld für die commissionsweise Herausgabe eines Werkes von Schubert zusammen. Sie wählten den Erlkönig, der als opus 1 im März desselben Jahres erschien. Kurz vorher noch war das Lied den Verlegern Cappi & Diabelli und S. A. Steiner & Co. (Haslinger) angeboten worden, die aber die Herausgabe — selbst ohne Honorarverpflichtung — mit dem Bemerken abgelehnt hatten, daß sie sich „wegen Unbekanntschaft des Compositeurs und der Schwierigkeit der Clavierbegleitung keinen Erfolg versprechen könnten“. — Das Glück wollte nun, daß Michael Vogl wenige Tage vor dem Erscheinen des Druckheftes den Erlkönig in einer großen Akademie im Kärnthnerthor-Theater mit so hinreißendem Feuer sang, daß er die Ballade sofort wiederholen mußte. Dieser Erfolg war eine treffliche Unterstützung des Druckunternehmens, und die Herausgabe des Erlkönigs „warf Schubert einen nicht unerheblichen Gewinn ab, als erste Frucht seines Talents. Nun war die Bahn gebrochen, und die Verleger übernahmen nach und nach seine Compositionen“ (Spaun).

Wenn der Künstler etwas weniger leichten Sinn gehabt hätte, so hätte er die jetzige günstige Lage benutzen und sich das Verlagsrecht entweder entsprechend vergüten lassen oder fortfahren können, seine Werke auf eigene Kosten herauszugeben. Leider war er in guten Tagen zu optimistisch, und dieser Umstand trägt die Mitschuld daran, daß er in den letzten Jahren seines kurzen Lebens wieder in die bitterste Armuth gerieth. Den größeren Theil der Schuld aber tragen die Wiener Verleger, die sich Schubert's Unkenntniß der Geschäfte

zu Nutze machten, indem sie ihm die bedeutendsten Werke für ganz geringe Summen abkauften. In wie unverantwortlicher Weise der Componist übervortheilt wurde, davon gibt ein Brief Zeugniß, den er am 10. April 1823 an die Firma Cappi & Diabelli richtete. Diese hatte seine ersten 19 Werke (op. 1—7 commissionsweise) verlegt. Es mußte in der That weit gekommen sein, wenn der bescheidene, gutmüthige, friedfertige Schubert dahin gebracht worden war, einen so bittern und sarkastischen Ton wie in folgendem Schreiben[1]) anzuschlagen:

„Euer Wohlgeboren haben mich durch Ihr Schreiben wirklich überrascht, indem ich nach dem eigenen Ausspruch des Herrn v. Cappi die Rechnung gänzlich abgeschlossen wähnte. Da ich zwar schon durch das frühere Verfahren bei Herausgabe der Walzer nicht die allerredlichste Absicht meiner Verleger bemerkte, so konnte ich mir dieses zweite Benehmen auch erklären, woraus Sie sich, meine Herren, wieder sehr natürlich erklären können werden, warum ich mit einem anderen Kunsthändler in ein dauerndes Verhältniß getreten bin. Nicht recht begreife ich übrigens die Angabe einer Schuld von 150 Gulden W. W., indem die Copiatur der Oper nach Ihrem Ausspruche nur auf 100 Gulden W. W. sich belief. Doch dem sei, wie es wolle, so glaube ich, daß der so äußerst geringe Verkaufspreis der früheren Sachen, sowie jener der Phantasie zu 50 Gulden W. W. jene mir ungerecht auferlegte Schuld längst getilgt hat. Indem ich aber sehr zweifle, daß Sie diese zu menschliche Gesinnung hegen, so mache ich Sie höflichst aufmerksam, daß ich die gerechte Forderung von zwanzig Exemplaren der letzteren und von zwölf der früheren Hefte zu machen habe, und die noch gerechtere der 50 Gulden, welche Sie mir wirklich auf eine gar feine Art zu entlocken wußten. Rechnen Sie dieses gütigst zusammen, und Sie werden finden, daß meine Forderung nicht nur die größere, sondern auch die gerechtere ist, welche ich aber dennoch nicht gemacht haben würde, wenn Sie mich nicht so unangenehm daran erinnert hätten. Da die Schuld, wie Sie gefälligst einsehen werden, auf diese Weise schon längst getilgt war, so kann also von Herausgabe von Liedern ganz und gar keine Rede sein, welche Sie abermals nicht wohlfeil genug taxiren konnten, indem ich gegenwärtig für ein Heft 200 Gulden W. W. bekomme, und mir Herr von Steiner schon mehrere Male den Antrag zur Herausgabe meiniger (sic) Werke machen ließ. Zum Schlusse muß ich Sie noch ersuchen, mir meine sämmtlichen Manuscripte sowohl der gestochenen als der ungestochenen Werke gefälligst zu senden.

Mit Achtung Franz Schubert m. p.
Compositeur.

NB. Ich bitte um genaue Rechnung der mir verabfolgten Exemplare seit unserem ersten Verkaufsabschluß, indem ich finde, daß meine Rechnung die Ihrige bedeutend übersteigt."

(Die in dem vorstehenden Briefe erwähnte Oper ist: „Die Verschworenen", deren Titel später auf Veranlassung der Censurbehörde in den weniger gefährlichen: „Der häusliche Krieg" geändert wurde.

Die Phantasie, deren Verkaufspreis Schubert mit 50 Gulden (= 35 Mark) angibt, ist die berühmte Wanderer-Phantasie op. 15.)

Inzwischen hatten die Lieder- und Claviercompositionen Schubert's in Wien und einigen größeren Provinzstädten Oesterreichs bereits Verbreitung gefunden und dem Autor eine gewisse Berühmtheit verschafft. War der Kreis

---

[1]) Im Besitze des Herrn Nicolaus Dumba in Wien.

von Bewunderern auch nicht sehr groß, so umfaßte er doch einige der trefflichsten Musiker und Dilettanten des Kaiserstaates. Die Musikvereine in Graz[1]) und Linz ernannten Schubert zu ihrem Ehrenmitgliede; die Gesellschaft der Musikfreunde in Wien sandte ihm ein sehr anerkennendes Schreiben nebst einem Ehrenhonorar; sogar in Berlin wurden bereits Schubert'sche Lieder vorgetragen, und die gefeierte Sängerin Anna Milder konnte dem Autor von der trefflichen Aufnahme berichten, die sie hier fanden. Nach und nach stellten sich auch einige Verleger aus Leipzig und Mainz mit Offerten ein; in den Musikzeitschriften erschienen gutgemeinte Huldigungspoesieen — unter anderen eine von Baron Schlechta —, und auch Dichter wie Zedlitz, Collin, Ladislaus Pyrker sprachen Schubert ihre Bewunderung aus[2]).

Der Componist hatte jetzt so viel Selbstgefühl gewonnen, daß er es wagte, sich in einem directen Schreiben an Goethe nach Weimar zu wenden. Der Brief — ich habe ihn bereits im Jahre 1891 im Goethe-Jahrbuch veröffentlichen dürfen — hat folgenden Wortlaut:

„Euer Excellenz!

Wenn es mir gelingen sollte, durch die Widmung dieser Composition Ihrer Gedichte meine unbegränzte Verehrung gegen E. Excellenz an den Tag legen zu können, und vielleicht einige Beachtung für meine Unbedeutenheit zu gewinnen, so

---

[1]) Schubert's Antwortschreiben nach Graz (es ist bisher ungedruckt und wurde mir von Herrn Regierungsrath Professor Bischoff in Graz zur Verfügung gestellt) lautet:

„Löblicher Musikverein! Für das mir gütigst übersendete Ehrenmitglieds-Diplom, welches ich wegen langer Abwesenheit von Wien erst vor einigen Tagen erhielt, danke ich verbindlichst. Möchte es meinem Eifer für die Tonkunst gelingen, dieser Auszeichnung einst vollends würdig zu werden. Um auch in Tönen meinen lebhaften Dank auszudrücken, werde ich mir die Freiheit nehmen, dem löblichen Vereine ehestens eine meiner Sinfonien in Partitur zu überreichen. Mit ausgezeichnetster Hochachtung Eines löblichen Vereines dankergebenster bereitwilligster Diener Franz Schubert. Wien am 20. 7. br 1823."

Es liegen mehrere Anzeichen vor, daß das in den letzten Zeilen von Schubert in Aussicht gestellte Werk kein anderes ist als die berühmte, unvollendete Sinfonie in H-moll. Sie war Ende October des vorangegangenen Jahres entstanden. — Thatsache ist, daß Schubert's Freund Hüttenbrenner, ein geborener Grazer und lange Zeit artistischer Director des dortigen Musikvereins, die Handschrift dieser Sinfonie besaß. Leider verwahrte er sie nach seines Freundes Tode mehrere Decennien hindurch, ohne Jemandem den Einblick in das Manuscript zu gestatten, und erst im Jahre 1865 gelang es der diplomatischen Kunst Herbeck's, den Besitzer zur Herausgabe des Schatzes zu veranlassen und das herrliche Werk zur Aufführung zu bringen. Das Manuscript enthält noch den Beginn eines Scherzos in H-moll: Allegro, 8/2 Tact, 9 Tacte vollständig instrumentirt. Warum der Autor dieses Scherzo nicht ausgeführt und das Werk durch einen vierten Satz vervollständigt hat, wird vielleicht immer ein Räthsel bleiben.

Im October 1883 habe ich in Wien Schubert's Originalskizzen zur H-moll-Sinfonie gefunden, die unter Anderem auch das Scherzo und 16 Tacte des Trios enthalten. Das Scherzo besteht aus 122 Tacten nebst Reprise und ist vollständig harmonisirt; die ersten 9 Tacte stimmen genau mit dem Partitur-Manuscript überein. Nach den Skizzen ist dieser Satz leider bei Weitem nicht so bedeutend wie das Allegro und Andante.

[2]) Im Jahre 1827 kam Hoffmann von Fallersleben nach Wien und hatte hier mit Schubert eine kurze Begegnung, die er in: „Mein Leben, Aufzeichnungen und Erinnerungen". Zweiter Band, S. 50 ff., ausführlich erwähnt. Eigenthümlicher Weise hat noch keiner der Schubert-Schriftsteller von dieser ganz charakteristischen Schilderung des Componisten Notiz genommen.

würde ich den günstigen Erfolg dieses Wunsches als das schönste Ereigniß meines Lebens preisen.

Mit größter Hochachtung
Ihr Ergebenster Diener Franz Schubert m. p."

Ort und Datum sind nicht angegeben. Der Brief war von Schubert's op. 19 begleitet und kam am 16. Juni 1825 in Weimar an. Unter diesem Datum dictirte Goethe in sein Tagebuch:

„Sendung von Berlin. Quartette. Sendung von Schubart aus Wien von meinen Lieder-Compositionen" [1]).

Mit der Sendung aus Berlin meint Goethe ein Schreiben des sechzehnjährigen Jünglings Felix Mendelssohn-Bartholdy, der dem Altmeister drei Clavierquartette (op. 1—3) schickt und ihm in der ehrerbietigsten Form dafür dankt, daß er die Zueignung von op. 3 angenommen hat.

Wie mag bei Goethe diesem Schreiben seines Lieblings Felix der ungewandte, in subalternem Tone gehaltene Brief des Wiener Musikers zur Folie gedient haben! Schon am 18. Juni ging ein langes, sehr herzliches Dankschreiben Goethe's an Mendelssohn ab.

Schubert empfing keine Antwort. — Die drei Compositionen, die seinem Schreiben nach Weimar beilagen, waren: „An Schwager Kronos", „An Mignon", „Ganymed". Ob sie sich Goethe durch seine musikalischen Freunde überhaupt vorspielen ließ, kann nicht festgestellt werden. Sicher ist, daß der Dichter in der Liedercomposition eine ganz andere Richtung liebte als diejenige, die Schubert's durchcomponirte, farbenreiche Gesänge „An Schwager Kronos" und „Ganymed" vertraten. Daß Goethe auch der Schubert'sche „Erlkönig" Anfangs gar nicht zugesagt hatte, berichtet Eduard Genast's Buch „Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers". Wann der Dichter die Composition zum ersten Male gehört hatte, wissen wir nicht.

Wir können ermessen, wie es das Leben Schubert's erhellt haben würde, wenn er von dem großen Dichter, zu dessen Poesien er weit über achtzig Compositionen geschaffen, ein Zeichen von Theilnahme erhalten hätte.

Von Beethoven erhielt Schubert ein solches Zeichen der Theilnahme, aber nur indirect und nicht früher als in seinem letzten Lebensjahre. In

---

[1]) Das Räthsel des Datums von Schubert's Schreiben an Goethe — in Weimar am 16. Juni 1825 angekommen — wird noch zu lösen sein. Schubert's opus 19 erschien bereits im Jahre 1823 und trägt auf den gestochenen Exemplaren bereits die Widmung an Goethe. Die Compositionsdaten der drei Lieder sind: „An Schwager Kronos" 1816; „An Mignon" 2. Februar 1815; „Ganymed" März 1817. Selbst mit Schubert's mangelndem Selbstvertrauen wäre es schwer zu erklären, daß er das Opus erst zwei Jahre nach seinem Erscheinen im Druck an den Dichter gesandt haben sollte. Außerdem war Schubert in der Zeit von Ende April bis Anfang October 1825 gar nicht in Wien, sondern in Steyr in Oberösterreich, und es müßte deshalb angenommen werden, daß er einen Wiener Freund mit Uebersendung des Briefes und Pakets nach Weimar beauftragt habe. — Daß sich Goethe bei der Registrirung des Schreibens geirrt hätte, ist bei der tadellosen Ordnung, in der er das Tagebuch führen und die Briefe einheften ließ, schwer denkbar.

Spaun's handschriftlichen „Bemerkungen über die Biographie Schubert's von Herrn Ritter von Kreißle-Hellborn" [1]) finde ich die Notiz:

„Wohl aber erfreute es ihn (Schubert) sehr, als er durch Schindler erfuhr, daß Beethoven in seinen letzten Tagen großes Wohlgefallen an seinen Liedern gefunden."

Man vergleiche hiermit Schindler's öfters citirten Bericht, nach dem Beethoven erst auf seinem letzten Krankenlager die Lieder Schubert's eigentlich kennen lernte. „Mehrere Tage hindurch konnte er sich gar nicht davon trennen, und Stunden lang verweilte er täglich bei Grenzen der Menschheit, Allmacht, der jungen Nonne, Viola, den Müllerliedern. Mit freudiger Begeisterung rief er wiederholt aus: ‚Wahrlich, in dem Schubert steckt ein göttlicher Funke'." Beethoven's kurz vor seinem Tode ausgesprochene Prophezeiung, daß Schubert noch viel Aufsehen in der Welt machen werde, stimmt fast genau mit derjenigen Mozart's auf den siebzehnjährigen Beethoven überein.

Dreißig Jahre lebten Beethoven und Schubert in derselben Stadt; ihre Wohnungen waren zeitweise nur wenige Minuten von einander entfernt, und doch kann bis jetzt nicht mit Sicherheit festgestellt werden, ob sich die beiden Meister jemals persönlich begegnet sind. Die Berichte widersprechen sich durchaus.

Ich beschränke mich hier darauf, folgende bisher ungedruckte Mittheilungen zu veröffentlichen:

In Anselm Hüttenbrenner's [2]) Memoiren (siehe oben S. 239) findet sich die Stelle:

„Für Beethoven, zu dem Schubert ungehindert Zutritt hatte, fühlte er die höchste Achtung",

wogegen folgende zwei Aufzeichnungen des sehr zuverlässigen Spaun gehalten werden mögen:

„Schubert hätte sich glücklich geschätzt, wenn es ihm möglich gewesen wäre, sich Beethoven zu nähern, allein dieser war die letzten Jahre seines Lebens ganz verdüstert und unnahbar." (Spaun's Memoiren.)

und:

„Schindler's Erzählung über den Besuch Schubert's bei Beethoven ist vollkommen unrichtig. Schubert klagte oft und namentlich bei dem Tode Beethoven's, wie leid es ihm thue, daß dieser so unzugänglich gewesen, und daß er nie mit Beethoven gesprochen." (Spaun's Bemerkungen zu Kreißle's Biographie.)

In der königlichen Bibliothek in Berlin werden aus Beethoven's Nachlaß mehr als hundert Conversationshefte aufbewahrt, die die Eintragungen der Besucher des tauben Meisters enthalten. Die Blätter gewähren sehr interessante Einblicke in das Wiener musikalische Leben der Jahre 1819—1827.

---

[1]) Auch dieses Manuscript verdanke ich der Güte der Frau Baronin von Spaun in Görz.

[2]) Hüttenbrenner's Bericht ist hier deshalb besonders bedeutsam, weil H. intimer als die übrigen Schubert-Freunde mit Beethoven verkehrte. Hüttenbrenner war es auch, der Beethoven in der Todesstunde die Augen schloß.

Ueber Schubert findet sich in ihnen leider nur eine einzige Notiz. Sie rührt von Beethoven's Neffen Carl her, der im August 1823 aufschreibt:

„Man lobt den Schubert sehr, man sagt aber, er soll sich verstecken."

Mit dem Verstecken meint Carl von Beethoven wahrscheinlich Schubert's Unlust, in größeren Gesellschaften zu verkehren. Man vergleiche hierüber folgende Stelle aus den bisher ungedruckten Memoiren Franz von Schober's:

„So gern Schubert auch den geselligen Kreis seiner Freunde und Bekannten besuchte, den er immer durch Heiterkeit, Witz und ein gesundes Urtheil belebte, so ungern erschien er in steifen Cirkeln, in welchen er sich auch durch sein zurückhaltendes, stilles Benehmen das so ganz unverdiente Urtheil zuzog, als wäre seine Persönlichkeit, die Musik ausgenommen, ganz unbedeutend.
Zeigte sich unglücklicher Weise die Aussicht, den Abend, für welchen eine Einladung in einen solchen steifen Cirkel bereits angenommen war, in einem vertrauten Kreise zuzubringen, oder lockte gar ein schöner Sommerabend in das Freie, so ließ sich Schubert leicht zur Wortbrüchigkeit verleiten, die ihm oft sehr schwer angerechnet wurde, obwohl sie die einzige Art von Untreue war, die er begehen konnte."

Beethoven's Colossalgestalt hat unendlich fördernd zwar, aber auch ebenso niederdrückend in Schubert's Leben hinein geragt. Ohne Zweifel wäre Schubert schon bei Lebzeiten ein bekannter und berühmter Mann geworden, wenn er nicht durch den überwältigenden Glanz der Erscheinung Beethoven's überstrahlt worden wäre. Diejenigen Kreise, die sich für ernste Musik interessirten (ihre Zahl wird immer gering sein), hielten sich eben an den großen Meister, und neben ihm war um so weniger Platz für den Jüngeren, als die Musikgattung, in der er besonders hervorragte: das Lied, damals noch nicht concertfähig und auf die Hausmusik beschränkt war.

Ueber Schubert's letzte Lebenszeit, in der er unter Anderem die Liedercyclen „Winterreise" und „Schwanengesang", dann die C-dur-Sinfonie und das Streichquintett in C componirte, berichten uns Johann Mayrhofer's „Erinnerungen" vom Jahre 1829:

„Er war lange und schwer krank gewesen, er hatte niederschlagende Erfahrungen gemacht, dem Leben war die Rosenfarbe abgestreift; für ihn war der Winter eingetreten. Die Ironie des Dichters der „Winterreise" (Wilhelm Müller) sagte ihm zu."

und Spaun vervollständigt dies durch den folgenden Bericht:

„Schubert war durch einige Zeit düster gestimmt und schien angegriffen. Auf meine Frage, was in ihm vorgehe, sagte er mir: ‚Ihr werdet es bald hören und begreifen. Komme heute zu Schober; ich werde euch einen Cyclus schauerlicher Lieder vorsingen; ich bin begierig, was Ihr dazu sagt. Sie haben mich mehr angegriffen, als dies je bei anderen Liedern der Fall war.' Er sang uns nun mit bewegter Stimme die ganze ‚Winterreise' durch. Wir waren durch die düstere Stimmung dieser Lieder ganz verblüfft, und Schober sagte endlich, es habe ihm nur ein Lied darunter gefallen, nämlich der ‚Lindenbaum'. Schubert sagte hierauf: ‚Mir gefallen diese Lieder mehr als alle anderen, und sie werden euch auch noch gefallen.' Und er hatte recht, denn bald waren wir begeistert von diesen wehmüthigen Liedern, die Vogl unübertrefflich vortrug. Sie waren Schubert's eigentlicher Schwanengesang.

Von da an war er angegriffen, ohne daß jedoch sein Zustand besorgnißerregend gewesen wäre. — Viele glaubten, Schubert sei ein stumpfer Geselle gewesen, den nichts angreife; die ihn aber näher kannten, wissen, wie tief ihn seine Schöpfungen ergriffen, und wie er sie in Schmerzen geboren. Wer ihn nur einmal an einem Vormittage gesehen hat, während er componirte, glühend und mit leuchtenden Augen, ja selbst mit anderer Sprache, einer Somnambule ähnlich, wird den Eindruck nicht vergessen. — Nachmittags war er freilich ein Anderer, aber er war zart „und tieffühlend; nur liebte er es, seine Gefühle nicht bloßzulegen, sondern in seinem Innern zu verschließen."

In dem oben S. 245 erwähnten Manuscript Spaun's heißt es noch, man habe Schubert weder eigentlich schön noch häßlich nennen können, „aber er war wohlgebildet; sobald er freundlich sprach oder lächelte, so waren seine Gesichtszüge voll Anmuth, und wenn er voller Begeisterung, glühend vor Eifer, arbeitete, so erschienen seine Züge gehoben und nahezu schön. Er war festen, gedrungenen Körpers, durchaus kein Fettklumpen; sein sehr jugendlicher Freund Moritz Schwind übertraf ihn schon damals an Umfang." —

Als im März 1827 die Wiener Bevölkerung Beethoven wie einen Fürsten zu Grabe geleitete, gehörte Schubert zu Denen, die dem Sarge zunächst folgen durften. Er hörte die vor der Thür des Kirchhofs von Anschütz gesprochene ergreifende Leichenrede Grillparzer's. Als er und zwei Freunde in tiefer Erschütterung heimkehrten, weihten sie das erste Glas Wein dem, der von ihnen dem theuren Todten zunächst nachfolgen würde. Das Loos traf Schubert. Seine Gesundheit war nie besonders kräftig gewesen. Nachdem er im October 1828 bereits gekränkelt hatte, warf ihn im November ein Nervenfieber auf das Krankenlager, von dem er sich nicht mehr erheben sollte. Seine letzte musikalische Arbeit waren die Correcturen der „Winterreise". Wie oft mag er da das Geschick des armen, müden Wanderers, der (wie es in Goethe's Natürlicher Tochter heißt) „sich dem Wahnsinn entgegenduldet", mit seinem eigenen Schicksal verglichen haben! Spaun berichtet uns erfreulicher Weise, daß Schubert durch eine liebliche, dreizehnjährige Stiefschwester, der er sehr zugethan war, aufs Liebevollste gepflegt wurde. Aber selbst in den letzten Tagen seines Lebens war die Krankheit nicht das Einzige, was ihn bedrückte — noch in diesen letzten Tagen trat die erbärmlichste Nahrungssorge an sein Lager. Franz Lachner war es, der die ersten Lieder der „Winterreise" zu dem Verleger Haslinger tragen mußte, mit dem dringenden Ersuchen, in jedem Falle baares Geld dafür nach Hause zu bringen, damit für den kranken Meister Arzenei und stärkende Suppen besorgt werden könnten; der Verleger übersah die Situation und zahlte an Lachner — einen Gulden Wiener Währung für jedes Lied! Am 19. November 1828 wurde Schubert allen Leiden entrückt; seine letzte Ruhestätte erhielt er, dem Wunsche gemäß, den man noch aus den Reden des Fieberkranken deutlich herausgehört hatte, fast unmittelbar neben dem geliebten Meister Beethoven. Grillparzer verfaßte die Grabschrift, die auf Schubert's Leichenstein eingegraben wurde:

Die Tonkunst begrub hier einen reichen Besitz,
aber noch viel schönere Hoffnungen.

Bei aller Verehrung für Grillparzer wird man aussprechen dürfen, daß in diesen pedantischen Worten dem Genius Schubert's weder frei noch begeistert gehuldigt worden ist.

In dem mittleren seiner Pariagedichte läßt Goethe die vornehme Bramane, deren Kopf durch eine wunderbare Schicksalsfügung dem Körper einer Paria angefügt worden ist, in die Klage ausbrechen:

Und so soll ich, die Bramane,
Mit dem Haupt im Himmel weilend,
Fühlen, Paria, dieser Erde
Niederziehende Gewalt.

Auch Schubert, dessen Künstlerhaupt im Himmel weilte, mußte gar oft „dieser Erde niederziehende Gewalt" empfinden. Er, der sein Volk so reich gemacht, blieb unter seinen vom Schicksal damals wahrlich nicht verwöhnten Kunstgenossen der allerärmste. So stark war sein Leben von den Eindrücken der Erde berührt, sein Herz so angefüllt von den Leiden des Daseins, daß er unser tiefstes menschliches Mitgefühl gewinnt, während die Größe seines Genies uns zu ihm doch wie zu einem Wesen höherer Art hinaufschauen läßt. Und diese Größe Schubert's muß immer wieder betont werden — ist man ja doch bei so liebenswürdigen und bescheidenen Naturen, wie der seinigen, leicht geneigt, über ihrer Liebenswürdigkeit zu vergessen, wie bedeutend sie sind.

Die Werke Schubert's liegen jetzt in einer Gesammtausgabe vor. Mögen auch kommende Geschlechter aus ihnen schöpfen und das Andenken des Meisters erhalten und verklären!

Ein englischer Historiker über Demokratie und Freiheit[1]).

Von

Lady Blennerhassett.

[Nachdruck untersagt.]

Im Jahre 1887 feierte England das fünfzigjährige Jubiläum der Regierung seiner Königin. Der Continent entsandte Vertreter der Dynastien; der Festjubel einer ganzen Nation brachte den Dank für die Fortschritte einer politischen Machtentfaltung und eines materiellen Wohlergehens zum Ausdruck, die in der Geschichte als unvergleichliche verzeichnet bleiben werden. Denn Alles, was erleuchtete Staatsweisheit vermocht, und was auf dem Gebiete technischer und wissenschaftlicher Vervollkommnung durch Arbeit, Erfindung, Entdeckung und Unternehmungsgeist auf allen Gebieten menschlichen Könnens in diesem Jahrhundert geliefert worden ist, kam der victorianischen Aera zu Gute. Seit 1837 war die Bevölkerung der Vereinigten Königreiche von 25 auf 37 Millionen, die der Colonien von 4 auf 16 Millionen, das Nationalvermögen von 4 050 000 000 auf 9 450 000 000 £ gewachsen, während die Nationalschuld um ein Drittel sich vermindert hatte, die Steuerermäßigungen von 1838 bis 1886 die runde Summe von 21 000 000 £ betrugen, und die Staatseinkünfte dennoch im gleichen Zeitraum von 60 auf 90 Millionen gestiegen waren. Die Kaiserkrone von Indien, als zweiter Reif um das Diadem einer Frau gelegt, war das Symbol der Herrschaft über 250 Millionen Asiaten, und die so vielfach bezweifelte Widerstandskraft dieser Herrschaft hatte die Niederwerfung eines furchtbaren Aufstandes beglaubigt. In Australasien erstand ein neues, zukunftstarkes Reich; auf allen Meeren trugen Kriegs- und Handelsflotten in siegreichem Wettstreit das britische Banner. Keine auswärtige Streitfrage, keine internationale Verwicklung bedrohte den Frieden des Reiches; Canadier und Westindier wetteiferten mit Capländern und Colonisten aller Zonen in Anhänglichkeit an das Mutterland, in Loyalität für die Krone. Der heute so mächtige Gedanke einer Föderation des Reichs begann Gestalt zu gewinnen. Die landwirthschaftliche Krisis war noch nicht in das beängstigende Stadium der Gegenwart getreten. Das gesteigerte Wohlergehen des Handwerkerstandes ließ sich ziffernmäßig nachweisen. Als Prinz Albert um die Königin warb, gab es keine

[1]) Democracy and Liberty. By William Edward Hartpole Lecky. 2 Vols. London, Longmans, Greene and Co. 1896.

Telegraphen in Großbritannien, und sein Schienenweg betrug kaum zweihundert Meilen. Jetzt sind die großen, transatlantischen Kabel von Engländern über den Meeresgrund gespannt, und England selbst wird täglich von weit über vierhundert Expreßzügen durchflogen. Auf literarischem Gebiete durch Dichter und Prosaisten ersten Ranges, den Vorgängern ebenbürtig, vertreten, kam die geistige Thätigkeit auf dem Gebiete der gelehrten, insbesondere der Naturwissenschaften dem materiellen Aufschwung der Nation fördernd entgegen. Auf die praktischen Ergebnisse der Theorien von Wallace, Darwin, Lubbock, Lyell, Herbert Spencer und so vieler Anderer sich berufend, konnte Huxley auf das Entstehen einer neuen, von menschlicher Arbeit bedingten Natur verweisen, die vom Augenblick an wieder verschwinden müßte, wo die Hand des Menschen sich von ihr zurückziehen würde. „Während der letzten fünfzig Jahre," schreibt der große Gelehrte, „hat diese von der Wissenschaft den Thatsachen abgerungene neue Natur sich täglich, ja stündlich unserer Aufmerksamkeit aufgedrängt und Wunder gewirkt, die alle unsere Lebensgewohnheiten verändert haben."

Der Classenkampf, der in vielen Ländern des Festlands die Grundlagen der Gesellschaft zu erschüttern droht, wurde in England auf gesetzgeberischem Wege, durch Selbsthülfe und gegenseitige Verträge in Bahnen gelenkt, die eine friedliche Lösung erhoffen lassen, so daß der englische Arbeiter nicht nur zu den intelligentesten, sondern auch zu den ordnungsliebendsten Elementen des Staatswesens gehört. Wenn die Bill von 1716, die eine siebenjährige Dauer der parlamentarischen Mandate festsetzt, die Führerrolle dem Unterhaus übertrug, so hat die Reformbill von 1832 nicht nur die kurze Herrschaft des Mittelstandes, sondern die dauernde Macht der Demokratie begründet, die von nun an nicht mehr als discutirbare Wahrscheinlichkeit, sondern als vollzogene Thatsache über Englands Geschicke gebietet.

Fürsorge, Erziehung, Wohlergehen für die ganz überwiegende Mehrheit des Volkes, gleiche Gerechtigkeit für Alle, außerordentliche Vermehrung des nationalen Reichthums und der nationalen Macht, ein Weltreich, das nur mit jenem der Römer zu Augustus Tagen den Vergleich zuließ, und über diesem Weltreich der Friede: das war das Schauspiel, das die ungeheure Metropole im Glanz der Jubiläumsfeste den Nationen bot. Es war dafür gesorgt, daß der Traum eines Millenniums sich dennoch auch hier verflüchtigte.

Dieser ungeheuren, unangefochtenen, britischen Macht war, nicht etwa im Dunkel geheimer Verschwörungen, sondern offen, am hellen Licht des Tages, in den Hallen von Westminster und vor aller Welt, der Fehdehandschuh des Aufruhrs und Hochverraths ins Gesicht geschleudert worden, die Insulte straflos begangener Verbrechen und systematisch ins Werk gesetzter Plünderung geboten. Das geschah Jahre hindurch, tagtäglich, und auf Seite der Rebellen standen die Minister des verhöhnten Staates, hinter ihnen die Partei, deren höchster Stolz und Herrschaftsanspruch es war, das Palladium bürgerlicher und politischer Freiheit vor Königen und Völkern gerettet zu haben, gleichviel, ob die Einen Stuart oder Bonaparte hießen, ob die Anderen im Namen eines revolutionären oder eines despotischen Trugschlusses Hand an die Freiheit gelegt hatten.

Was war geschehen, und welch' geheime Macht hatte denn plötzlich Englands ungeschwächten Arm zu züchtigen verhindert?

Die Thatsache war so unerhört, daß die Erklärung dafür, die auf dem Boden gegebener Verhältnisse und praktischer Staatskunst nicht zu finden war, in idealen Regionen gesucht wurde. An der Spitze des Staates stand ein Mann, der wie kein anderer unter den lebenden großen Politikern dazu berufen und auserwählt war, eine darauf hinzielende Theorie mit dem Pathos der Leidenschaft, der Ueberzeugung und einer Beredtsamkeit zu verkünden, die über alle rhetorischen Mittel, mit Ausnahme von Kürze und Klarheit, gebot. Es existirt ein Document aus dem Jahr 1837, dessen erster Entwurf Mr. Gladstone zugeschrieben worden ist[1]). Der Inhalt desselben bezieht sich auf Annexionen im Innern Afrika's, die, von afrikanischen Fürsten und Häuptlingen angeboten, von der englischen Regierung abgelehnt worden waren. Das Schriftstück setzt die Doctrinen auseinander, kraft welcher die Ablehnung, und zwar im Namen des parlamentarischen Comités erfolgte, das mit Untersuchung der Angelegenheit betraut worden war: „Das Parlament der vereinigten Königreiche," so heißt es in diesem Document, „kann keinem Vorschlage Gehör leihen (tolerate), der Gewalt oder Betrug anwendet, um solche Territorien in Besitz zu nehmen . . . es wird sich nicht länger durch die Mitschuld an dem Unternehmen belasten . . . es wird der Aufgabe sich unterziehen, Diejenigen zu vertheidigen, die zu schwach und zu unwissend sind, um das selbst zu thun . . . Er, der Großbritannien zu dem gemacht hat, was es ist, wird Rechenschaft von uns verlangen, wie wir den Einfluß, den er uns gab, in unseren Beziehungen zu Gunsten des ungeschützten, wehrlosen Wilden angewendet haben; oder ob dieser dazu gebraucht wurde, seine Ländereien uns anzueignen, seine Stammesgenossen mit Krieg zu überziehen und unbekannte Uebel, tiefere Verkommenheit auf ferne Regionen der Erde zu übertragen"[2]). Gladstone war damals, wie Jedermann weiß, der junge Achill, auf den die englischen Conservativen mit Stolz und Zuversicht blickten, von dem es hieß:

„. . . And vesper bells o'er the land be borne,
And Newman mould the Church, and Gladstone stamp the State."

Das alles erfüllte sich aufs Wort, nur in einem dem Wortlaut der Prophezeihung ganz entgegengesetzten Sinn. Gladstone war erster Minister, und die Demokratie regierte in Westminster, als im Jahre 1884 die Theilung von Afrika durch Englands Besitzergreifung des unteren Niger begann. An erbaulichen Reden fehlte es auch diesmal nicht. „Afrika", so wurde auf der Berliner Conferenz verkündet, „solle die Segnungen der Civilisation und des Christenthums erfahren". Wie es damit bestellt ist, mag ein künftiger schwarzer Herodot erzählen. Wir können nur nach blutgefärbten Streiflichtern urtheilen, wenn der über den dunkeln Continent gebreitete Schleier sich auf Augenblicke lüftet.

Zur Zeit dieses Wendepunktes in den Geschicken Afrika's hatte Englands Premierminister näher liegende Sorgen. Es galt, die irische Landbill von 1881 durch das Parlament zu bringen. „Gerechtigkeit, Sir," sprach Mr. Gladstone, zum Speaker gewendet, „Gerechtigkeit soll unsere Führerin sein, und wie gesagt worden ist, daß die Liebe stärker ist, als der Tod, ebenso ist

[1]) Sir Charles Dilke, „Civilisation in Africa". Cosmopolis, Juli 1896, S. 20.

[2]) a. a. O. die Auslassungen wie im Text, den Sir Ch. Dilke mittheilt.

Gerechtigkeit stärker als populäre Erregung, stärker als die Leidenschaften des Tags, stärker selbst als die Bitterkeiten, die Vergeltungsgedanken, die traurigen Ueberlieferungen der Vergangenheit. In diesem Lichte wandelnd, können wir nicht irren. Gelenkt von diesem — dem göttlichen Licht — sind wir sicher."

Scheinbar, freilich nur scheinbar, war immer noch die Möglichkeit gegeben, daß der gewaltige Meister der Rede, der mit dem Zauber seiner Stimme die Hörer umfing, weder sich noch Andere täuschte. Es war zum dritten Male, daß ein englisches Ministerium unter seiner Mitwirkung oder unter seiner Führung auf gesetzgeberischem Weg die Regelung der Agrarfrage in Irland versuchte, und zwar dieses dritte Mal in Folge einer Agitation, die bereits alle Symptome offener Empörung in ihrem Schoß trug.

England war gewarnt. Es hatte Jahrzehnte früher die Lebensfrage der Katholiken-Emancipation, statt sie selbst zu lösen, in die Hände von Individuen gleiten lassen, die sie zu ganz anderen Zwecken und gegen die englischen Interessen ausbeuteten. Mit der Agrarfrage war es nicht anders gegangen. Die englische Regierung hatte zu wiederholten Malen die Rathschläge zurückgewiesen und die Gelegenheiten verscherzt, diese Frage friedlich durch Begründung eines freien Bauernstandes zu lösen. Als die ungeheure Calamität der irischen Hungersnoth sie ihr 1849 aufdrängte, mußte eine überstürzte Gesetzgebung eingreifen. Die Encumbered Estate-Act warf alle bis zur Hälfte ihres Werthes belasteten Güter im Augenblick ihrer tiefsten Entwerthung auf den Markt, indem ein eigens hierzu eingesetzter Gerichtshof den Gutsherren oder deren Gläubigern den Verkauf solcher Güter ermöglichte, unter den bestehenden Verhältnissen richtiger gesagt von ihnen erzwang; denn die Pächter zahlten nicht mehr, und die Armensteuer hatte sich verzehnfacht. Ungefähr ein Sechstel des Bodens kam auf diese Weise an neue Besitzer, meist Speculanten, die das Geld erborgt hatten und das damit erworbene Gut wie eine kaufmännische Waare behandelten. Eingegangenen Verpflichtungen und feierlichen Verträgen wurde dabei nicht die geringste Rechnung getragen und das Verfahren von einem irischen Rechtsgelehrten als der schlimmste Eingriff in das Privatrecht bezeichnet, der bis dahin in England nachzuweisen war [1]). Es hatte die Lebensfrage für den irischen Grundbesitz, die Schaffung eines unabhängigen Bauernstandes, völlig ignorirt und dafür das wirthschaftlich ganz richtige, aber in seiner Anwendung grausame System der Massenaustreibung der Kleinpächter zu Gunsten der Herstellung größerer Farms in Schwung gebracht. Die neuen Gutsherren, nicht die alten, waren es, die sich dabei unerbittlich von bloß ökonomischen Rücksichten leiten ließen. Wobei nicht minder schwer in die Wagschale fiel, daß überall, wo Afterpacht gestattet war, die Pächter für das Ganze oder selbst für Theile ihres Pachtgutes mehr zu erzwingen pflegten, als sie selbst den Gutsherren zahlten. Denn trotz aller gegentheiligen Klagen ist es durch genaue amtliche Prüfung actenmäßig festgestellt, daß unerachtet des Steigens aller landwirthschaftlichen Erzeugnisse die Pachtzinse in Irland nicht nur an und für sich, sondern auch verhältnißmäßig weit unter

[1]) Butt, „Land Tenure in Ireland", p. 88. W. H. Lecky, „Liberty and Democracy". I, 151.

den in England und Schottland geforderten blieben und zum Theil seit 1849 eine nur unbedeutende Steigerung erfahren haben[1]). Der eigentliche Grund des Uebels war anderswo, in der schlechten Bewirthschaftung des Grund und Bodens und vor Allem darin zu suchen, daß zwar durchaus nicht immer, aber doch in den meisten Fällen, die landwirthschaftlichen Verbesserungen nicht durch den Gutsherrn bestritten wurden. Ein wahrhaftig unverdächtiger Zeuge, der glühende Vertheidiger der irischen Rebellen, Mr. John Morley, sagt, warum: „Die einzelnen Pachtgüter auf größeren Besitzen waren so klein und folglich so zahlreich, daß nur Millionäre in der Lage waren, jedes derselben, nach der Weise englischer Pachthöfe, mit Gebäuden, Zäunen, Drainagen &c. auszustatten. Niemand beschuldigt den Landlord solche Verbesserungen nicht gemacht zu haben. Was man ihm vorwirft, ist die Steigerung des Pachtzinses für die vom Pächter gemachten Verbesserungen"[2]). Daß die politische Agitation an diesem Punkt einsetzte, war bei der Apathie der englischen Parlamentarier für irische Fragen und nach wiederholten, ungenügenden oder gescheiterten Versuchen, das 1849 Versäumte wieder gut zu machen, ganz selbstverständlich. Das nächste Ergebniß war die Landacte von 1870. Sie sicherte dem Pächter volle Entschädigung für die von ihm ausgeführten Verbesserungen, auch in dem Fall, wo die Ausweisung wegen Nichtbezahlung des Pachtzinses erfolgte oder die Länge der Zeit ihn für diese Auslagen bereits entschädigt hatte. Theoretisch blieb das Besitzrecht des Gutsherrn unangetastet; der Minister, Gladstone, erklärte feierlich, es solle ihm in keiner Weise zu Gunsten des Pächters geschmälert werden[3]). Praktisch wurde dieses Recht jedoch aufs Empfindlichste verletzt. Solange nämlich der Pächter zahlte, konnte der Gutsherr seine Farm nicht ohne Zahlung einer hohen Entschädigungssumme zurücknehmen, als „compensation for disturbance", ganz unabhängig von jenen Entschädigungen, die mit rückwirkender Kraft für alle landwirthschaftlichen Verbesserungen vom Gutsherrn vergütet werden mußten (und noch dazu unter der Voraussetzung, daß diese in allen Fällen, wo das Gegentheil nicht mehr zu beweisen war, dem Pächter gehörten).

Der pecuniäre Schaden, der den Gutsherren in Folge dieser Acte erwuchs, war empfindlich, ihre moralische Wirkung auf die irische Bevölkerung ungleich folgenschwerer. Von den Ueberlieferungen der Jahrhunderte und aus den Tagen der Verfolgung hatte der Irländer die Ueberzeugung in die Gegenwart hinübergenommen, daß der Boden ursprünglich sein freier Besitz gewesen sei und daß nur die Tyrannei der englischen Gesetzgebung ihn von demselben vertrieben habe. Rechtlich war dieser Anspruch in Irland ebenso unhaltbar wie in jedem andern Lande. Politisch standen die Dinge ganz anders. Der irische Pächter zog aus den genannten Clauseln der Gesetzgebung von 1870 den Schluß, daß sie ihm nicht so viel zugestanden haben würde, wenn er nicht thatsächlich viel mehr hätte beanspruchen können. Als die Landliga ihre Herrschaft über Irland ungehindert vorbereitete, wurde „die Aushungerung der englischen

[1]) Die Actenstücke bei W. H. Lecky, „Democracy and Liberty", I, 147—149.

[2]) J. Morley, „Mr. Lecky on Democracy". Nineteenth Century, May 1896, p. 716.

[3]) W. H. Lecky a. a. O., I, 144.

Garnison," mit anderen Worten der Grundbesitzer, durch gänzliche Verweigerung jeglichen Pachtzinses das letzte Wort und der Feldruf der ganzen Bewegung.

Die Bill von 1870 hatte Gesetzeskraft erlangt, zunächst deshalb, weil Jedermann fühlte, daß etwas zur Regelung der Agrarfrage in Irland geschehen mußte. Aber auch nicht zum Wenigsten, weil die einzelnen Artikel und Clauseln des Gesetzes so verwirrend und schwer verständlich waren, daß die Tragweite ihrer Bestimmungen sich gar nicht übersehen ließ. Ein Jurist, genauer Kenner Irlands und dieser ganzen Gesetzgebung, H. O. Arnold Forster M. P. äußert sich darüber wie folgt: „Es ist auch dem scharfsinnigsten, gelehrtesten Juristen durchaus unmöglich, in Irland einen Vertrag zwischen zwei Contrahenten, dessen Gegenstand der Besitz von Grund und Boden ist, oder irgend ein damit zusammenhängendes Recht, eine darauf bezügliche Verpflichtung in einer Weise zum Abschluß zu bringen, die des Papiers werth wäre, worauf sie geschrieben ist" [1]). Was zur unabweislichen Folge hat, daß gegenwärtig in Irland der Weizen der Advocaten blüht. Ueber die schädlichen Folgen der Acte von 1870 waren nur Einzelne sich klar, und ihre Stimmen verhallten in der Wüste. Dafür sprach die Agitation um so lauter; schlechte Ernten kamen ihr zu Hülfe, und 1881 trat die irische Gesetzgebung, abermals unter Mr. Gladstone's Leitung, in ihre dritte Phase.

Es ist gesagt worden, in welchem Ton er sie einleitete. Gerechtigkeit sollte die Losung sein. Die Ausführung bestand darin, daß nunmehr dem irischen Pächter die Pacht seines Gutes für alle Zeit gesichert wurde, unter der Bedingung, daß er den Pachtschilling zahlte, den der zu diesem Zweck eingesetzte Gerichtshof für eine jedesmalige Frist von fünfzehn Jahren feststellte. Für die vom Pächter eingeführten Verbesserungen darf nach diesen Bestimmungen niemals eine Erhöhung des Pachtzinses verlangt werden. Wohl aber kann der Pächter sein Pachtrecht verkaufen, in welchem Fall dem ehemaligen Gutsherrn das Rückkaufsrecht zusteht. Können sich Beide über den Preis nicht einigen, so steht wieder dem Gerichtshof die Festsetzung desselben zu. Nur in den beiden Fällen, wo der Pächter ein auf diese Weise zurückgekauftes Gut wieder pachtet oder wegen Nichtbezahlung seines Pachtzinses, Zertrümmerung oder „fortgesetzter" Mißwirthschaft ausgewiesen wird, verliert er den Anspruch auf gerichtliche Fixirung seines Pachtzinses.

Bereits wenige Monate nach Einsetzung dieses Gerichtshofes, der ohne jede gesetzlich festgestellte Norm, ganz nach eigenem Gutdünken handeln konnte, im December 1882, erklärte ein Mitglied desselben, bei Feststellung der Pachtzinse dürfe in keiner Weise dem Umstand Rechnung getragen werden, wie ganz anders dieselben sich stellen würden, wenn statt des verarmten, nachlässigen Pächters ein fleißiger, verständiger Landwirth arbeitete. Unter dem nun erst beginnenden Druck der Landliga blieb dieser Grundsatz für die übrigen Commissäre maßgebend. „Sie waren eingesetzt," sagt Mr. Lecky, „nicht um die Pachtzinse zu schätzen, sondern um sie herabzusetzen." Nicht die Ertragsfähigkeit des Bodens und der Werth seiner Erzeugnisse, sondern die Leistung des Pächters

[1]) H. O. A. Arnold Forster, M. P.: „Sisyphus in Ireland". Nineteenth Century, Sept. 1896, p. 359.

bestimmte demnach den Betrag der Rente, und je schlechter diese Leistung war, um so nachdrücklicher wurde sie durch Reduction des Pachtschillings förmlich noch prämiirt[1]). In seinem bereits hier angeführten, äußerst bemerkenswerthen Essay fällt H. O. Arnold Forster über diese Commissäre und ihre verderbliche, jeder Billigkeit spottende Action ein Urtheil, welches noch ungleich vernichtender als das von W. H. Lecky ist[2]).

Im Jahre 1870 hatte ein ähnlicher Vorschlag Mr. Gladstone zur Gegenerklärung veranlaßt, „damit würde der irische Gutsherr ein Pensionär oder Hypothekengläubiger auf dem eigenen Besitz. Man habe allerdings das Recht, eventuell so mit ihm zu verfahren, vorausgesetzt, daß man bereit sei ihn dafür zu entschädigen“[3]). Jetzt war er so geschädigt, entschädigt aber wurde er nicht. Das Jahr 1849 hatte ein Sechstel des Grundbesitzes ruinirt, weil ihm Angesichts einer ungeheuren, unverschuldeten Katastrophe jede Hülfe verweigert und der Zwangsverkauf aufgedrungen worden war. Die neuen Besitzer hatten unter feierlicher Garantie von Parlamentsacten und mit Ablösung aller damals vorhandenen Verbesserungen ihren Besitz gekauft. Nun wurden alle Besitzer ohne Unterschied expropriirt. Die Pächter aber waren keineswegs zufrieden gestellt. Sie waren Mitbesitzer des Bodens geworden, sie wollten ihn ganz haben, und die Herrschaft der Landliga begann.

Laveleye, Léon Say, Lecky u. A. nennen die irische Landgesetzgebung den radicalsten Angriff auf das Princip des freien Vertragsrechtes und des Besitzes, das weitestgehende Beispiel von Staatssocialismus, das die moderne Gesellschaft kennt[4]). Nicht nur, daß 1793 nichts Aehnliches geschehen war: die damals erzielte Vermehrung des französischen Bauernstandes, die Vertheilung des Bodens unter so viele kleine Besitzer ist in Frankreich noch heute der feste, gegen die socialistische Gefahr aufgerichtete Damm.

Dagegen wurde 1793 in Paris wie 1881 in London eine Classe der Gesellschaft dem Haß der anderen geopfert, zuerst durch Plünderung ihres Besitzes, dann durch Bedrohung der persönlichen Sicherheit und endlich durch Mord. Sollten die kürzlich aufgefundenen Documente über den Wohlfahrtsausschuß von 1793 die noch nicht abgeschlossene historische Prüfung bestehen, so würde noch einmal unwiderleglich bewiesen sein, daß ein Dutzend Verbrecher nächtlicher Weile und in geheimer Sitzung den Tod von Hunderten von Opfern allwöchentlich unter sich verschacherten, meist aus toller Angst, um, der Eine vor dem Andern, das eigene Leben zu retten[5]).

---

[1]) Leroy-Beaulieu, Revue des deux Mondes 1881. — Sir Roland Blennerhassett, „Irland“. Deutsche Rundschau, 1882, Bd. XXX, S. 120 ff. — W. H. Lecky a. a. O., I, 153, 156—157.

[2]) G. H. O. Forster a. a. O., S. 353—354.

[3]) Gladstone, Speech of February 15, 1870. Hansard, Parl. Papers.

[4]) Laveleye, „Le Gouvernement et la Démocratie“, I, 31—32. — Léon Say, „Socialisme d'État“. — J. Stocquart, „Revue du Droit international“, XXVII, 145. — W. H. Lecky a. a. O., I, 159.

[5]) Oscar Browning, „The Comité du salut public in the light of recent documents“. Cosmopolis, August 1896, 374. — Vergl. Deutsche Rundschau. 1895, Bd. LXXXIII, S. 146 ff.: „Zeitweilige Dictatur des Proletariats. Aus den Acten des Pariser Wohlfahrtsausschusses“.

Eine solche Entschuldigung, so elend sie ist, stand den Feniern nicht zu Gebote, die aus den Vereinigten Staaten Gelder und Verschworene unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Gewalt angewendet würde, nach Irland sandten. In Frankreich hatte 1793 jede Regierung zu bestehen aufgehört. Als nach der irischen Bodenfrage die der Aufrechterhaltung des Gesetzes in Irland vor dem Unterhaus zur Entscheidung kam, stand die Macht des Staates unerschüttert. Nur ihr Schwerpunkt allerdings war verlegt worden.

Die Reformbill von 1832 hatte denselben vom Grundbesitz auf die bürgerlichen Mittelclassen übertragen, ohne die tief im englischen Volkscharakter begründete Ueberzeugung zu erschüttern, daß die Interessen des Landes in den Händen des unabhängigen Gentleman ungleich sicherer als in denen des Politikers von Profession geborgen sind. Die Acte von 1867 und die von 1885 vollendeten, was 1832 begonnen worden war; sie gaben allen volljährigen Hausbewohnern, welche die Armensteuer zahlten, sowie allen Nutznießern von liegendem Vermögen zum steuerpflichtigen Werth von 12 £ das Stimmrecht und begleiteten diese Maßregel mit einer Neuvertheilung der Sitze, welche die Mitgliederzahl des Unterhauses unerheblich vermehrte.

Seine Macht dagegen wuchs mit jeder Session. Die Prärogativen der Krone werden heute nicht mehr in Anwendung gebracht; Minister müssen über alle Fragen der inländischen und die meisten der auswärtigen Politik Rede stehen, während jeder Opposition des Oberhauses gegen die Gemeinen mit den heftigsten Angriffen, den schlimmsten Verdächtigungen begegnet wird. Es wurde von nun an im Unterhaus maßlos viel gesprochen, aber zugleich wurde es immer schwerer, von seinen 670 Mitgliedern eine geschäftsmäßige Erledigung der wichtigsten Vorlagen und Verständniß ihrer oft so verwickelten und schwierigen Details zu erreichen. Man fing zugleich an, den Redestrom im Hause für kein unbedingtes Uebel mehr zu halten und die wirkliche Arbeit in den Commissionen und Parteiversammlungen zu verrichten. Die allgemein bestätigte Wahrnehmung, daß das geistige Niveau der Parlamente im Verhältniß zur Ausdehnung des Stimmrechts zu sinken pflege, fand sich auch in England bestätigt. Viel ernster als diese Symptome ist der Umstand, daß die Unabhängigkeit der einzelnen Deputirten durch beständige Einmischung des „Caucus", d. h. der Wahlorganisation, welcher er in den meisten Fällen sein Mandat verdankt, beschränkt wird, und als weitere Folge davon erstarkt der Einfluß einzelner Politiker, die sich der Leitung des Caucus ungleich leichter als derjenigen der großen Wählerschaften selbst bemächtigen können. Unter den veränderten Verhältnissen brach jetzt auch die große Parteiorganisation zusammen, die seit Ende des 18. Jahrhunderts Englands Geschicke geleitet hatte. Die Tories als Vertreter des engen Bundes zwischen Kirche und Staat, die Whigs als Bannerträger der religiösen und bürgerlichen Gleichstellung Aller vor dem Gesetz — was sollten sie noch, nachdem die Grundsätze der Einen den Siegen der Andern so völlig gewichen waren, daß sie, seit den dreißiger Jahren, mehr als einmal die Rollen tauschten? Die Reaction gegen den Erastianismus in der Kirche, die Reform der Gesetzgebung für die Arbeiterbevölkerung in Bergwerken und Fabriken waren das Werk zweier Tories: der Herzog von Wellington setzte die Katholikenemancipation durch; Sir Robert Peel hob die

Kornzölle auf. Die Thatsache, daß einzelne Persönlichkeiten und Gruppen der beiden Parteien mit den Gegnern in viel engerer Fühlung als mit den eigenen Parteigenossen waren, ließ auf neue Methoden und Combinationen schließen.

Das alte System beruhte auf dem Grundsatz möglichst ungehinderter persönlicher Freiheit und Initiative. Es ward vom Augenblick an durchbrochen, wo die verschiedensten Interessen Staatshülfe begehrten oder doch zuließen, wo das Bestehen der Ministerien von unsicheren Majoritäten und diese wieder durch Sonderinteressen bestimmt wurden. Die Executive ward geschwächt, aber die Conservativen litten unter der Zersplitterung der Parteien ungleich weniger als die Liberalen, in deren Reihen die Minoritäten sich verbündeten, um Zwecke zu erreichen, die ohne solche Bündnisse aussichtslos gewesen wären. Das Werben um die parlamentarische Unterstützung durch einzelne Gruppen begann. Den Radicalen wurden Steuerermäßigungen und dafür Belastungen des Großcapitals gewährt, die dem Lieblingsgedanken der Demokratie entsprachen, „den Besitz einer Classe auf gesetzgeberischem Wege in die Hände einer andern zu bringen" [1]). Auf diese Weise, und indem er zur Abschaffung der Einkommensteuer sich verpflichtete, ohne über die Art und Weise, wie der Ausfall gedeckt werden sollte, sich auszusprechen, trat Mr. Gladstone 1874, nach plötzlicher Auflösung des Parlamentes, vor die Wählerschaft. Allein Disraeli parirte den Stoß und gewann die Wahl, indem er nun seinerseits die Abschaffung der Einkommensteuer unter der Bedingung versprach, daß sie ohne Neubelastung durch andere Steuern durchgeführt werden könne.

Es folgte, mit Gladstone's Wiederkehr zur Macht, die heillose Agrargesetzgebung von 1881. Sie wurde, trotz heftiger Gegenwehr, unter der falschen Voraussetzung durchgebracht, daß sie der immer mehr um sich greifenden Agitation in Irland ein Ende machen und durch Hebung des Wohlstandes und Ersetzung der insolventen durch zahlungsfähige Pächter in ihren letzten Resultaten auch den Landlords zu Gute kommen würde. Bright u. A. erklärte, „in neun von zehn Fällen würden die Pachtzinse überhaupt nicht geschmälert werden". Die Minister Forster, Lord Carlingford, der englische Lordkanzler, bekräftigten die Anschauung Gladstone's, der irische Grund und Boden werde durch die Landacte auf die Höhe des Werthes der liegenden Güter in England und Schottland gebracht werden. Sie konnten nicht voraussehen, daß statt dessen, und in Folge der landwirthschaftlichen Krisis, der englische und schottische Grund und Boden auf den Werth des irischen herabsinken würden, und in der optimistischen Stimmung, ein gutes Werk gefördert und zugleich die Sorgen der irischen Frage für möglichst lange Zeit sich vom Halse geschafft zu haben, begegneten sich die im Besitz der Regierungsgewalt befindlichen Liberalen 1882 wieder in den Hallen von Westminster.

In Bezug auf Irland fanden sie die Lage unverändert. Es glich seit 1880 einem Pandämonium, wo tagtäglich in Zeitungen, Flugschriften, poli-

[1]) Sir Henry Maine, „Popular Government", p. 106.

[2]) W. H. Lecky a. a. O., I, 132—137.

tischen Versammlungen und mit Vorliebe auf der Kanzel der irische Feldzugsplan, d. h. die gänzliche Verweigerung des Pachtzinses, die Boycottirung der Pächter, die sich diesem System nicht anschlossen, und der Gutsherren und obrigkeitlichen Personen, die sich ihm zu widersetzen suchten, die nächtliche Bedrohung solcher Personen durch die Banden der „Mondscheinler“, die Verstümmelung des Viehes und die Schädigung der Menschen an Eigenthum und Leben, offen und ohne Scheu verkündet wurden. In den letzten sechs Monaten von 1882 betrug denn auch die Zahl der Agrarverbrechen in Irland durchschnittlich 425 Fälle im Monat, und seit der 1872 durchgeführten sogenannten „Reform“ der irischen Geschworenengerichte war eine Verurtheilung der Verbrecher überhaupt nicht mehr zu erreichen. Seit die Namenlisten der Geschworenen fast Niemand mehr ausschlossen, zur Verurtheilung der Schuldigen aber Einstimmigkeit erforderlich war, boten sich den Richtern die beschämendsten, zuweilen freilich auch die tragikomischsten Schauspiele. Denn unter den Geschworenen saßen Mitwisser und Hehler der Angeklagten, und Geschworenen und Zeugen wurde mit blutiger Rache gedroht, falls sie gegen die Schuldigen aussagten oder sie schuldig sprachen.

Da erschienen, im Mai 1882, der neue Vicekönig, Lord Spencer, und der neue Staatssecretär, Lord Frederick Cavendish, in Dublin, nicht etwa um mit allem Nachdruck das Gesetz walten zu lassen, sondern in der ausgesprochenen Absicht, Alles, was Milde und eine Politik der Versöhnung vermochten, im Namen der liberalen Regierung aufzubieten. Schon am nächsten Abend fand man Lord Frederick Cavendish im Phönixpark, in nächster Nähe der vicekönigliche̲n Residenz, in seinem Blute schwimmend; neben ihm den Staatssecretär, Mr. Burke, beider Leichen von chirurgischen Messern bester Qualität durchbohrt die, wie sich später herausstellte, der irisch-amerikanische Bund der „Invincibles“ durch Vermittlung einer Frau mit anderen Waffen aus London beschafft hatte. Erst 1883 gelang es, der weitverzweigten Verschwörung auf die Spur zu kommen, die 1881 u. A. gegen den damaligen Staatssecretär, Mr. Forster, zweiundzwanzig vereitelte Mordanschläge gerichtet hatte. Es blieb keine Wahl. Vorläufig mußte in Irland wieder regiert werden. Die vom Parlament bewilligten Gesetze „zur Unterdrückung der Verbrechen“, die Umgestaltung der Criminaljustiz machten die Bestrafung der Missethäter wieder möglich. Die Mörder wurden hingerichtet; die Rädelsführer und Anstifter der Verbrechen wanderten ins Zuchthaus und ins Gefängniß. Die Landliga aber regierte nach wie vor das an Gesetzlosigkeit gewöhnte Land, und der Umfang des Uebels trat klar zu Tage, als einer der Mörder vom Phönixpark, der sein Leben als Kronzeuge erkauft hatte, J. Carey, zu London im December 1883 ermordet wurde. Seinem Mörder, Patrick O'Donnell, wurde im Kirchhof von Glasnevin zu Dublin ein Denkmal mit der Aufschrift gesetzt, heldenmüthig habe er sein Leben für Irland aufgeopfert, und darunter sind noch heute die Worte zu lesen: „Keine Thränen, Gebete für die Todten, die für Irland sterben. Dein Wille geschehe.“

Es war unter allen Calamitäten die schlimmste, daß, wie in den Tagen Ravaillac's, der religiöse Fanatismus die politischen Leidenschaften schürte: „Auf jeder Stufe dieser Verschwörung,“ schreibt Lecky, „war der katholische Priester der leitende Mitspielende. Fast immer war er der

Vorstand der localen Landliga, sammelte die Beiträge, lenkte ihre Politik, unterstützte sie von Kanzel und Altar herab. Es ist eine denkwürdige und bezeichnende Thatsache, daß während der ‚no rent conspiracy,‘ wenn die Bevollmächtigten des Sheriffs erschienen, um das Gesetz durchzuführen, die Glocken der katholischen Gotteshäuser geläutet wurden, um die Aufrührer zum Widerstand zu sammeln oder dem ausständigen Pächter Zeit zu geben, durch Forttreibung seines Viehes des Gläubigers zu spotten. Die Verschwörung des sogenannten Feldzugsplans, die ausgesuchte, umfassende Tyrannei des Boycottsystems sind von der höchsten Autorität in der katholischen Kirche verurtheilt worden, allein katholische Priester waren ihre entschiedensten Anwälte und feurigsten Anstifter, und sie, die unbekümmert um die Verurtheilung ihrer Kirche diese Dinge übten, predigten und priesen, waren und sind noch heute die bevorzugten Gäste in katholischen bischöflichen Residenzen"[1]). In einem Lande, wo ein Fünftel der Wähler weder lesen noch schreiben kann, und der Staat so gut wie gar keine Macht über den Clerus besitzt, war sein Einfluß ein schrankenloser, und die Wahlen lagen in seiner Hand. Das Werk, das sie förderten, haben Englands erste Juristen später im Proceß Parnell als eine Verschwörung bezeichnet „zum Zweck, durch ein System des Zwanges und der Einschüchterung die agrarische Bewegung gegen die Zahlung landwirthschaftlicher Renten zu fördern und dadurch die ‚als englische Garnison‘ bezeichneten Gutsherren zu Grunde zu richten und zum Verlassen des Landes zu zwingen. Die Leiter dieser Verschwörung waren die thätigen Anstifter einer Einschüchterung, die Verbrechen und Gewaltthaten erzeugte, und sie beharrten dabei mit Kenntniß der daraus sich ergebenden Folgen"[2]).

Jedes Wort dieses Urtheils ist mit peinlichster Sorgfalt abgewogen. Die irischen Rebellen sind nicht so ängstlich. Mr. O'Brien, der ganz offen die Frage der irischen Unabhängigkeit durch die fünfzehn Millionen irischer Bürger der Vereinigten Staaten zu lösen empfiehlt, schrieb kürzlich: „Sie (die Irländer von heute) können mit vollem Rechte sagen, daß die Katholiken-Emancipation durch Androhung des Bürgerkrieges gewonnen wurde; daß die Zehnten abgeschafft wurden, nachdem dreißig Polizisten bei Einsammlung derselben zu Carrickshock niedergemetzelt worden waren; daß die irische Staatskirche erst preisgegeben wurde, nachdem das Gefängniß von Clerkenwell in die Luft geflogen war; daß die irische Landacte von 1870 thatsächlich durch die Bauernschaft von Tipperary dictirt wurde, als sie Mr. W. Scully und seine polizeiliche Escorte zu Bally-Cohey erschoß. Wer könnte verneinen, daß die folgenden Landacte von 1880 und 1887 gewonnen worden sind, nicht etwa durch das, was in der Agitation Parnell's constitutionell gewesen ist, sondern durch dasjenige, was — um es mild auszudrücken — in den Kämpfen der Landliga und des Feldzugsplans außerparlamentarisch war und auch den friedliebendsten irischen Geistern tief eingebrannt bleibt"[3]). Mit anderen Worten: durch die Verbrechen einer Organi-

[1]) W. H. Lecky a. a. O., II, 5—13.

[2]) Report of the special Commission, 1888, p. 119—120.

[3]) W. O'Brien, „If Ireland sent her M. Ps to Washington?“ (Nineteenth Century, May 1896, 746.)

sation, die Mr. Balfour „als die beste jemals erfundene Kampfmaschine" bezeichnete.

Zwischen den beiden Daten, 1885 und 1887, wo die Anarchie in Irland auf ihrem Höhepunkt angelangt war, liegt der Uebergang Mr. Gladstone's und seines radicalen Flügels zu Parnell und seinen fünfundachtzig irischen Anhängern, der die Secession der Unionisten zur Folge hatte. Die Geschichte dieses Frontwechsels kann hier nicht ausführlich erzählt werden. Es ist die von Englands innerer Politik bis zur großen Reaction, die 1895, Dank dem einmüthigen Vorgehen der englischen Wählerschaften, die conservative Partei mit ungeheuerer Majorität ans Ruder brachte.

Mr. Gladstone selbst hatte die irischen Revolutionäre als Leute bezeichnet, „welche die Lehre der öffentlichen Plünderung predigten", „eine anarchische Bedrückung an die Stelle der gesetzlichen Autorität zu setzen bestrebt seien", „durch Raub zur Auflösung der Reichseinheit zu gelangen suchten", „den Frieden von Handel und Wandel, Sicherheit und Leben gefährdeten", „die Knechtschaft der Guten, die Straflosigkeit und Herrschaft der Schlechten bezweckten", „das Volk entsittlichten, indem sie es lehrten, die Habe ihrer Nebenmenschen zum Gegenstand ihrer begehrlichen Wünsche zu machen" [1]).

Wie derselbe Staatsmann dazu kam, mit dem Führer dieser Verschwörung in seiner Gefängnißhaft zu Kilmainham zu unterhandeln, ihm die Rückkehr nach Westminster zu ermöglichen und ihm dadurch eine Macht zu geben, die ihn, wieder nach Mr. O'Brien's Worten, in den Stand setzte, „von 1886 bis 1890 Irland in der hohlen Hand zu halten", ist nach allen Aufklärungsversuchen nur immer unverständlicher geworden. Die Schriften für und wider, die Polemik in den Zeitungen, die Reden im Parlament, nicht zum Wenigsten Gladstone's eigene, in einem bis dahin nicht für möglich gehaltenen, weil nicht auf menschliche Kraft berechneten Redestrom sich ergießende Rhetorik, haben das Dunkel nicht ganz aufzuhellen vermocht. Man kann nur sagen, daß die Wahrheit so vieler Worte nicht bedarf, und daß die Geschichte nicht mit Absichten, auch nicht mit Sophismen, sondern mit Thatsachen zu rechnen hat. Im Jahre 1885 aber war jene entscheidende Thatsache die, daß bei der Lage der Dinge und der Stellung der Parteien im englischen Unterhause Sieg oder Niederlage der Liberalen von den fünfundachtzig Stimmen der irischen Revolutionspartei abhängig gemacht werden konnten, über deren Verhalten „der ungekrönte König von Irland", Mr. Parnell, mit der despotischen Rücksichtslosigkeit gebot, bei welcher des Mannes tiefe Verachtung für seine, durch die Gelder der Landliga gezahlte Gefolgschaft keine geringere Rolle spielte, als seine bewunderungswürdige Kenntniß der Schwächen seiner englischen Gegner.

Sie selbst waren es, die ihm diese Macht zur Verfügung gestellt hatten. Als nämlich die Reformacte von 1867 und 1885 die Wählerschaften erweiterten, hatte man weder durch Verminderung noch durch Neuvertheilung der Sitze, noch durch irgend welche andere Maßregeln Sorge getragen, daß die irische Vertretung von 105 Sitzen um 23 reducirt wurde, die ihr nach Zahl der Bevölkerung gar nicht mehr zukamen, und die sich noch mehr verringerten, wenn

[1]) W. H. Lecky a. a. O., I, 182.

nach dem Steuerertrage des Landes gerechnet wurde. Von diesen 105 Sitzen waren etwa zwanzig in den Händen der loyalen Bevölkerung von Ulster, die, durch bessere Agrargesetze und industriellen Wohlstand der revolutionären Bewegung ganz unzugänglich, mit einer Erhebung zur Selbsthülfe zu drohen anfing, wenn man sie nicht vor ihren irischen Stammesgenossen schütze. Unter diesen Umständen, im Juni 1885, beschleunigte Mr. Gladstone den Rücktritt seines uneinigen Cabinets, dessen Anhang im Lande wankend zu werden begann; die Neuwahlen brachten die Conservativen ans Ruder; die Führer der Liberalen verpfändeten sich den Iren gegenüber für die Durchführung von „Home Rule" als des einzigen Mittels zur Versöhnung Irlands, gewannen auf diese Weise die 85 Stimmen Parnell's im Parlamente, wo das Obstructionssystem begann, und brandmarkten von nun an alle Versuche, die Aufrechthaltung des Gesetzes in Irland durch die kurz vorher von ihnen selbst bewilligten Ausnahmsmaßregeln durchzuführen, als unerträgliche und ungesetzliche Tyrannei. Wofür Parnell jetzt versprach, die Agrarverbrechen niederzuhalten, und den Kampf ins Parlament verlegte, ohne jedoch mit der amerikanischen „Dynamitpartei", von deren Zahlungen er abhing, zu brechen, oder aus seinen, auf Lostrennung Irlands und Vernichtung der englischen Macht gerichteten Plänen das geringste Hehl zu machen oder „den Feldzugsplan", die Boycottirung und Pachtverweigerung aufzugeben.

Die englische Demokratie für Home Rule zu begeistern, war jedoch auch der Rhetorik Mr. Gladstone's nicht möglich. Im besten Falle verstand der englische Durchschnittswähler darunter nur die Befreiung von der irischen Frage, die jede andere gesetzgeberische Thätigkeit hemmte. Das Werben um die Unterstützung der englischen radicalen Wählerkreise begann. Die englischen und walisischen Nonconformisten wurden durch das Versprechen der Entstaatlichung der Kirche in Wales gewonnen; die Steuerreformen entwickelten sich ganz im Sinne der radicalen Theorie, welcher die in Bezug auf Verwaltung des Vermögens von Gemeinden und Städten geltenden Grundsätze zum Opfer gebracht wurden. Bis dahin waren die localen Verwaltungen in den Händen von Denjenigen gewesen, die durch die Bedeutung und Größe ihres Besitzes auch ein vorwiegendes Interesse daran hatten, die Steuern nicht übermäßig zu erhöhen. Jetzt, wo der kleine Mann fast alle seine Lebensbedürfnisse steuerfrei bezieht, und die Einkommensteuer erst bei einem jährlichen Betrage von 500 £ einsetzt, gilt, aus politischen Gründen, bei den Gemeindewahlen die Regel: „One man, one vote." Solche, die gar nichts oder fast nichts zu den Einnahmen beitragen, bestimmen die Höhe der Ausgaben. Während die englische Staatsschuld sich fortwährend verringert, hat sich die Schuld der Localverwaltungen von 1877—1892 mehr als verdoppelt und ist in schreckenerregendem Wachsen. Die Regierung und die parlamentarische Partei aber, die es versuchen würden, die immer mächtiger werdenden Localverwaltungen in ihren Vollmachten zu beschränken, würden ihre Majorität riskiren. Unter den Massen verbreitet sich mehr und mehr der Glaube, daß das Capital ungestraft belastet werden könne. Die ökonomische Wahrheit, daß die Schädigung des Capitals durch Einschränkung der Arbeit Vertragsbruch und Sinken der

Industrie auf die Armen zurückfällt, wird vergessen[1]). In der englischen Arbeiterfrage sind die Consequenzen dieser Politik den Deutschen zu gute gekommen und dürfen als bekannt vorausgesetzt werden. Sie zogen die conservative Partei kaum weniger als die liberale in den Strudel radicaler Gesetzgebung. Von einem Zurückstauen derselben konnte vorläufig keine Rede mehr sein.

Unter dem Druck der Agitation in Irland und ihrer parlamentarischen Vertretung, „Angesichts der politischen Zustände Irlands", für welche die geschwächte Executive allein verantwortlich war, „und des Sinkens der Preise für landwirthschaftliche Producte", das in England und Schottland ganz ebenso auf dem Grundbesitz lastete, wurde 1887 eine neue irische Landacte, und zwar von einem unionistischen Ministerium im Parlament durchgesetzt. Sie nahm die feierlich gewährleisteten Bestimmungen von 1881 zurück, setzte nicht, wie damals festgesetzt, nach fünfzehn, sondern nach fünf Jahren die Pachtzinse abermals herab und gewährte zugleich den Lease-holders das Recht, das ihnen Gladstone noch 1881 verweigert hatte, ihren Pachtzins nun gleichfalls gerichtlich ermäßigen zu lassen, obwohl sie unter anderen rechtlichen Bedingungen als die Kleinpächter eingesetzt und auch pecuniär sehr gut im Stande waren, ihre eigenen Interessen zu schützen[2]).

„Lieber als dieser Maßregel zuzustimmen", erklärte jetzt Lord Selborne in Bezug auf die Acte von 1881, „würde er sich die Hand abgeschnitten haben, hätte er voraussetzen können, daß sie, seinen damaligen Versicherungen entgegen, von ihren Urhebern umgeworfen und der nunmehrige Weg eingeschlagen würde". Die Landacte von 1887 gewährte den irischen Pächtern noch einmal große Vortheile und den Nachlaß der von den Gutsherren einzufordernden Rückstände, während die Gutsherren an die Bestimmungen von 1881 gebunden blieben. Ihr dringendes Begehren, es möchten ihnen, zu niederem Procentsatz, Capitalien zur Einlösung von Verpflichtungen zugänglich gemacht werden, die unter anderen Verhältnissen eingegangen worden waren, blieb unberücksichtigt, obwohl ein Gleiches nach der Bauernemancipation in Rußland gewährt worden war und viele irische Grundbesitzer vor dem Ruin bewahrt hätte. Unionisten und Conservative, durch die Taktik der Gegner und durch precäre Majoritäten in ihren Entschlüssen behindert, opferten diese und andere kaum weniger dringende Interessen der einen zwingenden Nothwendigkeit, die durch die irischen Rebellen bedrohte Integrität des Reiches gegen Englands erklärte Feinde zu schützen. Sie thaten es mit äußerster Energie, vertheidigten durch die Primrose-Liga im Lande, durch Flugschriften und Reden in und außer dem Parlament, mit Hülfe der Frauen, die zum ersten Male sich nachdrücklich an der Wahlagitation betheiligten, jeden Fußbreit des bedrohten Bodens der nationalen Einheit. So kämpften sie sechs Jahre hindurch als Regierungspartei, dann, von 1892 bis 1894 in der Opposition, nachdem Gladstone, von den englischen Wählern geschlagen, mit einer schwachen Majorität von Home-Rulern noch einmal die Leitung der Geschäfte übernommen hatte. Die Geschicke der Nation zitterten in der Wagschale. Home Rule, im Unterhaus durchgebracht, scheiterte am Widerstande der Lords, und mit dem Schlachtruf, der „die Massen wider die

[1]) W. H. Lecky a. a. O., I, 252, 280—287.

[2]) W. H. Lecky a. a. O., I, 163—164, 167, 170.

Classen" zur Bestrafung des renitenten Oberhauses aufrief, trat die liberale Partei vor die Wählerschaft des Landes, wo sie die in ihren Annalen unübertroffene Niederlage von 1894 erlitt.

Ein unberechenbarer Zufall hatte den Ausschlag gegeben und die Reaction bewirkt, die keine Gründe der Vernunft und des Patriotismus, kein Triumph der Beredtsamkeit und keine Warnung der politischen Erfahrung herbeizuführen vermocht hatten. Der unbestrittene Gebieter der irischen Revolutionäre, Herkules-Parnell, saß in seinen Feierstunden zu Füßen von Omphale, und Omphale war eine verheirathete Frau. Der Proceß, der ihn wegen Ehebruchs vor die Schranken der Gerichte stellte, führte, nachdem er unter den komischsten Verwicklungen sich abgesponnen hatte, zuerst den Abfall der Nonconformisten, dann den Bruch mit der öffentlichen Meinung herbei. Die Thore bischöflicher Residenzen und die Häuser der ehrbaren Familienhäupter schlossen sich vor dem Urheber des Scandals, nachdem sie sich dem moralischen Anstifter so vieler politischer Attentate geöffnet hatten, und nach dem bald darauf eingetretenen Tode ihres Führers geriethen seine Anhänger wieder unter sich in Hader und gaben ein Vorspiel dessen, was im Sonderparlament zu Dublin zu gewärtigen gewesen wäre. Auch die letzte, unter veränderten Verhältnissen von der gegenwärtigen Regierung eingebrachte Landbill hat die Gesetzgebung ihrer Vorgänger nicht mehr rückgängig zu machen vermocht. Arnold Forster brandmarkt auch sie als einen verächtlichen Versuch, die Sünden einer ganzen Nation durch die Aufopferung einer gesellschaftlichen Klasse zu tilgen. Er empfiehlt, als einzigen möglichen Ausweg aus dem Wirrsaal, die Ablösung des Grundbesitzes, mit theilweiser Betheiligung des Staates, ein Plan, der seit Jahren erwogen und vergebens befürwortet wurde [1]).

Der Historiker, dessen Ausführungen wir gefolgt sind, schreibt, auf diese fünfzehn Jahre zurückblickend: „Es mag eine interessante Frage für die Casuistik sein, ob es unsittlicher ist, ein Adulterium zu begehen oder aber mit Kenntniß der Folgen eine zu Verbrechen und Gewaltthaten führende Intimidation ins Werk zu setzen. Wenigstens kann kein Zweifel darüber bestehen, welche von beiden Handlungsweisen dem Staate verderblicher ist" [2]).

An der ihm gestellten Probe, zuerst in aufgeregten Zeiten, dann Angesichts der offenen Empörung die Unantastbarkeit des Gesetzes zu wahren, ist, in der Fülle seiner Macht, das englische Staatswesen gescheitert. Es hat, feierlicher Verträge uneingedenk, einem Bruchtheil seiner Staatsbürger die Gerechtigkeit versagt und den Vorwurf auf sich geladen, der in des Dichters Worten den unsterblichen Ausdruck fand:

„Ein Richter, der nicht strafen kann,
Gesellt sich endlich zu Verbrechern."

Die Bedenken, welche solche Vorgänge bei dem Philosophen, dem Geschichtschreiber und dem Patrioten über die politische Tragkraft des demokratischen Staates erweckten, haben die Untersuchungen eingegeben, die in den zwei Bänden über „Demokratie und Freiheit" zusammengestellt sind. Der Verfasser hat sie zur Geschichte der demokratischen Institutionen in Frankreich, in

[1]) H. O. Arnold Forster a. a. O., S. 357—359. — Sir Roland Blennerhassett, „Peasant Proprietors in Ireland". Memorandum 1884.

[2]) W. H. Lecky a. a. O., I, 196.

Amerika, in den verschiedenen Staaten des Continents erweitert. Er gibt einen Ueberblick ihrer Steuergesetzgebung, ihrer Verfassungsänderungen, der Stellung und voraussichtlichen Zukunft der ersten Kammern. Er prüft die Rolle der Demokratie in Bezug auf die Frage der Nationalitäten, der religiösen Freiheit, der Volkserziehung, der Sonntagsruhe, der Ehegesetzgebung, der Arbeiterfrage. Er verfolgt die Entwicklung des modernen Socialismus und erzählt die Geschichte der Frauenfrage. Nicht ohne ein gewisses Befremden wird man in diesen historischen Untersuchungen eine Bemerkung über die Transsubstantiationslehre oder die Aeußerung jenes Cardinals der Renaissancezeit einem Freunde gegenüber finden, er möge die griechische Version der Bibel nicht lesen, um sich den griechischen Stil nicht zu verderben. Ebenso wird die Sonntagsruhe nicht aus religiösen, sondern lediglich aus ökonomischen Gründen empfohlen, und die Anschauung abgelehnt, als ob der Sonntag an die Stelle des Sabbaths getreten und seine Beobachtung göttliches Gesetz sei. Nicht minder werden continentale Agrarier mit Erstaunen die bündige (I, 157 abgegebene) Erklärung lesen: „Ich empfinde kein Verlangen, extreme oder übertriebene Anschauungen in Bezug auf die Heiligkeit des Besitzes von Grund und Boden zu äußern. Meiner eigenen Meinung nach hat die Gesetzgebung vollkommen das Recht, wenn das öffentliche Wohl es verlangt, jeden derartigen Besitz zu nehmen, zu veräußern, zu verpachten, unter der einzigen Bedingung, den Besitzern die volle Entschädigung dafür zu geben." Desgleichen wird der Besitz der englischen Staatskirche nur aus Zweckmäßigkeitsgründen vertheidigt (I, 432), andererseits der erfolgreiche Antheil englischer Staatsmänner an der Vernichtung der weltlichen Macht des Papstthums deswegen verurtheilt, weil eine protestantische Macht nicht befugt gewesen sei, sich in eine Frage zu mischen, bei deren Entscheidung das nationale mit einem großen kosmopolitischen Interesse in Conflict gerieth (I, 413). Der Freihandel wird als ein „fast überall" besiegter oder sinkender Glaube bezeichnet, der auch in England sehr fraglich geworden sei, aber im Falle der Verurtheilung auch das Recht auf freie Arbeit kosten werde (II, 384). Nach sorgfältiger Prüfung des Für und Wider entscheidet Mr. Lecky sich für die Frauenrechte, auch für die politischen, aber er dämpft den weiblichen Enthusiasmus mit der schneidenden Bemerkung, „die Frauen, wie die übrigen Classen der Gesellschaft, würden die Entdeckung machen, daß ihnen das Wahlrecht viel weniger geben wird, als sie erwarten". Von demselben Geiste kühler Unparteilichkeit ist die Prüfung der demokratischen Institutionen durchdrungen. Der Verfasser liebt sie nicht, das ist klar. Er findet sie theuer, unzuverlässig, auf dem Wege, die parlamentarischen Einrichtungen dadurch zu untergraben, daß sie, wie in den Vereinigten Staaten, den Zunftpolitiker an die Stelle des unabhängigen Mannes treten lassen, „der verächtlichsten Form der Abgötterei, der der bloßen Zahlen, mit würdeloser Unvernunft huldigen" und durch die socialistisch gefärbte Doctrin der Staatshülfe eine neue Form des Absolutismus vorbereiten helfen. Allein er sieht auch Zeichen der Umkehr und Besserung und rechnet auf jene conservativen Kräfte, die nicht in Gesetzbüchern und Verfassungen, sondern in den Tiefen der menschlichen Natur begründet sind.

Ueber Kunsturtheile.

Von
Julius Janitsch.

[Nachdruck untersagt.]

Es wird so viel über Kunst und Künstler geredet und geschrieben, daß es nahe liegt, auch das Publicum, an das Künstler und Kritiker gleichermaßen appelliren, gelegentlich ins Auge zu fassen. Kunstwerk und Beschauer gehören nun einmal zusammen. Wollen wir aber das innere Verhältniß des Letzteren zu jenem erforschen, so mündet die Untersuchung naturgemäß in die Frage: Worauf gründen sich unsere Kunsturtheile?

Die Frage ist so verwickelt und reich gegliedert, daß es sich mir hier nur darum handeln kann, den Gegenstand durch einige Streiflichter zu erhellen. Zunächst muß die Voraussetzung geprüft werden, ob wir denn wirklich Kunsturtheile haben. Wir Alle? Und wer sind diese „wir"? Läßt sich eine Grundlage dieser Urtheile auffinden? und ist diese vielleicht ebenso buntscheckig wie die Menge der Urtheilenden?

Wenn aber unsere Betrachtung einmal so weit gediehen ist, sollen wir dann bei der Beantwortung dieser Fragen stehen bleiben? muß sich nicht der Ausblick auf die weit wichtigere Frage anschließen: Worauf sollen sich unsere Kunsturtheile gründen?

Sobald im Menschenleben erst für die elementaren Bedürfnisse gesorgt, die Grundlage der Existenz gesichert ist, so stellen sich die ersten Boten der freundlichen Musen ein: die bescheidene Kammer schmückt sich mit einigen dürftigen Lithographien, einem roh colorirten Oeldruck, auf der Commode prangen einige Porzellanfigürchen. Und steigen wir in der Betrachtung einige Stufen auf der Leiter der Wohlhabenheit höher, so mehren sich die Zeugen des angeborenen Kunstsinnes. Die allenthalben bestehenden Kunstvereine haben für die Verbreitung gewisser, zu classischer Geltung gelangter Gemälde in guten Nachbildungen gesorgt; sie sind auch den weniger classisch gefärbten Ansprüchen bereitwillig entgegen gekommen, und so mag sich an mancher

Zimmerwand eine Madonna della Sedia einträchtig mit Stichen gefühlvolleren Inhalts, wie Love at first sight und Anderen in die schöne Aufgabe theilen, die Insassen zuweilen über die gemeine Alltäglichkeit in höhere Sphären zu erheben.

Ich sprach absichtlich von einem angeborenen Kunstsinn, den wir eben als das Rohmaterial zu betrachten haben, das durch mannigfache Stufen der Läuterung bis zum Kunstgeschmack veredelt werden kann. Kunstsinn zeigt auch der reiche Parvenü, der sich mit Hülfe gewandter Kunsthändler eine Galerie mit tönenden Namen zusammenstellen läßt. Geschmack beginnt er erst dann zu zeigen, wenn ihm nicht die Namen allein mehr imponiren; ja, wenn er erst im Stande ist, ein namenloses Werk, etwa gar das Werk eines Anfängers, eines seine eigenen Wege wandelnden kräftigen Geistes auf seine Bedeutung hin zu beurtheilen.

Es gibt verschiedene Stärkegrade des angeborenen Kunstsinnes; aber kein Mensch, wenigstens kein Culturmensch, kann sich den Wirkungen der Kunst vollständig entziehen; sie tritt ihm allerwege entgegen und nöthigt ihn, auf ihre Aeußerungen zu reagiren, den angeblichen Kunstverächter so sehr wie den Kunstfreund. Ich rede nicht von dem Reichthum unserer großen Städte an Kunstwerken, die sich im Laufe einer langen, ungestörten Friedenszeit und auf Grund des wachsenden Wohlstandes hier angesammelt haben — wo wir gehen und stehen, blickt uns ja ein Gebilde der Kunst, sei es als selbständiges Werk, sei es im Dienste der Architektur, entgegen — nicht von der Ausstattung der Schaufenster, die mehr und mehr die Künste in ihr Interesse zieht — nein, ich habe auch jene Kunstäußerungen im Auge, die beispielsweise im Dienste kaufmännischer Bestrebungen lediglich als Reclame hinaus gehen bis in das kleinste Landstädtchen, bis zum einsamsten Gebirgswinkel, und dort das Band zwischen dem Hinterwäldler und der modernsten Cultur herstellen. Hier haben wir auch Kunst; und wenn wir im Vorübergehen auf die Placate eines kleinen Krämers in unserer Sommerfrische blicken, so werden wir gestehen: es ist nicht immer nur schlechte Kunst, die da dem Kaffeeballen, der Seife und dem Petroleum nachgezogen ist.

Die Kunst also ist heutzutage überall zu finden. Und daß sie nirgends auf volle Gleichgültigkeit stößt, sondern stets zur Stellungnahme in Liebe oder Abneigung reizt, darf uns nicht Wunder nehmen, wenn wir berücksichtigen, daß es sich um eine eminent menschliche Schöpfung handelt, um eine Aeußerung der menschlichen Natur, der auch im besten Falle noch so viel Persönliches anhaftet, daß sich immer eine von wahrer oder eingebildeter Kraft erfüllte Persönlichkeit finden mag, die ihre Eigenart selbst einem Titanen wie Michelangelo gegenüber geltend zu machen sich berechtigt dünkt.

Die Natur mit den ihr innewohnenden Kräften ist ein Gegebenes, das wir hinnehmen müssen, dessen immer vollständigere Beherrschung wir anstreben, das uns aber als etwas Fremdes, unserer Willkür durchaus Entrücktes gegenüber steht. Angesichts des Kunstwerkes jedoch fühlt sich Jeder unbewußt selbst als ein kleiner Prometheus. Der Künstler ist ja ein Mensch wie wir; demgemäß regt sich im Beschauer seiner Schöpfung etwas von der Opposition, der

jedes Menschenwerk ausgesetzt ist. Hohe Gesetzlichkeit wohnt allerdings dem echten Kunstwerk inne, aber sie kann nur geahnt, nicht bewiesen werden. Wer mäkeln will, dem ist das Werk schutzlos preisgegeben. Dem Kritiker, der vor einem Böcklin oder einem Thoma nur seinem zersetzenden Witz die Zügel schießen läßt, kann man nur mit Schweigen antworten eingedenk des Ausspruches von La Bruyère: „La moquerie n'est souvent qu'un manque d'esprit.“ Ueberdies ist auch dem Künstler selbst nicht mit lautloser Bewunderung gedient. Mag der Streit der Meinungen eine Zeit lang um sein Werk toben; es ist schon Einiges erreicht, wenn es überhaupt die Geister so weit aufrüttelt und zur Beachtung zwingt. Das Gute muß sich ja mit der Zeit Anerkennung erringen, man muß es nur zugänglich machen, muß ihm Gelegenheit geben, sich geltend zu machen.

Die Grundlagen also zum Kunsturtheil sehen wir gegeben. Erzeugnisse der Kunst haben sich mit der Cultur allerwärts hin verbreitet, und sie fordern zum Urtheilen auf, weil es unserer Natur zuwider läuft, gegenüber den scheinbar willkürlichen Schöpfungen rein menschlichen Thätigkeitsdranges gleichgültig zu bleiben.

Wo ein Kunstwerk und ein Beschauer, da nehmen die Beziehungen des Letzteren zu jenem mehr oder weniger den Charakter des Urtheils an, das natürlich immer dem Entwicklungsgang und dem Bildungsgrad des Urtheilenden entsprechen wird; denn uns Alle meistert die Gewohnheit.

Der ganz naive Mensch, derjenige, dem der tägliche Kampf ums Dasein keine Zeit und keine Gelegenheit zum Reflectiren läßt, aber nicht allein dieser, geht im Stoffe auf. Das Kunstwerk kann in der Regel nur durch den Gegenstand auf ihn wirken oder durch kostbares Material. Ein Bilderbogen thut ihm die gleichen Dienste wie ein Historienbild in Oel; eine Photographie entspricht seinen Forderungen an ein Bildniß; ist sie gar bemalt, so dürfte selbst ein Lenbach einen schweren Stand daneben haben.

Diese Kategorie des Publicums stellt an die bildende Kunst die Ansprüche, die wir etwa an die Literatur, an Schrift und Rede zu erheben gewöhnt sind. Sie will gedanklich beschäftigt sein, sie sucht Belehrung vom Bilde. Es ist im Wesentlichen dieselbe, auf welche jenes Wort Gregor's des Großen abzielte: Gentibus pro lectione pictura est, d. h. dem des Lesens unkundigen Volke solle die bildliche Darstellung die Schrift ersetzen. Es solle wenigstens aus den Wandmalereien das ablesen, was es in Büchern zu lesen unfähig sei.

Haben wir hier nun wirklich Kunsturtheile vor uns? Doch nicht. Wohl zuweilen Urtheile über Kunstwerke; aber nicht weil und sofern die Kunst an ihnen Antheil hat, sondern nur sofern sie Gefühle, eine Gemüthsbewegung im naiven Beschauer auszulösen im Stande sind, wozu bekanntlich nicht viel Kunstfertigkeit gehört. Es ist daher begreiflich, wenn Goethe in künstlerischer Feinfühligkeit historisch-patriotische Gegenstände von der höheren Kunst ausgeschlossen haben wollte. Er berücksichtigte dabei nicht, was wir heute Angesichts einer ungeheuerlich in die Breite gegangenen Bildung klarer durchschauen, nämlich daß die vorhin gekennzeichnete Kategorie von Kunsturtheilenden keineswegs auf die Kreise der Ungebildeten oder Halbgebildeten beschränkt ist,

daß ihre Grenzen vielmehr übergreifen bis weit hinüber in die Kreise anscheinend hoher Cultur.

Wir haben vielleicht Alle einst diesen Standpunkt des naiven Urtheils eingenommen und uns nur mühsam und allmälig zunächst zu demjenigen empor gearbeitet, auf welchem das Urtheil neben dem immer noch ausschlaggebenden Gegenstand des Kunstwerkes doch auch die Art der künstlerischen Ausführung mit in Betracht zieht. Ich brauche kaum zu betonen, daß wir damit eigentlich erst auf der Anfangsstufe des Kunsturtheils anlangten. Denn mag ein Gegenstand noch so bedeutend, rührend oder erhaben sein — zum Kunstwerk wird er erst durch die künstlerische Behandlung erhoben. Und so werden z. B. Murillo's berühmte Melonen essende Gassenjungen in der Münchener Alten Pinakothek größeres Anrecht auf die Bezeichnung eines Kunstwerkes haben, als sehr viele rührende und in überzeugter Frömmigkeit gemalte Madonnenbilder. Und doch ist der Gegenstand dort ein sehr alltäglicher, nichts weniger als idealer, im zweiten Falle dagegen ein über die Alltäglichkeit durch die Pietät der Beschauer hoch hinaus gehobener. Vergleichen wir die beiden Fälle mit einander, so stellen wir nicht so sehr die Sevillaner Gassenjungen einer Madonna gegenüber, als vielmehr das Genie und die Gestaltungskraft eines Murillo gegenüber der wohlgesinnten Stümperhaftigkeit eines Professors X.

Dazu gehört natürlich schon eine nicht unbedeutende Kraft der Abstraction, die nicht ohne Weiteres angeboren ist, sondern durch Uebung, durch Selbstbescheidung auf Grund ausdauernd angesammelter Erfahrung erworben wird — lauter Dinge, die als zeitraubend eben nicht Jedermanns Sache sind, weshalb diese Vorstufen denn auch von Vielen übersprungen werden, die es vorziehen, gleich mit der obersten Stufe des Kunstverständnisses zu beginnen, indem sie eine auf gewöhnlichem Wege schwer und spät zu erlangende imponirende Sicherheit und Selbstgewißheit des Urtheils zur Schau tragen, die mitunter ihren Eindruck, zumal auf harmlose Gemüther, nicht verfehlt.

Den Durchschnitt dieser Kategorie primitiven Kunstverstandes bilden diese Heißsporne jedoch nicht. Denn gerade hier herrscht in Bezug auf die Kunst eine vorwiegend conservative, auf alter, bis in die Kindheitsjahre hinauf reichender Gewöhnung beruhende Gesinnung. Man kann hier nicht die vielen schönen Kupferstiche und Lithographien nach den Bildern alter italienischer oder altniederländischer und -deutscher Meister vergessen, die im elterlichen Hause in schwarzen oder braunen Holzrahmen an den Wänden hingen, noch die so tief rührenden, trauernden Königspaare, die schmachtenden Leonoren und den übrigen künstlerischen Apparat der uns jetzt so märchenhaft fern liegenden Periode Düsseldorfer Romantik. Waren sie es doch, die der jugendlichen dürstenden Seele die ersten Ausblicke in das zauberisch glänzende Land der Phantasie und Kunst eröffneten; hatte doch die allgemeine Werthschätzung und Pietät einen goldenen Nimbus um die Gestalten und Namen der Meister gewoben, dessen Glanz manches Auge für das ganze folgende Leben so sehr blendete, daß es sich niemals die Unbefangenheit zurückgewinnen konnte, die doch zur Betrachtung und gerechten Beurtheilung einer inzwischen anders

gearteten Kunst durchaus nöthig war. Wir müssen uns hüten, im Bewußtsein, wie herrlich weit wir es an des Jahrhunderts Wende gebracht haben, gegen diesen conservativen Kern unseres kunstsinnigen Publicums ungerecht zu werden. Wir werden uns erinnern, daß diese ganze Kunstrichtung einen sehr legitimen, historisch zu rechtfertigenden Ursprung hat. Sie führt uns in die Zeiten Winckelmann's und Goethe's zurück, da es galt, die Kunst, die sich schließlich im Rococo vollständig ausgelebt und erschöpft hatte, neu zu beleben, ja man möchte sagen neu zu gründen. Man hat heute gut reden: warum hielten sich die damals maßgebenden, die führenden Männer nicht an das einzig wahre Urbild der Künste, an unser aller Lehrmeisterin: die Natur; warum mußten es gerade die Griechen sein?

Die diesen billigen Vorwurf erheben, und von ihrem erhabenen Standpunkte einer fast überreifen Cultur herab jene Werkmeister einer neuen Zeit zurechtzuweisen sich berufen fühlen, haben nicht beachtet, daß noch niemals der Naturalismus, oder sagen wir modern: das Studium der Natur, an der Wiege einer werdenden Kunst stand. Sowie das Kind bei seinen ersten künstlerischen Versuchen nicht direct an die Natur anknüpft, sondern seinen Formenschatz aus dem Niederschlag der Erinnerung und in Anlehnung an ihn bekannte Lösungen ähnlicher Versuche bestreitet, und nicht naturalistisch, sondern streng stilisirend zu Wege geht, ebenso verfährt eine in den Anfängen stehende Kunst. Sie hat noch kaum das Organ, um die Natur selbständig zu erfassen — dies setzt schon eine reiche, künstlerische Tradition und eine große Uebung und Sicherheit des Auges wie der Hand voraus, kann also schon darum nicht am Beginn, sondern erst auf einer höheren Staffel der Kunstentwicklung gesucht werden. Die junge Kunst muß also Anlehnung an die gerade in höchster Geltung stehenden und bequem zugänglichen Vorbilder suchen. Das war aber damals die Antike — die Griechen, wie man meinte — so für die Kunst wie für die Literatur. Hatte sich nicht einst die hellenische Kunst so an die orientalisch-ägyptische angelehnt? Knüpften nicht die Italiener des Trecento unbefangen an die altüberlieferte Kunstweise an, sie erst leise modificirend, bis die Meister des Quattrocento sich stark genug fühlten, ihrer Kunst durch einen kräftigen Naturalismus frisches Blut zuzuführen?

Nächst der Antike aber mußte die italienische Hochrenaissance, die reife, ausgebildete Formenwelt eines Raffael, Michelangelo und deren Nachfolger maßgebend sein, denn auch dort war eine fertige, in sich geschlossene Kunst, die zudem unserem Empfinden so viel näher stand. Damit steht nicht im Widerspruch, daß die sogenannten Nazarener, ein Overbeck, Veit und Gesinnungsgenossen auch einer gewissen präraffaelischen Kunst Einfluß auf ihr Schaffen einräumten. Für ihre Sinnesweise, für die eigenthümlich süßliche Frömmelei, der sie Ausdruck zu geben suchten, fanden sie eben auch da bequeme Muster, die, wie Perugino, jene äußere Sicherheit, jenes virtuose Formgefühl aufwiesen, das einer jungen, schüchtern sich regenden Kunst wohl imponiren mußte.

Wir also haben kein Recht, jenen Neubegründern unserer Kunst ihre classicistischen Neigungen zum Vorwurf zu machen. Wohl aber dürften sie, die nur durch den natürlichen Lauf der Dinge jener uns so akademisch an-

muthenden Richtung zugeführt wurden, auf ihre Enkel geringschätzig herabsehen, wenn sie etwa finden sollten, daß ein ganzes Jahrhundert nicht vermocht hätte, uns aus der Abhängigkeit der Vorbilder zu befreien und uns auf eigene Füße zu stellen; wenn sie bemerken müßten, daß wir immer noch Formidealen nachstrebten, die unter ganz anderen Verhältnissen und Vorbedingungen, zu ganz anderen Zwecken organisch erwachsen, bei uns immer ein fremdes Reis auf heimischem Stamm bleiben — wenn sie etwa fänden, daß unser Geschmack nicht über die einst erklärliche Vorliebe für schöne Linien, sorgfältig geglätteten Vortrag, für die Pose und das griechische Profil hinaus gekommen wäre.

Dem ist zum Glück nicht so. Diejenige Kategorie des kunstgenießenden Publicums, die ihr Urtheil auf solchen Grundlagen construirt, bildet ja nur einen Bruchtheil, obschon einen recht beträchtlichen. Die Kunst bleibt so wenig stehen wie die allgemeine Cultur, und der Geschmack sollte sich nicht mit ihnen ändern? Unsere Kunstconservativen mögen noch so fest in ihren lieben, alten Gewohnheiten stecken — gelernt haben sie unbewußt (und gewiß unfreiwillig) doch.

Nun hat sich in der Kunst allmälig eine neue, intensivere Naturauffassung Bahn gebrochen, die nur zum Theil in jenen Auswüchsen sich auslebte, die uns als extremer, moderner Naturalismus mit seinen Kohlfeldern und Armeleutebildern in unliebsamer Erinnerung steht, im Uebrigen aber, zu einem kraftvollen Realismus geläutert, unmerklich unser Aller Auffassung der Außenwelt umformte, und selbst die Widerwilligen, die um ein Menschenalter Zurückgebliebenen, mindestens beeinflußte. Was aber heute in der Kunst sich vollzieht, wird alsbald vor die Augen des Volkes gebracht. Alle künstlerischen Bestrebungen und Richtungen vereinigen sich zu friedlichem Wettstreit auf den Massenkunstmärkten, den sogenannten akademischen Ausstellungen. Wenn da der Kunstphilister zwischen allem dem modernen Greuel gelegentlich auch einem gesinnungsverwandten Künstler begegnet, an dessen Werk sein beklemmtes Gemüth sich aufrichten kann; wenn er zum Trost entdeckt, daß seine alten Lieblinge nicht ohne pietätvollen Nachwuchs geblieben sind — so mußte er schon bei seinen Irrfahrten durch die kunststarrenden Säle des Ausstellungsgebäudes so viel neue Eindrücke in sich aufnehmen, daß eine mehr als menschliche Widerstandskraft dazu gehörte, wenn sich nicht auf Grund solcher, sich zudem im Laufe des Jahres wiederholender Erfahrungen ein leiser Umschwung der antiquirten Kunstanschauungen in ihm vollzöge. Denn den großen Ausstellungen secundiren die Jahr aus Jahr ein geöffneten localen Ausstellungen, deren fast jede größere Stadt eine in ihren Mauern herbergt. Wollen wir die Kunst nicht aufsuchen, scheuen wir die Reise zu ihr, so kommt sie zu uns. Die akademischen Kunstmärkte ergießen nach ihrem Schluß den ganzen Segen des unverkauft Gebliebenen, d. h. des größeren Theils ihres Inhalts, über das ganze Land. Und wer fern von der Stadt lebt, dem tragen die illustrirten Zeitschriften, selbst die harmlosesten Familienblätter, die neuesten Errungenschaften auch der Kunst in sein entlegenes Heim. Durchwandelt er dann einmal einen der Kunsttempel, die zu Ehren auch der gleichzeitigen Kunst in stetig wachsender Zahl als ein Zeichen steigender Cultur in unserem Vater=

lande sich erheben, so setzt ihm auch da der neue Geist zu, dem sich, wenn auch mitunter zögernd, die geweihten Pforten geöffnet haben.

Wenn unter dem lauten und leisen Andrängen der modernen Gedanken und Formen sich auch das zähe Kunsturtheil dieser Kategorie umwandelt, so kann es sich doch niemals freien Herzens zum Stand der jeweilig erreichten Kunstentwicklung aufschwingen, denn allzuweit rückwärts liegen seine Ideale. Man kann nicht einmal sagen, das ewige „gestern" liefere ihm den Maßstab für das „heute," sondern das auf fremdem Boden in einem anders gearteten Volksthum Erwachsene. Diese Conservativen möchten ja unsere Kunst am liebsten in Formeln zwängen, die einst, für einen bestimmten Gefühlsinhalt ausgeprägt, in ihren Grundlagen wahr und schön, durch die gedankenlose Uebertragung und Wiederholung aber zur Lüge geworden sind.

Und nun wäre wohl der Punkt erreicht, wo ich von der großen Kategorie der mit Vorliebe kunstsinnig Genannten zu reden hätte. Unter welches Schlagwort soll ich diese unterbringen? Soll ich sagen: die Gebildeten? Aber auch unter der Kategorie der Altmodischen ist gar Mancher, dem wir das Prädikat „gebildet" nicht absprechen können. Wer ist denn gebildet? Doch nicht Derjenige, der viel gesehen, gehört, gelesen und mit leidlicher Sicherheit einige Urtheile anzubringen weiß, die doch selten seinem eigenen Nachdenken entstammen; sondern nur der, der das, was in jener Weise an ihn herangetreten ist, ob es nun viel oder wenig, aber Gutes war, innerlich verarbeitet, unter einander und mit seinem übrigen Bildungsbestand in organischen Zusammenhang gebracht, kurz zu einem Theil seines Wesens gemacht hat. Der Besitz der Bildung kann nicht das ausschlaggebende Merkmal unserer Kategorie sein.

Oder soll ich uns nennen: die Modernen? Wir müssen uns über die Bedeutung des Wortes verständigen. Soll es nur die Leute umfassen, die ihr Urtheil aus der allerneuesten Kunst abstrahirt haben und alles weiter Zurückliegende mit diesem Maßstab messen, so ist die Bedeutung zu eng genommen. Wohl gibt es viele solcher Leute, Doctrinäre, die die Schlagworte der Malerateliers in ein System zu bringen suchen und in pikantem Jargon vorzutragen verstehen. Und wohl finden sie in unserer sensationslüsternen Zeit eine zahlreiche Gefolgschaft, die in dithyrambischer Begeisterung in ihr fiat lux einstimmt. Aber nicht Jeder, der in München das Mekka der deutschen Kunst erblickt, mag im Impressionismus, im Pleinairismus, im Japonismus mehr als Episoden, Blasen, die der gährende Zeitgeist aufwarf, erkennen. Und Mancher andererseits, der überzeugter Bekenner des gar zu durchsichtigen Sophismus ist, wonach es für unser Auge keinen scharf begrenzten Umriß, ja keine gerade Linie gebe, der also nur noch malerisch verschwommene Farbenflächen gelten läßt, möchte die antikisirenden, wesentlich durch Umriß wirkenden Zeichnungen eines Karstens und Genelli doch nicht preisgeben. Andere wieder, die wenigstens das bekannte Verdict König Ludwig's „ein Maler muß malen können" zum Wahlspruch erhoben haben, haben sich doch so viel Objectivität des Blickes gewahrt, um in Cornelius' gewaltigen und auch gewalt=

samen Schöpfungen etwas mehr als Zeugen des Verfalls zu erkennen. — Sie Alle aber haben wir doch auch in unsere Kategorie einzuschließen.

Und es gehört auch die Schar jener hierher, die als wahre Bildungsnomaden von einer Vorlesung in die andere pilgern, um mit den vereinzelt aufgefangenen Schlagworten hausiren zu gehen. Die Aermsten, die heute auf Raffael schwören, um morgen vor der allerneusten Offenbarung des Pinsels zerknirscht Abbitte zu thun, die, bevor sie zu eigener Ueberzeugung durchgedrungen, ohne Gnade der Leitung der berufsmäßigen Kritiker, der sogenannten Kunstschreiber, anheimgefallen sind und nun alle jene Wandlungen an sich mit erleben müssen, denen eine haltungslose Presse in geradezu fieberhaft raschem Wechsel unterliegt.

Das Alles ist eminent modern. Und insofern dürfte die Bezeichnung passen. Sie paßt aber noch weiter, insofern gerade der Theil der Gesellschaft hierher gehört, der so recht der Repräsentant des modernen Lebens ist, dieses schäumenden Hexenkessels, in dem Altes und Neues, Lebensfähiges und Abgestorbenes, ideale Begeisterung und glaubenslose Heuchelei in unlösbarem Gewirre durcheinanderbrodeln. Diese Kategorie also recrutirt sich aus allen Classen und bringt die Vorurtheile von allen mit. Sie ist aufgewachsen in den Vorstellungen der Altmodischen. Die glatte, sogenannte akademische Manier beherrschte ihre Jugendeindrücke und beherrscht das Urtheil unmerklich weiter. Die Italiener der Hochrenaissance, die Antike nach der Durchschnittsvorstellung geben den Kanon, nach dem sich ihr Urtheil richtet. Aber zwei Seelen wohnen, ach, in unserer Brust. Mit jenen retardirenden Mächten kämpft das Streben, uns frei zu machen. Eine Ahnung, daß, wie das gesammte Geistesleben, so auch die Kunst nicht stehen bleibe, sondern daß der moderne Geist danach ringe, auch in ihr sich ein Mittel zum Ausdruck dessen zu formen, was seinem eigensten Wesen angehört — die Ahnung, daß in diesem Ringen wirklich schon künstlerisch vollgültige Aeußerungen einer neuen Zeit vorliegen möchten, die verkannt zu haben unserem Bildungsstolz eine peinliche Niederlage bedeutete, sie zieht uns wieder zur modernen Kunst hin. Wer möchte auch gerne vor der Zeit innerlich alt werden? Der gefürchtete Zeitpunkt tritt aber dann ein, wenn wir die Fähigkeit einbüßen, Neues zu assimiliren. Wie schmerzlich, wenn uns zu spät das Bewußtsein käme, einst die eigene Zeit in ihren besten Offenbarungen verkannt zu haben — zu frühe gealtert zu sein!

Wie aber kommt eine solche innere Modernisirung zu Stande? Zum Theil, vielleicht sogar großentheils, unbewußt, — ganz wie bei der vorher geschilderten Kategorie durch die Aufnahme von Eindrücken moderner Kunst, denen wir auf Schritt und Tritt ausgesetzt sind. Zu einer Klärung der Vorstellungen kommt es freilich hierbei selten, weil dazu eben schon klare Gesichtspunkte vorausgesetzt werden, und weil jene Kunsteindrücke selbst nur ausnahmsweise ungemischt wirken. Wohl erwächst hieraus unseren öffentlichen Galerien die schöne Aufgabe, die Führung im Kampf des überlebten Alten mit dem aufstrebenden Neuen zu übernehmen, indem sie, gewissermaßen dem Urtheil kommender Zeiten vorgreifend, schon jetzt eine Auslese des Lebensfähigen in

der gleichzeitigen Kunst veranstalten und vor Augen stellen. Aber sie vermögen diese Aufgabe aus verschiedenen Gründen nur mangelhaft zu erfüllen. Vor Allem, weil sie selbst nur Ergebnisse von Compromissen darstellen. Gewöhnlich geht ja an solchen Anstalten die Initiative von einem vorwärts drängenden Element aus, dem sich eine Corona bedächtiger, der neueren Kunst mißtrauisch gegenüberstehenden Männer als nothwendiges Gegengewicht an die Sohlen heftet. Ein Name muß schon recht eindringlich laut und oft genannt worden sein, bevor er hier gehört wird; und der solidest begründete Künstlerruhm schützt nicht vor einer entschiedenen Zurückweisung. Wenn im Allgemeinen die Erfahrung gilt, daß nichts zur Erlangung eines sicheren Kunsturtheils mehr beitrage, als das eigene Kaufen von Kunstwerken, so trifft das natürlich nicht bei einem Collegium zu, dessen Mitglieder niemals ihr Votum weiter zu vertreten haben. Auch wohl nicht bei dem Parvenü, der sich auf fremden Rath hin seine Galerie gründet. Und ich möchte ferner nicht die Vorstellung erwecken, als ob mit dem Kauf von ein, zwei Bildern der Kenner fertig sei, und im Uebrigen der Besitz genügender Kenntnisse in einem wissenschaftlichen Fach den glücklichen Käufer befähige oder gar ermächtige, etwa über Rembrandt und Rubens sich abschätzig zu äußern. Aber das eigene Kaufen nöthigt uns, einem Kunstwerk weit tiefer und aufmerksamer in die Augen zu sehen, als es beim Durchwandeln einer Ausstellung oder Galerie zu geschehen pflegt, wo der Beschauer im Bewußtsein, Niemandem Rechenschaft von seinen Eindrücken ablegen zu müssen, mehr dem Schmetterling gleicht, der von Blume zu Blume flattert, als der Biene, die Honig einsammelt. Daß aber auch das Kaufen, sogar das fortgesetzte Sammeln von Bildern keine Universalgarantie eines untrüglichen Urtheils sei, wenn die Natur die nothwendigen Grundlagen versagt hatte, lehrt freilich das Beispiel des Grafen Schack, des Urbildes eines modernen Maecens, dem als Beleg der grausamen Ironie des Schicksals, wenn wir den neuesten Indiscretionen der Presse Glauben schenken dürfen, ein Lenbach auf Grund sprechender Belege die vielgerühmte Eigenschaft eines Kenners, ja am liebsten überhaupt alles Kunstverständniß absprechen und nur das immerhin nicht kleine Verdienst zuerkennen möchte, eine Anzahl deutscher Künstler vom Verhungern gerettet zu haben.

Dennoch übertrifft, unter sonst gleichen Bedingungen, das Kaufen, das Einstehen mit dem Geldbeutel oder der Reputation für eine Erwerbung, an erziehender Kraft sogar den Beruf des Kritikers mit dessen Verpflichtung, öffentlich mit Mund und Feder für seine Meinung einzustehen. Im ersteren Falle steht das betreffende Kunstwerk als stete Mahnung, als ein Prüfstein unseres Urtheils fortwährend vor Augen, wogegen die Objecte, die nur eine Kritik über sich haben ergehen lassen müssen, in buntem Wechsel kommen und gehen, und ein verkehrtes Urtheil hier keine ernsten Folgen, wenigstens keine unmittelbar fühlbaren, nach sich zu ziehen scheint.

Vielleicht erscheint diese Ansicht im Widerspruch zu der Schätzung, die vielfach die öffentliche Kritik genießt. Ich gebe zu, daß das Amt des Kritikers, richtig und tief erfaßt und in idealer Gesinnung ausgeübt, doch der sicherste Weg zum rechten Urtheil sein könnte. Aber eine fruchtbare öffentliche

Kritik gedeiht nur auf Grund mehrerer Voraussetzungen, die weder einzeln noch gar in Verbindung so häufig zutreffen. Zunächst sollte man eine sachgemäße Vorbildung erwarten. Aber man begnügt sich noch öfter lediglich mit einer gewissen schriftstellerischen Gewandtheit; im Uebrigen heißt es: die Kunst gehört Allen, und das Kunstwerk ist vogelfrei. Gleichwohl, nehmen wir Kenntnisse, treffendes Urtheil, guten Willen beim Kritiker als vorhanden an, so hat er noch mit einer höheren Instanz zu rechnen. Er schreibt für ein Blatt, das gewisse kunsthändlerische oder Verlags-Interessen zu vertreten hat, oder das im Dienst einer politischen Partei steht. Dort muthet man ihm Rücksichtnahme auf die Firma zu, hier wünscht man die Tonart seiner Kritiken auf diejenige der politischen Partei gestimmt.

Und noch ein Umstand kommt hinzu, um die Kritik häufig genug zu discreditiren. Keiner, der unsere Kunstzustände einige Jahre hindurch verfolgt hat, mag er mit Sympathie oder Antipathie dem Schauspiel zugesehen haben, wird sich der Einsicht verschlossen haben, daß hier in der That eine sehr lebhafte, intensive Entwicklung stattfinde, eine Regsamkeit der Kräfte, ein Wetteifer auf allen Gebieten der bildenden Kunst, nur vergleichbar jenem Kampf der Geister vor 100 Jahren, aus dem unsere klassische Literatur erwuchs. Dabei wechseln fortwährend die Ziele, Richtungen, Schlagworte und Führer. Parteiungen entstehen, getragen von der ganzen heißen Leidenschaft des der Entscheidung zustrebenden Kampfes, so daß man wohl begreift, wie ein gefeierter, ganz außerhalb des Streites stehender Künstler im Unmuth von jenen Wortführern sagen konnte: „sie haben eine Unlust und eine Uebereilung in uns hineingebracht, die zu einer großen Anspannung weder Ruhe noch Freude läßt. Wenn man doch abwarten wollte, statt Vorschriften zu machen. Eine feine Arbeit wächst heimlich!"

Aber freilich, wieviel persönliche Unabhängigkeit, gefestigte Ueberzeugung, geistige Ueberlegenheit gehört dazu, um in diesem Gewoge die innere Ruhe und Sicherheit zu wahren, die Derjenige bedarf, der einem gebildeten Publicum als Führer dienen will!

So also steht es um die Mächte, die an der Modernisirung unseres Kunsturtheils betheiligt sind. Eine verwirrende Fülle neuer Eindrücke von Kunstwerken einerseits, aus der in gewissen Abständen frappirende Charakterköpfe hervorragen, die untereinander die geringstmögliche Aehnlichkeit, es sei denn einen gemeinsamen Zug modernen Wesens, aufweisen; andererseits eine nicht minder verwirrende Fülle weit auseinandergehender Urtheile, nur selten durchzogen von klaren, wegweisenden Gesichtspunkten. Und wir mitten inne, führerlos im Kampf des Neuen mit dem Alten; unser eigenes Urtheil nur zu häufig ein Compromiß alter verblassender Erinnerungen und nicht abzuweisender moderner Tendenzen, zufälliger Stimmungen und verkehrt angewendeter Grundsätze. Unsere Lage wäre kläglich, wenn wirklich kein Ausweg wäre.

Aber darf ich diese Beobachtungen so verallgemeinern? findet sich nicht gerade unter uns Modernen ein Häuflein kunstliebender Leute, die ich schlechtweg die „Ernsthaften" nennen möchte, weil sie die Entwicklung der Dinge mit Ernst und ohne Vorurtheil und innerlich so wohl gerüstet beobachten, daß sie

auch zu überraschenden neuen Erscheinungen allmälig ein inneres Verhältniß gewinnen; Leute, denen die alte Kunst ein unentbehrliches Culturelement ist, und die gleichwohl mit warmem Herzen zur modernen stehen; Leute, denen die Vergangenheit und Gegenwart nicht durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt zu sein scheint, sondern die unbefangenen Blickes die tausend Fäden erkennen, die von jener zu dieser herüberleiten und uns das Verständniß für das Organische, Gesetzmäßige und Bleibende erschließen? Befragen wir doch einmal diese — wie der Dichter sagt: „die Wenigen, die was davon erkannt," ob sie uns nicht den Weg weisen können, auf dem auch wir zu der festen Grundlage gelangen, die uns die Sicherheit und Unbefangenheit des Urtheils gewährleistet, deren wir den neuen, oftmals so befremdenden Erscheinungen der modernen Kunst gegenüber so dringend bedürfen.

Sie lehren uns weder Geheimmittel noch Universalrecepte oder bequeme Formeln, die sich ohne weiteres Nachdenken dem Einzelfall anpassen lassen. Wir werden auch nicht auf Bücher vertröstet. Wir erfahren im Gegentheil, daß die rein theoretische Literatur uns in diesen praktischen Fragen nicht minder im Stiche läßt als die Tageskritik. Vielmehr werden wir zunächst an die Lehren der Kunstgeschichte verwiesen, die uns aber in ganz anderem Sinne fruchtbar gedeutet werden, als es gewöhnlich angenommen zu werden pflegt [1]). Es gab wohl eine Zeit, wo die Kunst der Vergangenheit die Geister derart in Bann hielt, daß man zu ihr wie nach einem verlorenen Paradies zurückschaute, daß die Hauptwerke der Alten wie höchste Leitsterne erschienen, denen man wohl zustreben könne, aber die zu erreichen keine Hoffnung sei. So wurden die eigenen Kräfte schon bei der ersten leisen Regung halb gelähmt; denn zum kräftigen Wagen fehlte der frohe Glaube an das Gelingen. Man hatte an der Vergangenheit eine hemmende Fessel, nicht ein förderndes Maß gewonnen. — Kein Wunder, daß, nachdem erst das künstlerische Vermögen wieder erstarkt war, ein jüngeres, thatendurstiges Geschlecht nicht nur die Fessel abstreifte, sondern, wie eine jede jugendfrische Bewegung, leicht über das Ziel schießt, die ganze Vergangenheit der Kunst ignoriren zu dürfen glaubte. Man meinte, sich auf sich selbst und auf die Natur verlassen zu können. Man hat inzwischen eingesehen, daß hierzu schon ein ziemlich fertiger Künstler gehöre. Und unsere Ernsthaften haben Recht behalten, als sie trotzdem an ihrem erprobten Maßstab festhielten. Denn kein Menschenwerk ist etwas Absolutes, es hat Vorgänger, und ist selbst nur das jeweilige Endglied einer weit rückwärts zu verfolgenden Reihe. Darum kann auch kein Werk absolut, das heißt gänzlich losgelöst aus diesem Zusammenhang, beurtheilt werden. Es ist eine irreführende Redewendung, wenn behauptet wird, jedes Werk trage seinen Maßstab in sich. So trägt auch jeder Charakter seinen Maßstab in sich, und doch kann er auf seinen Werth und das Recht seiner Eigenart, also des Neuen in ihm, nur mittelst des Vergleiches mit anderen verwandten Charakteren geprüft werden. In der Kunst aber haben wir einen solchen

[1]) Ich brauche wohl kaum zu bemerken, daß ich im Weiteren den Andeutungen folge, die Woermann in seiner Schrift, „Was uns die Kunstgeschichte lehrt", gegeben hat.

Maßstab an den Werken der Vergangenheit. So sagen unsere ernsthaften Leute; mögen sie uns auch weiter sagen, wie wir diesen Maßstab gewinnen, und wie wir ihn anzuwenden haben.

Nun wissen wir, daß die künstlerische Production der letzten 4—5 Jahrhunderte eine ungemessen große gewesen. Das auf uns Gekommene stellt nur einen Bruchtheil dar. Im großen Sieb der Zeiten ist der Weizen von der Spreu gesondert worden. Das Minderwerthige ließ man verkommen, das Gute suchte man nach Möglichkeit zu erhalten. Was wir heute von älterer Kunst vor Augen haben, hat zum Theil die Probe der Kritik mehrerer Jahrhunderte bestanden. Es sind darunter Werke, die sich allem Wechsel der Anschauungen und des Geschmackes zum Trotz in höchster Werthschätzung erhalten haben. Sie stellen den Höhepunkt dar, zu dem sich das künstlerische Genie ihrer Zeit und ihres Volkes aufgeschwungen.

Wenn wir diese zu Rathe ziehen, wenn wir die Elemente auffinden könnten, denen sie ihre Unvergänglichkeit verdanken, sollten wir daraus nicht die ersehnte Unterlage für unser Urtheil, den Maßstab gewinnen, den wir dem Neuen anlegen dürften, nicht um dieses zu beengen, zu schulmeistern, sondern um uns klar zu machen, worin das Neue vom Alten abweiche, wo und wie weit es über dieses hinausrage, oder unter seinem Maß zurückbleibe?

Ich wähle zu diesem Versuch aus der Fülle nur fünf Meister aus, deren Werke in guten Nachbildungen leicht zugänglich sind. Nenne ich den Genter Altar der Brüder Hubert und Jan van Eyck, dann etwa Botticelli's Allegorie auf den Frühling, Albrecht Dürer's vier Apostel, Raffael's Disputa und Rembrandt's Schützenauszug, so glaube ich in der That Höhepunkte der Malerei dreier Jahrhunderte und Völker ausgewählt zu haben, denen unser subjectives Urtheil an Werth nichts zufügen, noch wegnehmen kann. Und unsere Ernsthaften werden mir beistimmen, wenn ich behaupte, an solchen erprobten Werken, denen wir vermöge des großen zeitlichen Abstandes mit der erforderlichen Objectivität gegenüber stehen, muß es sich zeigen, ob uns ein Maßstab auch für die neuere Kunst gegeben ist, und wie weit seine Anwendbarkeit reiche.

Was uns zuerst in die Augen fällt, ist freilich ein Negatives: der flüchtige Vergleich dieser Bilder offenbart eine äußere und innere Unähnlichkeit, die kaum größer gedacht werden kann.

Was hat Botticelli's köstlicher Ueberschwang der Phantastik in Verbindung mit einer unnachahmlichen herben Anmuth gemein mit den van Eyck, mit jener biederen Gewissenhaftigkeit im Einzelnen, jener selbstlosen Hingabe an die Erscheinung, jener liebevollen Vertiefung, für die der Grashalm, das Blümlein auf der Wiese die gleiche Wichtigkeit hat, wie die Gestalt Gottvaters auf seinem Throne?

Was verbindet Albrecht Dürer's wie aus Granit gemeißelte, von innerem Feuer durchglühte Gestalten mit denen Rembrandt's, die entweder von magischem Licht umspielt, oder in geheimnißvolles Helldunkel getaucht, einer ganz anderen Welt anzugehören scheinen?

Und wo endlich ist die Brücke, die von ihnen hinführt zur himmlischen Hoheit, zum Schwung und Adel der Linien eines Raffael?

Der Leser ahnt schon, wo der Vergleich hinaus will, wo die vorbildliche Bedeutung dieser Werke steckt. Es wäre ungereimt, sie in dem landläufigen Sinne als Muster aufzustellen und zu verlangen, ein Raffael hätte mit der peinlichen Genauigkeit der van Eyck malen, ein Rembrandt sich Dürer's Pathos und dessen mitunter krause, aber plastische Formensprache aneignen sollen. Damit hätte Jeder gerade mit sein Bestes, seine künstlerische Eigenart, das was seine Werke zu seinem Eigenthum stempelt, einer Illusion zu Liebe aufgeben müssen. Denn darin liegt zunächst ihre Größe, daß Jeder treu blieb sich selbst, dem besonderen künstlerischen Genius, den ihm die Natur mitgegeben; daß er die ihm eigenen Gaben zur möglichst erreichbaren Vollendung ausbildete, und nicht danach strebte, äußerlich einem Andern gleich zu werden. Dann aber darin, daß Jeder auch seinem Werk die gleiche Treue bewies, d. h. auch ihm die Vollendung zu Theil werden ließ, die dazu gehörte, den künstlerischen Gedanken ganz und gar zur Erscheinung zu bringen. Daß sie ferner treu waren ihrer Zeit und ihrem Volk.

Jede Zeit hat ihre besondere Anschauungs- und noch mehr ihre besondere Ausdrucksweise. Und es gehört die ganze Ueberkultur eines müden, kritisch-wissenschaftlichen Geschlechtes dazu, seinen Stolz darein zu setzen, in den Anschauungen und Formen dahingegangener Zeiten und Meister zu bilden.

Aber nicht nur jede Zeit, auch jede Nation pflegt innerhalb dieser Zeit die Strahlen der Schönheit und Wahrheit in ihrem besonderen Prisma aufzufangen und auf eigene Weise zu zerlegen. Auch darin bethätigen jene Meister ihre Größe, daß sie ihre Zeit und ihr Volksthum mit Kraft und Treue widerspiegeln. Wohl waren ein Botticelli, ein Raffael mit den niederländischen Meistern bekannt, deren Bilder zu Andachtszwecken häufig genug nach Italien eingeführt wurden. Trotzdem verräth keine Spur, daß deren Ruhm und Meisterschaft sie in ihrem eigenen Schaffen beirrt hätte. Und wohl hatte ein Dürer sich in Venedig gründlich umgesehen und auch mit Mantegna's Kunst vertraut gemacht. Aber was er etwa an fremden Motiven in sich aufgenommen, hat er so durch und durch sich zu eigen gemacht, in sich umgeschaffen, daß es uns anmuthet wie unter dem bleicheren Himmel des Nordens geboren.

Ueber die Zeiten und Künstler, in denen fremdes Volksthum übermächtig geworden, hat die Geschichte ein strenges Gericht gehalten, was uns heute natürlich nicht abhielt, dem Trugbild einer internationalen Kunst wieder nachzujagen. Aber das Beste an einer urwüchsigen nationalen Kunst ist gar nicht übertragbar. Ebensowenig als das, was die Eigenart eines Meisters ausmacht. Alle solche Versuche sind noch immer zum Unsegen für die Nachahmer, die Einzelnen sowohl als ganze Perioden, ausgeschlagen.

Es gewährt einen hohen Reiz, zu beobachten, wie fest die großen Meister auf ihrer Eigenart beharren; unbewußt; frei von jeder Originalitätssucht; nur bemüht, jedes Mal ihr Bestes zu geben, ihre Sache so gut zu machen, als sie können; und immer nur das anzustreben, was ihrer Natur angemessen

war. Dürer drückt dies schön aus: „den heimlichen Schatz des Herzens offenbaren“; Fremdes aber abzulehnen, wenn es nicht in ihrer Anschauungsweise aufgehen wollte.

Kein Wunder, wenn das Studium solcher Meister ganz besonders empfindlich und unduldsam macht gegen alles Unwahre, Anempfundene, Unechte. Aber es stimmt auch wieder versöhnlich gegen menschliche Schwächen, wenn wir erfahren, wie hart die Welt jene Meister zuweilen ihr stolzes Beharren auf sich selbst büßen ließ. Möge statt naheliegender moderner Beispiele dasjenige Rembrandt's dienen, dem es beschieden war, die Wahrheit des Satzes an sich zu erproben, daß keine Zeit eine über das gewöhnliche Maß hinausragende Kraft auf die Dauer ertragen mag; daß immerfort die Mittelmäßigkeit bestrebt ist, das gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen. Solange Rembrandt's Kunst nur eine Steigerung der gewohnten bedeutete, solange ward er von der Mode getragen. Sobald aber sein Genius sich selbst gefunden hatte, sobald seine Kunst sich zu jener souveränen Meisterschaft erhob, zu der wir heute mit scheuer Bewunderung aufblicken, war es vorbei mit seiner Herrschaft. Das in seiner Behaglichkeit gestörte Philisterium ließ ihn fallen und wandte sich den glatteren Akademikern zu, die bald den eleganten Eklektikern weichen mußten. Die Nachwelt zwar hat Rembrandt Recht gegeben, aber die Mitlebenden haben ihm den Lebensabend verbittert, weil er sein künstlerisches Recht behauptete, die Natur mit eigenen Augen zu erfassen.

Ich sage: sein künstlerisches Recht, und möchte damit einem landläufigen Irrthum entgegentreten, in den Laien so leicht verfallen, wenn sie meinen, einen Künstler durch ihre eigene Naturanschauung, oder das, was sie dafür halten, corrigiren zu müssen, bevor sie sich klar geworden, ob die abweichende Auffassung des Künstlers nicht eine gewollte war; vor Allem aber, ob diesem mit der unseren — vielleicht correcteren — für seine Zwecke denn auch gedient sei. Der tüchtige Künstler bewährt sich gerade dadurch, daß er den Beschauer nöthigt, die Natur so wie er, mit Künstlers Augen zu sehen.

Die Natur aber ist und bleibt der Urgrund aller Kunst. Das bekennt der große Leonardo da Vinci in dem Ausspruch: „Ich sage den Malern, daß Keiner jemals die Manier eines Anderen nachahmen soll, weil er in diesem Fall in Bezug auf die Kunst nur ein Enkel, nicht ein Sohn der Natur genannt werden wird.“ Nennt er doch die Kunst geradezu „die Tochter der Natur“. Und sagt nicht Dürer: „wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur; wer sie heraus kann reißen, der hat sie.“ So zieht sich denn auch die Bewunderung der Laien über den erreichten Grad der Naturwahrheit eines Meisters durch die ganze Kunstgeschichte, recht zum Beleg, daß die künstlerische Naturanschauung eine Sache der Bildung, keine angeborene Gabe sei; denn die Natur ist dieselbe geblieben durch alle die Jahrhunderte. Und wie verhält sich doch die einst so hoch gepriesene Naturwahrheit in den Werken eines Giotto zu derjenigen, die etwa aus Rembrandt's Bildern zu uns spricht! —

So ließe sich die Betrachtung der Geschichte ins Endlose fortsetzen. Je mehr wir uns darein vertiefen, desto reicher wird der Ertrag, der für die

Bildung unseres Urtheils von grundlegender Bedeutung sein kann, wenn er richtig verwerthet wird.

Das erkennen wir ja gerade am Urtheil jener mystischen Gemeinde unserer Ernsthaften. Diese haben sich nur im vertrauten Umgang mit den Werken der alten großen Meister jene Feinfühligkeit erworben, die ihnen beim Anblick eines neuen Werkes alsbald die Ahnung, wenn nicht die Gewißheit einflößt, ob ihm eine bedeutende und berechtigte Eigenart zu Grunde liege oder nicht. Sie haben sich in jener Schule den Respect für alles positive Schaffen erworben, aus dem das Wohlwollen fließt, das von allem vorschnellen Aburtheilen zurückhält. Sie haben dort gelernt, das Bedeutende, sogar das nicht Sympathische, zuerst ruhig auf sich wirken zu lassen, lieber eine Urtheilsbildung auf günstigere Gelegenheit, für die Zeit umfassenderer Kenntniß eines vielleicht eben neu auftauchenden Künstlers, hinauszuschieben, als sich selbst einer unbescheidenen Voreiligkeit zeihen zu müssen. Sie haben ferner daraus die nicht minder wichtige, für Manche so schwer eingängliche, wenn nicht geradezu schmerzliche Erkenntniß geschöpft, daß es eine Grenze gebe, bis zu welcher ein Kunstwerk dem eindringenden Forschen Rede und Antwort steht; und entschlossen stimmen sie Puvis' de Chavannes, Frankreichs gefeiertstem Monumentalmaler bei, der die Grübler belehrt: Il n'y a qu'à regarder le tableau bien en face, tranquillement et jamais par derrière où le peintre n'a rien caché — zur Warnung für Diejenigen, die der Neigung nicht widerstehen, Allerlei, besonders ihre eigenen Gefühle und Stimmungen in ein Bild hineinzugeheimnissen. Sie haben endlich sich aus der Betrachtung der Vergangenheit die Lehre gezogen, daß der menschliche Geist auch in der Form seiner künstlerischen Aeußerungen nicht stehen bleiben, nicht beim Alten beharren kann; dies bewahrt sie vor der thörichten Neigung, die Kunst zurückschrauben zu wollen. Auch in der Kunst will sich der Geist unserer Zeit, unseres Volkes aussprechen; in ihr sucht er sich bleibende Formen zu gestalten. Da gilt es denn, in steter Fühlung mit diesem Geist zu bleiben. Und wir wollen unseren ernsthaften Leuten gerne ihr altkluges Besserwissen verzeihen, wenn sie uns damit auf den Weg leiten, auf dem wir zum Verständniß dessen durchdringen, wie die edleren, unvergänglichen Elemente dieses neuen Geistes, dessen Kinder wir doch Alle sind, in unserer Kunst ihren vollwerthigen Ausdruck finden.

Aus Eduard Zeller's Jugendjahren.

Von
Wilhelm Dilthey.

[Nachdruck untersagt.]

Am 12. Januar waren es fünfzig Jahre, daß Eduard Zeller Professor in Bern geworden ist; zwei Jahre danach (1849) folgte er einem Rufe nach Marburg, wirkte dann von 1862 ab zehn Jahre lang in Heidelberg; dann hat er seit 1872 der Berliner Universität angehört. — Es war eine Zeit außerordentlichen Glanzes der philosophischen Facultät, in welcher er hier zusammen wirkte mit Ranke und Mommsen, mit den großen Physikern Helmholtz und Kirchhoff, mit dem großen Mathematiker Weierstraß, mit Müllenhoff und Scherer. In voller Rüstigkeit, obwohl in hohem Greisenalter, bevor noch irgend eine Abnahme seiner Wirksamkeit zu spüren gewesen wäre, trat er von seiner Universitätsthätigkeit vor zwei Jahren zurück. Viele erinnern sich noch aus den neunziger Jahren der schlanken, geschmeidigen Gestalt mit dem scharf geschnittenen Gelehrtenantlitz, welches an Kant's Porträts aus dem Greisenalter erinnerte, wie sie elastischen, raschen Schrittes durch den Thiergarten die Linden entlang der Universität entgegen schritt. Viele haben noch in dieser Zeit seine Vorlesungen gehört, und Niemand von ihnen merkte in diesen ein Nachlassen seiner Kraft. In einigen wichtigen Vorgängen dieser letzten Zeit, wie bei dem Kampfe gegen den Entwurf des Zedlitz'schen Schulgesetzes, hatte er einen hervorragenden Einfluß geübt; in den wichtigsten Geschäften der Akademie und Universität war sein mildes, abgewogenes, die Gegensätze ausgleichendes und doch die Mitte der Sachen scharf erfassendes Wort bis auf den letzten Tag seiner Amtsführung stets von durchgreifender Wirkung; er aber wollte sein Amt und seinen Wirkungskreis verlassen, bevor irgend ein Nachlassen seiner Kräfte bemerkbar wurde. So ist er vor zwei Jahren in die Heimath nach Stuttgart zurückgekehrt; dort lebt er still thätig, von den Seinen umgeben, nun auch aufblühende Enkel um sich. Und wenn am 12. Januar, wie es dem Greisenalter natürlich ist, seine Gedanken zurückschweiften in die Jugendzeit, in die Vergangenheit, dann waren es wohl bedeutende Bilder, die in den stillen Stuttgarter Zimmern ihn besuchen mochten: „liebe Schatten ver=

gangener froher Tage". Denn ihm ist das unaussprechliche Glück beschieden gewesen, in früher Jugend, verbunden mit lebensfreudigen und geistesmächtigen Genossen und Freunden, an einem Kampfe um die geistige Freiheit der Menschheit theilzunehmen, der von der größten geschichtlichen Bedeutung gewesen ist.

Der modernen Sitte, Jubilaren der Wissenschaft ihre Verdienste in einem kleinen Auszuge vorzuhalten, möchte ich mich nicht anschließen; Zeller selbst würde gewiß einem Versuche hierzu mit seinem feinen Lächeln und einem scherzhaften Worte ausweichen; aber das ziemt sich wohl bei diesem Anlaß und wird auch sein Mißfallen nicht aufrufen, wenn ich diese nun lange hinter uns liegende große Bewegung, in deren Dienste er bis in seine männlichen Jahre thätig war, den Lehrer und die Freunde, die in ihr mit ihm zusammen wirkten, und seinen eigenen Antheil an derselben in flüchtig vorübereilenden Bildern den heutigen Lesern zurückzurufen suche. Hierbei enthalte ich mich natürlich jeder Discussion, jeder Auseinandersetzung über das Verhältniß der Ideen jener Tage zu der heutigen Lage von Religiosität und Wissenschaft; ich will nur erzählen.

Im Jahre 1826 war Ferdinand Christian Baur nach Tübingen gekommen. Er war in der ersten männlichen Kraft, in der Mitte der Dreißig; mit einer umfassenden religionsphilosophischen Arbeit war er zunächst hervorgetreten; diese war unter dem Einflusse des Heidelberger Mythologen Creuzer und der 1821 erschienenen Glaubenslehre Schleiermacher's entstanden. Er hatte in ihr auf das Studium der Religionen ein vergleichendes Verfahren angewandt. Die Gebräuche, den Cultus und die Lehren der jüdischen Religiosität hatte er hierbei, durch Vergleichung mit den sie umgebenden Religionen, in den allgemeinen geschichtlichen Zusammenhang einzureihen unternommen. Und eben als er sich nun so vor die Erforschung des Christenthums gestellt sah, als der innere Gang seiner religionsgeschichtlichen Forschung ihn diesem größten aller historischen Probleme entgegen führte: wurde er auf den theologischen Katheder seines ehemaligen Lehrers Bengel in Tübingen berufen; auch die äußeren Verhältnisse concentrirten so seine ganze Arbeitskraft auf die Untersuchung des Christenthums und seiner Geschichte. Achtzehn Jahre hindurch, bis zum Jahre 1844, legte er nun in methodisch vorschreitender Arbeit die Fundamente jenes Gebäudes von kritischen Combinationen, durch welche zuerst eine wissenschaftlich begründete Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte und der Entstehung des Dogma sowie der Kirche möglich gewesen ist. Zugleich vertiefte er sich in die ganze Entwicklung der christlichen Religiosität und theologischen Speculation während ihrer verschiedenen Epochen: überlegen allen bisherigen Geschichtschreibern des Christenthums in der Erkenntniß von der geschichtlichen Bedeutung der religiös-metaphysischen Bewußtseinsstellungen für die Menschheit, in dem Durchdenken der Dogmen von ihren religiösen und gedankenmäßigen Voraussetzungen bis in ihre letzten Consequenzen. Wo ein flacher Pragmatismus bisher Wortgezänk und eitle Streitigkeiten gesehen hatte, schaute er daher Gegensätze von der tiefsten Bedeutung für die Lebenswerthung und Lebenshaltung der Menschen. Hinter diesem Kampfe weltbewegender Ideen trat dem von Hegel geschulten Blick das Persönliche durch-

aus zurück. „Was durch die Vernunft ist, muß auch für die Vernunft sein“; „nicht bloß darauf kommt es an, was der Einzelne gesagt und gethan, sondern die ewigen Gedanken des ewigen Geistes, dessen Werk die Geschichte ist, in sich nachzudenken.“

Als Möhler, der geistvollste katholische Theologe der Zeit, in seiner Symbolik den Protestantismus angriff, und ein Sturm protestantischer Gegenschriften sich erhob: war doch die glänzendste Vertheidigung der altkirchlichen Lehre des Protestantismus die 1833 erschienene Schrift Baur's. Zum ersten Male zeigte sich damals sein außerordentliches Vermögen, Stufen der Religiosität, welche dem modernen Geiste fremd geworden sind, auch in ihren paradoxen Consequenzen verständlich zu machen. Ein innerer Zug führte ihn dann zur Gnosis, jenem merkwürdigen philosophisch-religiösen Phänomen der ersten christlichen Jahrhunderte, in welchem Christenthum, Judenthum und heidnische Religionen sich innerlich in dem aufgeregten religiösen Bewußtsein berührten und Verhältniß zu einander zu gewinnen suchten. Er glaubte, die älteste Religionsphilosophie in dieser Gnosis vor sich zu haben.

Aber seine Schrift über die Gnosis (1835) hatte in ihren letzten Abschnitten noch eine andere Bedeutung. Sie bereitete religionsphilosophisch seinen kritischen Standpunkt vor. In Fortführung des in einem lateinischen Programm bei seinem Amtsantritte und in Erläuterungen desselben Gesagten entwickelte sie den Gedanken, durch welchen die Tübinger Schule über Schleiermacher zu einem eigenen religions-philosophischen Standpunkt fortging und die in Hegel's Darstellung des Christenthums gelegene Unbestimmtheit aufhob. Schleiermacher hatte an den Anfang der Geschichte des Christenthums Christus als das verwirklichte Urbild der Menschheit gestellt; Baur sonderte diesen idealen von dem historischen Christus. Eben das, was für Schleiermacher untrennbar Eins war, zerlegte er. Ein Schnitt, der mitten durch das Herz des Schleiermacher'schen Systems ging. Und um nun die Entstehung dieses Christusideals verständlich zu machen, bediente er sich des Grundbegriffes der Schleiermacher'schen Glaubenslehre: nach diesem ist das religiöse Gemeindebewußtsein der Träger aller religiösen und theologischen Aussagen. Er verband diesen Begriff mit der Lehre Hegel's von den unpersönlichen, aus dem schöpferischen Vermögen der Menschheit entspringenden Ideen, welche die Zeitalter beherrschen. In dem Gemeindebewußtsein entsteht der ideale Christus, das Bewußtsein der Erlösung hat in diesem Ideal seinen Ausdruck, und hierdurch ist das Christenthum die absolute Religion. So stand Baur nun vor der weiteren Frage: „Mit welchem Rechte wird die Person Jesu von Nazareth mit dem Erlöser so identificirt, daß dieselben Begriffe, mit welchen der Erlöser gedacht werden muß, auch als Eigenschaften Jesu von Nazareth anzusehen sind?“ Und er fand, daß die Geschichte kein Mittel besitzt, diese Frage zu entscheiden. Ich habe diese etwas abstracten Sätze dargelegt, weil durch sie der ganze Standpunkt von Strauß bedingt wurde. Nur wenn man sie erwägt, erkennt man, wie ganz doch im wesentlichen Gehalt Strauß von Baur abhängig gewesen ist.

Doch hat Baur in diesen ersten Jahren zu Tübingen auch bereits die neue Methode gefunden, durch welche er den Quellen eine wirkliche Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte abgewann. Inmitten der Unsicherheit über den Ursprung der neutestamentlichen Schriften fand er den festen Punkt in den echten Bestandtheilen unserer Sammlung der Paulinischen Briefe. Dieselben zeigten ihm nun überall die Bedeutung des Kampfes zwischen Paulus und der juden-christlichen Partei für die ältesten christlichen Gemeindezustände. Sie ließen aber auch gewahren, daß diese Partei ihren Stützpunkt an den Aposteln selber fand, welche Christus um sich gesammelt hatte, zumal an Petrus. Die Autorität des Apostels Paulus wurde von diesen Judenchristen bestritten, da sein universalistisches Christenthum ihnen geradezu revolutionär erschien. Und diesem wirklichen Thatbestande gegenüber mußte Baur in der Apostelgeschichte eine absichtliche Umbildung der Geschichte erkennen. Indem er nun von den sicheren Paulinischen Briefen aus andere im neutestamentlichen Kanon enthaltene Schriften, wie zunächst die Pastoralbriefe der Paulinischen Briefsammlung, als unecht erkannte: trat in ihrer Verwerthung ein weiteres, höchst fruchtbares Moment seiner Methode hervor. Er schob die von ihm nicht anerkannten Schriften keineswegs als unbrauchbar zur Seite, sondern suchte ihre Entstehungszeit zu bestimmen und reihte sie, als wichtige literarische Denkmale der Geschichte des älteren Christenthums, in die historische Bewegung der Zeit ein. Und zwar waren sie ihm nicht bloße Aeußerungen erbaulichen Charakters, sondern in den kirchlichen Kämpfen selber entstanden, nahmen sie in deren Zusammenhang eine bestimmte Stellung ein. Und nun dienten ihm seine Studien über die Gnosis, auch hierüber hinaus zu greifen. Es war ein weiteres ertragreiches Moment seines Verfahrens, daß er außerhalb des Kanon gelegene Schriften, wie die Clementinischen Homilien, für das Verständniß der christlichen Bewegung verwerthete und mit den im Kanon befindlichen in Beziehung setzte. Indem Baur diese Gedanken in seinen Vorlesungen entwickelte, mußte er auf die Befähigtesten unter seinen Zuhörern eine Einwirkung üben, durch welche alle ihre bisherigen Vorstellungen umgeworfen wurden.

Unter ihnen befand sich Eduard Zeller. Er war 1814 geboren; in Maulbronn hat er seine Gymnasialzeit durchlebt; 1832 kam er als Student der Theologie in das Stift zu Tübingen. Was für Erinnerungen knüpfen sich an diese schwäbischen Unterrichtsanstalten! In dem kleinen Städtchen Blaubeuren, das, ein paar Stunden von Ulm, in der rauhen Gebirgsluft der schwäbischen Alb, von Bergen und Wäldern umgeben ist, liegt das stille Klostergebäude, in welchem die Reformation ein Gymnasium errichtet hat: hier bildete Baur als Lehrer seine ersten Gedanken aus; hier führte er den hellen hellenischen Geist des Aesthetikers Vischer in das Alterthum ein; hier knüpfte er als Lehrer zuerst jene Beziehung zu Strauß an, welche dann für die Erforschung des Christenthums von so bedeutungsvollen Folgen war. In Maulbronn, einer Anstalt desselben Charakters, knüpfte sich die erste Verbindung zwischen Zeller und Strauß, der dort ein Vierteljahr hindurch als Lehrer wirksam gewesen ist. Wer unsere jetzigen Gymnasialzustände kennt, der muß wohl neidisch werden, wenn er ver-

nimmt, in was für Studien die Klosterzöglinge in diesen Anstalten eingeführt wurden, wie selbständig ihre Gedanken und Beschäftigungen sich da entwickeln durften, und mit welchem Antheil die Lehrer sie dabei begleiteten. In Tübingen trat darauf Zeller als Student der Theologie in das Stift ein, und mit diesem Tübinger Stift blieb seine ganze Jugendgeschichte verwebt. Ein altes Augustinerkloster, das die Reformationszeit in ein Convict für ihre künftigen Geistlichen umwandelte; breite Räume; von den höheren Stockwerken aus blickt man auf die dunkelblaue Mauer der schwäbischen Alb, und unten liegt der heitere Neckar, bedeckt von Flößen und Booten, mit deren Führern die Stiftler in einem nie endenden, seit Menschengedenken entbrannten, lustigen Wortkriege leben. Hier haben Schelling und Hegel, Strauß, Vischer und Schwegler ihre Universitätsjahre verlebt. Und als nun Zeller in diesen Räumen zu studieren begann, trat ihm da die gewaltige Gestalt Ferdinand Christian Baur's entgegen. Alle Schüler dieses großen Begründers einer kritischen Geschichte des Urchristenthums sind erfüllt von dem einzigen Eindruck, welchen er machte. Eine ursprüngliche, ganz naive Genialität, ein nur auf seine große Aufgabe gerichteter Wille, eine unvergleichliche Arbeitskraft waren in ihm mit kindlicher moralischer Reinheit und ernster Frömmigkeit verbunden; er war alterthümlich ehrwürdig in seinem Wesen, so daß er wohl an die Reformatoren erinnern konnte, und doch ganz modern in dem autonomen Selbstgefühl des wissenschaftlichen, kritischen Geistes: „eine reine, hohe, strenge und doch so herzgut blickende Mannescrscheinung": so schildert ihn Vischer aus dieser Zeit. „Ich sehe ihn in unsere klösterliche Stube eintreten, um von unserem Fleiß sich zu überzeugen; im abendlich helldunklen Hintergrunde taucht aus der geöffneten Thür die hoch gebaute, schlicht-würdevoll schreitende Gestalt auf; wie ein Geist erschien er uns, an dem wir uns aufrichten, emporstrecken sollten." „Ich höre immer noch den Ton seiner Stimme, worin ein so zu Herzen gehender Klang der inneren Lauterkeit lag." Wie begreiflich ist es doch, auch nach einer inneren Verwandtschaft der Naturen, daß die Begegnung mit diesem Manne über Zeller's Leben entschied. Seine Forschungen sich anzueignen, zu unterstützen und fortzuführen: das wurde zunächst für ihn das Ideal seines künftigen Lebens.

Diese Einwirkung Baur's auf ihn wurde durch einen zweiten Einfluß zunächst nur unterstützt und gefördert, welchen ihm dieser Tübinger Studienaufenthalt brachte. War ihm Strauß flüchtig als Lehrer in Maulbronn begegnet, so fand er diesen nunmehr als Repetenten am Stifte wieder. David Strauß war nur sechs Jahre älter als Zeller; damals „eine hagere, aber stolz aufgeschossene Jünglingsgestalt mit dunkeln, großen Augen und schönen, altdeutschen Haaren, ein Johanneskopf". Wie verschieden war er von Baur! Gehörte er doch der nächsten Generation an, welche in der Lebens- und Weltansicht Schleiermacher's aufgewachsen war. Diesseitigkeit, ästhetische Werthung und Bejahung des Lebens — Etwas, das hinaus strebte aus klösterlichen Mauern in eine freiere Welt, ist in ihm fühlbar. Dazu kam seine besondere Art. Es war etwas Dichterisches in ihm. Aber seine Phantasie vermochte nicht in Gestalten sich auszuwirken; nicht einmal historischen Bildern

vermochte sie Blut und Leben einzuflößen, sie wirkte nur in wissenschaftlichen Gedanken. Er war neben Feuerbach der größte Stilist dieser revolutionären Zeit. Persönlich umgab ihn etwas Kühles, Einsames. Denn die Kritik war beständig in ihm rege. Zwischen seiner inneren Natur und der förmlichen Schwere seines Bezeigens und seiner Lebensführung hat er nie den Einklang herstellen können. Das Herrschende in ihm war doch der tapfere Muth einer groß gearteten, aufrecht dastehenden Natur. Die philosophischen Vorlesungen, welche er bis zur Ausarbeitung seines ersten Hauptwerkes damals hielt, sammelten einen großen Zuhörerkreis um sich. Sie führten in das Verständniß Hegel's ein, der den Studirenden seiner heimathlichen Universität damals noch fast unbekannt war. Und wie Baur mit Plato sich eingehend beschäftigt hatte, so hat auch Strauß damals über Plato gelesen, und diese Neigung zu dem größten Philosophen der alten Welt ist dann auf Zeller übergegangen, der früh mit Platonischen Studien hervortrat. Zwischen Zeller und Strauß bildete sich allmälig eine innige Freundschaft, und Zeller durchlebte nun in Tübingen mit dem Freunde die mit genialer Raschheit erfolgende Ausarbeitung des Lebens Jesu, sein Erscheinen 1835, seine zündende Wirkung und dann die Enthebung von Strauß aus seinem Lehramte.

Plötzlich, unerwartet, einem Meteor gleich, Alles weithin aufregend, trat das „Leben Jesu" von Strauß hervor. Zweifellos war es aus der Einwirkung von Baur hervorgegangen. Der Gedankenkreis dieses seines Lehrers war der Mittelpunkt der theologischen Studien von Strauß gewesen; in Schleiermacher und Hegel war er durch ihn eingeführt worden. Die Unterscheidung zwischen dem christlichen Gemeindebewußtsein, dessen Mittelpunkt der ideale Christus war, und der geschichtlichen Person Christi, deren Erkenntniß der historisch-kritischen Forschung anheimfiel, war von Baur gemacht worden, und war in seiner Schrift über die Gnosis gleichzeitig mit dem Leben Jesu, vorher aber nicht nur andeutungsweise schriftstellerisch, sondern höchst wahrscheinlich auch in seinen Vorlesungen, und sie bildete nun den Ausgangspunkt des Werkes von Strauß. Für die historische Erforschung der Person Christi hatte Baur bereits den Mythus als Erklärung anzuwenden begonnen, obwohl in engeren Grenzen. Und mit seiner ruhig-kühn voranschreitenden Kritik ging Baur bereits dem Ziele einer Erkenntniß der Ursprünge des Christenthums selber entgegen. Wie ein fernes Licht schimmerte noch diese Erkenntniß vor ihm, wie in weitem Abstande, aber ein genialer Schüler durfte wohl in jugendlichem Muthe hoffen, seine Ergebnisse zu anticipiren. Und doch lag hier ein Gegensatz der Naturen und der ihnen entsprechenden Methoden vor, wie er nicht schärfer gedacht werden konnte. Das Verfahren von Strauß konnte nur einem polemischen Zwecke dienen. Seine zersetzende Dialektik konnte nur alte Vorstellungsweisen über das Christenthum, seinen Stifter und dessen Leben auflösen. Diese Dialektik stellte die Evangelisten als gleichwerthige Berichterstatter einander gegenüber; sie zeigte ihre Widersprüche auf und erwog den Widerstreit ihrer Erzählungen mit unseren Vorstellungen über den natürlichen Verlauf der Dinge. Und indem sie nun sowohl die offenbarungsgläubige Auffassung als die natürliche Erklärung an diesen Thatbestand hielt und beide

an ihm widerlegte, hob sie die Thatsachen in den Mythos auf, und nichts blieb zurück als das mythenbildende Gemeindebewußtsein und der von ihm geschaffene ideale Christus.

Wenn Zeller später des Jugendwerkes von Strauß gedachte, hat er immer das in demselben Geleistete vorwiegend herausgehoben, in menschlich schöner Pietät gegen die gemeinsamen Jugendtage und in Verehrung der tapferen Wahrhaftigkeit des Freundes. In seinen eigenen Arbeiten folgte er doch vielmehr Baur. Diesem war die nur zersetzende Dialektik von Strauß wenig genehm: war es ihm doch vielmehr um wirkliche Wiedererkenntniß des Geschehenen zu thun, und er sah mit einem tiefen tragischen Gefühle das dogmatische Lehrgebäude fallen, in welchem seine Jugend sich heimisch gefühlt hatte.

Unter den Freunden, welche damals in Tübingen von Baur den entscheidenden Anstoß zur geistigen Bewegung empfangen haben, war der Dritte der spätere Aesthetiker Friedrich Theodor Vischer. Er war ein Jahr älter als Strauß. In Blaubeuren hatten diese beiden sich gefunden; sie hatten gemeinsam dort Baur's Unterricht genossen und waren dann wieder in Tübingen als Repetenten des Stiftes zusammen getroffen. Da später auch Zeller in derselben Eigenschaft in Tübingen thätig war, war nun dieser mit Vischer dort wieder eine Zeit hindurch vereinigt. Die gemeinsame Verbindung mit Strauß mußte sie einander näher bringen. Denn Vischer und Strauß fühlten sich trotz manchen harten Zusammenstoßes ihrer eigenwilligen Naturen innerlich verwandt. Die tief ursprüngliche und wahrhaft geniale ästhetische Anschauungskraft Vischer's, welche diesen bald aus der Theologie hinüber geführt hat in die freie, heitere Luft von Literatur und Kunst, verstand die verborgene Schönheit in der künstlerischen Natur und dem schriftstellerischen Wirken des Freundes. Hatten doch schließlich alle echten und wirksamen Schriften von David Strauß ihre Macht in der wahrhaft künstlerischen Vergegenständlichung des inneren Processes, in welchem er sich den Weg zur Freiheit des Geistes bahnte. Diesen Proceß fand er in der Geschichte wieder, wie sie Hegel auffaßte. Und darin lag nun die zwingende Macht seiner zwei großen Lebenswerke, wie er die todten Acten dieses geschichtlichen Vorganges mit seinem Herzblut belebte, wie er sie durch dialektische Energie des Gedankens, leidenschaftlichen Zorn und sprühenden Witz in ein spannendes historisch-philosophisches Drama umwandelte. Dieselben Stürme wie Strauß hatten auch Vischer bewegt, nur elementarer noch und impetuoser als diesen. Was nun aber alle drei Freunde inhaltlich fest verband, war die Gemeinsamkeit ihrer theologischen und philosophischen Ueberzeugungen. Es war der Pantheismus Schelling's, Schleiermacher's und Hegel's, welcher in freudiger Bejahung des Lebens und der Welt die Fülle und Schönheit des diesseitigen Daseins verkündete — die tiefe Abneigung gegen die Flucht des Gemüthes in die jenseitige Welt — die Ueberzeugung, daß durch die Vertiefung des Gemüthes in die gegebene Wirklichkeit neue Zeiten für die Menschen herein brechen müßten — der Wille, hierfür unter allen Umständen einzustehen. Sie kämpften Schulter an Schulter neben einander; in entscheidenden Momenten waren sie immer bereit, Einer für den Anderen einzutreten. Die von Zeller herausgegebenen Strauß-Briefe sind

eines der schönsten Denkmale jener männlichen Freundschaft, welche das Alterthum so edel gepriesen und geübt hat, und die in der neueren Zeit und in der neueren Kunst allzu sehr zurückgetreten ist. Diese Freundschaft ist nicht nur eins der höchsten Güter, sondern auch eine der schönsten Tugenden.

Die harten Köpfe von Vischer und Strauß stießen freilich nach gut württembergischer Art manchmal derb zusammen; in der Natur von Zeller war immer etwas Vermittelndes, Ausgleichendes und Zusammenhaltendes. Als Strauß von einem sehr schmerzlichen Lebensverhältniß Vischer Nachricht gab und ihn zugleich bat, Zeller davon zu sagen, fügte er hinzu: „Ja, als eine natura angelica hat er sich in dieser Sache bewährt, und wenn wir zuweilen geneigt sind, das Mangelhafte, was eine solche Natur hat, hervorzukehren, so habe ich zugleich das Gefühl des Höheren bekommen, welches darin liegt, und das uns fehlt." In der Widmung zu den Aufsätzen, die wir einmal Zeller zugeeignet haben, hat auch Vischer seiner treuen Freundschaft für Zeller den schönsten Ausdruck gegeben.

Diese Bewegung also, welche Baur hervorrief, in die dann Strauß so aufregend eingriff und die von Vischer auf das ästhetische Gebiet übertragen wurde, umgab und ergriff sogleich Zeller, als er den Boden von Tübingen betrat; sie war damals gerade in ihren Jahren von Sturm und Drang; aus ihr empfing er den Impuls seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Schwegler und Köstlin schlossen sich ihr etwas später als Zeller an; von einer anderen Region her wirkte Feuerbach auf sie ein.

Man kann diese Bewegung doch erst ganz würdigen, wenn man auf die Kräfte zurückgeht, aus denen sie entstanden ist. Die deutsche Transcendental-Philosophie hat von Kant's Kritiken bis auf Hegel's Phänomenologie und Schleiermacher's Ethik die schöpferische Macht des Geistes zu ihrem großen Thema. Diese hat Kant in seinen Kritiken vermittelst der Analyse der Bewußtseinsthatsachen festzustellen, in ihren einzelnen Bestandtheilen aufzuzeigen, fast möchte man sagen zu katalogisiren unternommen. Fichte hat für diese schöpferische Kraft des Geistes die ihr entsprechende flüssige Form der Energie des Lebens und seiner Dialektik gefunden. Schelling, Schleiermacher und Hegel unternahmen dann, sie da, wo sie sich am augenscheinlichsten kund thut, in den großen Manifestationen der Geschichte und der menschlichen Gemeinschaft, aufzuweisen: als ein in Religiosität und Mythos, in dichterischen Erfindungen seiner selbst unbewußtes Vermögen, welches alsdann in Wissenschaft und Speculation zu Bewußtsein und Erkenntniß seiner selbst gelangt. Indem nun diese Bewegung mit den Fortschritten sich verknüpfte, welche die historische Kritik in Wolf, Niebuhr und Schleiermacher gemacht hatte, waren die Bedingungen da, unter denen Baur sein großes Problem in Angriff nehmen und die Hauptschriften seiner Schule entstehen konnten.

Die dogmengeschichtlichen Untersuchungen von Baur, in welchen er die Entwicklung des christlichen Dogmas in ihrer großartigen Gesetzmäßigkeit zu begreifen strebte, waren wie eine Fortsetzung dessen, was Hegel in seiner Phänomenologie und seinen Vorlesungen für die Durchführung einer Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes geleistet hatte. Die von der inneren

Zweckmäßigkeit des Geistes bedingte gesetzmäßige Entfaltung der menschlichen Vernunft ist in diesen Werken Baur's auch auf dem Gebiete des Dogmas und der Theologie aufzuzeigen unternommen worden. Seine kritische Untersuchung des Urchristenthums ist ganz gegründet auf den Gedanken von dem schöpferischen Vermögen des religiösen Bewußtseins, in welchem sich Schleiermacher und Hegel begegneten.

Aus denselben Grundgedanken dieser großen Bewegung sind dann auch Zeller's Geschichte der griechischen Philosophie und die Aesthetik Vischer's hervorgegangen. In diesem Zusammenhange sind die beiden Hauptwerke Zeller's, seine Untersuchungen über die Apostelgeschichte und seine Geschichte der griechischen Philosophie, unter einander und mit den Arbeiten seiner Genossen verbunden; ja seine ganze, höchst lebhafte schriftstellerische Thätigkeit bis zum Aufhören der „Theologischen Jahrbücher" hat hier ihren Einheitspunkt: von dem Jahre 1839 ab, in welchem seine Platonischen Studien erschienen, durch die erste Bearbeitung seiner Geschichte der griechischen Philosophie und seine vielen und bedeutenden Aufsätze in den „Theologischen Jahrbüchern" bis zum Erscheinen seiner Apostelgeschichte im Jahre 1854.

Die Zeit der theologischen Arbeiten Zeller's ist äußerlich begrenzt durch seine Leitung der „Theologischen Jahrbücher"; dies Organ der Tübinger theologischen Schule bestand von 1842—1857. Und obwohl die Entstehung seines philosophischen Hauptwerkes über die griechische Philosophie ebenfalls in diese Periode fällt, so blieben doch während derselben bis 1849 in seinem Lebensinteresse und auch in seinen äußeren Lebensverhältnissen die theologischen Bezüge vorherrschend, wenn man nur die Theologie in dem großen und universalen Verstande nimmt, nach welchem sie selbst auch die Erkenntniß ihrer Bedingungen im griechischen Geiste in sich fassen mußte. Selbst nachdem er 1849 in die philosophische Facultät übergetreten war, konnte er sich nur langsam und schwer von der Vertretung einer solchen universalen Theologie trennen. Ihre Verwirklichung, wie Baur sie faßte, und wie sie in dem philosophischen Verständniß der Religiosität, dem Studium der weltgeschichtlichen Religionen, ja der ganzen Entwicklung der alten Welt ihre umfassende und fruchtbare Grundlage finden mußte, wäre doch das Ideal seines Lebens gewesen.

Nach dem Abschluß der Tübinger Studien hatte er sich zunächst, einem trefflichen schwäbischen Herkommen gemäß, auf Reisen begeben, um die wissenschaftlichen Zustände im „deutschen Auslande" kennen zu lernen. Die Wallfahrt der Schüler Baur's ging zu dieser Zeit regelmäßig nach Berlin als dem Ort des Wirkens von Hegel, Schleiermacher und ihren Schülern. Dorthin war vor ihm sein Freund Strauß gegangen, noch zu Lebzeiten von Hegel und Schleiermacher. Er sah noch Hegel und hörte dessen erste Vorlesung im beginnenden Semester; als er dann Schleiermacher aufsuchte, vernahm er von diesem die Nachricht, daß die Cholera soeben Hegel plötzlich weggerafft habe. Damals hatte Strauß die Naivetät, in der ersten Erschütterung über diese Nachricht Schleiermacher gegenüber auszusprechen, nur um Hegel's willen sei er nach Berlin gekommen. Dies erkältete Schleiermacher gegen den allzu formlos aufrichtigen Schwaben, und so entstand von Anfang an ein falsches Ver-

hältniß zwischen den Beiden, welches dann auf die unbillige, ja öfters unschöne Polemik von Strauß gegen Schleiermacher nicht ohne Einfluß geblieben ist. Als nun Zeller mit seinem Freunde Bockshammer nach Berlin kam, war auch Schleiermacher dahingegangen, und der wissenschaftliche Reisende war auf die Schüler Hegel's angewiesen. Strauß hatte ihn mit Empfehlungen ausgestattet; die wichtigste unter ihnen war die an Vatke, den wissenschaftlich bedeutendsten der dortigen Schüler Hegel's, welcher unter den Ersten in die Entwicklung der alttestamentlichen Religiosität ein kritisches Licht gebracht hat. Mit Marheineke, Gans und Henning trat er in Verbindung. So sah er damals als Lernender zuerst den Ort, an welchem er später eine so langdauernde und bedeutende Thätigkeit entfalten sollte. Uebrigens war er unter diesen Berlin aufsuchenden Schwaben der Letzte, welcher an der neuen wissenschaftlichen Theologie mit Entschiedenheit festhielt, daher ihm Vatke den Ehrentitel des „letzten Römers" zuerkannte.

Nach der Rückkehr aus Berlin war er während der zweiten Hälfte des Jahres 1837 Vicar in Tübingen. In dieser Zeit ergötzte er die Stuttgarter Freunde durch eine theologische Komödie, an deren Schluß das in Schwaben wohlbekannte Oberhaupt des neuen Jerusalem den Türken in die Hände fiel und zum Mohammedanismus übertrat. Nach dieser Zeit der Wanderschaft wirkte er dann von 1839 ab als Repetent und seit 1840 auch als Privatdocent in dem liebgewordenen Tübingen. Das waren glückliche Zeiten. Er war nun wieder mit Baur vereint, Vischer lehrte neben ihm als Aesthetiker an der Universität, der um fünf Jahre jüngere Schwegler, einer der bedeutendsten Schüler Baur's, trat ebenfalls seit dem Herbst 1842 in diesen Kreis, und in dem nahen Stuttgart lebte Strauß: Briefe zwischen ihm und den Freunden, zumal Vischer, gingen lebhaft hin und her. „Es bildete sich," so erzählt Zeller selbst, „ein bunter und munterer Kreis, der seinen festen Mittelpunkt an den Stammgästen hatte, welche sich jeden Abend und theilweise auch Mittags zusammenfanden, um sich in heiterem Gespräch von der Tagesarbeit zu erholen. Da gab es denn in der Regel eine belebte Unterhaltung, in der literarische und persönliche Mittheilungen, wissenschaftliche und politische Gespräche, gute und schlechte Scherze sich drängten; die Gegner wurden nicht geschont; was die kleine Universitätsstadt an Neuigkeiten bot, war sicher hier zu finden; der Ton war der ungezwungenste; man sprach sich freimüthig, auch wohl rücksichtslos und derb aus, aber weil man sich im Allgemeinen schätzte und zusammenpaßte, wurden Mißtöne leicht überwunden." Streitbar und lebenseinfach, wie die Freunde waren, ließen sie sich durch Zurücksetzungen in ihrer Laufbahn nicht allzu sehr anfechten. Als Vischer 1844 die ordentliche Professur der Aesthetik eben glücklich erreicht hatte, wurde er wegen einiger schriftstellerischer Aeußerungen auf zwei Jahre vom Amte suspendirt; Schwegler konnte nicht einmal eine Repetentenstelle erhalten. Auch Zeller, so gemäßigt er jeder Zeit im Ausdruck war, so streng er sich auch, den einen oder andern lustigen Zeitungskampf mit den Gegnern der wissenschaftlichen Freiheit ausgenommen, auf eine rein wissenschaftliche Thätigkeit einschränkte, durfte sich doch wenig Hoffnung auf einen befriedigenden Wirkungskreis in der Heimath machen. Und

diese Hoffnungen verbesserten sich nicht, als er es nun 1842 unternahm, der neuen theologischen Schule ein Organ in den „Theologischen Jahrbüchern" zu schaffen.

Die Schule bedurfte eines solchen Organs. Es wurde ein Sammelpunkt für die fortschreitenden wissenschaftlichen Untersuchungen; es führte nach Außen den Kampf gegen die Gegner und die von ihnen ausgehenden Verdächtigungen, und es begleitete mit seinen Erörterungen die großen Schriften, welche nun, die Theologie aufregend, einander folgten: die Glaubenslehre von Strauß, Feuerbach's Wesen des Christenthums und die kritischen Hauptwerke Baur's.

Es ist höchst merkwürdig, wie sich Baur nach dem Erscheinen des „Lebens Jesu" verhielt. Alle Voraussetzungen zur endgültigen Untersuchung dieses Gegenstands schien er zu besitzen; lange hatte er sich dem Problem des Urchristenthums genähert. Und nun sieht man ihn vom Jahre 1835 ab, in welchem „Das Leben Jesu" erschien, bis 1844, zehn Jahre beinahe, inmitten des Deutschland erfüllenden Lärmes nur mit seinen ungeheuren dogmengeschichtlichen Monographien beschäftigt. Nichts bezeichnet die großartige Anlage dieser echten Gelehrtennatur besser, als wie er, ungestört von diesem Lärm, in der Bewältigung seiner ungeheuren Studienmassen fortfuhr. Sein dreibändiges dogmenhistorisches Hauptwerk, das 1841—1843 erschien, hat zuerst die von großen Köpfen scharf ausgedachten kirchlichen Dogmen und theologischen Systeme durch eine ihnen verwandte Kraft des Gedankens zur Erkenntniß gebracht. Nun erst trat 1845 in seiner Schrift über den Apostel Paulus der Abschluß seiner Untersuchungen über die paulinischen Briefe und über die sich in ihnen spiegelnden Gemeindezustände hervor. Eine zweite Gruppe von Untersuchungen hatte die Evangelien zu ihrem Gegenstande. In der von Zeller geleiteten Zeitschrift war schon 1844 die erste Abhandlung über Composition und Charakter des johanneischen Evangeliums erschienen, und 1849 trat dann sein zweites Hauptwerk: über das Evangelium und die Briefe des Johannes heraus. Dies Werk machte dem langen Schwanken über die Echtheit des Johannes-Evangeliums ein Ende. Noch Strauß hatte in der dritten Auflage seines Lebens Jesu die Möglichkeit der Echtheit desselben vorübergehend angenommen. Baur erwies nun unwiderleglich die künstlerische Composition desselben, die Verwerthung der griechischen Gedanken in ihm und seinen späteren Ursprung. Auch in dem Aufbau der wissenschaftlichen Beweisführung ist dies Buch ein Meisterwerk.

Zeller unterstützte die Untersuchungen seines Lehrers über Johannes durch die 1845 erschienene Abhandlung über die äußeren Zeugnisse von dem Dasein und dem Ursprung des vierten Evangeliums. Sowohl diese Untersuchung als die außerordentlich zahlreichen historisch-kritischen Arbeiten, welche von ihm während dieser Lebensepoche in seiner Zeitschrift erschienen, stehen sachlich ganz auf dem Boden von Baur, aber sie zeigen in der Methode ein ihm eigenthümliches Gepräge. Zeller besaß ein ausgesprochenes philologisches Talent; dieses war durch die Beschäftigung mit den griechischen Philosophen, ja mit der ganzen griechischen Literatur in weit höherem Grade geschult worden, als dies bei irgend einem andern Anhänger der Schule der Fall gewesen ist. In der

Genauigkeit der Arbeit sind seine Untersuchungen über die Apostelgeschichte das reifste Werk der ganzen Schule. Hierin lag Etwas, wodurch er eine mit feineren philologischen Mitteln arbeitende Untersuchungsweise vorbereitete. Aus der Untersuchung von Baur ergab sich mit Evidenz, daß die Stellung der Parteien in den älteren christlichen Gemeinden eine gänzlich andere war, als sie in der historischen Darstellung der Apostelgeschichte erscheint. Diese erste geschichtliche Darstellung der apostolischen Zeit darf sicher nicht als ein authentisches Document in allen ihren Theilen angesehen werden. Zeller ging nun von einer musterhaft sorgfältigen und scharfsinnigen Sammlung und Prüfung der äußeren Zeugnisse aus, welche die Zeit des Erscheinens der Schrift erweisen können; er analysirte alsdann das Werk selbst und das Verhältniß der in ihm enthaltenen Geschichtserzählung zu den sicheren Quellen für die apostolische Zeit, und hieraus bestimmte er den Zweck dieser Geschichtserzählung, die durch diesen Zweck bedingte Composition derselben, ihren Ort und ihre Zeit. Er erwies, daß hier sicher nicht eine zeitgenössische Geschichtsquelle vorliege; vielmehr gehöre die Schrift frühestens der ersten Generation nach der apostolischen Zeit an. Wie Vieles auch heute in Bezug auf diese denkwürdige Apostelgeschichte dem Streit unterliegt: das letzte Resultat Zeller's, in welchem er Baur bestätigte, der Abstand der Schrift von der apostolischen Zeit nach Zeit und Auffassung, kann keinem Zweifel unterliegen.

Auch an einem andern Punkte machte sich nunmehr das eigenthümliche Gepräge seines Geistes den gleichaltrigen Freunden gegenüber entschieden geltend. Er blieb unerschütterlich überzeugt, daß auf die universale Theologie, wie sie Hegel und Baur herzustellen strebten, eine fruchtbare, praktisch-geistliche Wirksamkeit sehr wohl gegründet werden könne. Er tadelte an Feuerbach sehr scharf den Mangel an geschichtlicher Gerechtigkeit und philosophischer Toleranz. Die ablehnende, halb verbitterte und halb quietistisch-ästhetische Stellung, welche Strauß immer mehr den praktischen Fragen von der Fortentwicklung der christlichen Kirche gegenüber einnahm, theilte er nicht. Daß ein Wissen möglich sein muß, welches als Richtung bestimmend für unsern Willen ihm seine Zweckhandlungen ermöglicht: dies Postulat war der Ausdruck seiner rational bestimmten Willenskraft, welche in harter und stoischer Gewöhnung gelernt hatte, sich regieren zu lassen von den Gründen der Vernunft und den aus ihr stammenden Regeln. Hierin war auch seine feste Zuversicht auf das Fortschreiten und den endlichen Sieg der Vernunft und den Segen dieses Fortgangs für das Leben des Einzelnen wie der Gesellschaft gegründet. Mit jeder Faser seiner Natur hing er an dieser praktischen und thätigen Verwirklichung der Autonomie des menschlichen Gedankens, der Freiheit des Gewissens und sonach der Gestaltung der Theologie und der christlichen Kirche in dem universalen und tiefen Sinne, in welchem Baur sie dachte. Rationaler Wille war der Kern seines persönlichen Lebens, und dieser fand nun seinen entsprechenden Ausdruck in einer philosophischen Denkweise, welche von der seiner Freunde und Genossen sich sonderte.

Dies trat zuerst heraus in seiner Abhandlung über die Freiheit des menschlichen Willens, das Böse und die moralische Weltordnung.

Wenn irgend Etwas in der Philosophie seiner Freunde sicher zu stehen schien, so war es der von ihrer pantheistischen Denkweise geforderte Determinismus, nach welchem die Nothwendigkeit des Weltzusammenhangs sich auch in den Handlungen des einzelnen Menschen manifestirt. Die classischen Zeugen dieses Standpunktes waren den Zeitgenossen Spinoza und Schleiermacher. An diesem entscheidenden Punkte sonderte sich aber Zeller von den Ueberzeugungen dieses Pantheismus. Seine gründliche Untersuchung gelangte zur Anerkennung der menschlichen Wahlfreiheit, welche eben damals Gegenstand der bittersten Spottreden der Hegel'schen und Schleiermacher'schen Schule war. Nicht nur weist er die Bestimmung unserer Handlungen von außen ab: auch ihre innere Determination durch die Nothwendigkeit unseres eigenen Thuns scheint ihm die Selbstbestimmung aufzuheben und das Bewußtsein unserer Freiheit und der Zurechnung unserer Handlungen unerklärbar zu machen. Wir setzen voraus, daß das sittlich Gute und Böse dem Einzelnen als seine freie That, als etwas Vermeidliches zuzurechnen sein müsse. Sollte diese Voraussetzung wirklich auf einer bloßen Täuschung beruhen? Er verneint diese Frage. Er sondert von einander die nothwendige Ordnung der Natur und das Gebiet freien menschlichen Handelns. Er sucht das Verhältniß zu bestimmen, in welchem diese Freiheit zu einer sittlichen Weltordnung steht: diese eröffnet dem rationalen Willen für sein Wirken den Zweckzusammenhang einer Entwicklung, welche der Verwirklichung der Vernunft zustrebt. Die menschliche Sittlichkeit findet er in dem Leben für diesen Zusammenhang gegründet, und das Böse besteht ihm in der selbstsüchtigen Abwendung von demselben. So ist er der fortschreitenden Realisirung des allgemeinen Weltbesten durch das pflichtmäßige und von der Vernunft geleitete freie Handeln gewiß.

Von dieser philosophischen Position aus war es dann folgerichtig, wenn er von Hegel und Schleiermacher zurückging auf den Ursprung dieser ganzen Gedankenbewegung in Kant. Dies geschah denn auch später in der berühmten Rede über die Erkenntnißtheorie, mit welcher er 1862 sein Lehramt in Heidelberg antrat. In ihr begründete er die Nothwendigkeit, zu Kant's kritischem Standpunkt sich zurückzuwenden. Diese Rede gehörte, wie die von Helmholtz (1855) über das Sehen, zu den ersten systematischen Erörterungen, welche, zusammenwirkend mit dem Werke Kuno Fischer's über Kant (1860), die kritische Richtung in der Philosophie auf Kant's Grundlage vorbereiteten; namentlich in den Werken von Cohen, Liebmann, Riehl, Lange, Göring und Laßwitz erlangte diese dann ihre weitere Ausbildung.

Auch die andere Seite der literarischen Thätigkeit Zeller's in diesem Zeitraum, seine Arbeit an der Geschichte der griechischen Philosophie, stand nie außer Zusammenhang mit der Hauptrichtung seiner jüngeren Lebensepoche. Wie er in systematischen Untersuchungen über die Religion, die Willensfreiheit und die Weltordnung die universale Theologie zu begründen strebte, so bedurfte es für die Begründung derselben auch des Zurückgangs auf die geschichtlichen Grundlagen des Christenthums. Die Abhängigkeit der christlichen Dogmenbildung von der griechischen Philosophie wird durch jede moderne theologische Schule anerkannt. Aber über die Werthung des griechisch

bedingten metaphysischen Gehaltes im christlichen Dogma besteht der Streit zwischen der Theologie von Schleiermacher, Hegel und Baur auf der einen Seite und der von Ritschl auf der anderen. Der tiefste aller Gegensätze in Bezug auf die Auffassung des Christenthums macht sich an diesem Punkte geltend. Indem nun die Schule Baur's gerade den Werth dieses allgemein vernünftigen metaphysischen Gehalts betonte, gewann für sie das innere Verhältniß der griechischen Philosophie, insbesondere des Plato, zum Christenthum eine hohe Bedeutung. Ueber dies Verhältniß hatte schon 1837 Baur geschrieben. Strauß und Schwegler hielten über Plato Vorlesungen. 1839 erschienen dann Zeller's platonische Studien, und 1844 begann er sein Hauptwerk: Die Philosophie der Griechen in ihrer geschichtlichen Entwicklung.

Von zwei verschiedenen Seiten war ein solches Werk vorbereitet. Die bedeutenden Monographien von Schleiermacher, Böckh, Karl Friedrich Hermann und Anderen drängten einer Zusammenfassung entgegen. Andrerseits gehörte ein Werk solcher Art gleichsam in den Plan der Eroberungszüge der Hegel'schen Schule, welche die ganze Geschichte des menschlichen Geistes ihrer Entwicklungslehre zu unterwerfen bestrebt war. Es vollbrachte auf dem Gebiete der griechischen Philosophie eben die Arbeit, welche Baur für die Geschichte des Christenthums in seinen großen Monographien leistete. Zudem waren 1833 die beiden ersten Bände von Hegel's Philosophie der Geschichte erschienen, welche die griechische Philosophie enthielten. Tiefe Blicke fanden sich da, die aber doch um so mehr aufforderten, die Probleme mit den Hülfsmitteln geschulter historischer Kritik und philologischer Strenge vermittelst einer allseitigen Benutzung der Quellen und der vorhandenen monographischen Vorarbeiten zu lösen. Das vollbrachte Zeller.

Ein lebendiger Wetteifer herrschte damals auf diesem Gebiete. Besonders waren aus der Schule Schleiermacher's zwei Geschichtschreiber aufgetreten. Von diesen begann 1829 der Erste, Heinrich Ritter, eine allgemeine Geschichte der Philosophie zu veröffentlichen, während der Andere, Brandis, seit 1835 dasselbe Thema wie Zeller behandelte. Aus diesem Wettstreit ist Zeller als Sieger hervorgegangen, und seinem Werke war es beschieden, sich in immer neuen Auflagen zu seiner jetzigen Vollendung fortzubilden. Strauß beneidete den Freund um die Kunst seiner nachbessernden Hand; er selbst fand immer, solche neuen Auflagen seien „die wahren literarischen Märtyrerarbeiten".

Durch solche beständige und mühsame Fortbildung seines Hauptwerkes wurde nunmehr der Schwerpunkt von Zeller's Thätigkeit in das philosophische Gebiet verlegt. Er war am 12. Januar 1847, jetzt vor fünfzig Jahren, nach Bern als Professor der Theologie berufen worden; in Bern gründete er sich auch durch die Vermählung mit der dem Vater so geistesverwandten Tochter Baur's das eigne Haus. Die Berufung von Strauß nach Zürich hatte wegen des in der Bevölkerung bestehenden Widerstandes wieder rückgängig gemacht werden müssen. Auch Zeller wurde in Bern bei seiner stillen Arbeitslampe das eine und andere Mal gestört, indem durch die Fenster geschleuderte Steine ihm die Entrüstung des Volkes gegen die neue Theologie kundgaben. Es bleibt doch ein großes Verdienst, das sich damals und später wiederholt

die schweizerischen Universitäten erwarben, daß sie der Tübinger theologischen Schule Raum des Wirkens gewährten. Das Jahr 1848 brachte auch in die deutschen Universitätsverhältnisse einen frischeren Luftzug; dies kam Zeller zu Gute, und er wurde als Professor der Theologie nach Marburg berufen, doch wurde er in die philosophische Facultät versetzt, da bald in Kurhessen ein etwas anderer Wind zu wehen begann. Die große von Baur hervorgerufene Bewegung war nun von den theologischen Kathedern fast gänzlich verdrängt: Strauß war in das Privatleben geschoben worden, Vischer hatte sich der Aesthetik zugewandt, Schwegler war durch das Jahr 1848 ebenfalls zuerst in eine äußere Stellung gebracht worden, doch wurde auch er hinübergeschoben in die philosophische Facultät, wandte sich der römischen Geschichte zu und hat sich früh in maßloser Arbeit zerstört; ein großer Unsegen für die Theologie waren doch diese Eingriffe der Verwaltung in ihre innere Entwicklung.

Aber ich habe die Grenze meines Gegenstandes erreicht. Ich wollte die große geschichtliche Bewegung darstellen, in welcher Zeller erwuchs, die Freunde und Genossen, welche mit ihm in ihr wirksam gewesen sind, und den Antheil seiner Thätigkeit an derselben. Es waren nicht nur die Jugendjahre Zeller's selber, es war die Jugendzeit der historischen Kritik des Christenthums mit all dem Glanz, dem Sturm und Drang und den grenzenlosen Hoffnungen von Jugendjahren. Die pantheistische Bejahung des Lebens der Welt und der diesseitigen Existenz, in welcher diese erste Generation der Schüler Baur's sich einig wußte, goß ihren Schimmer über die Schriften und die persönliche Existenz derselben.

Solche Einheit der Ueberzeugung zerging in den späteren Jahren. Vischer behauptete kraftvoll in der Aesthetik diesen Standpunkt: eben von dieser ästhetischen Weltansicht aus begriff er die Schönheit der Natur und der Menschengeschichte als die naturgegebene Grundlage alles künstlerischen Schaffens. Strauß ging zu dem Naturalismus seiner letzten Schrift „vom alten und neuen Glauben" fort und Vischer, der einst in dem schönen Aufsatz über „Strauß und die Württemberger" mit künstlerischer Genialität den Jugendstandpunkt seines Freundes vertheidigt hatte, trennte sich in bitterer Auseinandersetzung von ihm: das Verhältniß schloß mit einer tragischen Dissonanz. Die Bejahung des Lebens und der Welt, wie diese letzte Schrift von Strauß sie enthält, hatte die geschichtliche Tiefe Hegel's verloren; sie hatte sich zu einem quietistischen Optimismus verflacht, der die tiefen Räthsel des Menschendaseins und des Weltbestandes gar nicht mehr sah und die ungeheuren Dissonanzen und realen Schmerzen unserer Existenz durch Goethe'sche Dichtungen und Mozart'sche Opern beschwichtigen zu können vermeinte. Zeller dagegen schritt im Einverständniß mit Baur zu einer tieferen Würdigung des Willens und der moralischen Seelenverfassung im Menschenleben, in der Religion und in dem Christenthum fort. Die Denkmale dieser Fortentwickelung sind vor Allem der tiefsinnige erste Band der Kirchengeschichte Baur's und die Abhandlungen von Zeller; die jüngere Schule Baur's hat sich an diese letzte Fassung seines Standpunktes angeschlossen.

Auch gegen die historisch-kritischen Ergebnisse dieser älteren Tübinger Schule richteten sich in der folgenden Zeit beachtenswerthe Einwendungen. Wie in der Regel die ersten Hypothesen, durch welche ein Thatbestand der Erklärung unterworfen wird, sich als zu einfach erweisen, so geschah es auch hier. Der weitere Verlauf der kritischen Untersuchungen zeigte viel verwickeltere Lebensbedingungen, Zustände und Gegensätze in dem Christenthum des ersten Jahrhunderts, als Baur sie angenommen hatte. Die Erörterung hierüber würde den Rahmen dieser durch einen festlichen Tag hervorgerufenen Darstellung sprengen. Welchen Verlauf auch die biblische Kritik weiter nehmen mag: immer wird dem, was die erste Tübinger Schule schuf, der Vorrang bleiben, daß damals der menschliche Geist das größte Phänomen seiner Geschichte zum ersten Male einer von keinen kirchlichen Voraussetzungen bedingten kritisch-genialen Forschung unterzog. Hierzu bedurfte es nicht nur der Tiefe historischen Verstandes und des kritischen Blicks, sondern auch unerschrockener Wahrhaftigkeit und männlicher Festigkeit des Charakters, welche den Kampf mit den die Ueberlieferungen schützenden kirchlichen und staatlichen Gewalten nicht scheute. Möchte Zeller, als dem letzten Ueberlebenden dieser geschichtlich bedeutenden Bewegung, noch in seinem hohen Alter Zeit und Kraft beschieden sein, das wichtigste Document derselben, den Briefwechsel Baur's, ans Licht zu stellen.

Emil du Bois-Reymond,

geb. am 7. November 1818 zu Berlin, gest. am 26. December 1896 daselbst.

[Nachdruck untersagt.]

„‚Fürwahr es sind die Augen eines Todten, die eine liebende Hand nicht schloß' — nun Sie wissen Alle, wo diese Verse stehen" . . . und da keine Antwort erfolgte: „So muß ich es Ihnen denn sagen, in der Brockenscene in Goethe's Faust, jawohl in Ihrem Faust!" Damit schloß Professor du Bois-Reymond eine der letzten Stunden seines Collegs: „Ueber die Allgemeine Muskel- und Nervenphysiologie" im vergangenen Sommer. Und als ich darnach, wie üblich, zu ihm trat, wiederholte er mir jene Verse und fügte hinzu: „Sie gehören doch zu dem Schönsten, was Goethe geschrieben hat". Wie ich dabei das herrliche dunkelbraune Auge meines verehrten Chefs in jugendlichem Feuer aufleuchten sah, ahnte ich nicht, wie dessen Glanz bald erlöschen, wie bald die Gesetze der Todtenstarre, die er soeben in meisterhafter Weise vorgetragen, sich auch an ihm selber vollziehen sollten.

Ihm aber haben liebende Hände dieses Auge geschlossen, nach einem Leben, wie selten eines, reich an Erfolgen, reich an äußerer Anerkennung, reich aber auch, und das sollte daneben nicht übersehen werden, an tiefernster, angestrengter Arbeit. Adolf Menzel hat einmal das schöne Wort geschrieben: Genie ist Fleiß. Und in der That, so wahr es ist, daß der strebende Muth nimmer erringen kann, was die Charis ihm neidisch geweigert, ebenso wahr ist, daß, welchen die Götter vor der Geburt schon liebten, nie und nimmer Etwas erreichen wird, ohne den Ernst, den keine Mühe bleichet. Solchen Ernstes, solch' beharrlich ringenden Fleißes war du Bois-Reymond ein leuchtendes Vorbild durch ein langes Leben. Die Abhandlungen, die aus seiner Feder hervorgegangen sind, nur dem Titel nach herzuzählen, würde mehrere Seiten füllen. Die erste, die er überhaupt veröffentlichte, im Jahre 1842 — er war damals 24 Jahre alt — bezeichnete schon die Richtung seiner späteren Studien. Doch ist eins von Interesse, und das mag Vätern zum Trost gereichen, deren Söhne ohne eine ausgesprochene Neigung die Universität beziehen. Du Bois-Reymond war in seinen ersten Semestern noch gänzlich unentschlossen, welcher Facultät er sich widmen sollte. Planlos hörte er Philosophie, Geschichte, Aesthetik, sogar bei Neander Kirchengeschichte. Da gerieth er im Winter 1837/38 fast zufällig in eine Vorlesung Mitscherlich's über Experimentalchemie. Das war für ihn entscheidend, sich nur den Naturwissenschaften zu widmen. Mit Eifer warf er sich fortan auf Chemie, Naturphilosophie, Mathematik, Physik und Geologie. Aber das Betreiben so weit auseinander liegender Disciplinen konnte ihm keine Befriedigung gewähren. Ja, er fühlte sich dadurch nur „in eine peinlich zerrissene Lage" versetzt. Denn noch waren die ihm eigenthümlichen Kräfte nicht geweckt. In dieser Zeit innerer Rathlosigkeit trat er Eduard Hallmann näher, dem er in des Physikers Paul Erman Colleg und auf dem Turnboden, dessen regelmäßiger Besuch

dem jungen Studio nicht minder wichtig dünkte, oft begegnet war. Denn du Bois-Reymond liebte jede Art körperlicher Uebung, und mit besonderem Eifer lag er dem Turnen ob. Das gab ihm den immer gesunden, gestählten Körper, über den er fast bis an sein Lebensende gebot; wahrlich, eine zwar nicht unumgängliche, wie Kant's Beispiel zeigt, aber doch recht werthvolle Bedingung für erfolgreiche wissenschaftliche Thätigkeit. Hallmann's „reife und sichere Persönlichkeit bemächtigte sich" seiner alsbald und führte ihn in das Gebiet der organischen Naturwissenschaften ein. Hallmann selbst ertheilte ihm „den ersten Unterricht in der Osteologie und auf Streifzügen in der Umgegend Berlins, deren Armseligkeit ein poetisch jugendlicher Sinn verklärte, in der Botanik". Du Bois-Reymond wurde Mediciner.

Wiederum war es ein äußerer Anlaß, gegeben durch eine mächtigere Persönlichkeit, wodurch er der eigentlichen Aufgabe seines Lebens zugeführt wurde. Joh. Müller, dessen Famulus er 1840 geworden war, brachte ihm eines Tages die eben erschienene Schrift von Matteucci „Essai sur les phénomènes électriques des animaux" in sein Arbeitszimmer mit den Worten: „Hier ist etwas für Sie". An diesem Tage, den er selbst für den wichtigsten seines Lebens hielt, so wichtig, daß er es lieber gesehen hätte, dessen fünfzigjährige Wiederkehr zu feiern, als die seiner Promotion, an diesem Tage begann seine eigentliche wissenschaftliche Thätigkeit, hob seine Laufbahn als Forscher an. Die thierische Elektricität, die von Galvani entdeckt, aber völlig mißverstanden, durch Volta mehr von den sich sofort ihr anhaftenden Mißdeutungen gereinigt, als positiv gefördert worden war, an der sich sogar die Kraft Alex. v. Humboldt's vergeblich versucht hatte, wurde in Deutschland zuerst wieder von du Bois-Reymond in die Untersuchung gezogen. Ihm gelang es, sie aus den „überkommenen rohen und unsicheren Anfängen", die selbst Nobili, Marianini, Santi-Linari, Matteucci nicht wesentlich fortzuführen vermocht hatten, „zu einem der schönsten Zweige der Physiologie" auszubilden. Die „Untersuchungen über die thierische Elektricität", ein stattlicher Band von mehr als 700 Seiten, enthielt die ersten Ergebnisse einer rastlosen Arbeit von sieben Jahren. Dieses Werk des erst dreißigjährigen Forschers ist ebenso bewunderungswürdig wegen der geschichtlichen Einleitung und kritischen Würdigung der einschlägigen Literatur, wie wegen der erstaunlichen Geschicklichkeit in der Anordnung und Auswahl der mitgetheilten Experimente und der Fülle der scharfsinnigen Beobachtungen und deren vorsichtiger Deutung. Daß es dennoch bei seinem Erscheinen kein unmittelbares Aufsehen erregt hat, wie mir der Verfasser einst gestand, muß auf den ersten Blick befremden. Aber man erwäge die Zeitläufte. Es war im März 1848. Und doch, es paßte so recht in dieses Jahr. Hat es doch ebenfalls auf seinem Gebiet Revolution gemacht. Denn dieses Buch vom Jahre 1848 bedeutete mit den 1849 und 1860 folgenden Theilen etwas mehr noch, als die sichere Erwerbung eines neuen Gebietes für die Physiologie, es war zugleich eine reformatorische That für die organischen Naturwissenschaften überhaupt.

Zunächst in der Methodik. Darin hatte freilich schon Joh. Müller durch seinen Hinweis auf die Induction und das Experiment gegenüber der herrschenden leeren Speculation und selbstgefälligen Naturphilosophie einen heilsamen Umschwung bewirkt. Allein er hatte sich doch nicht das Zeichen erkoren, worunter allein seitdem nicht bloß die Physiologie, sondern die Naturwissenschaften überhaupt ihre unerhörten Siege errungen haben, es fehlte ihm die physikalisch-mathematische Durchbildung. Dieser bemächtigten sich erst, die nach ihm folgten. Vor Allen jenes glänzende Viergestirn: Ernst Brücke, Hermann Helmholtz, Carl Ludwig, Emil du Bois-Reymond. Unter ihnen hat wiederum du Bois-Reymond das Verdienst voraus, zuerst ausdrücklich und mit voller Klarheit und Bestimmtheit die Forderung aufgestellt zu haben, daß Physiologie nichts Anderes sein könne, als analytische Mechanik der Lebensvorgänge, und daß die von ihr gelehrten Erscheinungen ebenfalls durchgehends von dem damals soeben erst durch Helmholtz streng formulirten, um nicht zu sagen entdeckten Gesetze von der Erhaltung der Kraft beherrscht seien.

Damit ist denn freilich auch — und dies ist die zweite Richtung, in der das Buch umgestaltend wirkte — die Annahme der Lebenskraft ein für alle Mal beseitigt. Joh. Müller war noch ihr strenggläubiger Anhänger, du Bois-Reymond, sein Schüler und Assistent, führte von physiologischer Seite den ersten Stoß gegen den Vitalismus, und er war so trefflich geführt, daß es der letzte überhaupt war. Wenigstens für lange Zeit. Freilich 46 Jahre später, am Abend seines Lebens, mußte er noch einmal zum erprobten Gewaffen seiner schlagenden Beweisführung greifen, um das alte Gespenst, das ihm in dem „Neo-Vitalismus" neues Leben und neue Kraft angenommen zu haben schien, wiederum zu vertreiben[1]).

In seiner Gedächtnißrede auf Joh. Müller hat der Schüler, nun selbst ein Meister, den früheren Lehrer als Reformator der Physiologie bezeichnet. Hier hat wohl aus ihm die Freundschaft gesprochen, „seul mouvement de l'âme", wie der Dichter sagt, „où l'excès soit permis". Nach dem oben Gesagten kann es nicht zweifelhaft sein, nicht Joh. Müller, dessen Stärke eigentlich in der Morphologie lag, du Bois-Reymond selbst muß dieser Ruhmestitel zugesprochen werden. Um so mehr gebührt ihm dieser, da er für die neue Einsicht unablässig mit der ganzen Schärfe seiner Dialektik, mit der ganzen Fülle seiner Erfahrung und mit der ganzen Wucht seines umfassenden Verstandes eingetreten ist.

Solche Einsicht mußte aber noch von weitertragender Bedeutung sein. Du Bois-Reymond selbst hat ihr über die engen Grenzen seiner Fachwissenschaft hinaus Geltung zu verschaffen gesucht. Da war zunächst der irrthümliche Glaube an den Wesensunterschied zwischen organischer und unorganischer Natur zu beseitigen. Nicht durch die Stoffe, nicht durch die Art der wirkenden Kräfte — denn im letzten Grunde gibt es nur bewegte Materie, das fernwirkende Atom, das uns freilich unbegreiflich bleibt — unterscheiden sich organische Gebilde von unorganischen, sondern nur durch den Zustand ihres Gleichgewichts, da jene sich im dynamischen, im statischen diese befinden. Damit hängt die Frage nach der Urzeugung zusammen. Daß eine solche einmal stattgefunden haben muß, ist selbstverständlich; aber ebenso, daß damals zu der ersten oder den ersten Zellen (und nur für diese gilt die Urzeugung) nichts Besonderes, nicht etwas Neues hinzutrat. Gewiß ist, daß sie heute nicht mehr beobachtet wird, gewiß auch, daß wir sie nicht, vielleicht noch nicht, künstlich hervorrufen können. Aber man stelle die mannigfachen Bedingungen jener fernsten Vorzeit her, die Feuchtigkeit, den Luftdruck, die Temperatur, die Zusammensetzung der Atmosphäre, das Licht, die elektrische Spannung — wie leicht wäre es möglich, nicht einen Elephanten, nicht einen Kolibri, das that auch die Natur nicht, wohl aber Eiweiß und eine Zelle zu erzeugen. Und von hier aus geschah dann fortschreitend die Weiterentwicklung, wie sie Darwin aus dem Bereich einer dichterischen Intuition oder eines geistvollen Aperçus zu einer wissenschaftlichen Hypothese erhoben hat. Daher denn du Bois-Reymond der Erste in Deutschland war — man beachte, vor Haeckel! — der den Darwinismus öffentlich lehrte und vertrat. An einer Stelle dieser Entwicklung trat nun aber wirklich etwas Neues, ein zweites Unbegreifliches auf, die erste Regung des Bewußtseins. Denn die Thatsache des einfachsten geistigen Vorgangs ist aus materiellen Bedingungen nicht zu erklären. Dies ist der wesentliche Inhalt der berühmten, Manche möchten hier vielleicht sagen, berüchtigten Rede „über die Grenzen des Naturerkennens".

Es ist aber hiermit auch zugleich der Weg bezeichnet, auf dem der Naturforscher zur Philosophie kam. Ich lege Werth auf diesen Zusammenhang. Du Bois-Reymond hat besondere philosophische Studien nicht getrieben. Er hat, wie er mir selbst einmal sagte, weder Hegel noch Kant, noch Herbart, noch Schopenhauer studirt, ob er gleich mit den wesentlichen Punkten ihrer Lehre vertraut war.

---

[1]) Die Rede „Ueber Neo-Vitalismus" war die letzte von du Bois-Reymond, die in dieser Zeitschrift erschienen ist. Vergl. Deutsche Rundschau, 1894, Bd. LXXXI, S. 384 ff.
Die Redaction.

Vielmehr ist er, ähnlich wie Helmholtz, im stetigen Fortschritt echter und gründlicher Specialforschung mitten hinein in erkenntnißtheoretische Fragen geführt worden. Aber eben deshalb scheinen mir seine Worte ein besonderes Gewicht zu haben. Treffend bemerkt dazu F. A. Lange in seiner Geschichte des Materialismus: „Wer ein einziges Feld mit Sicherheit beherrscht und hier bis in alle Tiefen der Probleme blickt, hat einen geschärften Blick gewonnen für alle verwandten Felder. Er wird sich überall leicht orientiren, und so auch schnell bis zu einer Gesammtansicht vordringen, die man als eine echt philosophische bezeichnen darf, während naturphilosophische Studien, die von vornherein mehr in die Breite gehen, leicht in jener Halbheit stecken bleiben, welche jedem Philosophen eigen ist, der die Fragen der Erkenntnißtheorie umgeht." Das ungeheure Aufsehen, welches das „Ignorabimus" machte, worin jene Rede entsagungsvoll ausklang, ist allbekannt. Daß die Meisten ein „Ignoramus" gern zugestanden hätten, zeigt nur, wie gründlich sie den eigentlichen Gedanken verkannten. Doch darauf einzugehen — und es wäre wohl einmal Noth, da meiner Erfahrung nach die Einsicht hierüber nur wenig gewachsen ist — mag einer anderen Gelegenheit vorbehalten bleiben. Hier sei nur ein Allgemeines abgezogen, was, wie ich glaube, nicht immer genügend bemerkt worden ist. Indem diese Rede den Materialismus, sofern er eine Weltanschauung sein will, unwiederbringlich zu Boden wirft, erkennt sie seinen Werth, als eines heuristischen Princips in den Naturwissenschaften, unbedingt an. Damit ist denn auch gesagt, wie ich es auffasse, daß das negirende Ignorabimus einer positiven Ergänzung gar sehr wohl bedürftig ist. Denn wir sind nicht nur Naturforscher, oder — da Naturerkennen und wissenschaftliches Erkennen überhaupt vielleicht dasselbe ist — wir sind nicht nur erkennende, sondern vor Allem wollende Wesen.

Aber mit dem Physiologen, im weiteren Sinne dem Naturforscher, und mit dem Philosophen ist das Wesen von du Bois-Reymond's Persönlichkeit noch nicht erschöpft. Was sie, ich möchte sagen, so glücklich abrundete, daß man an ihr kaum einen Fehl, kaum eine Lücke bemerkte; was es machte, daß sie so sicher in sich selbst ruhen konnte, das war eine gediegene und umfassende allgemeine Bildung, verbunden mit einem für alles Edle und Hohe empfänglichen Gemüth. Nimmt man hinzu ein lebhaftes Gefühl und ein feines Verständniß für Schönheit und Wohllaut der Sprache in Schrift und Rede und ein hohes Maß jener Fähigkeit, welche Plato eine große und mächtige Göttin nennt, ein vortreffliches Gedächtniß: so begreift man seine erstaunlichen Erfolge als Redner, Schriftsteller und Lehrer.

Viele deutsche Gelehrte glauben leider noch immer, daß es in wissenschaftlichen Dingen völlig zureiche, seine Sache dem Sinne nach richtig vorgetragen zu haben. Je bedeutender der Inhalt, so meint man, um so gleichgültiger sei die Form. Aber, um hier nur von den Naturwissenschaften zu reden, besitzen wir nicht den „Kosmos"? Freilich schon Alex. v. Humboldt fühlte sich „in seinen stilistischen Bestrebungen schmerzlich vereinsamt", und eine ähnliche Erfahrung machte du Bois-Reymond. Er ging von dem Gedanken aus, „daß man auf die Darstellung Fleiß verwenden müsse, und daß eine wissenschaftliche Abhandlung ein Kunstwerk sein könne, wie eine Novelle"; energisch in Wort und Schrift machte er Front dagegen, daß man, „unbekümmert um die äußere Erscheinung, im Schlafrock vor die Oeffentlichkeit trete, und, was kaum minder schlimm, daß die Oeffentlichkeit es zufrieden sei." Sein Vorschlag zur Bildung einer „Kaiserlichen Akademie der deutschen Sprache" verhallte ungenützt, und sein Beispiel eines guten Stils, Einsichtigen eine Quelle der Bewunderung und Nacheiferung, bot oberflächlichen Beurtheilern häufigen Anlaß zu kleinlichem Spott und gröblicher Mißdeutung. Du Bois-Reymond liebte, der Darstellung sinnvolle Wendungen, treffende Gleichnisse einzuflechten und dem Gedanken eine zugespitzte, bisweilen sogar paradoxe Form zu geben. Daran hielten sich Jene und machten Schlagworte daraus, die, aus dem Zusammenhang gerissen und sinnlos zusammengesetzt, irgend ein Zeugniß wider ihn ablegen sollten. Bekannt ist der Entrüstungssturm, der sich über die Rede „Goethe und kein Ende"

erhob. Er bewies nur, wie Wenige diese köstliche Satyre verstanden, die sich einzig gegen den Ueberschwang richtete, nicht aber gegen die ernste, wahrhaftige Begeisterung. So klingt denn auch jene Rede du Bois-Reymond's, was freilich oft vergessen und vielleicht oft gar nicht gewußt wird, in eine glänzende Apotheose von Goethe's Dichtergenius aus.

Aber noch eine andere Aufgabe hatte sich der Redner und Schriftsteller du Bois-Reymond gestellt. Während längst in England Gelehrte einen Ruhm darin suchten, die Ergebnisse ihres Faches in formgewandten und leicht verständlichen Essay's der Allgemeinheit mitzutheilen, bewahrte bei uns die Wissenschaft einen streng esoterischen Charakter. Sie glaubte an Würde und Gehalt zu verlieren, wenn sie einmal aus der engen Arbeitszelle hinaustrat in das Leben des Tages. Insbesondere war die Naturwissenschaft völlig in sich zurückgezogen. Daran trug allerdings auch Schuld die allgemeine Abneigung, der sie bei uns in Deutschland begegnete. Es wirkte allenthalben die naturphilosophische Speculation nach, die sich bei Schopenhauer noch zu dem Ausspruch verdichtete, daß er, mit einem Naturforscher verglichen, sich wie ein Montblanc neben einem Maulwurfshaufen vorkomme. Du Bois-Reymond hatte dagegen schon durch seine eignen Arbeiten, die auf einmal volle Tageshelle auf ein bis dahin in hoffnungsloses Dunkel gehülltes Gebiet warfen, die lebhafteste Theilnahme und die größte Achtung für die Naturforschung und ihre Methode geweckt. Bei dem außerordentlichen Aufschwung, der damals gleichzeitig auf allen ihren Gebieten stattfand, suchte er die Masse der Gebildeten damit in Fühlung zu halten, er machte sie bekannt mit dem Entwicklungsgang und den neuesten Ergebnissen der Naturwissenschaften. Dazu hielt er Vortragscyklen in verschiedenen Städten des Reiches und in Berlin selbst alljährlich im Winter seine öffentlichen Vorlesungen, zu denen sich Hörer aus den verschiedensten Ständen, der Militär neben dem Kaufmann und dem Beamten, der Mediciner neben dem Theologen und Juristen, der Jüngling neben dem gereiften Mann, in solcher Fülle herzudrängten, daß der größte Saal der Universität nicht zureichte. Daneben war es ihm von Werth, die im engeren Verband der Universität oder der Akademie der Wissenschaften gehaltenen Festreden auch weitesten Kreisen zugänglich zu machen. Es sei hier darauf hingewiesen, daß es die „Deutsche Rundschau" war, deren er sich Jahre hindurch hierzu bedienen durfte, und wie ihm die Beziehungen zu diesem öffentlichen Organ stets wichtig waren, so ist sicherlich sein Name unter den Namen der Mitarbeiter dieser Zeitschrift der glänzendsten einer gewesen.

Daß du Bois-Reymond nach dem Gesagten in seltenstem Maße alle Fähigkeiten besaß, um vom Katheder aus zu wirken, daß er ein ebenso begeisterter, wie begeisternder Lehrer war, bedarf kaum noch der Erwähnung. Um aber auch hier herauszurücken, worin das Eigenthümliche seines Unterrichts lag, so sei bemerkt, daß dies einmal die Art der Darstellung war. Nicht dogmatische Mittheilung der jeweiligen neuesten Ergebnisse bekam der Lernende zu hören, sondern er sah jedes Mal den Gegenstand erst werden und wachsen und reifen; er erlebte es mit, wie von den ersten Anfängen an, aus des Zufalls und des Irrthums blindem Gewühl, das Wesentliche, das Wahre sich herausschälte. Damit blieb es ihm selbst unauslöschlich eingeprägt. Das Zweite war, daß alle Mittel aufgeboten waren, den Unterricht ersprießlich zu machen. Eine Fülle künstlerisch angefertigter Wandbilder, die er zuerst als ein mächtiges Hülfsmittel für die Anschauung von England nach Deutschland eingeführt hatte, eine kostbare Apparatensammlung, zahlreiche Versuche und Demonstrationen, das Alles ergänzte und belebte den geistvollen Vortrag, der nicht selten durch attischen Witz, durch feine Satyre, oder durch Erinnerungen an humorvolle eigene Erlebnisse köstlich gewürzt war. Daher machte seine Rede den Eindruck des eben Entstandenen, des vom Augenblick Geborenen. Und doch, von der Gründlichkeit und Sorgfalt geleitet, die auch im kleinsten Punkte die höchste Kraft sammelt, bereitete sich du Bois-Reymond sorgfältig auf sein Colleg vor.

Er hielt es völlig frei, wie auch seine sonstigen öffentlichen Vorlesungen und Reden, ausgenommen in der Akademie, wo eine besondere Satzung das Gegentheil vorschreibt. Auf freien Vortrag legte er sogar großes Gewicht, und sein Beispiel ist glücklicherweise für die Mediciner und medicinischen Gesellschaften nicht ohne nachhaltige Wirkung gewesen.

Daß diese harmonische Vereinigung so verschiedener hervorragender Fähigkeiten ihren tieferen Grund haben möge in der Verpflanzung „fast rein keltischen Blutes", was er von sich selbst einmal sagt, auf deutschen, insbesondere preußischen Boden, ist wohl schon von anderer Seite bemerkt worden. Was aber viel erstaunlicher ist, es hat den Anschein, als ob bei echt französischem Ursprung und halbfranzösischer Erziehung die Ausbildung tiefen deutschen Empfindens und wahrhaft deutscher Gesinnung nicht unmöglich sei, und als ob Preußens nüchterne Tiefe und strenge Gründlichkeit dieselbe besonders begünstige. Du Bois-Reymond ist dafür das eine bedeutsame Beispiel, das andere Adalbert von Chamisso.

Alles in Allem, ich darf es wohl sagen, nimmt du Bois-Reymond in der deutschen Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts einen hervorragenden Platz ein. Neben den Leistungen in seinem eigenen Gebiet, die die Physiologie der Lebensvorgänge nicht um ein Differential, wie er es selbst einst versprochen, nein, um eine ansehnliche endliche Größe vorwärts gebracht haben, galt seine rastlose Thätigkeit während eines langen Lebens, die getragen ward

Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der, früher oder später,
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,

der wahren geistigen und sittlichen Förderung seiner Nation; er war, um es mit einem Kantischen Wort auszusprechen, „ein Lehrer im Ideal".

Um so allgemeiner der Schmerz, um so vielstimmiger die Klage um sein Hinscheiden. Da wir Alle glaubten und hofften, daß noch einmal das Licht durchdringen werde, hatten sich doch schon die Schatten des Abends hernieder gesenkt, und es ist Nacht geworden. Aber die Nacht hat ihre Sterne. Die Astronomie erzählt uns von jener wunderbaren Erscheinung, wo zwei strahlende Sonnen in ewigem Kreislauf ihre glänzende Bahn umeinander ziehen. So wird an unserem geistigen Himmel für alle Zeiten, so lange eines Menschen Auge sich darauf richtet, ein herrliches Doppelgestirn erglänzen: Helmholtz und du Bois-Reymond.

Berlin, 10. Januar 1897.

Dr. P. Schultz,
Assistent am Physiologischen Institut.

Das Frauenstudium und die deutschen Universitäten.

[Nachdruck untersagt.]

Die akademische Frau. Gutachten hervorragender Universitätsprofessoren, Frauenlehrer und Schriftsteller über die Befähigung der Frau zum wissenschaftlichen Studium und Berufe. Herausgegeben von Arthur Kirchhoff. Berlin, Hugo Steinitz. 1897.

Daß man in dem Zeitalter des allgemeinen Stimmrechts auch einmal Abstimmungen in vorzugsweise sachkundigen Kreisen über wichtige Reformfragen unternimmt, Abstimmungen, die ohnehin sich durch eingehende Motivirung von den gewöhnlichen Abstimmungen unterscheiden — ist an sich ein glücklicher Gedanke. Man muß in diesem Falle sich allerdings noch weit mehr als sonst damit begnügen, daß nur ein bescheidener Theil der Gefragten von seinem Stimmrechte Gebrauch macht und den Zweifel übrig läßt, inwieweit die Votirenden der Meinung der Anderen Ausdruck gegeben haben.

Die in dem vorliegenden Buche veröffentlichten Gutachten über das Frauenstudium, obwohl nicht weniger als 122 an Zahl, mögen kaum dem zehnten Theile der vorhandenen Sachverständigen entstammen (wobei obenein die Sachverständigkeit auf die befragten Kategorien beschränkt gedacht wird). Auch gibt es so vielerlei Gründe des Nichtantwortens bei solchen Veranlassungen, daß man mit gleichem Rechte Vermuthungen für das Für wie für das Wider aufstellen kann, um die stellvertretende Kraft der wirklich abgegebenen Gutachten zu ermessen. Allein es ist doch ein bemerkenswerther Erfolg, wenn es einer Umfrage, die ohne jede äußere Autorität versucht wird, gelingt, eine solche Anzahl von Namen und Voten zu versammeln. Und selbst wenn man sie mit den Ergebnissen amtlicher Umfragen der vorgeordneten Behörden vergleicht, so haben diese freilich (vorausgesetzt, daß sie überhaupt an die Oeffentlichkeit gelangen) den Vorzug, daß sie eine Gesammtansicht oder doch eine Mehrheitsansicht der betreffenden Körperschaften zu Tage fördern; dafür geht aber die Fülle lebendiger Individualität verloren, und der steifbeinige Stil der Actenstücke hemmt die frische, persönliche Aeußerung. Es gehört zu dieser Frische, daß, ähnlich wie in einer mündlichen Debatte, kein Einziger das Ganze der vorgelegten Frage erörtert, daß vielmehr Jeder nur ein Stück anfaßt, und wiederum die Einzelnen dieses Stück mehr oder weniger summarisch abthun.

Da kommt es denn darauf an, das Ganze in der Fülle der Theile zu suchen, aus den Stücken womöglich die Einheit selber aufzubauen. Oder aber es wird sich empfehlen, das Wesentliche und vorzugsweise Werthvolle in der Mannigfaltigkeit der Urtheile zu suchen. Hier wenigstens eine Auswahl davon.

„Ich habe den Eindruck," sagt August Meitzen (Berlin), „daß man der Frage, ob die Frau zum akademischen Studium befähigt ist, die andere Frage gegenüberstellen müßte, ob der Mann zu diesem Studium befähigt sei. Aus der Vergleichung würde sich ergeben, daß zwar sehr viele Männer sich veranlaßt gesehen haben, das akademische Studium zu ergreifen, und daß auch sehr viele im All-

gemeinen den Ansprüchen, die für dasselbe gestellt wurden, genügt haben, daß es aber sehr zweifelhaft bleibt, wie viele von ihnen sich dazu wirklich befähigt gezeigt, d. h. einen den Anstrengungen entsprechenden, befriedigenden Grad wissenschaftlicher Erkenntniß zu erreichen vermochten. Wenn man ihnen den Kreis der durch ihr Studium unzweifelhaft hervorragenden Frauen gegenüberstellt und die sehr kleine Zahl von Frauen berechnet, welche sich akademischen Studien gewidmet haben, so wäre nicht unmöglich, daß das Verhältniß sich eher zu Gunsten als zu Ungunsten der Frauen stellte."

„Die Grundlage jeder weiteren Erörterung," sagt Johannes Orth, Professor der pathologischen Anatomie zu Göttingen, „muß eine bejahende Antwort auf die Frage sein, ob den Frauen im Allgemeinen die Fähigkeit zum akademischen Studium zugesprochen werden könne. Unter der unerläßlichen Voraussetzung einer Vorbildung, welche derjenigen der Männer gleichwerthig ist, scheint mir die Frage für die Medicin bejaht werden zu können. Selbst zugegeben, daß die Veranlagung der Frauen im Allgemeinen eine geringere sei, und daß auch durch methodische Schulung nicht die männlichen Leistungen erreicht werden könnten, worüber doch meines Erachtens nur die Erfahrung, die wir bis jetzt noch nicht besitzen, endgültig entscheiden könnte — so muß man berücksichtigen, daß auch unter unseren männlichen Studenten viele mittelmäßige und unterwerthige Leute vorhanden sind, mit denen viele Frauen in geistiger Beziehung wohl zu concurriren vermögen, und dieses um so eher, als anzunehmen ist, daß die Frauen, welche doch sicherlich weniger als ihre männlichen Genossen durch die in System gebrachten Kneipereien und sonstigen Bethätigungen des „echt studentischen" Lebens sich von ihren Studien würden abziehen lassen, mit weit größerem Fleiß und Eifer ihrem Ziele zustreben würden, als die Mehrzahl der männlichen Studirenden es wenigstens zeitweise zu thun pflegt. Für viele der praktischen Anforderungen, welche an den medicinischen Studenten gestellt werden müssen, Handhabung von allerhand feinen Instrumenten, Herstellung mikroskopischer Präparate u. s. w., kann man sogar unbedenklich der weiblichen Hand den Vorzug einräumen. Es ist mir also nicht im geringsten zweifelhaft, daß zahlreiche Frauen im Stande sein würden, den in der ärztlichen Staatsprüfung gestellten Ansprüchen vollkommen gerecht zu werden, ja ich erwarte sogar, daß sie nicht die schlechtesten Prüfungsleistungen aufzuweisen haben würden."

„Es ist nicht zu leugnen," sagt der Berliner Kliniker Ernst von Leyden, „daß es Frauen gibt, welche sowohl in körperlicher wie geistiger Beziehung die Befähigung zum akademischen Studium besitzen, wenn die Zahl auch in der Minorität ist und es wahrscheinlich auch bleiben wird."

„Daß Frauen zum akademischen Studium befähigt sind," sagt der Heidelberger Chirurg Czerny, „haben sie schon durch zahlreiche Beispiele bewiesen und haben dadurch auch die Berechtigung zu diesem Studium nachgewiesen."

„Ich bezweifle nicht," sagt der Leipziger Chirurg Trendelenburg, „daß besonders veranlagte Frauen für das Studium der Medicin ebenso geeignet sind wie Männer."

„Schon lange habe ich die Ansicht vertheidigt," sagt der Breslauer Ophthalmolog Hermann Cohn, „daß gar kein Grund vorliegt, Mädchen vom Studium der Augenheilkunde auszuschließen."

Der Berliner Ophthalmolog Schweigger sagt: „Es dürfte kaum möglich sein, einen anatomisch-physiologischen Beweis dafür zu erbringen, daß die Frauen nicht befähigt seien zu den Arbeiten, mit denen der Mann belastet ist."

„Daß Mädchen und Frauen fähig sind," sagt der Berliner Gynäkolog August Martin, „akademische Studien zu betreiben, scheint mir trotz der von hervorragenden Anatomen und Naturforschern erhobenen Bedenken nicht zweifelhaft."

Diese vorwiegend von Medicinern kommenden Urtheile ließen sich aus der vorliegenden Gutachten-Sammlung mit Leichtigkeit vermehren. Es ist hier aber

nicht Raum, sie alle anzuführen. Wir erwähnen jetzt einige Urtheile über die praktischen Erfahrungen am ärztlichen Frauenstudium und an dessen Erfolgen.

Der Berliner Gynäkolog Gusserow erklärt auf Grund seiner Erfahrungen an der Universität Zürich, an welcher er in den Jahren 1867—1872 Director der Frauenklinik und Professor der Gynäkologie war, also in der Zeit, da das Frauenstudium in Zürich eben angefangen hatte und bereits eine ziemlich große Zahl von weiblichen Studirenden aus England, Amerika, Rußland, Deutschland, der Schweiz dort Medicin studirte — Folgendes: „Mit wenig Ausnahmen waren alle Damen mit großem Ernst, Eifer und einer gewissen Begeisterung bei der Sache. Während der ganzen Zeit meiner Beobachtung hat sich niemals eine Inconvenienz durch das Zusammenstudiren von männlichen und weiblichen Studenten ergeben."

Der andere Berliner Gynäkolog, Robert Olshausen, sagt: „Wenngleich ich schon von mancher Frau die Aeußerung gehört habe, sie würde niemals zu einem weiblichen Arzt gehen, so ist es doch ganz sicher, daß sehr viele Frauen, und besonders Mädchen, vorziehen würden, einen weiblichen Arzt zu consultiren; dies würde zweifelsohne den Vortheil herbeiführen, daß manche leidende Frau, welche sich scheut, einen Arzt zu fragen, doch zu einer Aerztin gehen würde, und es würde dann manchmal ein Leiden rechtzeitig erkannt und behandelt werden, welches sonst aus Furcht und Scheu so lange unerkannt bliebe, bis die Heilung schwierig oder unmöglich geworden wäre. Daß im Gebiete der Frauen- und Kinderheilkunde die zartere Hand der Frau, ebenso wie ihr zarteres Gemüth und Gefühl den Kranken angenehmer sein und Vortheile gewähren würde, liegt auf der Hand. Ich kenne persönlich weibliche Aerzte, deren Charakter und Geisteseigenschaften sie vollauf zum ärztlichen Beruf befähigen, den sie auch mit Erfolg und segensreichem Nutzen ausüben, und ich zweifle nicht, daß es bei Zulassung der Frauen zum Studium der Medicin manche Frauen dieser Art geben wird. Es sind ja auch die Männer nach ihren physischen und psychischen Eigenschaften durchaus nicht alle zum ärztlichen Beruf geeignet und geschaffen. Mag nun aber die Ansicht des Einzelnen in der Frage des ärztlichen Berufes für die Frauen sein wie sie will, so wird doch Niemand den Strom der Zeit aufhalten. Die Frage wird sich praktisch dahin lösen, und zwar voraussichtlich binnen kurzer Frist, daß die Zulassung der Frauen zum Studium der Medicin in allen Ländern Europa's zur Thatsache wird."

Weiter berichtet der Director der Frauenklinik zu München, Franz von Winckel: „Vom 1. Januar 1873 bis zum Mai 1893, elf Jahre in Dresden und zehn Jahre in München, habe ich mit kurzen Unterbrechungen weibliche Aerzte als Volontär-Assistentinnen in den von mir dirigirten Frauenkliniken beschäftigt. Im Ganzen sind es etwas über vierzig gewesen. Dieselben stammten größtentheils aus Amerika, der Schweiz, Rußland, eine aus Frankreich, manche aus Deutschland, welche aber auf außerdeutschen Universitäten studirt hatten. Was die geistige Befähigung dieser Aerztinnen betrifft, so muß ich bemerken, daß ich es nur mit einem auserlesenen Material zu thun hatte, indem mir Frau Professor Heim, geb. Marie Vögtlin in Zürich, meine frühere Schülerin, diejenigen Bewerberinnen aussuchte, von denen sie gewiß war, daß sie ihrer Empfehlung Ehre machen würden. Und das haben dieselben auch in jeder Beziehung gethan: pflichtgetreu, fleißig, gewissenhaft, aufs Eifrigste bestrebt, alle ihre Zeit bestens auszunutzen, habe ich die Leistungen der meisten dieser Schülerinnen mit Freuden als mindestens gleichwerthig mit denjenigen ihrer Mitvolontärärzte anerkennen müssen. Auch die Zartesten unter ihnen waren im Stande, schwierige Operationen glücklich zu Ende zu führen. Viele sind hinterher an Krankenhäusern in ihrer Heimath angestellt worden und in officielle Stellungen eingetreten, manche haben eine große Praxis erworben. Nur von einer Einzigen weiß ich, daß sie von ihrer Praxis noch nicht lebt. Manche haben hinterher geheirathet und sind glückliche Mütter geworden,

ohne den ihnen lieb gewordenen Beruf nachher aufzugeben, selbst wenn sie durch den Beruf des Mannes in sorgenfreie Stellung gekommen waren."

Hier mag noch das Zeugniß einer Dame selber angefügt werden, welche über einen wichtigen Punkt des medicinischen Frauenstudiums sich äußert, das Zeugniß einer Doctorin der Medicin[1]). „Von Leuten," heißt es hier, „welche über das gemeinsame Studium besonders der Medicin nachgedacht, es aber aus Erfahrung nicht kennen, hört man oft die schwersten sittlichen Bedenken dagegen äußern, ja man geht so weit, Frauen, welche auf Hochschulen mit Männern studiren, alles sittlichen Gefühls baar zu erklären. Ich kann diese Bedenken von Menschen begreifen, welche Männer und Frauen nur in Gesellschaften und in dem Ballsaale zusammen sehen . . . In solcher Atmosphäre medicinische Themata zwischen Männern und Frauen zu erörtern, würde mir allerdings auch sittliche Bedenken erregen. Ganz anders auf den Universitäten. Hier herrscht der sittliche Ernst der Wissenschaft und das ehrliche Streben, etwas zu lernen. Von den geistig und sittlich hochstehenden Lehrern werden alle Organe des Körpers und ihre Krankheiten als gleichbedeutend und wissenschaftlich interessant behandelt; man erröthet nicht, weil man keine sinnlichen Hintergedanken hat bei dem Streben, objective Thatsachen kennen zu lernen. Mit Ernst und Würde arbeiten Männer und Frauen zusammen" u. s. w.

Um von anderen Fächern der Wissenschaft neben der Medicin noch einige Stimmen der Erfahrung zu hören, hier die folgenden.

Der Mathematiker Felix Klein (Göttingen) schreibt: „In diesem Semester (Winter 1895—1896) nahmen nicht weniger als sechs Damen an unseren höheren mathematischen Kursen und Uebungen Theil und erwiesen sich dabei fortgesetzt ihren männlichen Concurrenten in jeder Hinsicht als gleichwerthig. Der Natur der Sache nach sind dies einstweilen Ausländerinnen: zwei Amerikanerinnen, eine Engländerin, drei Russinnen; daß aber die fremden Nationen von Hause aus eine specifische Begabung haben sollten, die uns abgeht, daß also unsere deutschen Damen bei geeigneter Vorbereitung nicht sollten dasselbe leisten können, wird wohl kaum Jemand behaupten wollen."

Der Astronom derselben Universität bestätigt diese Erfahrung aus seinem eigenen Fache.

Der Heidelberger Chemiker Victor Meyer, welcher zwölf Jahre Professor in Zürich war, urtheilt: „Die weiblichen Studenten unterschieden sich in Bezug auf Begabung und Fortschritte von den männlichen nicht erheblich, übertrafen dieselben aber im Durchschnitt durch größeren Fleiß, zum Theil dadurch bedingt, daß sie nicht durch Kneipen und studentischen Sport vom Studium abgehalten wurden . . . Naturforscherinnen von wissenschaftlicher Bedeutung im Gebiete der selbständigen Forschung habe ich bisher aus meinem Unterrichte nicht hervorgehen sehen, konnte dies aber auch nicht erwarten. Denn da auf tausend männliche Studirende kaum Einer kommt, auf den dies Prädicat Anwendung findet, so war die Zahl der weiblichen Studirenden, die ich bisher unterrichtete, bei Weitem zu gering, als daß ein solcher Erfolg schon jetzt wahrscheinlich hätte sein können."

Ein Oberlehrer der Mathematik, welcher an den Berliner (Real-) Gymnasialkursen für Mädchen seit Herbst 1892 Unterricht ertheilt, berichtet, daß er von dem Erfolge dieser Thätigkeit in hohem Maße befriedigt sei. Die große Mehrzahl der Schülerinnen (die meist im achtzehnten Lebensjahre oder darüber stehen) schreite rasch und sicher vorwärts, zeige reges Interesse, gutes Verständniß, lebendige Aufmerksamkeit und ausdauernden Fleiß. Eine Ermüdung sei nur selten bemerkt

[1]) „Gedanken und Erfahrungen über Frauenbildung und Frauenberuf". Von Dr. med. Anna Kuhnow, in der Schweiz approbirte prakt. Aerztin. Leipzig 1896. S. 9.

worden, eine länger andauernde Uebermüdung nur in einem Falle, in welchem Kränklichkeit die Hauptursache gewesen; eine „zu bestimmten Zeiten eintretende abnorme Abspannung der Denkfähigkeit der Mädchen" ist an den Schülerinnen niemals wahrgenommen worden, dagegen fast immer körperliche und geistige Frische, große Freudigkeit bei der Arbeit, erfreulicher Frohsinn in den Erholungspausen und ein heiteres Wesen, das mit dem Gebahren von Blaustrümpfen nichts gemein hat.

In seiner Rectoratsrede über die Entwicklung der Universität Berlin (3. August 1896) bezeugt Adolph Wagner die „befriedigende Qualität" der „nicht ganz unerheblichen Zahl" von weiblichen Hörerinnen der Berliner Universität, wie sie neuerdings auch hier Zutritt gefunden haben.

Zum Schlusse sei auf den trefflichen kleinen Aufsatz hingewiesen, den in dem vorliegenden Bande Hugo Münsterberg, Professor der Psychologie an der Universität Freiburg i. B., geliefert „Ueber das Frauenstudium in Amerika", auf Grund eigener Anschauung, da er drei Jahre lang an der Harvard-Universität als Professor gewirkt hat, von wo aus er Gelegenheit hatte, mancherlei vom amerikanischen Unterrichtswesen kennen zu lernen.

Er zeigt, wie das sogenannte Studium von angeblich 25 000 Damen in Amerika keine 500 Studentinnen im deutschen Sinne einschließt. Um so mehr betont er aber, daß für die große Mehrzahl die bestehenden Einrichtungen eine (gegen Deutschland) erhöhte Stufe weiblicher Schulbildung bedeuten. Die Frauencolleges sind Hochschulen einer neuen, den Frauen angepaßten Art, welche sich mit vierjährigem Kursus an die Töchterschule anreihen und so die Ausbildung der jungen Mädchen etwa bis in das zweiundzwanzigste Jahr fortsetzen. Die Töchter der besten Familien gehen ins College, nicht weil sie auf das Brot der Lehrerin angewiesen sind, sondern weil diese Jahre freier Bethätigung im Gebiete ernster Studien ihnen das Leben verschönern und bereichern. Es sind Frauen-Hochschulen, die auf kein Staatsexamen, sondern auf einen geistigen Lebensinhalt hin arbeiten, mit steter Anpassung an die seelisch-körperliche Organisation des Weibes.

Y.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte Januar.

Kaiser Wilhelm II. hat durch die am Neujahrstage vollzogene Cabinetsordre über die Einschränkung der Zweikämpfe einem allgemein gehegten Wunsche in dankenswerther Weise entsprochen. Alteingewurzelte Vorurtheile mit einem Schlage zu beseitigen, würde sicherlich auch dem kaiserlichen Willen nicht gelingen. So darf es von der öffentlichen Meinung mit Genugthuung begrüßt werden, wenn der Kaiser in seiner Eigenschaft als oberster Kriegsherr der preußischen Armee erklärt: „Ich will, daß Zweikämpfen meiner Officiere mehr als bisher vorgebeugt wird." Die Ausführung der königlichen Cabinetsordre, die sich auch in den übrigen verbündeten Staaten als maßgebend erweisen wird, kann erst ergeben, ob die Modalitäten noch einer bestimmteren Fassung bedürfen. Jetzt aber bereits darf als gewiß gelten, daß das frivole Spiel, das in angeblichen Ehrenhändeln allzu häufig unter den nichtigsten Vorwänden getrieben wurde, aufhören oder doch aufs Strengste geahndet werden wird. Nicht minder darf angenommen werden, daß in denjenigen Kreisen, die sich mit der Nachahmung „ritterlicher Sitten" zu brüsten liebten, das vom Heere selbst gegebene Beispiel vorbildlich sein wird. Durch die Cabinetsordre über die Einschränkung der Zweikämpfe sollte auch das Versprechen eingelöst werden, das der deutsche Reichskanzler am 17. November 1896 gegeben hatte, als er in Uebereinstimmung mit der einmüthigen Resolution des Reichstages erklärte, daß, in Anlehnung an die Verordnung vom Juli 1843 über das Verfahren bei Untersuchungen der zwischen Officieren vorfallenden Streitigkeiten und Beleidigungen, beabsichtigt werde, „diese Streitigkeiten und Beleidigungen der ehrengerichtlichen Behandlung und Entscheidung zu unterwerfen, mit der Wirkung, daß die Entscheidung, welche niemals auf eine Nöthigung zum Zweikampfe oder auf eine Zulassung desselben lauten darf, für die streitenden Theile unbedingt verbindlich ist".

Eine noch bedeutsamere Reform wird der Gesetzentwurf über die Abänderung des militärischen Strafverfahrens bezeichnen. Auch in Bezug auf diese Reform war Fürst Hohenlohe in der Lage, im Reichstage ein formelles Versprechen abzugeben. Ragte doch der Strafproceß, der bisher, abgesehen von Bayern, in der preußischen Armee und den übrigen deutschen Contingenten vorgeschrieben war, gewissermaßen wie eine Ruine aus alter Zeit in den modernen Rechtsstaat hinein. Durch das helle, klare Licht der Oeffentlichkeit soll nun das geheime, an den Inquisitionsproceß gemahnende Verfahren ersetzt werden, das doch, wie von einem Theilnehmer an zahlreichen Kriegs- und Standgerichten versichert werden darf, die volle Tagesbeleuchtung keineswegs zu scheuen braucht. Wie durch die bürgerliche Strafproceßordnung für gewisse Fälle die Ausschließung der Oeffentlichkeit vorgesehen ist, wird es auch im Militär-Strafverfahren sehr wohl möglich sein, Ausnahmen festzusetzen, wobei insbesondere noch in Betracht gezogen werden muß, daß die Aufrechterhaltung der Disciplin nicht ernsthaft gefährdet werden darf.

Ueber die segensreiche Wirkung der Oeffentlichkeit kann aber, abgesehen von den wenigen Ausnahmen, kein Zweifel obwalten. Wie charakteristisch war in dieser Beziehung der Ausspruch des Staatssecretärs im Auswärtigen Amte, Freiherrn von Marschall, in dem Processe Leckert-Lützow! Wenn ein so hoch gestellter Staatsbeamter erklärt, sich gegenüber gewissen Infamien in die Oeffentlichkeit geflüchtet zu haben, so wird dadurch erhärtet — und der Verlauf des Processes hat es mit besonderer Klarheit erwiesen — daß nur auf diesem Wege: durch die unbeschränkte öffentliche Beweisführung mit dem unentbehrlichen Kreuzverhöre, — ein gerechtes Urtheil von den Richtern geschöpft werden kann. Ohne diese Oeffentlichkeit würde ein v. Tausch möglicher Weise heute noch der politischen Polizei angehören

und gar nicht wieder gut zu machendes Unheil anrichten können. Es liegt uns durchaus fern, in einem noch nicht entschiedenen Strafprocesse für oder wider den Angeschuldigten Partei zu ergreifen. Für jeden Anhänger der staatlichen Ordnung kann es aber keinem Zweifel unterliegen, daß das Verfahren gegen einen Mann eingeleitet werden mußte, der sich des Meineids dringend verdächtig machte. Schwer verständlich ist, wie bei solcher Sachlage, in einem Rechtsstaate, in dem Alle vor dem Gesetze gleich sind, auch nur daran gedacht werden konnte, daß auf dem Disciplinarwege hätte Wandel geschaffen werden sollen. Denn Anzeichen genug sprachen doch dafür, daß die socialdemokratischen Führer sehr wohl über die Machenschaften gewisser Polizeiagenten unterrichtet waren. Andererseits ist es durchaus verfehlt, in dieser Beziehung den Einwand zu erheben, daß die Staatsgewalt ihre Handlungsweise nicht durch Besorgnisse vor irgend einer Partei bestimmen lassen dürfe. Sicherlich nicht; wohl aber ist sie verpflichtet, der Corruption dort, wo sie besteht, ein Ende zu machen, und es galt, rasch und entschlossen zu handeln, damit nicht das Ansehen der bestehenden Einrichtungen von anderer Seite erschüttert würde. Bezeichnend ist nun, daß dieselben Beurtheiler, die die Besorgniß vor socialdemokratischen Enthüllungen nicht gelten lassen wollen, feierlich versichern, daß die revolutionären Bestrebungen aus solchen Processen Nutzen ziehen können.

Die Erinnerung an den Panamascandal in Frankreich sollte jedoch genügen, um zu zeigen, wie in diesem Lande das Vertuschen und Verheimlichen, das Unterdrücken der ganzen Wahrheit bis zum heutigen Tage gleich einem Krebsschaden fortwirkt und das gesammte öffentliche Leben vergiftet. Dort sind Staatsmänner für alle Zukunft aus dem politischen Leben wie durch einen Sturmwind fortgefegt worden, weil sie in unsaubere Händel verwickelt zu sein schienen. Der preußische Kronrath hat daher seine Aufgabe richtig erfaßt, als er im Interesse der Monarchie, sowie des allgemeinen Staatswohls Klarheit herbeizuführen beschloß.

Sicherlich können die Stimmen der auswärtigen Presse nur in beschränktem Maße in Betracht kommen, wenn es sich um die inneren Verhältnisse Deutschlands handelt. Die durch keinen abweichenden Ton gestörte Uebereinstimmung, mit der im Auslande das Eingreifen der deutschen Regierung, die Unbefangenheit des Berliner Gerichtshofes — oftmals klingt in diesen Betrachtungen das Wort durch: Il y a des juges à Berlin — gerühmt worden sind, muß aber hervorgehoben werden. Diese Uebereinstimmung bekundet, daß überall, wo nicht, durchaus mit Unrecht, in eine Angelegenheit der öffentlichen Sittlichkeit hineingetragene politische Gegensätze den Blick trüben, Deutschland volle Anerkennung dafür findet, daß es nicht einen Zustand der Corruption, der doch nur untergeordnete Organe sich bisher zugänglich erwiesen, insgeheim fortdauern ließ. Es darf daher mit Zuversicht erwartet werden, daß auch in dem gegen den Polizeicommissar von Tausch zu führenden Processe mit derselben rückhaltlosen Strenge das wirkliche und nicht ein imaginäres Staatsinteresse gewahrt werde.

Das Glückwunsch-Telegramm, das der Kaiser von Rußland aus Anlaß des Jahreswechsels an den Präsidenten der französischen Republik gerichtet, wurde von der öffentlichen Meinung jenseits der Vogesen um so mehr willkommen geheißen, als gerade in jüngster Zeit leichte Schatten das französisch-russische Einvernehmen einigermaßen zu trüben schienen. War es in der ägyptischen Angelegenheit keineswegs gelungen, ein rascheres Tempo in die diplomatischen Vorverhandlungen zu bringen, so wurde in Frankreich doch die Hoffnung gehegt, daß in der Türkei die russische Politik den französischen Interessen sich gefällig erweisen würde. Da etwa zwei und eine halbe Milliarde französischen Capitals in türkischen Werthen angelegt sind, erscheint der Wunsch des Ministeriums Méline-Hanotaux wohl begreiflich, die durch die armenischen Metzeleien auch in Bezug auf die ottomanischen Finanzen hervorgerufenen Besorgnisse zu zerstreuen. Wie nur durch das Zusammenwirken der europäischen Mächte ernsthafte Verwicklungen in der orientalischen Frage verhindert werden konnten, erblickt die französische Regierung in der Entsendung eines russischen Delegirten in die internationale Commission für die türkische Staatsschuld

eine wesentliche Bürgschaft für die französischen Gläubiger der Pforte. Es fehlte aber nicht an Anzeichen, daß gerade über diesen Punkt ein principieller Gegensatz zwischen dem russischen Botschafter in Constantinopel, Herrn von Nelidow, und dem diplomatischen Vertreter der französischen Republik bestand und noch fortbesteht.

Der frühere französische Diplomat Valfrey, der im „Figaro" unter dem Pseudonym Whist in den Kanzleien viel bemerkte Leitartikel veröffentlicht, hat nun am 5. Januar unter der Ueberschrift: M. de Nélidoff das zwischen Frankreich und Rußland unleugbar bestehende „dissentiment passager" für jeden Kundigen mit aller Deutlichkeit erörtert. Daß Herr von Nelidow, dessen staatsmännische Begabung über jeden Zweifel erhaben ist, den Franzosen als Leiter der auswärtigen Politik Rußlands durchaus nicht willkommen sein würde, mußte bereits aus früheren Kundgebungen geschlossen werden. Nun ist er ihnen auch auf dem Posten in Constantinopel keineswegs bequem, und man braucht gar nicht zwischen den Zeilen zu lesen, um die volle Bedeutung der Anspielungen zu erkennen, die Valfrey in Bezug auf die außergewöhnliche Stellung des Herrn von Nelidow macht. Nachdem in dem Artikel des „Figaro" darauf hingewiesen worden ist, daß, während die Botschafter hinter ihren Souveränen zurückzustehen pflegen, der russische Botschafter in Constantinopel eine Ausnahme zu machen scheine, obgleich er „den am meisten autokratischen Herrscher unseres Continentes vertrete", formulirt Whist seine Auffassung in sehr drastischer Weise: „Mit einem Worte, Herr von Nelidow erscheint in den Augen des Zaren, ohne Zweifel ganz unrichtig, als der Herr der russischen Politik in der orientalischen Frage, und wenn er nicht in Stambul regiert, so insinuirt man doch, gegen jede Wahrscheinlichkeit, daß er in St. Petersburg commandirt." Bei einigem Mißtrauen könnte Kaiser Nicolaus II., „le souverain le plus autocratique de notre continent", immerhin auf der Hut sein, wenn er die Ausführungen Valfrey's für zutreffend erachten sollte; vielleicht merkt er aber auch die Absicht, zumal die Insinuation, die Whist einem ungenannten Gewährsmanne zuschiebt — „on insinue, contre toute vraisemblance" heißt es ganz im Stile Tartuffe's — eben nur von französischer Seite ausgeht.

Allerdings kann der frühere Diplomat nicht umhin, diese auf das Mißtrauen des Zaren berechnete Insinuation gegen dessen allzu einflußreichen Botschafter näher zu begründen. Nicht ohne taktisches Geschick werden alle Vorwürfe mit Schmeicheleien und der Anerkennung der Begabung des Herrn von Nelidow verbrämt; die Dornen sollen jedoch vor Allem sich wirksam erweisen, während die Rosen nur zu Ehren des französisch-russischen „Bündnisses" gewunden werden, dessen Zauberkraft nach wie vor auf sich warten läßt. So stellt der sicherlich nicht lediglich aus eigener Inspiration schöpfende Artikelschreiber des „Figaro" einen besonderen Gegensatz zwischen dem russischen Botschafter in Constantinopel und dem Kaiser Nicolaus II. her, indem er allem Anscheine nach die ersten zuverlässigen Mittheilungen über die politischen Besprechungen macht, die während des Aufenthaltes des Zaren in Paris stattfanden. Er betont, daß dieser, in Uebereinstimmung mit der allgemeinen Erwartung, dem französischen Minister des Auswärtigen eine lange Audienz im russischen Botschaftshôtel bewilligt habe, worauf dann bald behauptet wurde, daß zwischen dem Kaiser und Herrn Hanotaux ein vollständiges Einvernehmen in Bezug auf die orientalische Angelegenheit erzielt wäre, und zwar nicht bloß über die Principien, sondern auch über die Mittel und Wege. Dieses Einvernehmen soll sich zugleich auf die Entsendung eines russischen Delegirten in die internationale Staatsschulden-Commission in Constantinopel bezogen haben.

Um so größer war daher das Erstaunen in Frankreich, als nach dem Zusammentreffen des Herrn von Nelidow mit dem Kaiser Nicolaus II. in St. Petersburg verlautete, daß der russische Botschafter dem gemeinsamen Actionsprogramme, über das die beiden Regierungen sich in Paris geeinigt hatten, einen lebhaften Widerstand entgegensetzte. Ließ sich zunächst die Natur dieses Widerstandes nicht deutlich erkennen, „so entdeckte man doch schließlich", wie im „Figaro" versichert wird, „daß Herr von Nelidow mit Entschiedenheit den Eintritt eines russischen

Delegirten in den Conseil de la Dette extérieure in Constantinopel bekämpfte. Er bekämpfte diese Maßregel als unpolitisch und gefährlich: er wies insbesondere auf die Unzuträglichkeit hin, die für Rußland darin liegen würde, „sich in irgend welcher Form inmitten des Labyrinths der ottomanischen Finanzen die Hände zu binden, wenn es bei allen Eventualitäten die volle Freiheit seiner Bewegungen bewahren wollte".

Hier nun erhebt Whist gegen Herrn von Nelidow einen schweren Vorwurf. Der russische Botschafter soll sich selbst die Frage vorgelegt haben, ob es der Rolle seiner Regierung entspräche, bei der Erhaltung und Befestigung des türkischen Reiches mitzuwirken: „Daß man nichts thäte, um dessen Sturz zu beschleunigen, sowie die Börsenspeculanten fernhielte, die bereit wären, sich auf den Leichnam der Türkei zu stürzen, das geboten die Vernunft und der gesunde Menschenverstand; sich jedoch der undankbaren Aufgabe unterziehen, dem ottomanischen Reiche Leben und Gesundheit wiederzugeben, indem man selbst mit den liebsten Freunden schwere Verantwortlichkeiten übernahm, dafür sah Herr von Nelidow keine sehr zwingenden Gründe." Fände man diese Argumentation in einem englischen Blatte, so wäre es wohl verständlich; daß jedoch eines der verbreitetsten französischen Organe den diplomatischen Vertreter Rußlands in Constantinopel beschuldigt, im Gegensatze zu den der ottomanischen Pforte bekundeten Freundschaftsversicherungen gewissermaßen auf den Pessimismus hin zu speculiren, ist jedenfalls ein Novum. Schon an einer früheren Stelle desselben Artikels hatte Valfrey hervorgehoben, daß die russische Politik sich in Bezug auf das Problem der türkischen Finanzen stets sehr gleichgültig gezeigt habe, wie denn auch Viele der Vermuthung Ausdruck liehen, daß sie ohne Bedauern die Situation sich von Tag zu Tag verschlimmern sehen würde. Für gewiß erachtet der frühere französische Diplomat, daß ein russischer Delegirter in die Commission für die türkische Staatsschuld nicht eintreten wird, so daß die Bedenken des Herrn von Nelidow über die Bemühungen der französischen Diplomatie gesiegt haben. Der Artikel klingt schließlich, ohne jede innere Begründung, versöhnlich aus; auch will der Verfasser die Bedeutung dieser vorübergehenden Meinungsverschiedenheit nicht übertreiben. Vielmehr will er überzeugt sein, daß im Uebrigen in St. Petersburg ein sehr ausgesprochener guter Wille vorhanden sei, die französisch-russische Action in Constantinopel in gleicher, aufsteigender Linie zu erhalten.

Sollte aber nicht das französisch-russische Bündniß, auf das in Frankreich die weitestgehenden Hoffnungen gesetzt werden, bereits in einem Falle versagt haben, in dem Rußland eben vor Allem seine eigenen Interessen zu Rathe zog? Als der französische Botschafter in Constantinopel der türkischen Regierung seine Reformvorschläge überreichte, konnte es den Anschein gewinnen, als ob Frankreich in dieser Angelegenheit gewissermaßen die Führung der Mächte übernähme. Diese Illusion ist nun aber sehr rasch geschwunden; Rußland ist keineswegs gewillt, auf seine Stellung als Vormacht im Orient zu verzichten, und mit dieser Thatsache wird sich das Ministerium Méline-Hanotaux auch in Zukunft abfinden müssen, wenn anders der Zweibund nicht bereits einen bedenklichen Riß erhalten soll, noch ehe er auf eine ernsthafte Probe gestellt wird.

Kaiser Nicolaus II. hat inzwischen am russischen Neujahrsfeste den Gesandten am dänischen Hofe, Grafen Murawjew, zum Verweser des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Der Nachfolger des Fürsten Lobanow gehörte früher der Botschaft in Berlin als Botschaftsrath an und galt damals bereits als ein ebenso intelligenter wie unermüdlicher Diplomat. Durchaus verfehlt erscheinen aber die Combinationen, die an das größere oder geringere Maß von Sympathien oder Antipathien des Grafen Murawjew geknüpft werden. Die friedliche Politik Rußlands hat sich in Ost-Asien sowohl als auch in der Türkei so vortrefflich bewährt, daß Kaiser Nicolaus II., der Träger dieser Politik, auch in Zukunft an ihr festhalten wird, wobei er sich der Ausführung seiner Dispositionen durch den Minister des Auswärtigen versichert halten darf. Bezeichnend ist, daß gerade in einem viel be-

merkten Artikel des Pariser „Temps" die Machtstellung des Zaren einer nicht allzu respectvollen Kritik unterzogen wurde. Dieser Artikel verhinderte aber ebensowenig wie derjenige des „Figaro" über Herrn von Nelidow, daß nach der Ernennung des Grafen Murawjew von französischer Seite die öffentliche Meinung in Deutschland beschuldigt wurde, ihrem Verdrusse, der jedoch in Wirklichkeit gar nicht vorhanden ist, Ausdruck zu geben.

Wohl wird in der französischen, sowie in der russischen Presse auf den warmen Ton hingewiesen, der in dem Glückwunsch-Telegramm des Kaisers Nicolaus II. an den Präsidenten der Republik aus Anlaß des Jahreswechsels angeschlagen worden. „Unter den angenehmsten Erinnerungen des abgelaufenen Jahres," telegraphirte der Zar, „wird diejenige an die reizvollen, in Ihrem schönen Vaterlande zugebrachten Tage unauslöschlich sein." Auch äußerte der Zar, zugleich im Namen seiner Gemahlin, die besten Wünsche für das Wohlergehen Frankreichs. Dennoch ist, als ein Symptom der französisch-russischen Beziehungen, der Artikel Valfrey's jedenfalls von einer nicht zu unterschätzenden Bedeutung. Aus den darin in durchaus französischer Beleuchtung geschilderten Vorgängen erhellt zum Mindesten, daß Rußland kaum jemals eigene Interessen opfern wird, um der befreundeten Republik einen von dieser für wesentlich erachteten Dienst zu leisten. Wie grundlos müssen daher die Hoffnungen derjenigen französischen Politiker erscheinen, die Rußland sogar für die Wiedereroberung Elsaß-Lothringens angespannt sehen möchten, dasselbe Rußland, das jetzt die von Frankreich dringend gewünschte Entsendung eines Delegirten in die internationale Finanzcommission zu Constantinopel ablehnt! Wird von französischer Seite selbst zugestanden, daß das Ministerium Méline-Hanotaux in der türkischen Angelegenheit zunächst eine Schlappe erlitten habe, so kann es andererseits mit dem Ergebnisse der am 3. Januar vollzogenen Theilwahlen für den Senat immerhin zufrieden sein. Ein radicaler Ansturm in großem Stile war von dem früheren Conseilpräsidenten Bourgeois angekündigt worden, dem der Senat besonders verhaßt ist, seitdem diese parlamentarische Körperschaft ihm, als er selbst die Regierung leitete, erfolgreichen Widerstand geleistet hatte. Die Losung, unter der die Radicalen in den Wahlkampf eintraten, lautete: Einkommensteuer und Verfassungsrevision. Es zeigte sich aber, daß trotz vereinzelten Erfolgen der Radicalismus im Lande keineswegs festere Wurzeln gefaßt hat; nach wie vor ist die Wählerschaft der Einführung sowohl einer progressiven Einkommensteuer, als der Verfassungsrevision abgeneigt, durch die vor Allem die Befugnisse des Senates eingeschränkt werden sollen, und da die Radicalen einen Sieg in großem Stile angekündigt hatten, müssen sie sich nunmehr gefallen lassen, daß von ihrem Mißerfolge die Rede ist.

Friedlicher als bei den Senatswahlen in Frankreich ging es bei einer Veranstaltung zu, die jüngst in der Hauptstadt der Regentschaft Tunesien von Franzosen und Italienern gemeinschaftlich in Scene gesetzt worden war. Vor nicht allzu geraumer Zeit hatten sich allem Anscheine nach gerade in Tunis die Gegensätze zwischen den beiden Nationen um so schärfer zugespitzt, als die Italiener an der Auffassung festhielten, daß die Franzosen durch die Besetzung der Regentschaft sich einen schweren Eingriff in die italienische Einflußsphäre hätten zu Schulden kommen lassen. Dem Conseilpräsidenten Rudini gebührt nun das Verdienst, im Einvernehmen mit dem Minister des Auswärtigen, Visconti-Venosta, die Conventionen mit Tunesien abgeschlossen zu haben, durch die der italienische Handel und die in der Regentschaft lebenden Italiener ihre Existenzbedingungen erhalten sehen. So konnte es geschehen, daß bei einem unter den Auspicien der französischen Behörden und des italienischen Generalconsuls stattfindenden Wohlthätigkeitsfeste die Marseillaise und die italienische Königshymne der Reihe nach angestimmt und mit Jubel aufgenommen wurden. Für die Besserung der französisch-italienischen Beziehungen ist der Vorgang jedenfalls sehr bezeichnend, zumal da auch ein handelspolitischer modus vivendi dem Zollkriege zwischen den beiden Ländern in absehbarer Zukunft ein Ende machen soll.

———

Literarische Rundschau.

Ein neuer Roman von Jonas Lie.

[Nachdruck untersagt.]

Dyre Rein. Eine Geschichte aus Urgroßvaters Hause. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung. 1896.

Es sind nun dreißig Jahre, seit der „Hellseher", Jonas Lie's erster Roman, erschien. Der Hellseher ist ein armer Kranker, den das Unglück hart verfolgt. Erst nahm es ihm die Braut, und dann die Heimath. Aus der einsamen Größe des Nordlandes drängte es ihn hinein in das Gewühl der Großstadt. Dort dämmert er nun vor sich hin in hülfloser Verlassenheit. Umgeben von Menschen, die ihn nicht verstehen, von Verhältnissen, die sich groß dünken, und doch so lächerlich klein sind neben der Größe seiner Heimath. Ihm, dem Hellseher, hat sie sich offenbart, diese Größe. Gedanken sind in ihm und Stimmungen, vor denen den Kleinen um ihn her wohl bange werden könnte, wenn er sie ausspräche. Aber er spricht sie nicht aus. Seiner schwindenden Lebenskraft fehlt die Energie dazu. Mit müden Augen sieht er nur hinein in die Kleinheit der Großstadtkultur und siecht langsam dahin an der großen Einsamkeit.

In diesem Erstlingswerke von Jonas Lie lag etwas, das ließ die Menschen aufhorchen. Es waren nur stille Lieder, die dieses Buch durchklangen, aber es war in ihnen wie verhaltene Kraft. Die Worte des Hellsehers brauchten nur Resonanz zu bekommen, und ihre stille Wehmuth wurde heilige Entrüstung. Sie verstanden das Heimweh des armen Hellsehers so gut, die in den Städten! In seiner Sehnsucht nach dem Nordland fühlten sie es beben wie ein gedämpftes „Zurück zur Natur!"

Man nahm das Buch als ein persönliches Document des Dichters. Mißliche Verhältnisse hatten Lie damals gezwungen, aus Lofoten, seiner Heimath, nach Christiania zu übersiedeln. Die Weltanschauung, die der hohe Norden seinen Kindern mit ins Leben gibt, ist größer als die der flachen Städte. Der Dichter Lie mußte den Gegensatz noch schärfer empfinden. Die Schwierigkeit seiner persönlichen Lage kam hinzu, und so, sagte man sich, kam er in jene resignirte Stimmung, aus der heraus sein „Hellseher" geschrieben ist.

Gleichgültig, wie weit diese Erklärung zutrifft: soviel ist sicher, daß Lie schließlich zäher war als sein „Hellseher". Er fand sich zurecht und stellte auch im Gewühl der Großstadt seinen Mann. Ist sein erster Roman ein Document, so sind es auch seine folgenden. Derbe Schilderungen von Land und Leuten. Die Mystik im Verhältniß von Natur und Mensch interessirt ihn weniger; um so mehr das Thema Mensch und Mensch. Die Zeit der Ibsen und Kjelland war gekommen. Man sah das Unwahre gewisser Verhältnisse der modernen Großstadtkultur auch hier. Aber

die sie jetzt klarlegten, waren keine Hellseher mehr, sondern bloße Kritiker oder entgleiste Helden. Menschen, die in Volksversammlungen auftraten, arme Teufel, die im Malstrom jener Verhältnisse Todeskandidaten oder Verbrecher wurden.

Der gute Wille der Norweger war zu ehrlich, um nicht aufmerksam auf jeden Berufenen, der hier redete, hinzulauschen. Jonas Lie wurde „populär“. Sein Bild kam in die Familienblätter, und die Verleger machten mit seinen Büchern Geschäfte. Dennoch, den tiefen Erfolg seines „Hellsehers“ erlebte er mit keinem seiner späteren Werke. Es fehlte ihnen das Intime, das rein Seelische, das nicht nur interessirt, sondern auch packt. Sie mußten verklingen, sobald das Interesse für jene sociale Polemik erlosch.

Seit dieses Interesse thatsächlich im Schwinden ist, hat es denn auch nicht an Beurtheilern gefehlt, die über Lie nur mit einer Art wohlwollender Hochachtung sprachen. Er war ein repräsentativer Schriftsteller für das Norwegen von gestern, aber heute war seine Rolle ausgespielt. Die Ibsen's und Kjelland's waren abgelöst von den Hamsun's und Obstfelder's. Uebrigens war es um Lie doch schade. Er war zu früh gekommen. Sein „Hellseher“ war ein Werk gewesen, das der ganzen Idee nach sehr wohl in die jüngste Literatur hineingepaßt hätte. Aber dann hatten es ihm die alten Polemiker angethan, und mit denen war man fertig.

Doch wie das so oft vorkommen soll: Todtgesagte können sich der besten Gesundheit erfreuen. Kaum hat man Jonas Lie den Nekrolog gehalten, steht er auch schon wieder auf. Und zwar mit einem Werke, das nicht nur an die Tradition des „Hellsehers“ anknüpft, sondern auch der Literatur von heute gar manches Neue zu sagen hat.

„Dyre Rein“ nennt sich der neue Roman Jonas Lie's, nach dem Namen seines Helden. Dieser Held ist eine jener starren Naturen, die Einsamkeit nöthig haben, sich zu entwickeln. In jeder festgefügten Gemeinschaft müssen sie verkommen. Es liegt etwas Tragisches in ihnen. Früher oder später zerrt ein unerbittliches Naturgesetz sie hinein in die starren Formen des Alltags, und dann ist ihr Untergang gewiß. Inmitten all' der beschränkten Tüchtigkeit fühlen sie sich bedrückt wie in einer stickigen Höhle. Sie sind Geschöpfe der Oberwelt, gewöhnt an Luft und Sonne und an freie Wesen. Und nun sehen sie sich in diese unterirdischen Grotten verzaubert, wo in schwelendem Licht mißgestaltige Kobolde hocken. Das Gefühl des nicht mehr Hinauskönnens läßt sie verzweifelte Versuche machen, sich den Kobolden anzupassen. Sie drängen sich mit in den Reihen der Unterirdischen, und in dem tollen Hexentanz sind sie die Tollsten. Doch gleich danach würgt der Ekel an ihnen. Sie pressen sich in eine einsame Ecke, und lassen es gleichgültig über sich ergehen, wenn man sie dort entdeckt und nun als minderwerthig verhöhnt.

Das ist der Assessor Dyre Rein. Er hat sich lange in seiner Oberwelt gehalten. Ein intimer Verkehr mit der Natur, ein freies Jägerleben hat ihn immer wieder reingewaschen von all' dem Widerwärtigen, mit dem der Verkehr unter den Menschen ihn beschmutzt. Er hat sich abgefunden mit dem Leben des Alltags. An den unzähligen Klippen und Riffen seiner Laufbahn vorbei hat er sich glücklich hinein gerettet in seine Stellung. Und nun lebt er unter den Menschen, wie der verwunschene Prinz im Märchen, der Tags über als Bettler herumläuft, bei Nacht aber sich in den verborgenen Schlössern stiller Wälder wiederfindet in alter Herrlichkeit.

Doch das Schicksal hat Rein nicht vergessen. Ein amtlicher Ruf versetzt ihn an einen entlegenen Gerichtshof, mitten in die Berge. Bezirksrichter Orning wohnt dort mit seiner Familie. Ein vornehm altes Geschlecht. Rein ist glücklich über die Versetzung. Die Einsamkeit dieses Gerichtshofes, seine versteckte Lage in einer fast noch unberührten Natur scheinen wie geschaffen für sein heimliches Prinzendasein.

Und doch wird gerade diese Einsamkeit sein Verhängniß. Die wenigen Menschen, die um ihn sind, beobachten ihn schärfer. Wenn er heimkehrt von seinen Jagdausflügen, halb trunken von großer Natur, entschlüpfen ihm Wendungen, die die

Anderen seine verborgenen Welten ahnen lassen. Nicht lange, und sein Incognito ist entdeckt.

Damit nimmt die Tragödie ihren Anfang, die ihn und die Menschen um ihn her langsam in das Verderben zieht. Denn das ist das Schicksalsfinstere solcher Naturen, daß ihr Verderben auch das Verderben der Menschen ist, die ihnen am nächsten standen. Sie sind wie ein einsamer Lebensschrei, der hinein gellt in das Treiben des Tages. So weit der Ruf dringt, horchen die Menschen auf. Und an dem bloßen Lauschen können die Menschen dann hinsterben wie ein Vogel im Käfig, den der nahe Frühling rief. Es liegt so viel Freiheit in jenem Schrei, so viel von dem Besten, was die im Käfig in sich ertödten mußten und was der verwehte Ruf nun wieder ins Leben bringt.

Als Rein das Haus der Ornings betritt, findet er eine Familie, die sich mit warmem Behagen in die engen Formen eines streng gesellschaftlichen Daseins eingelebt hat. Der Hausherr, ein schwärmerischer Dilettant in musicis, hat noch zeitig seine künstlerische Neigung eingedämmt. Die Hausfrau hat ihre Natur vielleicht nicht ganz auf ihren Mann, sicher aber ganz auf die Stellung ihres Mannes abgestimmt. Die Kinder gedeihen gut, und als sie heranwachsen, weiß die Tante — eine energische, alte Dame, sie hat ihr Gehöft tiefer waldeinwärts und waltet wie die Vorsehung aus der Ferne — für die Töchter convenable Partien ausfindig zu machen. Sie Alle haben ihre Opfer bringen müssen, aber sie sind glücklich dabei geworden. Eine sonnige Atmosphäre anheimelnder Zufriedenheit umgibt die ganze Familie — bis dieser Dyre Rein erscheint. Mit ihm zieht das Verhängniß ein. Als der Tod ihn ein Jahr später fortreißt, liegt es auf dem Hause wie ein Fluch. Der alte Orning geht verdüstert durch die leeren Zimmer und grübelt über ein verlorenes Dasein. Seine Kinder haben ihn nach und nach verlassen, bis auf seine Lieblingstochter Merete. Doch die liegt in ihrem Bette, krank an Körper und Geist, so schwer, daß sie wohl nie mehr gesunden wird. Der Tod ihres Bräutigams hat sie gebrochen. Der Bräutigam aber war Dyre Rein; er starb an dem Tage, da er sie heimführen sollte.

Diese Liebe war Rein's Schicksal. Was keine Gewalt über ihn vermocht hatte, brachte dieses Mädchen zu Stande, das so blind an ihn glaubte; er entschloß sich, das Leben der Tretmühle zu wagen, „sich hineindrängen zu lassen in Gewissen und Verantwortung und Bürgerthum und Ehe mit allen ihren Folgen durch Generationen und Zeiten hindurch". Und nun beginnt der entsetzliche Kampf, die Agonie des freien Menschen in ihm. Sein Ich wehrt sich mit einer wahren Wuth gegen das „Zwangsjackendasein". Aber dieses Dasein hat in seiner Liebe einen Faden, stark genug, ihn immer wieder an sich zu ziehen. Heute stößt er Merete beinahe von sich, als sie ihn glückstrahlend über die Vorbereitungen zur Hochzeit aufsucht. „Alle diese Vorbereitungen und Veranstaltungen und Verabredungen! Ich habe ein Gefühl, als sollte ich mit Eisen und Zangen und Widerhaken festgehalten werden. — — Es ist, als sei die Thür hinter mir ins Schloß geworfen." Aber schon am nächsten Morgen muß er sie wieder versöhnen: „Hab' ich doch noch — auch heute noch? Ich hab' die ganze Nacht wach gelegen und gehört, wie häßlich und unfreundlich man gestern zu Dir geredet hat — — dieser, dieser — zu meiner theuren, geliebten, einzigen Merete." Aber „dieser" ist schließlich stärker als alle Andere. Als man sich am Hochzeitstage gerüstet hat, ihn feierlichst einzuholen für sein neues Dasein, macht er sich frei zu einem letzten, einsamen Ausflug. Er kehrt nicht zurück. Am Wildbach ist er „abgestürzt". —

Der neue Roman von Jonas Lie ist *nicht*, was er dem rein thatsächlichen Inhalte nach scheinen könnte: eine bloße Polemik gegen moderne gesellschaftliche Verhältnisse. Lie, der Lie des Dyre Rein, ist zu sehr Dichter und zu wenig kurzsichtig, um in solcher Kritik stecken zu bleiben. Er schildert mit großer Ausführlichkeit das Beschränkte in der Welt einer Alltagsfamilie. Aber seine Schilderung ist frei von billiger Satire. Er sieht, wie viel ehrbare Tüchtigkeit gerade in dieser

Beschränktheit liegt. Er weiß, diese starren Formen hat das Leben jeder Zeit nöthig gehabt, in sie sein Material an Menschen hinein zu bauen. Sind diese Formen eng und drückend, so geben sie doch auch Kraft und Haltung. Sie sind des Lebens ureigenstes Werk, so gut es jene unbiegsamen Jägernaturen sind, die in diesen Formen sterben müssen. Das Leben widerspricht sich nicht, indem es diese beiden Typen neben einander stellt.

Daß Sie auch diese letzte, tiefste Weisheit erkannt hat, zeigt der „Epilog" des Buches. Dreißig Jahre sind vorüber. Der Bezirksrichter und seine Gattin schlafen schon lange unter ihren eisernen Grabplatten. Auf dem Gerichtshof residiren jetzt die Eheleute Kvigstad, Schwager und Schwester Mereten's, mit dem Rest einer zahlreichen Kinderschar. Die älteren sind schon ausgeflogen und haben Stellungen im Lande. Doch diese neue Generation hat nicht mehr die starre Weltanschauung der Großeltern; ihre Gedanken sind durchsonnt vom Lichte des unglücklichen Dyre Rein. Sie haben ihn nie gekannt. Aber oben im „Jungfernstübchen" des Gerichtshofes lag die arme Tante Merete, die sie als Kinder so gern aufsuchten an ihrem Bette, und die über alle Dinge Himmels und der Erde so herrlich reden konnte.

Es war Rein, der aus ihr sprach, der die Anschauungen dieser jungen Kinderherzen so lebendig machte, Rein, der mit ihnen hinaus zog in die Welt, zu neuen Thaten und Gedanken.

Willy Pastor.

England und der Continent.

The Nation's Awakening. Essays towards a British Policy by Spenser Wilkinson. Westminster, Archibald Constable & Co. 1896.

Das Jahr 1896 erhält sein politisches Gepräge durch die große Versöhnungsrundreise des Zaren und durch die deutsch-englischen Feindseligkeiten. Den Anlaß zu diesen gab der Einfall des Dr. Jameson und seiner Schar in das Gebiet von Transvaal und die glückliche Abwehr dieses völkerrechtwidrigen Raubzuges, zu der Kaiser Wilhelm II. den Präsidenten der südafrikanischen Republik durch ein Telegramm beglückwünschte. Die Engländer betrachteten diesen Glückwunsch als den Ausfluß deutschen Colonialneides; in den mittleren und niederen Schichten des englischen Volkes erhob sich ein Sturm von Entrüstung über unberechtigte Einmischung, und nun öffnete auch die deutsche Presse die Schleusen für eine Fluth von Angriffen, die dem lange verhaltenen Groll gegen die englische Politik Ausdruck gaben. In dem tobenden Lärm dieser Wortschlachten wurde man sich nicht recht über die Ursachen der gegenseitigen Erbitterung klar; erst allmälig trat eine Ernüchterung ein. Der Jubel, mit dem Dr. Jameson und seine Genossen bei ihrer Ankunft in London empfangen wurden, verstummte, als im Laufe des Processes die That in ihrer wahren Bedeutung hervortrat, und wenn das Urtheil trotz der Schwere des Vergehens sehr milde ausfiel, so zog der Lord Oberrichter allein „die patriotischen Beweggründe" der Angeklagten in Betracht. Das Rechtsbewußtsein hatte jedoch durch die Verurtheilung eine Genugthuung erfahren und erlitt erst wieder einen Stoß, als die verhängten leichten Freiheitsstrafen noch weiter gemildert wurden. Gegen diese unberechtigte Nachsicht erhob sich in einem Theil der englischen Presse selbst ernster Protest; die Wochenschrift „Spectator" wies in einem energischen Artikel auf die Gefahr hin, gegen politische Verbrecher eine Milde zu üben, die mit demselben Recht die mit Dynamit für die Unabhängigkeit Irlands kämpfenden Fenier für sich in Anspruch nehmen könnten; die öffentliche Meinung hatte sich von dem Rausch, den der „heldenhafte" Eindruck des Raubritterzuges hervorgerufen, erholt

und gelangte ernüchtert bei der Beurtheilung der That zu idealer Uebereinstimmung mit der Ansicht unbetheiligter Nationen.

Dieser Umschwung bahnte zugleich die Möglichkeit einer Versöhnung mit Deutschland an, die der Verfasser des vorliegenden Buches durch seine objective Darstellung der politischen Lage weiter zu fördern beabsichtigt. Das „Erwachen der Nation" gibt in klaren Umrissen ein Bild von dem Entwicklungsgang der britischen Politik, schildert die treibenden Kräfte, die zum Aufbau des weltumspannenden Colonialreiches geführt und zugleich die Fühlung Englands mit dem Ideenkreis und der Interessensphäre der continentalen Mächte unterbrochen haben, und deutet den Weg an, auf dem die Lösung der auftauchenden Probleme der Gegenwart und der nächsten Zukunft im Sinne einer wahrhaft nationalen Politik zu versuchen sei. Spenser Wilkinson ist bei seinem nicht insular beschränkten Gesichtskreis zu einer solchen vergleichenden politischen Skizze in hervorragendem Grade befähigt; er hat sich bereits als genauen Kenner der militärischen und staatlichen Einrichtungen Deutschlands bewährt. An der Hand zuverlässiger Quellen, unter denen die Reden des Fürsten Bismarck im deutschen Reichstage den vornehmsten Rang einnehmen, untersucht er die Grundlagen des Dreibundes; er forscht den Ursachen der Entfremdung zwischen Deutschen und Engländern nach und kommt zu dem Schluß, daß sie theils in dem industriellen Aufschwung liegen, den Deutschland seit 1870 genommen hat und der die den Fabrikstempel „Made in Germany" tragenden Waaren den Engländern zu einem Gegenstand der Furcht und des Abscheus macht, theils in der Isolirung, in die England in Folge seiner oceanischen Politik immer mehr gerathen ist, so daß sich die deutschen Staatsmänner bei ihrem politischen Schachspiel gewöhnt haben, die englische Größe kaum noch zu berücksichtigen. Die deutsch-englische Feindseligkeit nährt sich, nach Ansicht Wilkinson's, vorzugsweise an dem Interessengegensatz in Centralafrika, wo das deutsche Colonialgebiet von dem englischen umklammert ist. Der hier entstandene Widerstreit läßt sich jedoch durch gegenseitiges Entgegenkommen beilegen, meint er, und erinnert an die denkwürdigen Worte, die der Staatssecretär im Auswärtigen Amte, Freiherr von Marschall, in der Reichstagsdebatte vom 4. März 1896 sprach: „Die Politik des Deutschen Reiches in fernen Welttheilen darf nicht in Widerspruch mit seiner Politik in Europa stehen. Wir können nicht in Europa ein Friedensbollwerk sein und in überseeischen Gebieten Händel anfangen." Wenn nur England diese Worte auf sich selbst anwenden wollte!

Wilkinson ist ein entschiedener Anhänger der „Imperial Federation", der strafferen Verbindung der Colonien mit dem Mutterlande; das Bild, das er von der Bedeutung und den Zwecken des „British Empire" entrollt, imponirt durch die Großartigkeit der Auffassung. Die sittliche und politische Berechtigung des britischen Colonialreiches erblickt er in der Verbreitung der Civilisation, im Dienste der Humanität. Gerade diese allgemein menschlichen Ziele der Colonisationsarbeit sollten die Schärfe der Conflicte der daran betheiligten Nationen mildern und die Rivalitäten, die gegenwärtig bei der Auftheilung Afrika's entbrennen, einschränken. Der internationale Wetteifer in der Erwerbung von Colonien hat seinen Höhepunkt noch nicht überschritten, und Angesichts der gewaltigen Culturaufgaben, die der civilisirten Völker in den außereuropäischen Erdtheilen noch harren, ist vor Allem die Erhaltung des Friedens geboten. Die Sicherung des Friedens hängt aber, wie der Verfasser richtig bemerkt, von dem vertragsmäßig verbürgten Einverständniß zwischen den europäischen Mächten ab. England darf sich von dem europäischen Concert nicht ausschließen und nicht, wie es eine Zeitlang den Anschein hatte, in einer so wichtigen Frage, wie sie die armenischen Metzeleien in der Türkei herauf beschworen, vereinzelt und ohne Deckung vorgehen. Wilkinson stellt sich in dieser Beziehung auf denselben staatsmännisch weisen Standpunkt, den Lord Rosebery kürzlich in seiner Edinburger Rede geltend gemacht und zu dem schließlich auch Lord Salisbury sich in seiner Banketrede vom 9. November bekannt hat. Durch

Bündnisse allein kann England auch auf dem Continente den Einfluß wieder gewinnen, den es früher besaß, und sich das Wohlwollen der festländischen Staaten erwerben, das ihm in Folge seiner freiwilligen Isolirung verloren ging. Schmerzlich vermißte Lord Salisbury das Einvernehmen mit den Mächten bei Gelegenheit der armenischen Wirren; wirkungslos verhallten die englischen Aufforderungen an die Türkei, weil sie keine Unterstützung von anderer Seite fanden. Die englische Regierung sollte aus den Verhandlungen über die armenische Frage den Schluß ziehen, daß überall, wo Gewalt nicht möglich ist, Drohungen lächerlich sind. Solche Enttäuschungen wie der armenische Mißerfolg würden der englischen Politik erspart bleiben, wenn sie die Leitungsdrähte mit den Cabinetten der Festlandsstaaten vervielfältigte. Die orientalische Frage und die Verwicklungen in Ostasien lassen eine friedliche Lösung nur auf dem bezeichneten Wege zu. Daß eine solche nicht aussichtslos, geht aus einer Aeußerung Lord Salisbury's in jener Banketrede hervor, in der er — vielleicht noch unter dem frischen Eindruck seiner Begegnung mit dem Zaren — erklärte: Die russische Regierung sei nicht länger unfreundlich, da sie wisse, daß die britische Regierung die Meinung, nach welcher ihre Interessen und diejenigen Rußlands immer entgegengesetzte seien, als den „Aberglauben einer antiquirten Diplomatie" betrachte. Unter der Voraussetzung vermehrter und engerer Beziehungen zwischen England und dem Continent würden auch Verstimmungen wie diejenige, die im Anfang vorigen Jahres das deutsch-englische Verhältniß getrübt hat, entweder nicht auftauchen oder rascher verschwinden. In der Richtung der Allianz Englands mit einer Gruppe der Festlandsstaaten, insbesondere mit Deutschland, wie wenig populär auch im Augenblick der Gedanke sein mag, liegt die nationale Politik, zu der der Verfasser seine Landsleute ermahnt, und die den colonialen Interessen des britischen Weltreiches zum wahrhaften Nutzen gereichen würde.

H. v. Horn.

ϱ. **Das Goethe-Haus in Weimar.** Von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung).

In Versen voll tiefen Gehalts und von hoher Schönheit der Form führt der Dichter uns durch das Haus, das endlich „gehorsam einem edlen Fürstenworte" wie mit Feierklang uns aufgethan „die eigensinnig streng verschlossene Pforte". Von ihm gedeutet, vernehmen wir nun im Schweigen dieser Räume die Stimmen aus der Geisterwelt; alle die geliebten Schatten kommen herauf, um den Gewaltigsten sich drängend, und anknüpfend an die Porträts Derer, die sein Herz in Lieb oder Leid erfüllt, an die Marmorbilder aus dem Lande seiner Sehnsucht, an die Kunstschätze, die er gesammelt und die Gegenstände des täglichen Gebrauchs, die hier pietätvoll aufbewahrt werden, zieht das Leben, das er in strenger Arbeit und edlem Genuß gelebt, noch einmal an uns vorüber, bis wir in das schmale Kämmerlein gelangen, wo ihn ein letzter Schlaf den Erdenmühen „mit sanfter Freundeshand enthob". Einen besseren Führer durch das Goethehaus, als diesen, den die Verlagshandlung mit den sinnigsten Abbildungen geschmückt hat, kann man sich nicht wünschen. Der Ertrag des Schriftchens ist zu gleichen Hälften der Unterhaltung des Goethehauses und der Deutschen Schillerstiftung gewidmet.

βλ. **Enciclopedia Dantesca.** Da Dr. G. A. Scartazzini. Dizionario critico e ragionalo di quanto concerne la vita e le opere di Dante Alighieri. Vol. I A—L. Ulrico Hoepli, Milano 1896.

Das Dantehandbuch, die Dantologie und die in vierter Auflage vorliegende kleine commentirte Dante-Ausgabe desselben Verfassers sind Allen bekannt und unentbehrlich, die sich mit dem Studium der Dante-Literatur einigermaßen vertraut machen wollen. Jetzt bringt Scartazzini ein Promptuarium, das über alle biographischen, historischen, literarischen, kritischen, geographischen, exegetischen und theologischen Fragen, die in der Göttlichen Komödie des Aufschlusses bedürfen, die Antwort zu geben verspricht. Dreißig Jahre lang hat sich der Verfasser durch das Studium der hervorragendsten Werke der Dante-Literatur auf diese Aufgabe vorbereitet. Sie erschien ihm nur dann lösbar, wenn er sich, bei ihrer Bearbeitung, aller kritischen und polemischen Untersuchungen enthielt und, in den Fällen, wo es absolut nothwendig war, auf Meinungsverschiedenheiten einzugehen, das Für und Wider nach den besten Autoritäten gab, ohne selbst am Streit sich zu betheiligen. Ueber das, was er seinen Vorarbeitern verdankt, spricht er sich in seiner Vorrede aus. Ueberall, wo es thunlich war, hat er den Vocabolario der Akademie der Crusca benützt, dessen Vollendung zu erleben er nicht hoffen darf. Unter den Glossatoren hat er den Trecentisten den Vorzug gegeben, „die, obwohl nicht unfehlbar, besser als wir andere Moderne, den großen Dichter verstanden haben, und deren Glossen den Dissertationen, Interpretationen und Bemerkungen der Neueren tausendmal vorzuziehen sind". Es genügt, den Namen „Beatrice", dem sechs Seiten zugetheilt sind, oder den von „Lucia" oder den Abschnitt über Dante's Biographen nachzuschlagen, um von dem unparteiischen Standpunkt des Verfassers und dem aufgebotenen Sammlerfleiß eine Vorstellung zu gewinnen. Es ist das geringste ihm zu spendende Lob, daß sein Buch nach der Vollendung dem Laien die ihm unzugänglichen Quellen nach Möglichkeit ersetzen und das Verständniß der „Commedia" besser als irgend ein derartiges bis jetzt unternommenes Werk erleichtern dürfte.

ϱ. **Geschichte der deutschen Literatur.** Von Otto von Leixner. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 423 Textabbildungen und 55 theilweise mehrfarbigen Beilagen. Leipzig. Verlag und Druck von Otto Spamer. 1897.

Der beste Beweis für die Anerkennung, welche dies von der Verlagshandlung sehr prächtig ausgestattete Werk in den weitesten Kreisen unseres Volkes gefunden hat, ist die Thatsache, daß nach kaum vier Jahren der dritten Auflage desselben diese vierte gefolgt ist. Was wir damals (1892, Bd. LXXIII, S. 471) zu seinem Lobe gesagt, daß Leixner es auf der festen Grundlage nicht nur eines ausgebreiteten Wissens, sondern auch einer philosophisch abgeklärten Geschichtsbetrachtung aufgebaut habe, das können wir heute nur rühmend wiederholen, und ebenso, daß er trotz seiner stark ausgesprochenen ethischen und ästhetischen Ueberzeugungen, doch niemals intolerant wird und auch dem Widerstrebenden gegenüber sich frei von Vorurtheilen erhält. Dieser Zug der Gerechtigkeit macht sich besonders in dem letzten Abschnitt geltend, dem „Versuch", wie er ihn nennt, in welchem Leixner unsre Modernsten behandelt, nicht ohne Wohlwollen für das, was an wirklichem Talent in ihnen vorhanden ist, aber mit scharfer Zurückweisung des Verwerflichen in ihren Tendenzen, die sich allerdings zum Theil ja schon selbst überholt haben, indem unsere stürmische Jugend in das reifere, ruhigere Mannesalter tritt. Es ist ein weiter Weg von dem silbernen Codex des Ulfilas und dem Wessobrunner Gebet am Anfang dieses umfangreichen Bandes bis zu den Dramen von Gerhart Hauptmann an seinem Ende. Doch wer die Vergangenheit kennt, wie vermöchte der an der Zukunft zu verzweifeln? Wünschen wir dem ringenden Geschlecht, daß es sich zur Klarheit durchkämpfe. „Wir leben in den Dämmerungen einer neuen Zeit", sagt Leixner; möge dem, was „vor Sonnenaufgang" geschaffen, ein neuer lichter Morgen der deutschen Dichtung folgen!

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 18. Januar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Aagaard. — Auf Streifzügen. Skizzen und Studien von Oskar Aagaard. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen. Dessau, Paul Baumann. 1897.

Andersen. — Die Prinzessin und der Schweinehirt. Von H. C. Andersen. Illustrirt von Heinrich Lesler. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

Barazetti. — Mammon. Roman in drei Büchern von Sophie Barazetti. Berlin, Köln, Leipzig, Albert Ahn.

Bauer. — Zur deutschen Frauenbewegung. Von Anna Bauer. Cochem, Wieprecht'sche Buchdruckerei. 1896.

Beloch. — Griechische Geschichte von Julius Beloch. Zweiter Band. Strassburg, Karl J. Trübner. 1897.

Bergemann. — Ueber Volkshochschulen. Von Dr. Paul Bergemann. Wiesbaden, Emil Behrend. 1896.

Berkeley. — Marcelle (Suite de lettres) et aventure en voyage par Ch. de Berkeley. Paris, Armand Colin et Cie.

Bjelmor. — Der Zukunftskrieg im Jahre 18.. Vision eines russischen Patrioten von A. Bjelmor. Einzig berechtigte Uebersetzung von Carl Kupffer. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1897.

Bloch. — Der Kult und die Mysterien von Eleusis. Von Leo Bloch. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1895.

Bourget. — Jenseits des Oceans. Von Paul Bourget. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von Lothar Schmidt und Otto Dammann. Zwei Theile. Breslau, S. Frankenstein. 1896.

Braun. — Die Umformung der Gliedmaßen bei den höheren Thieren. Von Prof. Dr. M. Braun. Mit 18 Abbildungen. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1896.

Coloma. — Lappalien von Luis Coloma. Autorisirte Uebersetzung aus dem Spanischen von Ernst Berg. Berlin, Verlag der Romanwelt.

Dagna. — Artasse. Tragedia. Alessandria, Tip. G. Jacquemod Figli. 1896.

Deluns-Montaud. — Politique européenne par M. Deluns-Montaud. Paris, Librairie africaine et coloniale. 1897.

Deschamps. — Das heutige Griechenland. Von Gaston Deschamps. Nach der fünften Auflage des von der Akademie gekrönten Originals, Autorisirte Uebersetzung von Dr. Paul Markus. Grossenhain und Leipzig, Herrmann Starke.

Doehler. — Gedichte von Gottfried Doehler. Mit 11 Bildern aus dem Vogtland. Gera, A. Nugel. 1896.

Education in the Netherlands and in Italy. Washington, Government printing office. 1896.

Egidy. — Ueber Erziehung. Von M. v. Egidy. Bern, A. Siebert. 1896.

Engel. — Geschichte der französischen Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Von Eduard Engel. Vierte Auflage. (In neuer Bearbeitung) Leipzig, J. Baedeker. 1897.

'ΕΤΟΣ Α'. — *'Επετηρις. 'Εν 'Αθήναις. 'Εκ τοῦ γραφείου τοῦ συλλόγου.* 1897.

Feltz. — Eine psychische Frauenkrankheit und andere Novellen von Ortwin Reimut Feltz. Großenhain und Leipzig, Herrmann Starke.

Frimmel. — Vom Leben in der Kunstwissenschaft. Eine kunstphilosophische Studie von Dr. Theodor von Frimmel. Leipzig und Wien, Franz Deuticke. 1897.

Gounod. — Aufzeichnungen eines Künstlers. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen des Charles Gounod von E. Bräuer. Breslau, Leipzig, Wien, S. Frankenstein. 1896.

Guischard. — Der letzte Capy. Schauspiel in vier Akten und einem Vorspiel. Von Wilhelmine Guischard. Berlin, Kühling und Güttner. 1896.

Guischard. — Ildico. Historisches Drama in fünf Aufzügen. Von Wilhelmine Guischard. Berlin, Kühling und Güttner. 1896.

Gundlach. — Italienische Lyrik seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. In deutschen Uebertragungen herausgegeben und mit biographischen Notizen versehen von Fritz Gundlach. Bis zur sechsten Lieferung. Berlin, Alexander Duncker. 1897.

Hallervorden. — Arbeit und Wille. Personenkunde oder klinische Psychologie zur Grundlegung der Psychohygiene von Dr. E. Hallervorden. Würzburg, A. Stüber. 1897.

Hamlet. — Das Goethe-Geheimnis. Eine sensationelle Enthüllung von P. P. Hamlet. Berlin, A. Hofmann & Co. 1897.

Hedberg. — Judas. Eine Passionsgeschichte von Tor Hedberg. Berlin, Köln, Leipzig, Albert Ahn. 1897.

Higher education in Russian, Austrian and Prussian Poland. Washington, Government printing office. 1896.

Hildeck. — Wollen und Werden. Roman von Leo Hildeck. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1897.

Hölderlin's gesammelte Dichtungen. Neue durchgesehene und vermehrte Ausgabe in zwei Bänden. Mit biographischer Einleitung herausgegeben von Berthold Litzmann. Erster Band. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.

Jacobs. — Rosengarten im deutschen Lied, Land und Brauch mit besonderer Beziehung auf die thüringisch-sächsische Provinz. Von Ed. Jacobs. Halle, Otto Hendel. 1897.

Janitschek. — Ninive. Roman von Maria Janitschek. Leipzig, Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr). 1896.

Jansen und Sammer. — Schleswig-Holsteins Befreiung. Von Professor Karl Jansen und Sammer. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1897.

Ibsen. — John Gabriel Borkmann. Schauspiel in vier Aufzügen von Henrik Ibsen. München, Albert Langen. 1897.

Journal du maréchal de Castelane. 1804—1862. Tome cinquième. Paris, Librairie Plon. 1897.

Junghans. — Um das Glück. Roman in zwei Bänden von Sophie Junghans. Berlin, Köln, Leipzig, Albert Ahn.

Katalog der freiherrlich von Lipperheide'schen Sammlung für Kostümwissenschaft. Mit Abbildungen. Dritte Abtheilung: Büchersammlung. Erster Band. Bis zur vierten Lieferung. Berlin, Franz Lipperheide. 1896.

Kerner von Marilaun. — Pflanzenleben. Von Anton Kerner von Marilaun. Zweite, gänzlich neubearbeitete Auflage. Erster Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1896.

Klassischer Sculpturenschatz. — Herausgegeben von F. v. Reber und A. Bayersdorffer. Erster Jahrgang, zweites Heft. München, F. Bruckmann.

Kronecker. — Streifzüge durch das südliche Neu-Seeland von Dr. med. Franz Kronecker. Sidney, Druckerei der „Deutsch-australischen Post". 1895.

Kürschner. — Das ist des Deutschen Vaterland! Eine Wanderung durch deutsche Gaue von Arthur Achleitner, Johannes Biernatzki, Fritz Ehrenberg u. s. w. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Reich illustriert. Berlin, Hermann Hillger.

Lassar. — Das medicinische Studium der Frau. Von Prof. Dr. O. Lassar. Berlin, S. Karger. 1897.

Lindenberg. — Aus dem dunklen Paris. Skizzen aus dem Pariser Polizei- und Verbrecherthum von Paul Lindenberg. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Lindner. — Vom Frauenstudium. Vortrag von Dr. Felix Lindner. Rostock i. M., H. Warkentien. 1897.

Loewenthal. — System und Geschichte des Naturalismus oder die Wahrheit über die Entstehung der Weltkörper und ihrer Lebewesen. Von Dr. Eduard Loewenthal. Sechste, vollständig umgearbeitete Auflage. Berlin, S. Calvary und Co. 1897.

Lotheisen. — Geschichte der französischen Literatur im XVII. Jahrhundert von Ferdinand Lotheisen. Zwei Bände. Zweite Auflage. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1897.

Luthmer. — Die Geschichte meiner Erblindung. Von Konrad Luthmer. Heidelberg. Selbstverlag. In Commission bei J. Hörning. 1897.

Maartens. — Jooft Avelinghs Schuld. Eine holländische Geschichte. Roman in zwei Theilen von Maarten Maartens. Berlin, Köln, Leipzig, Albert Ahn. 1896.

Maeterlinck. — Die Blinden. Von Maurice Maeterlinck. Aus dem Französischen von Leopold von Schlözer. München, Albert Langen.

Megede. — Kismet. — Frühlingstage in St. Surin. — Schloß Tombrowska. Von Johannes Richard zur Megede. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1897.

Megede. — Unter Zigeunern. Roman von Johannes Richard zur Megede. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1897.

Melville-Bell. — Englische sichtbare Sprache in zwölf Lektionen. Illustrirt. Von Alexander Melville-Bell. Washington, Volta Bureau.

Menzinger. — Friede der Judenfrage! Mit einem Anhang: Zur Geschichte des Antisemitismus. Von Dr. Johannes Menzinger. Berlin, Schuster & Löffler. 1896.

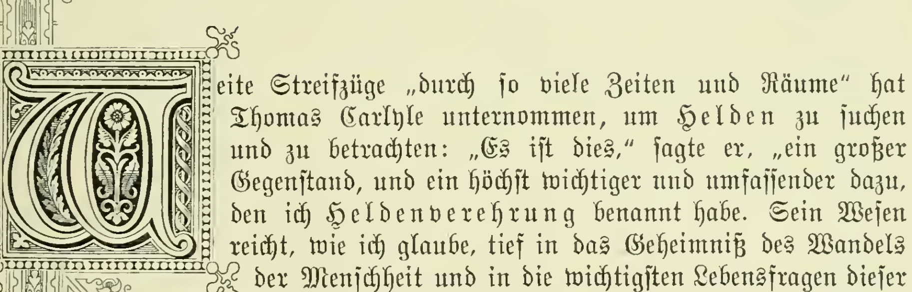
Mettig. — Geschichte der Stadt Riga. Von C. Mettig. Bis zur achten Lieferung. Riga, Jonck & Poliewsky. 1896.
Meyer's historisch-geographischer Kalender 1897. Leipzig, Bibliographisches Institut.
Model. — Die großen Berliner Effectenbanken. Aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben und vervollständigt von Dr. jur. Ernst Loeb. Mit einer Vorrede von Prof. Dr. Ad. Wagner und einem biographischen Geleitsworte von Dr. O. Köbner. Jena, Gustav Fischer. 1896.
Murko. — Deutsche Einflüsse auf die Anfänge der böhmischen Romantik. Mit einem Anhang: Kollár in Jena und beim Wartburgfest von Dr. Matthias Murko. Graz, „Styria". 1897.
Muret. — Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Teil I. Bis zur zweiundzwanzigsten Lieferung. Berlin, Langenscheidt.
Museum, Das. — Eine Anleitung zum Genuss der Werke bildender Kunst von Wilhelm Spemann. Herausgegeben von Richard Graul und Richard Stettiner. Zweiter Jahrgang. Erstes Heft. Berlin, W. Spemann.
Nansen. — In Nacht und Eis. Von Fridtjof Nansen. Vierte Lieferung. Leipzig, F. A. Brockhaus.
Pálsson. — Drei Novellen vom Polarkreis. Von Gestur Pálsson. Aus dem Neu-Isländischen übertragen von Dr. Carl Küchler. Einzig autor. Uebersetzung. Leipzig, Philipp Reclam jun.
Pastor. — Der Andere. Aufzeichnungen eines Dichters. Von Willy Pastor. Leipzig, Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr). 1897.
Pochhammer. — Beethoven's Symphonien erläutert mit Notenbeispielen von G. Erlanger, Prof. Dr. Helm u. A., nebst einer Einleitung: Ludwig van Beethoven's Leben und Wirken mit besonderer Berücksichtigung seines Schaffens als Symphoniker von A. Pochhammer. Frankfurt a. M., H. Bechhold.
Pochhammer. — Richard Wagner's Der Ring des Nibelungen. Erläutert von Adolph Pochhammer. Frankfurt a. M., H. Bechhold.
Rieger. — Klinger in seiner Reife. Dargestellt von M. Rieger. Mit einem Briefbuch. Darmstadt, Arnold Bergsträsser. 1896.
Ritschl. — Nietzsche's Welt- und Lebensanschauung in ihrer Entstehung und Entwicklung dargestellt und beurtheilt von Otto Ritschl. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr. 1897.
Rogge. — Aus sieben Jahrzehnten. Lebenserinnerungen von Bernhard Rogge. Erster Band. Von 1831—1862. Hannover, Carl Meyer. 1897.
Rothenburg. — Aus Nord und Süd. Novelletten von Freiherrn von Rothenburg. Großenhain und Leipzig, Herrmann Starke.
Rothenburg. — Novellen vom Mittelländischen Meere von Freiherrn von Rothenburg. Großenhain und Leipzig, Herrmann Starke.
Salinger. — Ein moralisches Stück. Roman von Eugen Salinger. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1896.
Schlaf. — Frühling. Von Johannes Schlaf. Leipzig, Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr). 1896.
Schmidt. — Juvenes dum sumus. Von Lothar Schmidt. Breslau, Leipzig, Wien, L. Frankenstein. 1896.
Schmidt. — Sprechstunde. Einacter von Lothar Schmidt. Breslau, L. Frankenstein. 1896.
Schrader. — Aus dem Wundergarten der deutschen Sprache. Von Dr. Hermann Schrader. Weimar, Emil Felber. 1896.
Schultz. — Allgemeine Kunstgeschichte von Alwin Schultz. Bis zur fünfzehnten Lieferung. Berlin, G. Grote. (Sep. Cto.) 1896.
Schultze. — Das letzte Aufflackern der Alchemie in Deutschland vor 100 Jahren. (Die Hermetische Gesellschaft 1796—1819.) Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte von Ernst Schultze. Leipzig, Gg. Freund. 1897.
Sixteenth annual report of the United States geological survey to the secretary of the interior 1894—95. Part I. Washington, Government printing office. 1896.
Skowronnek. — Masurische Dorfgeschichten. Von Richard Skowronnek. Zweite vermehrte Auflage. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden. 1897.
Sombart. — Socialismus und sociale Bewegung im 19. Jahrhundert. Von Werner Sombart. Nebst einem Anhang: Chronik der socialen Bewegung von 1750 bis 1896. Jena, Gustav Fischer. 1896.
Stillfried. — In Luft und Leed. Plattdeutsche Gedichte. Nebst Nachdichtungen zu Horaz und Scenen aus Homer. Von Felix Stillfried. (Adolf Brandt.) Wismar, Hinstorff. 1896.
Studnicka. — Bis ans Ende der Welt. Astronomische Causerien von Dr. F. J. Studnicka. Zweite ergänzte Auflage. Prag, Selbstverlag. 1896.
Thüna. — Ein aus Eisenach stammendes Preußisches Infanterie-Regiment im Siebenjährigen Krieg. Zweiter Beitrag zur Geschichte dieses Krieges mit archivalischen Beilagen von L. Frhrn. von Thüna. Eisenach, M. Wilckens. 1897.
Trog. — Conrad Ferdinand Meyer. Sechs Vorträge von Hans Trog. Basel, R. Reich. 1897.
Vollmöller. — Der Kampf um den Romanischen Jahresbericht. Ein Beitrag zur Klärung des Verhältnisses zwischen Autor und Verleger. Von Karl Vollmöller. Erlangen, Fr. Junge. 1896.
Wachler. — Unter den Buchen von Saßnitz. Ein Sommer-Festspiel in fünf Aufzügen von Ernst Wachler. Berlin, Richard Heinrich. 1897.
Walcker. — Karl Marx. Von Dr. Karl Walcker. Leipzig, Rossbergsche Hof-Buchhandlung. 1897.
Wassermann. — Schläfst Du, Mutter? Ruth. Novellen von Jakob Wassermann. München, Albert Langen. 1897.
Weber. — Die Lösung des Trierenrätsels. Von Lotar Weber. Mit Abbildungen. Danzig, Theodor Bertling. 1896.
Wedekind. — Der Hänseken. Ein Kinderepos von Frank Wedekind. Illustrirt von Armin Wedekind. München, Albert Langen. 1896
Weiss. — Lieder von W. R. Weiss. Weinheim, Fr. Ackermann. 1897.
Weitra. — Wenn die Schatten dunkeln . . . Dichtungen von E. v. Weitra. Dresden, E. Pierson. 1896.
Weninger. — Gedichte von Ludwig H. Weninger. Dresden, E. Pierson. 1897.
Wertheimer. — Aphorismen. Gedanken und Meinungen von Emanuel Wertheimer. Mit einem Vorwort von François Coppée. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
Widmann. — Maikäfer-Komödie. Von J. V. Widmann. Frauenfeld, J. Huber. 1897.
Widmann. — Sommerwanderungen und Winterfahrten. Von J. V. Widmann. Frauenfeld, J. Huber. 1897.
Wolf. — Drei Erzählungen von Carl Wolf. Innsbruck, A. Edlinger. 1897.
Wormstall. — Annette von Droste-Hülshoff im Kreise ihrer Verwandten und Freunde. Von Jos. Wormstall. Mit 30 Illustrationen. Münster, Regensberg. 1897.
Wrede. — Vom Baume des Lebens. Erlebtes und Erdachtes von Richard Wrede. Berlin, Kritik-Verlag. 1897.
Zarncke. — Goethe-Schriften von Friedrich Zarncke. Mit einem Bilde Zarncke's und einem Facsimile in Lichtdruck. Leipzig, Eduard Avenarius. 1897.
Zdarsky. — Lilienfelder Skilauf-Technik. Eine Anleitung für Jedermann, den Ski in kurzer Zeit vollkommen zu beherrschen. Von Al. Zdarsky. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1897.
Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. — Im Verein mit H. Siebeck und J. Volkelt herausgegeben und redigirt von Richard Falkenberg. Neue Folge. Erstes Heft. 109. Band. Leipzig, C. E. M. Pfeffer.
Ziegler. — Wiener Stadtgänge. Aus dem Skizzenbuche einer Theerjacke. Von Johannes Ziegler. Mit Bildern von Koloman Moser. Wien, Robert Mohr. 1897.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.

Kaiser Wilhelm I.

Zum 22. März

1797—1897.



Weite Streifzüge „durch so viele Zeiten und Räume“ hat Thomas Carlyle unternommen, um *Helden* zu suchen und zu betrachten: „Es ist dies,“ sagte er, „ein großer Gegenstand, und ein höchst wichtiger und umfassender dazu, den ich *Heldenverehrung* benannt habe. Sein Wesen reicht, wie ich glaube, tief in das Geheimniß des Wandels der Menschheit und in die wichtigsten Lebensfragen dieser Welt hinein, und ist wohl werth, in unsern Tagen eine Erklärung zu finden.“

Und indem der große Geschichtsdenker in die Göttersäle der Vorzeit eintrat und unter Propheten und Dichtern, unter den Priestern der Reformation und unter erleuchteten Schriftstellern Helden erkannt und gefunden hatte, wandte er sich zuletzt zu den Königen, denen Heldenverehrung ziemt. Am 22. Mai 1840 sprach er folgende gewaltige Worte:

„Wir kommen nun zur letzten Form des Heldenwesens: zu dem, was wir Königthum nennen. Der Gebieter über Menschen, derjenige, unter dessen Willen unser eigner Wille sich zu beugen hat, dem er sich pflichttreu hingibt und sein Wohlergehen dabei findet, darf wohl als der erhabenste unter den großen Menschen angesehen werden.

Er ist thatsächlich der Inbegriff aller verschiedenartigen Formen des Heldenwesens für uns, ist Priester, Lehrer. Alles, was an irdischer oder überirdischer Hoheit wir uns denken können, das einem Menschen innewohnt, ist hier verkörpert, um über uns zu gebieten, uns mit beständiger, wirksamer Belehrung zu versehen, uns für Tag und Stunde zu heißen, was wir thun sollen. Er heißt Rex, Regler, Roi; unser eigenes Nennwort ist noch bezeichnender: King, Könning, welches der Könnende, der Fähigste bedeutet."

Thomas Carlyle war damals, als er die Forderung aufstellte, daß der König, sofern er ein Held sein soll, der Fähigste von allen sein müsse, deren Willen seinem Willen sich beugt, vierundvierzig Jahre, ein Alter von reichen Erfahrungen und ungeheueren Ereignissen und Eindrücken. Der Prinz von Preußen, Wilhelm, den wir heute den Großen zu nennen begonnen haben, war fünfviertel Jahre jünger als der Philosoph, der ausgegangen war, einen Heldenkönig zu suchen, und an Cromwell seine Meinungen erprobte und den „armen" Napoleon immerhin unseren „letzten großen Mann" nannte, obgleich er ihm doch nur als ein „Werkzeug" erschien.

Was hatten die Männer, die im Jahre 1840 auf der Höhe des Lebens standen, in ihrer Kindheit und Jugend erlebt! Ihre Eltern wußten von Dingen zu erzählen, wie sie sich noch niemals zuvor zugetragen hatten: von dem empörten Volke an der Seine, wohin seit hunderten von Jahren Väter und Großväter geblickt hatten und gewallfahrtet waren, um Geist, Bildung und feine Lebensform zu erkennen, und wo alsdann die blutige Lehre herrschte, die Welt werde erst gut sein, wenn der letzte vom stolzen Adel an den Eingeweiden des letzten Priesters gehängt sein werde! In jenen Tagen kam ein Geschlecht zur Welt, dem der Schrecken als Erbtheil der Geburt an die Stirne geschrieben war: unverlöschliche Erinnerungen an die guillotinirten Königsleichen und an die ermordeten Gefangenen des September; an das nimmerruhende Gespenst der Revolution, welches nur Einer zu bändigen gewußt hatte, den man zuerst als Retter anbetete und dann als Gottesgeißel kennen lernte — der Corse, der mit den Thronen der Väter wie mit morschen Holzsesseln verfuhr, vor dem die Mütter zitterten und die Edelsten der Edeln ehrerbietig das Knie beugten, vor dem ahnenlosen kleinen Corporal einer Armee von Sansculotten. Das waren unverlierbare Eindrücke, unter denen dieses Geschlecht aufgewachsen! Die Romantik freilich liebte, von den Thränen der Königinnen zu singen und von dem Jammer ihrer Töchter, die man dem neuen Attila am Altar der Ehe opfern mußte; aber Carlyle kam und rechnete den alten Häusern ihre Sünden vor und zeigte ihnen, daß der Geist, der in den Menschenschicksalen wirkt, eines Helden bedurfte, um die Welt, die aus den Fugen war, wieder einzurichten. Hippolyte Taine ist ihm gefolgt und zeigte, daß ein Emporkömmling, der die Arbeit von Heldenthum, wenn auch unlauter und im Charakter schlecht verrichtete, immer der Welt noch werthvoller war, als Dutzendkönige, die in eiteler Gewohnheitsmäßigkeit nichtigen Thuns die Zeit versäumt hatten.

„Es ist dies," sagte Carlyle, „die Geschichte aller Empörungen, französischer Revolutionen, socialer Ausbrüche in alten und neuen Zeiten. Man hat

den allzu unfähigen Mann an die Spitze der Staatsgeschäfte gestellt! Den zu geringen, untüchtigen, kraftlosen Mann. Man hat vergessen, daß es eine Regel oder selbst Naturnothwendigkeit dafür gibt, den fähigen Mann dahin zu stellen. Stein soll auf Stein liegen, wie das sein darf und kann. Unfähige Scheinfähigkeit, der Quacksalber mit einem Worte, muß sich mit dem Quacksalber in aller Art von Verwaltung menschlicher Verhältnisse vereinbaren, die demgemäß unverwaltet ruhen, gährend durch endlose Menge von Mißgriffen, von Entbehrung und Elend; im Aeußeren wie im Inneren oder Geistigen strecken Millionen Elender die Hand nach nothwendiger Hülfe für sich aus, und es ist keine vorhanden. Das Gesetz der Schwere wirkt; Naturgesetze, und zwar jedes von ihnen, unterlassen niemals, in Wirksamkeit zu treten. Die elenden Millionen stürzen sich in Sansculottenthum oder eine andere Art Wahnsinn: Mauersteine und Maurer liegen als heilloses Chaos da!"

So predigte Thomas Carlyle seinen Zeitgenossen im Jahre 1840; er hatte bemerkt, daß die Kinder von 1790 die Revolution vergessen, dann durch drei Julitage aufgerüttelt worden und sehr enttäuscht durch ihre eigenen Quacksalbereien dagestanden seien; und er hat gelehrt, daß es hohe Zeit wäre, einen König zu finden, einen wahren Helden, der das Chaos überwände. Denn aus dem Chaos soll sich das Heldenthum erheben.

Wer zur Zeit, als Thomas Carlyle das Geschichtsräthsel der Heldenverehrung zu lösen suchte, auf Deutschland hinblickte, erkannte auch dort ein Chaos von Unfähigkeit und Schwäche; jeder Zweifel nagte an jeglichem Glauben europamüder Menschen und insbesondere deutscher tief zerrissener Herzen.

Eben damals war der alte König Friedrich Wilhelm III. gestorben. Die deutsche Nation war auf dem tiefsten Standpunkt nationaler Schwäche und Zerrissenheit angelangt, ihr Name ausgelöscht aus der Zahl der Staaten der großen Welt. Es war der Moment, wo tausend Stimmen nach dem Retter riefen und Millionen Arme aus dem Elend der Kleinstaaten nach dem fähigen Manne, nach dem Könige, sich ausstreckten, der dieses mißleitete Volk in das gelobte Land zu führen vermöchte.

Wer die Geschichte Deutschlands von diesem entscheidenden Wendepunkte bis zu dem Auferstehungsacte von Versailles ins Auge faßt, vermöchte die beiden Brüder, die am Sarge ihres vielgeprüften Vaters trauernd und mit der Ueberzeugung gestanden hatten, daß die Uhr der alten patriarchalischen Zeiten abgelaufen sei, nimmermehr von einander zu trennen. Sie gehören nach Erziehung, Gesinnung und Schicksalslauf zusammen: kein Schritt und kein Gedanke des Einen kann ohne das Wollen und Vollbringen des Anderen gedacht werden, und dennoch waren sie sehr verschieden in Natur und Anlage. Ihre Lebensgeschichte war sozusagen nur eine, gleich den zwei Armen eines Flusses, der das Chaos der Revolution umfaßte; aber der von den beiden Brüdern, dem das Heldenthümliche gegeben war, hat an dem Tage, wo ihm die Palme der Vollendung gereicht wurde, die herrlichen Worte niedergeschrieben: „Großes, kaum Geträumtes ist errungen. Was dem Bruder nicht beschieden war, zu erreichen, was er als eine Lebensaufgabe betrachtete, und was ich in Demuth hinnehme, war Gottes Wille." Sollte sich der Mann, an den dieses kaiserliche Wort

gerichtet wurde, nicht der großen Wahrheit dabei erinnert haben: „Die Weltgeschichte ist nur die Lebensgeschichte großer Männer?"

Kaiser Wilhelm war stiller, ruhiger und weit mehr in sich gekehrt, als sein geistsprühender Bruder. Die verschiedene Denkungsweise beider hatte etwas von der Farbe jener Länder an sich, mit denen sie in Jugendjahren genauere Bekanntschaft machten, oder denen ihre Sehnsucht galt. Frühzeitig war der Aeltere von dem Geiste südländischer Culturen hingenommen, und der italienische Himmel weckte die reiche Phantasie des Jünglings und vergoldete mit einem letzten Lichtschimmer das Dunkel des hinsterbenden Mannes. Ganz andere Mächte übten dagegen ihren Einfluß auf Gemüth und Charakter des jüngeren Bruders. Sind die lebensfrohen Musen der Alten ihm auch nicht fremd geblieben, so darf man es doch als eine merkwürdige Fügung bezeichnen, daß die bedeutendsten Jugenderfahrungen und Eindrücke des ernsten, militärisch früh gereiften Prinzen Wilhelm vorzugsweise aus der Welt des hohen Nordens stammten. Der russische Hof und die gewaltigen Verhältnisse des Czarenreichs machten auf seinen ausgeprägten politischen Sinn den starken Eindruck. Kaiser Alexander mit seiner räthselhaft überwältigenden Persönlichkeit wußte auch in ihm eine Art von Cultus zu erwecken, wie bei so vielen, die dem „Rächer Europa's" näher getreten waren; und der bewunderte Nachfolger Alexander's war der Gemahl der besonders geliebten Schwester. Unter den wiederholten Reisen des Prinzen Wilhelm an den russischen Hof darf diejenige zur Feier der Thronbesteigung des Kaisers Nicolaus ohne Zweifel als das wichtigste nachwirkende Ereigniß seiner Jugend gelten. Als dann dieses mächtige Rußland, welches der Achtundzwanzigjährige in seinen Vorzügen und Schwächen besser studirt hatte, als irgend ein anderer deutscher Herr, schon nach drei Jahren unter der Fahne einer großen Idee völkerwanderungsartig sich über den Balkan ergoß, mit der stillen Absicht, seine Rosse an den süßen Gewässern tränken zu lassen, mochte das Ereigniß wohl in verwandtem Herzen den Sinn für Großes und Heldenhaftes mächtig erwecken, wie es auch dem Feldherrn, der nachher die Schlachten seines Kaisers schlug, das Auge für den großen Krieg geschärft hatte. Die russischen Feldzüge von 1828/29 waren eigentlich das erste Weltereigniß, welchem diese Generation mit vollem Verständniß von Ursachen und Wirkungen, mit der Aufmerksamkeit von Politikern und Strategen zu folgen vermochte. Was sie einst mit den Augen von Jünglingen in Frankreich sich entwickeln sah, stand jetzt unter dem Urtheil von Männern, die von dem Verlangen erfüllt waren, in gleicher Weise in die Weltbegebenheiten einzugreifen. Ist es nicht sehr merkwürdig, daß Prinz Wilhelm schon bei Lebzeiten des Kaisers Alexander, als die Welt diesen russisch-türkischen Krieg erwartete, den Wunsch aussprach, ihn persönlich mitzumachen; und wenn er die Meinung hegte, es wäre für Preußen sehr nützlich, wenn es selbst an einem Kriege betheiligt würde, welcher die überallhin demüthige Stellung dieser entnervenden Friedensjahre doch endlich verbessern müßte, so spricht sich hierin die früh erlangte Ueberzeugung aus, daß unser Vaterland unwürdig behandelt worden war. „Man sehe," so sagte der Prinz, „unseren politischen Standpunkt an; unsere körperliche Schwäche ist erschreckend, wenn man die Nachbarstaaten

dagegen betrachtet. Wir müssen dieser Schwäche also durch intellectuelle Kräfte zu Hülfe kommen, und diese müssen vornehmlich in dem Heere geweckt und erhalten werden."

Schon im Jahre 1824 schrieb Prinz Wilhelm an den General von Natzmer: „Was die äußere Lage unseres Staates betrifft, so muß ich leider ganz Ihrer Ansicht beitreten: hätte die Nation Anno 13 gewußt, daß nach elf Jahren von einer damals zu erlangenden und wirklich erreichten Stufe des Glanzes, Ruhms und Ansehens nichts als die Erinnerung und keine Realität übrig bleiben würde, wer hätte damals wohl Alles aufgeopfert solchen Resultates halber? Es ist dies eine gewichtige, aber schmerzlich zu beantwortende Frage . . ."

Und indem der Prinz die Chancen einer Politik erwägt, die ein Staat von nur elf Millionen neben Staaten von vierzig Millionen haben wird, scheut er sich nicht vor dem Gedanken, daß Preußen entweder vorwärts muß oder in die zweite Reihe der kleineren Mächte Europa's zurücksinken wird: „Auch Alliirte," sagte er, „wird eine Nation nicht mehr finden, die freiwillig ihren Rang aufgibt und daher den Auswärtigen ein Rival weniger ist, für dessen Wiederaufleben keine Partei Interesse hat und fühlt. Und wenn man nicht mehr sein will, warum noch etwas scheinen wollen und deshalb mit ungeheuren Kosten eine Armee halten?"

So sprach und dachte der Mann der Zukunft, der den Pulsschlag der Nation verstand und das Geheimniß der Volksseele zu errathen wußte. Denn ringsum saßen Diejenigen, die der Geschichtsphilosoph die Quacksalber nannte, und die nicht wußten, daß dieses Volk sich nach einem Helden sehne, da es ungeehrt und erbärmlich in der Welt dastand. Aber das Chaos wurde nur immer größer. Was die Mächte im Osten oder Süden oder Westen thaten und beschlossen, das deutsche Volk und seine Fürsten standen dabei, wie der Chor in der Tragödie, der sein Einverständniß in philosophisch gekünstelten Versen absingen durfte. Schon brauste der Sturm in den Tiefen, immer stärker pochte seit den Julitagen der revolutionäre Geist des Jahrhunderts an den schwankenden Staatenbau von 18.5. Nur kleinere Länder schien er vorerst zu erschüttern, aber wie bald zog er als mächtige Windsbraut über Europa einher, welcher die stärkste und beste Kriegswehr, selbst Preußens nicht zu widerstehen vermochte.

An jenem Tage, an welchem der Prinz von Preußen als einsamer Flüchtling ein befreundetes Pfarrhaus suchte, um alsbald unter den Verwünschungen des Pöbels eine Freistätte in England zu finden, verhüllte der Genius der deutschen Nation sein Haupt, aber der Held der Zukunft erfuhr eine Prüfungszeit, die ihm Geist und Gesinnung wunderbar stärkte. So hatte Calvin sein treuloses Genf verlassen, um als siegender Heros des neuen Glaubens zurückzukehren. Dem Prinzen von Preußen war erst noch das schwerste verhängnißvollste und traurigste Amt auf die Schultern gelegt, die Revolution selbst zu besiegen. Auch in dieser kriegerischen That, der der Genuß sieghafter Freude nicht verstattet war, lag eine Vorbereitung für den großen Beruf. Es war eine Lehre, daß man das Chaos wohl durch die Sprache der Kanonen zum

Schweigen bringt, aber nicht überwindet; daß die Heilung der Schäden der Welt nur durch Arbeit und Fleiß gelingt, und daß neue Bahnen nur dem sich öffnen, der Muth und Tapferkeit im Wollen und Handeln besitzt.

Hier war aber der Punkt, wo sich die Wege des Brüderpaares, das kaum zehn Jahre zuvor der Welt den Glauben an eine neue Zeit einflößte, trennten. Der König, welcher regierte, vermochte zu wollen, aber nicht zu handeln, während der König der Zukunft zu schweigen verpflichtet war. Beiden jedoch war schon in diesen Krisen klar geworden, daß aus den Reihen der Ahnen ein neuer Friedrich erstehen müßte: Friedrich Wilhelm IV. vermochte mit einer Art von Selbstironie darüber zu philosophiren, was der große Fritz an seiner Stelle zu thun gewußt hätte; aber von dem Prinzen von Preußen besteht weder Erinnerung noch Sage, ob in seinem schlichten, bescheidenen Geiste die Ahnung davon dämmerte, daß er selbst den Gewaltigsten der Hohenzollern einstens in Schlachtenglück und Erfolgen weit übertreffen werde. Was zu Tage lag, war nur dumpfe Schwäche, lang hinschleppendes Siechthum. Die Wege waren geschieden; sie führten die Hohenzollernschen Dioskuren, waren sie auch in Liebe verbunden, nicht wieder zusammen.

So kam der Tag, wo der Prinz von Preußen zu herrschen berufen ward, auch dieser Tag nicht als ein Freudentag im Jubel eines festlich um den neuen Thron versammelten Volkes, sondern ein sorgenvoller Augenblick von Ungewißheit über des Königs Leiden und des Staates Zukunft. Als Wilhelm endlich die Krone auf sein Haupt zu setzen vermochte, war er vierundsechzig Jahre alt. Seine größte und eigentliche Lebenswirksamkeit begann, als sie bei anderen Menschen aufzuhören pflegt. Von alt gewordenen Königen weiß die nordische Geschichte nicht selten zu erzählen: Harald Kriegszahn und Harfager haben gewaltige Thaten vollbracht im höchsten Alter. Ein Reichsbegründer war auch der alte Gorm. Die Geschichte der Kreuzzüge nennt einen neunzigjährigen venetianischen Dogen, der an der Spitze der gewaltigsten Flotte jener Jahrhunderte auszog und Konstantinopel eroberte. Zahlreiche Päpste haben auch in den höchsten Lebensaltern das geistliche Schwert zu führen verstanden, aber fast ohne Beispiel darf man eine Energie bezeichnen, die im Beginne des Greisenalters es unternahm, in ruhiger Sicherheit des Wollens erst das nöthige Werkzeug zu schaffen, mit welchem die große That alsdann vollbracht werden konnte. Friedrich der Große hatte ein wohlgebildetes Heer ererbt, Napoleon war an die Spitze eines Massenaufgebotes gestellt, welches der Kriegskunst eine neue Richtung gab; König Wilhelm dagegen war der Schöpfer einer Armee, die, wenn sie gegen überlegene Mächte siegen sollte, erst noch des Epaminondas und des Pelopidas bedurfte. Sie waren vorhanden, aber erst König Wilhelm mußte kommen, sie zu finden und thätig werden zu lassen. Das Heldenthümliche in seiner Geschichte liegt weit mehr als bei irgend einem anderen seiner Vorbilder, in der bewußten Vorbereitung zu Allem; in der Ausschließung des Zufalls; in der Ueberlegenheit der Kraft, die sich das treulose Glück dienstbar zu machen und zu unterwerfen weiß. Alexander der Große und Napoleon haben gleich Mohammed dem Propheten einen fatalistischen Glauben an ihnen besonders zugewandte Sterne nöthig gehabt, um das Außergewöhnliche zu

vollbringen; in der Geschichte unseres Kaisers dagegen scheint sich Alles wie auf einem Schachbrett entwickelt zu haben, auf welchem die trefflichsten Spieler Zug für Zug überlegen. Nie war die Welt, nie ein ganzes Volk so geneigt, wie bei den außerordentlichsten Ereignissen dieses königlichen Lebens Alles und Jedes für natürlich, überlegt, plangemäß und vorherbedacht zu halten. Wenn Carlyle seinem Heldenthum einen Zug von geheimnißvoller Naturwirkung beimengt, so dürfte man bei Kaiser Wilhelm einen Realismus gewaltiger Wirkung beobachten, der ihm einen besonderen Charakter verleiht. Hie und da mochten romantische Erinnerungen an die deutsche Kaisersage hervortreten, aber der klare wirkliche Hergang der Begebenheiten sorgte für die Beseitigung des phantastischen Flickwerks. Selbst durch die gern gesuchte Hinweisung auf den alten Rothbart fand sich der Volksgeist im Grunde wenig befriedigt. Je mehr und je länger man das Wirken des großen Kaisers der Jetztzeit betrachtete, desto mehr zeigte sich darin das Besondere, dem sich die Analogie der Geschichte entzog. War doch auch der alte Hohenstaufer ein Jüngling zu nennen, als er seine großen Thaten vollzog; und in dem Alter, in welchem König Wilhelm seinen ersten Triumphzug gehalten, war Friedrich der Rothbart bereits in sein Grab gesunken.

Unser Jahrhundert hat einen Helden geweckt, der eines neuen Carlyle bedürfte, um ihn würdig zu schildern, und schwerlich reicht an ihn die Charakteristik hinan, welche Gervinus zum Normalmaß historischer Größe gestempelt hat.

Der zukünftige Geschichtschreiber, der die durch Deutschlands Auferstehung völlig veränderte Lage der historischen Welt bedenken wird, dürfte sich wohl fragen, welches der Moment war, der den Eintritt der weltgeschichtlichen Rolle des Kaisers Wilhelm am meisten bezeichnete. Und er wird nicht fehlgreifen, wenn er sich der Zusammenkunft und Unterredung Bismarck's mit dem Könige zu Babelsberg erinnert, welche der am 24. September 1862 erfolgten Ernennung desselben zum Staatsminister unmittelbar vorherging. Eine Scene, die des Griffels des größten Malers werth wäre und eigentlich auf dem National-denkmal Kaiser Wilhelm's hätte verewigt werden müssen. Denn in dieser merkwürdigen Begegnung eines in seinen höchsten Ideen und Absichten tief gekränkten Monarchen mit dem zum kühnen Sprung über den gähnenden Ab-grund sich rüstenden Riesen, — in diesem unter herbstlich fallendem Laub des stillen Parkes geschlossenen Bunde der Treue zwischen einem Könige ohne Gleichen und einem Diener ohne Gleichen tritt ein Ereigniß vor unser histo-risches Auge, welches eine Welt von inneren und äußeren Umgestaltungen der deutschen Nation und Europa's zur Folge hatte.

Wo man auch hinblickte, Alles und Jedes in schroffer Auflösung: der Glaube an Ehrlichkeit und Fähigkeit von unten nach oben, und der Glaube an Gehorsam und Treue von oben nach unten völlig erschüttert; König und Volk einander entfremdet; zwischen Vätern und Söhnen Mißtrauen; die Stände im vollen Widerstand, das Land in Gährung, die Minister schwach, zaghaft,

voll halber Maßregeln; ein Einziger darunter, der entschlossen ist, mit seinem Könige zu stehen und zu fallen, kein Diplomat, kein Politiker im geschäftlichen Sinne, ein Soldat voll Tapferkeit und starken Herzens, aber nicht berufen, den Staatswagen zu lenken, das Volk zu leiten.

Der König wollte abdanken.

Damals ging ein leises Flüstern von Mund zu Mund; heute weiß man es genau: schon hatte der König die verhängnißvollen Worte zu Papier gebracht; „ich sehe keinen Ausweg", sagte er zu Herrn von Bismarck. Gleich dem letzten Ritter auf dem deutschen Kaiserthron meinte er, lieber die Krone zu seinen Füßen setzen und zertreten zu wollen, als von seiner Absicht zu weichen, da ihm die Stände die Mittel zur Gründung des tüchtigen Kriegsheers verweigerten. Und nicht unähnlich dem großen schwedischen Helden der Reformation, war auch unser Held vor die Frage der Absage gestellt. Auch er konnte sagen, wie Gustav Wasa: er habe ehrlich versucht, ob es ihm möglich gemacht werde, hier als König zu regieren; er betrachte diesen Versuch als mißlungen und habe doch nicht aus Ehrgeiz, sondern um Schweden zu retten, den Thron bestiegen.

Mannigfach ist die höhere Hülfe, welche dem unbeugsamen Muthe ausdauernden Wollens endlich zu Theil werden wird: Dem schwedischen Helden beugten sich nach drei verworrenen Tagen seine erschreckten Stände gehorsam. Kaiser Wilhelm fand erst nach Jahren den inneren Frieden, aber in dem Moment seiner höchsten Noth stellte sich ihm, wie in der Sage von der Martinswand dem Kaiser Max, der Genius zur Seite, — als eine nie zuvor gesehene und erhörte Vereinigung von Heldenthum und genialem Geiste, von entschiedenstem Wollen und vollendetstem Können, von physischer und moralischer Tapferkeit, von muthigem Beharren und beharrlichem Muthe, zähem Festhalten an bestehendem Königsrecht und kühnem Vordringen zu kaiserlichem Ansehen. Und so eigenartig ergänzend und verschlungen waren die Bande, die in jener Stunde der Verheißung den großen Kaiser mit seinem großen Kanzler verknüpften, daß dem deutschen Volke nach Ablauf eines Menschenalters eine Art von gemeinsamer Verehrung eingeimpft wurde, wie sie kaum von einem Geschichtsdenker bis dahin bemerkt oder beschrieben werden konnte.

Der Held des Kriegs, der König über dem Volk, und das Genie im Staat, in der Kunst des Regierens und Vollbringens — sie fanden sich zusammen, um ein Beispiel weltgeschichtlicher Wirkungen zu geben, wie um das Problem zu lösen: „Held und Genie". Gustav Adolf hatte einen Staatsmann zur Seite, der dem großen Kanzler des neunzehnten Jahrhunderts nicht unebenbürtig war; aber wie selbst ein so gewiegtes politisches Genie unsichere Arbeit verrichtete, da hinter ihm der königliche Wille nicht mehr stand, der starke Arm, die Gewalt des Fähigsten und Stärksten fehlte, dem sich die anderen Willen unterordnen, da kein Herr mehr da war: dies Alles lehrt wohl keine Zeit mehr und deutlicher, als diejenige, welche dem Heldentode des Schwedenkönigs auf dem Fuße folgte. Wie hoch und erhaben das Genie auch dastehen mag, indem es einer Welt von Feinden und Gegensätzen mit Fechterkunst sich entgegenstellt, es wird ihm doch nicht der Erfolg zu Theil,

der dem geheimnißvollen Walten einer höchsten staatlichen Gewalt entspringt. Als einem gleichsam unmittelbaren Theilhaber an dem die Welt beherrschenden Willen fügt sich die Menschheit dem Helden allein; und daß er sie zu stummer Verehrung zwingt, wie sehr sie sich auch sträubt, ist das große Merkmal, an dem er selbst sich zu erkennen gibt. Wenn irgend Jemand in strenger Folgerichtigkeit, umgeben von seinen Marschällen und Räthen, diese Unterwerfung der Gemüther langsam aber sicher erreichte, so war es Kaiser Wilhelm. So groß auch der Geist seiner Räthe, so unersetzlich der Organisator seines Heeres, so einzig und groß seine Feldherren gewesen, darüber sollte keine Täuschung sein, daß sie alle nicht wirksam geworden wären, ohne das Heldenthum des Einen, dessen klar verstandener Wille Alles belebte. Der große Kaiser versammelte wie ein mächtiger Magnet so viele herrliche Männer um seinen Thron, daß es zuweilen den Geschichtschreibern schwer fiel, nach gerechtem Maß die Verdienste jedes Einzelnen zu messen, dem nicht zu viel, dem nicht zu wenig neben seinem König und Herrn zuzuerkennen; aber alle Fragen lösen sich demjenigen leicht, der das Wesen erkennt, in welchem Heldengröße gleich einem Sonnensystem in der Welt zur Erscheinung kommen muß. Gerade dies war so bezeichnend für Wilhelm's Königthum, daß alle die Männer, mit denen er seine Thaten vollbrachte, nicht etwa einer Jugend entnommen waren, die sich dem neuen Herrscher unerwartet zugesellte; nein! Diese Männer waren längst vorhanden, im Dienste ergraut, dem königlichen Bruder so treu ergeben, wie ihrem späteren Kaiser, aber erst der neue Herrscher löste die gebundenen Kräfte, erst König Wilhelm brachte es an den Tag, was im Heere und Staat verborgen schlummerte. Hätte doch Niemand behaupten mögen, daß der geistvolle Bruder nicht ein trefflicher Menschenkenner, ein gewiegter, erfahrener Weltmann gewesen wäre; aber seine nächsten Diener waren von anderem Holz, als die des großen Kaisers. Dessen geheimnißvolle Kraft war es, welche geeignete Werkzeuge machte. Er zauberte sie mit seinem Blicke hervor. Nachdem er ein Lustrum regiert hatte, fragte sich alle Welt, woher hat Preußen so viele Männer, von denen man bis dahin so gut wie nichts vernommen? Sie waren vorhanden, als der König vorhanden war, der der rechte König und Held war.

Die Geschichte des Kaisers Wilhelm ist eine Kriegsepoche gewesen. Krieg war es, was die europäische Welt völlig veränderte; Krieg war es, was dem deutschen, wie dem italienischen Volke endlich seine nationale Stellung erwarb und eine würdige Einheit sicherte. Weichmüthige Stimmungen, wie sie sich in Zeiten starker geistiger und literarischer Beschäftigungen unter den Menschen zu entwickeln pflegen, möchten es, je mehr man dem Kaiser Wilhelm auch als Friedensfürsten bereitwillige Ehrfurcht zollte, nicht gerne gelten lassen, daß die eigentliche weltgeschichtliche Arbeit dieses Monarchen in seinen Kriegserfolgen lag, und daß man nur seinem gewaltigen Schwert zu verdanken hatte, was heute die deutsche Nation an politischen Gütern besitzt. Aber wenngleich die Kriege Karl's des Großen häufiger waren und länger andauerten, als diejenigen Wilhelm's, so darf man sich doch über die Natur der geschichtlichen Ereignisse auch in unserer Zeit nicht täuschen. Was Kaiser Wilhelm der

Nachwelt hinterließ, ist eine Frucht seiner Siege gewesen. Noch ist heute kein Mittel bekannt geworden, Staats- und Gesellschaftszustände zu ordnen und zu bestimmen, welches nicht ebenso von den Agamemnon, Hannibal, Cäsar, oder den Makkabäern als „die äußerste Vernunft der Nationen" erachtet und gehandhabt worden wäre. Aber in einem Punkte lehrt die Geschichte unseres großen Kaisers allerdings, daß man Friedens- und Menschlichkeitsfreunden bei der Betrachtung heldenmüthiger Thaten bis zu einer gewissen Grenze entgegenkommen darf. Unsere heutige Heldenverehrung erträgt nicht bloß, sie fordert vielmehr einen starken Zug innerer Mäßigung, welche dem Alterthum aller Völker versagt war, und auch in den modernen Epochen der Civilisation nur allmälig zur Geltung kam. Noch der gewaltige Corse stand unter dem Einfluß eines Fanatismus, der ihn anfänglich nur noch größer erscheinen ließ und erst gegenüber der ruhigen Correctur des historischen Urtheils seine geringere Schätzung herbeiführen mochte. Aber bei Cyrus und Alexander dem Großen glaubte die Welt noch in der Unersättlichkeit die Größe empfinden zu können, die sich bis zu eigenem Untergang steigerte. In Karl XII. zeichnete ein Voltaire ein Bild von historischer Größe, das fast nur aus Hartnäckigkeit und Unbeugsamkeit in der Verfolgung gesteckter Ziele bestand.

Wie ganz verschieden erscheint dagegen der eiserne Wille des Helden unserer Tage. Er trägt das Zeichen der Mäßigung, die höchste Achtung vor fremdem Recht, die bescheidenste Nützung der sieghaft überlegenen Macht an der Stirne geschrieben. So führt er seine Kriege als unerläßliche Pflichterfüllung, kaum gewollt in ihrer Entstehung, Vertheidigungskämpfe mehr als Angriffe und doch voll tapferster Initiative und strategischer Offensive. Selbst der Feind wagt kaum einen Vorwurf erfahrenen Uebermuthes zu erheben — ein Heldenthum bescheidener Gottesfurcht und unbeugsamer Selbstbezwingung.

Viermal hat dieser König sein Volk unter die Waffen gerufen.

Als es das erste Mal geschah, stand Napoleon III. auf dem Gipfel seiner Macht und die französische Armee an den Grenzen deutschen Bundesgebietes. In treuer Bundespflichterfüllung war der Prinzregent bereit, dem Sieger von Solferino in den Arm zu fallen. Oesterreich verhinderte ihn und wollte lieber geschlagen sein, als einen guten Frieden einem preußischen Siege verdanken.

Als der König zum zweiten Male einen Theil seines Heeres mobilisirte, schien manchen Deutschen die Langmuth Preußens zu groß, und der dänische Krieg wurde als ein Kampf um scheinbar allzu kleine Ansprüche des deutschen Rechts gegenüber dem unerhörtesten Uebermuthe eines kleinen Nachbarvolks unternommen. Wer erinnert sich nicht der Anklagen des Königs, daß er den Krieg mehr für das Dänenvolk, als für die Befreiung des deutschen Stammes vom fremden Joche zu führen scheine. Aber der König ging seinen geraden Weg in strengster Loyalität gegenüber den europäischen Mächten, mit denen Preußen Verträge geschlossen hatte, aber auch in bewußter Vertretung der Rechte und der Ehre des deutschen Namens. Niemals ist eine würdigere Antwort von den Lippen eines Monarchen gegeben worden, als die, welche der König dem Abgeordnetenhaus zu Theil werden ließ, als es seiner Politik

Mißtrauen entgegensetzte und im entscheidendsten Augenblick die Mittel zum Kriege verweigerte.

Ohne Zweifel wäre die Geschichte der deutschen Kriege, die der König zur endlichen Herstellung der Macht und Größe des Reichs geführt hat, erfreulicher, wenn in allen Stadien dieser Entwicklung volle Eintracht zwischen Volk und Regierung geherrscht hätte, wenn Alles, wie man zu sagen pflegt, glatt und ebenmäßig verlaufen wäre; aber vom Standpunkt des subjectiven Verdienstes, in Rücksicht auf die moralische und persönliche Leistung, die dem Kaiser von der Nachwelt zu danken ist, darf man sagen, gerade die Schwierigkeiten, die der König fand, zeigen erst seine ganze Größe. Welches übermenschliche Pflichtbewußtsein gehörte dazu, ungebeugt und frohen Muths in den Kampf zu ziehen, als er zum dritten Male zu den Waffen rief, und wiederum dem starken Widerspruch im Innern begegnete. Da handelte es sich nicht mehr um eine nur theilweise Mobilmachung gegen einen kleinen Störenfried, jetzt galt es die ganze Lebensexistenz des Staates und die eigene ererbte Macht einzusetzen; es war ein Kampf um Sein und Nichtsein, um Ehre, Ruhm und Stellung.

Wer einen tiefen Blick in die Seele des Königs machen will, da er sich zum Kriege gegen das Donaureich rüstete, muß die Rede lesen, die ein fremder Staatsmann, tief ergriffen von dem heiligen Ernst, der sich in den Worten des Königs aussprach, berichtet; Graf Barral war es, der am 8. Juni an den General La Marmora schrieb: „Seine Majestät hat mir gesagt, der Augenblick ins Feld zu rücken, sei nur noch die Frage weniger Tage; er habe volles Vertrauen auf die Gerechtigkeit seiner Sache und die Tapferkeit seiner Truppen; aber der Sieg liege in den Händen Gottes. Zum Glück, fügte er mit bewegter Miene und die Hand aufs Herz legend hinzu, habe ich ein reines Gewissen. Lange Zeit hat man mich angeklagt, ich wolle in ehrgeiziger Absicht den Krieg, aber jetzt, nach der Weigerung Oesterreichs, den Congreß zu beschicken, nach seiner unwürdigen Verletzung des Gasteiner Vertrags, und der heftigen Sprache seiner Presse weiß die ganze Welt, wer der Angreifer ist. Als er dies sagte, schien mir der König entschlossen, den Beginn des Kampfes nicht mehr lange zu verschieben. Immerhin lag in seiner Stimme ein gewisser schmerzlicher Ton, der klar erkennen ließ, daß dies der Entschluß eines Mannes sei, der sich in seine Lage ergeben hat, weil er nicht anders zu können glaubt. Als ich im Augenblick, da der Empfang zu Ende war, Seiner Majestät die Hoffnung ausdrückte, ihn bald siegreich zurückkehren zu sehen, sagte mir der König, die Blicke gegen Himmel gerichtet: „Das Leben wie der Sieg ist in den Händen Dessen, der dort oben ist."

Mit solchen Gefühlen wurde der Krieg eröffnet, welcher einen für überlegen geltenden Gegner in sieben Tagen zu Boden warf. Und nun des Siegers Mäßigung vor den Thoren der feindlichen Hauptstadt! Wenn man die objective Geschichte der Verhandlungen von Nikolsburg in den heißen Julitagen des Jahres 1866 auf den Ertrag prüft, den dieselben zur Erkenntniß der subjectiven Willensrichtungen des Königs darbieten, so muß man leider bekennen, daß ein wichtiges Blatt in der Biographie des Siegers von König=

grätz unbeschrieben bleiben wird, wofern nicht etwa der Nachlaß seines Kanzlers die persönlichsten Gedanken, Erwägungen und Umstände dereinst enthüllen sollte. Aber wie dem auch sein mag, das steht doch auch heute schon fest, und die Geschichtschreibung sollte dies viel stärker hervorheben, als es zu geschehen pflegt: ein ähnlicher Friede von Mäßigung und besonnener Denkungsart ist kaum je zuvor geschlossen worden. Man braucht dazu wahrlich nicht auf die Friedensschlüsse eines Napoleon oder Ludwig XIV. zu exemplificiren, oder an Niederlagen zu erinnern, die nicht schwerer waren, als diejenigen der Oesterreicher und ihrer deutschen Mitstreiter, und doch den Sturz von Dynastien und großen Reichen zu bedeuten hatten. Auch seinem besiegten Bundesgenossen, dem Könige von Italien, gönnte Preußen einen mächtigen Vortritt in der Erlangung größtmöglicher Vortheile. Welches denn auch im Einzelnen die Motive waren, durch welche der große Staatsmann und Rathgeber des Königs seinen Herrn zu bestimmen im Stande war, seine Entschädigungen und Vortheile lediglich im Gebiete der norddeutschen Machtsphäre Preußens zu suchen, so viel ist sicher, daß es dem Charakter des Königs entsprach, selbst auf Kosten seiner verbittertsten Feinde Erwerbungen nur zu machen, wenn ihm dieselben als eine Handlung strengster Pflichterfüllung seines königlichen Berufes klar geworden waren. Die Welt hat niemals erfahren, und die Acten schweigen darüber, wie viel von dem, was als dauernder Erfolg der Friedensunterhandlungen betrachtet werden darf, lediglich den eigensten, in schweren inneren Kämpfen gefaßten Entschlüssen des Königs zu verdanken ist. Er besaß eine so wenig hervortretende Art, er vermied so sehr auch selbst den Schein einer tyrannischen Hervorkehrung seines Willens, er ließ so ganz den Räthen seiner Wahl die vollste Freiheit der Bewegung, daß er weit mehr zurückzutreten schien, als es in Wahrheit der Fall war, und diejenigen es wußten, die doch den sehr bestimmten Willen ihres Herrn gar wohl berücksichtigten. Aber selten hat ein mächtiger Monarch sein Herrscheramt in so milden Formen und in so billiger Denkungsart geübt. Wenn der für allmächtig gehaltene große Kanzler nicht unterlassen zu sollen meinte, die Welt zuweilen zu belehren, daß sein geliebter und verehrter Herrscher keineswegs, wie man wohl glauben mochte, leicht zu überzeugen sei, so ist dadurch gewiß keinem der zahlreichen Staatsmänner und Feldherren, die dem Könige dienten, der Ruhm bedeutendster Leistungen geschmälert worden; aber dennoch mußte erst durch Aeußerungen dieser Art eine sagenhafte Vorstellung beseitigt werden, die sich in einer Epoche, wo Zweifelsucht an allem Hohen in Geltung stand, gebildet hatte. Aber die Zeit des Unglaubens an den königlichen Helden ist spurlos untergegangen, und die Wahrheit siegte über das Vorurtheil.

Schon war die volle Kraft, die ganze Größe der Entschließung, die dem Charakter des Königs eigen war, zur deutlichen Erscheinung gekommen, als er zum vierten Male sein Volk in die Waffen rief, zum größten Kampfe, der seit dem Sturze des corsischen Imperators den Deutschen auferlegt war. So oft und erhebend die Tage und Stunden geschildert worden sind, die ein ungeahntes Feuer der Begeisterung entzündeten: das eine Erfreuliche und Herrliche bei diesem nationalen Aufschwung kann nicht genug hervorgehoben

werden, daß es der König in seiner persönlichsten Action gewesen ist, der in diesen Stürmen eines empörten Meeres weithin sichtbar allein am Steuerruder stand. Nichts war werthvoller für die Erkenntniß und volle Würdigung des Herrschers bei seinem Volke, als die stille Einsamkeit am Brunnen von Ems, wo der große Kaiser die schwersten Entschlüsse seines Lebens in seinem tapferen Herzen durchaus allein zu fassen hatte.

Die diplomatische Geschichtschreibung unserer Zeit hat sich noch vor Kurzem sehr eifrig mit der Frage beschäftigt, in welchem Maße die Ereignisse von Ems und das, was ihnen in Betreff der Hohenzollern'schen Candidatur für den spanischen Königsthron vorhergegangen ist, entscheidend auf den Ausbruch des französischen Krieges eingewirkt haben; aber bei allen diesen Erörterungen ist das für den König persönlich Charakteristische zu wenig in Berücksichtigung gezogen worden, und doch unterliegt es keinem Zweifel, daß für die in seinem Volke erwachte Kriegsstimmung hauptsächlich das Verhalten des Königs entscheidend war. Als man in ganz Deutschland die Nachrichten von Ems mit leidenschaftlicher Begeisterung von Stunde zu Stunde erwartete, da war es, wo der fruchtbare Keim zu jener Heldenverehrung im Gemüthe der Nation entstand, der sich heute Niemand zu entziehen vermag. Genau so, wie sich der König in jenen entscheidenden Tagen in Ems verhielt, und nur so, wie er den französischen Forderungen gegenüber sich stellte, konnte der Herrscher thun und sprechen, für welchen Tausende zu sterben bereit waren. Niemals ist eine unbewußte Uebereinstimmung von dem, was ein Volk als politischen Idealismus im Innersten verwahrte, und was sein König sprechend und handelnd zu Thaten werden ließ, in stärkerer und entscheidenderer Art zum Ausdruck gekommen, als am 13. und 14. Juli 1870. Nur in dieser Ueberzeugung konnte Bismarck sich vor dem Reichstage mit solchem Erfolge darauf berufen, daß er nur ein einziges Actenstück der französischen Regierung vorzulegen habe, nämlich die Kriegserklärung: „Alles, was in Ems vorgefallen sei, habe rein persönlichen, nicht amtlichen Charakter getragen, und würde auch, wenn der König die ihm eigene Festigkeit in diesen wohlwollenden Privatunterredungen mit dem französischen Botschafter nicht gewahrt hätte, zu rechtsverbindlichen Staatsacten nur dann geführt haben, wenn der Monarch etwaige Zusagen in seiner staatsrechtlichen Eigenschaft anderweitig bekräftigt und dadurch seinen Willen bekundet hätte, sie zu Staatsacten zu machen."

In der That, durch nichts ist der große Krieg zwischen Frankreich und Deutschland so eigenthümlich bezeichnet, als durch den rein persönlichen Charakter, den er zunächst hüben und drüben angenommen hatte. Diesem Umstande hat Deutschland sein wahres Kaiserthum als eine Frucht persönlicher Tapferkeit, persönlicher Entschließung, persönlicher Verantwortung eines großen Herrschers, eines innerlich zum Helden berufenen Königs zu danken. Man könnte behaupten, daß neben diesem besonderen Merkmal der gewaltigen Ereignisse von Ems alle diplomatischen Umstände ihre Bedeutung verloren haben und daß es nur wie eine geschichtliche Doctordissertation erscheint, wenn heute der Streit darüber tobt, ob Benedetti wenig oder gar keine Ursache gehabt hätte, Frankreichs Prestige verkümmert zu halten, oder ob die Emser

Depesche von Bismarck ganz getreu, oder etwas verschärft in ihrem Wortlaut der staunenden Welt übermittelt worden sei. Das wahrhaft Große an der Emser Depeschenfrage ist lediglich in der persönlichen Milde und Würde zu erblicken, mit welcher der König das Ansehen seiner Stellung sachlich scharf und ernstlich geltend zu machen wußte, so daß der fremde Diplomat seinerseits auf das Bestimmteste zugestehen mußte, von einer Verletzung und Kränkung sei ihm nicht das Mindeste wahrnehmbar gewesen, während andererseits der eigene Minister und verantwortliche Rath mit jedem ehrlichen Deutschen freudig die stramme Haltung hervorkehren durfte, welche dem allzu drängenden Benedetti allerdings gezeigt worden war. Wie kaum jemals dem Herrscher eines Volkes ist es dem großen Kaiser gelungen, als er den Bruch mit den Franzosen für unvermeidlich erachtete, gerade diejenigen Saiten in deutschen Herzen zu berühren, die ihm die eigenthümlichsten sind: den selbstbewußten Stolz der Vertheidigung, die defensive Schneidigkeit, geheiligt durch das ergraute Haupt, das ernste Antlitz des theuern Vaters des Vaterlandes. Diese gleichsam verklärten Eigenschaften leuchteten von dem stillen, von aller Geschäftigkeit der Diplomatie entfernten Gesundheitsbrunnen durch alle Lande und übten in Nord und Süd dieselbe Wirkung. Der große Nationalkampf ist durch diese persönlichen Umstände zu einem zugleich ritterlichen Streit geworden wie der große Waffengang, den einst Karl V. mit dem glänzendsten Blender von Frankreich führte. Und wie König Franz I., so fiel auch Napoleon III. in die Gefangenschaft des Siegers; aber welcher Unterschied in der Theilnahme, die die Völker dem ruhelosen Sprößling der burgundisch-spanischen Weltmacht zollten, und die die eben erst sich ihrer Kraft erinnernde Nation dem Herrscher entgegenbrachte, der gottvertrauend that, was Pflicht und Ehre heischten. Wenn Jemand die oft gestellte Frage lösen sollte, was groß und heldenhaft in der Geschichte, so wird ihm der Vergleich des Hohenzollern und des Habsburgers, die beide ruhmvoll und gewaltig ihren Gegner niedergeworfen und zu ihren Füßen gesehen haben, die psychologische Lösung bieten. Was sich ereignete, war in dem einen Falle ein großes Spiel, bei dem der Zuschauer des Glückes Würfel rollen zu sehen glaubt; in dem anderen ein tiefer Seelenvorgang, durch den der Held im Banne der Nothwendigkeit einer höheren Macht zu stehen scheint. Wo alles Volk die Hand zu sehen glaubt, die führt und leitet, da bildet sich ein Gedanke, ein Gefühl, in dem Alle vereint sind: ein Wille und ein Gehorsam, eine Idee und ein Glaube daran. So wäre der Krieg von 1870, wie er unter dem Einfluß höchster persönlicher Momente entstand, auch nicht als glücklich vollendet erachtet worden, wenn er nicht mit hervorragenden persönlichen Ereignissen geschlossen hätte. Nur mit der Kaiserkrone geschmückt, konnte der Greis mit dem Jünglingsmuthe und der Männertapferkeit in das Vaterland zurückkehren.

Auch während des Krieges selbst machte die persönliche Antheilnahme des Königs an den Ereignissen immer den nachhaltigsten Eindruck. Keinen Augenblick hatte die Nation die Empfindung verloren, daß es der König war, um den sich Alles und Jedes gruppirte. Wie unter den Helden Homer's Einer dasteht, dessen immer gleiche Art und Wesenheit unwandelbar herrschend

bleibt, so achtete man in Deutschland seit der Katastrophe von Sedan auf diesen, wie die Griechen auf Agamemnon vor Troja. Wenn noch ein Zweifel hätte sein können, daß das große Epos der deutschen Auferstehung einen unendlich persönlichen, heldenhaften Charakter anzunehmen bestimmt sein sollte, so war der Umstand entscheidend, daß die erschütternde Handlung auf den Höhen vor Sedan wie ein vollkommen individualisirtes Ereigniß zur Erscheinung kam. Als Franz I. von Frankreich capitulirte und seinen Degen dem Sieger gab, war Europa von einem Ende zum anderen in erstaunten Schrecken vor der neuen Weltmacht gerathen, aber Niemand sah in dem fernen spanischen Herrscher die persönlich wirkende Macht, der Alles sich beugte. Alexander der Große zerbrach ein ungeheueres Reich und konnte durch den Brand des Königspalastes von Persepolis der Welt verkünden, daß die Achämeniden aufgehört haben zu herrschen, aber der unglückliche König unterwarf sich ihm nicht persönlich und fiel von den Streichen seiner treulosen Satrapen. Und wiederum ein anderes Beispiel zeigt, wie den Völkern das Heldenmüthige in reicher phantasievoller Gestaltung immer nur dann sich eröffnet, wenn der persönliche Antheil das entscheidende Ereigniß verklärt; denn als König Johann der Gute von Frankreich, gefangen bei Maupertuis, zu Edward III. nach London gebracht ward, bejubelte das Volk den glücklich regierenden König, aber als der große Held des Zeitalters galt bis auf den heutigen Tag der muthige, sieghafte schwarze Prinz.

Gedenkt man der Vorgänge von Sedan im Einzelnen und Besonderen, so ist denn auch nicht zu verkennen, daß alle Empfindungen dabei, wie sie in ungezählten Berichten zum Ausdruck kamen, durchaus ein tiefreligiöses Gepräge trugen, das in der Nähe oder Ferne des Königs sehr verschiedene Formen annehmen mochte, aber als das Unerhörte und Wunderbare nicht selten mit um so scheuerer Ehrfurcht behandelt wurde. Es mag Spötter geben und auch damals gegeben haben, die vor dem Worte eines vom Glück des Erfolges zerknirschten Gemüthes: „Welche Wendung durch Gottes Fügung" nicht Halt zu machen verstanden; aber die Geschichte würde gänzlich irren, wenn sie die große Wirkung der frommen Stimmung des Augenblickes nicht treu überlieferte. Denn Kaiser Wilhelm war Zeit seines Lebens vor dem großen Unglück der Mächtigen, sich zu sehr im Vordergrunde aller Dinge zu glauben, durch eine innere Bescheidenheit geschützt, die sich wohl nie schöner als in dem Briefe von Sedan an seine Gemahlin zu erkennen gab: „Welch ein ergreifender Augenblick, der der Begegnung mit Napoleon, den ich drei Jahre zuvor auf der Höhe seines Glückes gesehen!!" So schrieb der Kaiser und schilderte in so schlichter Weise das welthistorische Ereigniß, daß man nach Jahrhunderten noch das herrliche Schriftstück nicht ohne Bewegung lesen wird. Und dann spricht er von seinen innerlichen, persönlichen Empfindungen: „Es ist wie ein Traum, selbst wenn man Stunde für Stunde hat abrollen sehen. Wenn ich mir denke, daß nach einem großen glücklichen Kriege ich während meiner Regierung nichts Ruhmreicheres mehr erwarten konnte, und ich nun diesen weltgeschichtlichen Act erfolgt sehe, so beuge ich mich vor Gott, der allein mich, mein Heer und meine Mitverbündeten ausersehen hat, das Ge-

schehene zu vollbringen und uns zu Werkzeugen seines Willens bestimmt hat. Nur in diesem Sinne vermag ich das Werk aufzufassen und in Demuth Gottes Führung und seine Gnade zu preisen."

Als schon wenige Wochen darnach die Frage zu erwägen war, welche dauernden Vortheile der deutschen Nation durch den opfervollen Krieg zufallen werden, da hatte man bekanntlich manche Schwierigkeiten bei der Herstellung der Einheit des Reiches zu überwinden, aber auch gegen manche Bedenken des Königs anzukämpfen, dem jedweder Gedanke an einen schärferen Druck auf die Bundesgenossen fremd und unverständlich schien. Und doch war laut und lauter der Ruf nach dem Retter erschollen, der seit einem Jahrtausend nicht anders gedacht werden konnte, als mit Scepter und Krone Karl's des Großen. König Wilhelm hat so wenig wie sein Bruder zwanzig Jahre zuvor das gewaltige Symbol der höchsten Macht, an welche alle Völker seit Cäsar's Tagen glaubten, in seiner Weltbedeutung unterschätzt; aber er war noch stärker als König Friedrich Wilhelm IV. davon überzeugt, daß dieser höchste Ausdruck für Herrschermacht nur als eine Folge legitimster Aeußerungen von Fürsten und Stämmen werthvoll sein werde. Daher das unbeschreibliche Gewicht, das König Wilhelm auf die Zustimmung und selbst Aufforderung der großen und der kleinen Herren legte, die irgend eine souveräne Gewalt ausübten. Es war nicht etwa das demokratische Oel, das im Jahre 1849 an der Kaiserkrone zu hängen schien, wohl aber der lebhafte Widerwille gegen jeden leisesten Verdacht von Usurpation, was ihm Zurückhaltung gebot. Man darf dabei nicht vergessen, daß die höchste Reichswürde, die Idee des Kaiserthums, durch die Dynastie Napoleon's zu einem Gegenstand brutalsten Machtanspruchs geworden war, nur desto mehr, je deutlicher hervortrat, daß auch Napoleon sich als den wahren Nachfolger Karl's des Großen angesehen wissen wollte und eifrig nach den Insignien des alten Kaiserthums strebte. Die Hohenzollern verschmähten ein selbstgeschaffenes Kaiserthum. König Wilhelm hatte vor langen Jahren einmal über Louis Philipp ein hartes Wort gesprochen, weil er ein Thronräuber gewesen sei — jetzt war ihm die Annahme des Kaiserthums ein Gegenstand der Sorge, sofern nicht eine einwandfreie Einstimmigkeit aller legitimen Gewalten wenigstens im Reiche feststand. So entsprach es auch seinem innersten Wesen, als er bei der Kaiserproclamation dem Divisionsprediger Rogge einschärfte, keine Rede zu halten, sondern nur ein Gebet zu sprechen: „Lassen Sie" — sagte er — „dabei meine Person möglichst aus dem Spiel, ich bin nur das Werkzeug in der Hand der Vorsehung." Es komme ihm, fügte er hinzu, überhaupt nicht leicht an, sich in den neuen Titel zu finden. Er erlaubte auch nicht, einen Thron aufzustellen, nur ein Altar stand in der Galerie des Glaces von Versailles, als man den neuen Kaiser bejubelte, der selbst in seinem Titel jeden Verdacht entfernte, als könnte er in die Landesrechte anderer Bundesfürsten eingreifen wollen. Wenn er von der „schweren Verpflichtung" sprach, die er übernehme, so stand ihm klar vor der Seele, was „mit Wiederherstellung des Deutschen Reiches die deutsche Kaiserwürde für ihn und seine Nachfolger in der Krone Preußens" zu bedeuten habe. Auch an die uralte Vorstellung von dem Cäsar knüpfte er an, welcher Augustus

hieß, weil er ein Mehrer des Reiches sein sollte. Er aber bat Gott, ihm und seinen Nachfolgern an der Kaiserkrone „zu verleihen, daß sie allzeit Mehrer des Deutschen Reiches seien nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung".

Mit diesen Worten war ein Programm zwar nicht beabsichtigt, aber thatsächlich bezeichnet, welches für die nachfolgende Regierungszeit Kaiser Wilhelm's maßgebend geblieben ist. Der greise Herrscher schreckte nicht vor Aufgaben zurück, die in der Ueberlieferung seines Hauses zu den heiligsten Pflichten gezählt wurden, besonders für die weiteren Kreise des Volkes durch staatliche Anordnung und Vorsorge zu wirken. Oftmals ist die lange Reihe landesherrlicher Gesetze in Brandenburg und Preußen gekennzeichnet worden, die der Freiheit und dem Wohlstand erst der Bauern, dann der Städte gegolten haben. Was in den alten Hohenzollern'schen Herrschaften reiche Früchte trug, suchte Kaiser Wilhelm auch den weiten Ländergebieten des neuen Reiches durch eine ihm gleichsam selbstverständliche Thätigkeit zuzuwenden, und wenn er in dem berühmt gewordenen Schreiben an den Reichskanzler zur socialen Frage des neunzehnten Jahrhunderts sich geäußert hat, so lag vielleicht demselben weniger die Rücksicht auf Systeme, auf doctrinäre Anerkennung neuer Theorien zu Grunde, als vielmehr die ererbte Weisheit weitgehender Staatssorge für aller Classen Wohl und Wehe. Es lag auch darin ein providentieller Zug in der Geschichte der Aufrichtung des neuen Kaiserreiches, daß der große Kriegsheld, der es begründete, in den Ueberlieferungen seines Hauses und in den Ueberzeugungen des eigenen Willens und Wirkens durchaus sympathisch sich einer tiefen Strömung unserer Zeit gegenüber zu stellen vermochte. Zwar spiegelte sich in dem Geiste der jüngeren Generation die sociale Frage sicherlich ganz anders, als in dem väterlichen Bewußtsein eines für sein Volk sorgenden und handelnden Herrschers; aber in den Zielen begegnete sich die altehrwürdige Hohenzollern'sche Regierungskunst mit den neuen Forderungen und gesellschaftlichen Strebungen; und wenn der tiefdenkende Kanzler die Ideen der Staatshülfe unter dem Gesichtspunkte des „praktischen Christenthums" vertheidigte, so traf er damit diejenige Saite des kaiserlichen Herzens, die am stärksten zu tönen pflegte.

Und dennoch wurde dem kaiserlichen Helden schlecht gelohnt, und dennoch erfuhr das deutsche Volk den Kummer der scheußlichsten Mordanschläge auf das greise Haupt seines Herrschers. Man würde die Geschichtsblätter am liebsten überschlagen, welche von den Verbrechen handeln, die gegen das Leben des Kaisers begangen wurden; aber für die Erkenntniß des innersten Wesens des großdenkenden Monarchen sind diese Thaten finsterster Mächte nicht zu entbehren. Dreimal war der Kaiser von Mörderhand bedroht. Als es das erste Mal zur Zeit tiefer Mißverständnisse geschah, schrieb der König an Herzog Ernst von Koburg die bezeichnenden Worte: „Göttliche Gnade hat mich gerettet vor Meuchelmord. Möge diese ruchlose That ein Fingerzeig sein, daß nichts überstürzt werden soll. Der Thäter hat schriftlich vor der That erklärt, daß, da ich nicht genug für Deutschlands Einheit thäte, ich ermordet werden

müsse. Das ist klar, aber etwas drastisch." Wie gründlich hat dann der König die Befürchtungen zu nichte gemacht, daß ihn die persönliche Gefahr zu Maßregeln allgemeiner Art oder zu einem Mißtrauen gegen sein Volk verleiten könnte!

Mit nicht weniger Ruhe, man könnte fast sagen persönlicher Gleichgültigkeit, betrachtete er das mißlungene Attentat vom 11. Mai 1878. Man mußte ihn förmlich überzeugen, daß die fehlgegangenen Schüsse auf ihn gerichtet gewesen seien. Und als die überwältigenden Zeichen der Entrüstung aller Welt und der Treue des Volks an ihn herangetreten waren, so richtete er einen Erlaß voll großgedachter Danksagung an den Reichskanzler: „Die That eines auf Irrwege gerathenen Menschen, welcher anscheinend nach Meinem von Gottes gnädiger Fügung so lange beschützten Leben trachtete, hat zu ungemein zahlreichen Kundgebungen der Treue und Anhänglichkeit an mich Veranlassung gegeben, die mich tief gerührt und innig gefreut haben." Und dann entnimmt er aus diesen Bezeugungen des Volkes, daß dessen „Herz bei seinem Kaiser und Könige ist, und daß es Gutes und Trauriges treu mit ihm empfindet".

Und als dann nach wenig Tagen die Schrotschüsse Nobiling's den Kaiser an den Rand des Grabes brachten, so war auch dieses wohlüberlegte Verbrechen nicht im Stande, in seinem edlen Herzen ein Gefühl der Härte oder Rache, oder eine pessimistische Denkungsweise gegenüber dem Undank der Menschen hervorzubringen. Als hätte er nur in den Ideen stoischer Weltweisheit zu leben gewußt, so dachte er bei seinen Wunden einzig an die schwereren „wunden Stellen, die in unseren gesammten gesellschaftlichen Verhältnissen" aufgedeckt schienen. „Wird dadurch" — sagte er — „Heilung auch dieser Wunden erreicht, so will ich gern für das Allgemeine geblutet haben, und mich freuen, daß seitdem so Vielen die Augen aufgegangen, die nicht an die Tiefe jener Wunden glauben wollten." Indessen hinderte ihn seine selbstlose Gesinnung nicht, Hand anzulegen zur Bekämpfung der Uebel, die er wahrnahm. Eine Politik des „laissez passer" war auf keinem Gebiete nach seinem Geschmack. Seine ungemeine Mäßigung war weit entfernt von Sorglosigkeit. Er war den pädagogischen Einwirkungen nicht abgeneigt, die der Begriff des christlichen Staats seit tausend Jahren aufstellte und in welcher staatserziehenden Thätigkeit ein Hauptvorzug Hohenzollern'scher Regierungskunst gesehen worden ist. Wenn er seinerseits eine allzu starke Verschmelzung seiner Stammlande mit dem gesammtgermanischen Lebensinhalt, ein vollständiges Aufgehen Preußens in Deutschland nie für wünschenswerth erachtete, so lagen dem wohl die schärferen Regierungsgrundsätze zu Grunde, die sich in dem Preußen seiner Väter bewährt hatten. Indessen zeigte sich auch in diesem Falle ein großer Charakterzug des Kaisers, daß er fern von allem doctrinären Eigensinn überall praktisch und sich verständigend aus neuen Verhältnissen zu lernen verstand und offenen Sinnes oft mehr als seine Beamten dem allgemeinen Geist der Nation sich anzuschmiegen wußte. Nie hat sich das Schiller'sche Wort von dem innern Wachsthum des Menschen „an seinen höheren Zwecken" so bewährt, wie an diesem Könige, der mit jedem Jahre seines Lebens seine kaiserliche Größe mehr in den Herzen aller Deutschen zur Geltung brachte.

Man hat zuweilen gemeint, daß Heldenthum und Heldenverehrung unter der Menschheit lediglich als die Uebertragung alles Höchsten und Besten, was unbewußt in einem Volke ruht, auf die Individualität einer geistig und gesellschaftlich hervorragenden Größe gleichsam mechanisch zu erklären sei; allein das Wesen und Leben des Kaisers würde schwerlich diese Ansicht unterstützen können. Es war ein großes Ringen, ein schweres Stück von Arbeiten und Leistungen, durch welche ein oft verkannter, schlichter Mann, ein mannigfaltig unterschätzter, innerlich gereifter Geist auf einem langen Lebensweg in spätestem Alter das kritisch gerichtete Gemüth eines lebhaft urtheilenden Volkes durch unermüdliches Schaffen und Wollen zu Anerkennung, Liebe und Bewunderung, zu aufrichtiger Verehrung endlich gezwungen hat. Wäre diese letztere, wie Einige meinen, nur ein Naturproduct übereinstimmender nationaler Willensäußerungen und Ideen, so könnte schwerlich eine Erscheinung begriffen werden, die schon neun Jahre nach dem Tode dieses Helden eine Hingebung erkennen läßt, die jeden Widerspruch unmöglich macht. Hier zeigt sich mehr, als ein bloß mechanisches Gesetz, hier liegt die Wirkung von etwas Besonderem, was in der auserwählten Individualität seinen Offenbarungsgrund verräth. Und so hat auch Thomas Carlyle, da er noch nicht das hohe Beispiel kannte, welches nun die Geschichte des Kaisers Wilhelm bietet, seine Helden aus der Reihe Jener ausgewählt, die nicht bloß ein Echo des Geistes waren, der in der Welt sich gesellschaftlich entwickelt, sondern die vielmehr von ihrem Geiste gaben und der Welt verkündeten und schenkten, was sie in sich geboren, was ihnen aus einem Unbekannten zufloß, das keine Geschichte hat. So schildert Thomas Carlyle seinen Mahommed, so zeigt er seinen Luther, so enträthselt er den stillen Landherrn von Huntingdon, in dessen spärlichen, doch starken Worten ein religiös gestimmtes Volk den Odem Gottes spürte.

Es ist das Eigenthümliche und Merkwürdige dieser Vertreter des wahren Heldenthums, daß ihre Art und ihr Charakter keineswegs leicht verständlich und sonnenklar zu sein, vielmehr im Leben und nach dem Tode Mißverständnissen und Verleumdungen unterworfen zu sein pflegen, wie wir es bei Kaiser Wilhelm selbst erlebten. Auch ist es nicht wenig schwierig und fast unmöglich, von solchen Heldenseelen ein Porträt zu liefern. Wird es nicht als Vermessenheit betrachtet werden, von dem großen Kaiser zu behaupten, daß man ihn genug erkannt und sein ganzes Innere verstanden habe? Unzählige Bücher handeln von ihm, und die Erzählung von seinen Thaten wird tausendfältig wiederholt; aber hat Jemand ein wohlgetroffenes Charakterbild von ihm gegeben oder gelesen? Wer sich darin versucht, wird sich vor Allem sagen müssen, daß etwas Anderes als Stückwerk, Skizzen — was bescheidenere Geschichtschreibung einst Anekdota genannt hat — von dem großen Kaiser nicht geliefert werden kann.

Er hat nicht wenig selbst geschrieben und Vieles, was unter seinem Namen der Welt bekannt und verkündigt worden, war seinen eigensten Gedanken und Ueberzeugungen entnommen. Dennoch aber sind wir nicht berechtigt, jedes Blatt Papier, auf dem der Name eines Königs steht, als einen Spiegel seiner Seele anzusehen. Nicht jede Staatsurkunde ist ein Denkmal und Ergebniß

des eigensten Empfindens und Wollens eines Herrschers. Aber aus der Fülle ureigener Aussprüche und Aufzeichnungen ergibt sich ein ahnungsvolles Bild, das vielleicht der Wirklichkeit sich nähert. Der große Kaiser war nicht leicht zu fassen, und es haben von allen Denen, die ihm nahe standen, sich nur Wenige daran gewagt, zu sagen, wie er eigentlich gewesen ist. Jeder, der ihn kannte, wußte, daß in ihm unendlich mehr verborgen war, als er von sich gab. Er besaß ein sehr beredtes Schweigen, das kaum Jemand in die stets richtigen Worte umzusetzen verstanden hätte; aber er selber fand, wenn er zu sprechen sich entschloß, immer den treffendsten und kürzesten Ausdruck für seinen Gedanken. Er war kein Redner, aber er redete vortrefflich. Seine Gesinnungen durch das leiseste Wort der Zweideutigkeit zu beschönigen, wäre ihm unmöglich gewesen: den Deputirten des Abgeordnetenhauses, welche die Adresse des im August 1866 wiedereröffneten Landtags überbrachten, antwortete er — so innig ergriffen und erfreut er über die Beilegung des Conflicts gewesen — mit schärfster Offenheit: „Es sei seine, des Königs Pflicht gewesen, zu einer Zeit, wo kein Etatsgesetz zu Stande gekommen, so einzutreten, wie er es gethan. So habe er handeln müssen und werde immer so handeln, wenn sich ähnliche Zustände wiederholen sollten."

Das war die Sprache des Herrscherbewußtseins; aber in der Thronrede am Schlusse des Landtags zauderte der weise Monarch nicht, seinen Dank auszusprechen, daß durch Ertheilung der Indemnität der Principienstreit zur Ausgleichung gekommen sei. Und so wie am Schlusse dieses Verfassungsstreites, vereinigte der König auch in jeder anderen sachlichen und persönlichen Frage stolzes Beharren und mildes Versöhnen in einer fast wunderbar billigen Form. Nie hat ein Feind und Gegner vergeblich an seine königliche Thür geklopft, um Frieden zu erlangen. Stets war er gern bereit, den Streit zu schlichten, dem er nicht aus dem Wege gegangen war. Alle Dynastien, die mit dem Könige in härteren oder leichteren Kampf gerathen waren, durften seiner versöhnten Hand sicher sein, wenn sie sie ergreifen wollten. Welche Milde sprach sich in dem Ehebunde aus, den der geliebte Enkel zu schließen im Begriffe war zur Zeit, wo noch kein Augustenburger in Berlin erschien — da man die Visitenkarte nicht ändern zu können meinte! — Aber des Königs Heldensinn, den man so lange verkannte, war menschlich weich. Er entnahm seine Lieblingssprüche der Weisheit älterer Zeiten, und das altpreußische Motto: „Jedem das Seine" schwebte ihm in allen Lagen vor den Augen. Es hat vor Kurzem Jemand, der ein großer Kenner Goethe'scher Lebensauffassung ist, nachweisen zu können gemeint, daß auch davon Einiges in Kaiser Wilhelm's Natur gelegen habe, und wirklich fehlte ihm die classische Ausgeglichenheit des inneren Wesens nicht, die man an dem Weimar'schen Olympier hervorhebt.

Von Königsamt und Herrscherpflicht im Allgemeinen und gleichsam systematisch zu sprechen wie Friedrich der Große, lag ihm ebenso fern wie dessen literarische und poetische Neigungen; aber Denkschriften, Programme, Vorträge und Ansprachen, wenn sie einen praktischen Zweck verfolgten, verfaßte und vorbereitete er gern, wie auch seine Correspondenzen sehr eingehend und ausführlich waren und häufig den Charakter von langen Staatsschriften an-

nahmen. Als Prinz Wilhelm, sein Enkel, den militärischen Dienst antrat, hielt der Kaiser an ihn eine Ansprache, in der er die Regierungsthätigkeit der preußischen Könige und Kurfürsten kurz und treffend historisch beleuchtete. Hierbei unterließ er nicht, auf den weiten Umfang der Regentenpflichten hinzuweisen; aber er ließ keinen Zweifel darüber, daß die Geschichte Preußens auf der Macht seiner Armee beruhte, und daß sie es sei, „die Preußen auf die Höhe gestellt hat, auf der es nun steht".

So unerschütterlich aber auch dem Kaiser die Erkenntniß von dem in dem Aufbau der Armee gipfelnden Staatsinteresse feststand, so wenig war er nur ein „Soldatenkaiser". Der Herrscher, der in der Conflictszeit versicherte, er schlafe keine Nacht, und dessen letzte Worte waren: „Ich habe keine Zeit, müde zu sein!" stand in der Vielseitigkeit seiner Arbeitskraft keinem der thätigsten Monarchen nach und vermochte alle seine Minister in wetteifernden Athem zu erhalten. Wenn man die ungeheuere Masse seiner Briefe und Schriftstücke einst sammeln und so sorgfältig herausgeben wird, wie die Correspondenz des Großen Friedrich, so wird sich ein voller Einblick in die mannigfaltigsten Interessen gewinnen lassen, denen der Herrscher in Staat, Hof und Familie wie in der Armee seine Aufmerksamkeit zuwendete. Er besorgte und besprach alle Angelegenheiten bis ins Kleinste, und forderte auch, bis ins Kleinste unterrichtet zu werden. Seine Briefe, auch vertraulicher Natur, waren von einer geschäftlichen Freudigkeit erfüllt, bei der selbst Trockenheit des Gegenstandes durch freundlichen Humor des Briefschreibers gewürzt zu sein pflegte. In den Schriftzügen kommt der Charakter des Kaisers einigermaßen zum Vorschein: klar, deutlich und leserlich stellt sich jeder Buchstabe dar, und fordert seine Stelle, die ihm auch in späteren Lebensjahren des Kaisers bei geringerer Festigkeit der Hand nicht verkümmert wird. Neben dieser Genauigkeit erinnern aber allerlei Schriftverschnörkelungen an die Arabesken des Barockstils. Der feine, rasche Zug verliert sich in weitgeschweifte Linien, die anzudeuten scheinen, daß hinter sonnenklar gegebenen Gedanken noch mancherlei Combinationen gestanden haben. Seiner Jugend fehlten nicht leidenschaftliche Regungen, aber Ehre, Pflicht und Standesbewußtsein waren ihm zu allen Zeiten die höchsten Leitsterne. Die mit dem Kaiser verkehrten, hoben einstimmig die Offenheit und Klarheit in seiner Unterhaltung hervor; gebotene Zurückhaltung des Innersten und Eigensten verbarg sich hinter heiteren und verbindlichen Lebensformen. Besonders wurde die unendlich gleichmäßige Art gerühmt, die der Kaiser im Verkehr mit Jedermann, gegen Hohe und Niedrige, an den Tag gelegt hat. Sein wohlwollendes Scherzwort entbehrte zuweilen nicht einiger ironischer Beimischung; aber ein stiller Ernst lag vorherrschend über allem Thun und Sprechen ausgebreitet. Er blieb sich immer gleich in seiner Lebensweise, wie als Soldat und Prinz, so als Feldherr und weithin herrschender Kaiser.

So wird sein Bild sich im Andenken der Menschheit vorzugsweise erhalten: in der Vorstellung einer vornehm herrschenden Einfachheit und Tapferkeit, eines mäßig und billig denkenden Heldenkönigs. Unzählige Standbilder stellen ihn dar, fast immer im Soldatenrock, in seinem eigenen Königsrock, den

er mit Tausenden getragen, die für ihn in den Tod gingen, mit dem Helm, der weithin leuchtete in der Schlacht, sehr selten im Staatskleid oder mit dem Krönungsmantel, mit der Krone auf dem Haupte und Scepter. Wer wird nicht lieber seine Verehrung dem Heldenkaiser bezeigen, in jener Erscheinung und mit jenen Symbolen ausgestattet, in denen das Heldenthümliche seines Wesens am meisten zur Erscheinung kam! Sein Volk will ihn zu Pferde bewundern, es wird ihn nicht als Kron- und Scepterträger im Gedächtniß behalten. Mögen Darstellungen des Kaisers, die ihn in seiner monarchischen Glorie auffassen, umgeben von gewaltigen Gestalten und Paladinen, auch noch so trefflich gerathen sein: dem großen Sinne bewundernden Gedächtnisses und treuester Verehrung werden doch nur solche Denkmäler entsprechen, auf denen das einzigartige Heldenthum des Kaisers zur Darstellung gebracht ist; dies ist kein Zufall, darin liegt ein Gedanke, ein unerlöschliches Gefühl, ein dankbares Bewußtsein, darin liegt Heldenverehrung. Vollkommen zuzugestehen ist aber, daß Standbilder von Kaiser Wilhelm, wenn sie den Empfindungen des deutschen Volkes entsprechen, eine gewisse Linie heiliger Ruhe nicht überschreiten dürfen. Von Anderen mag es Reiterstandbilder geben aus alter und neuer Zeit, in denen der Künstler Momente flammender Begeisterung, gewaltiger Kühnheit und höchsten Strebens zum Ausdruck brachte; aber Kaiser Wilhelm steht nicht vor der Seele seines Volkes stürmisch, wie Peter der Große oder Victor Emanuel; bedarf sein Bild auch nicht des classischen Faltenwurfes der Imperatoren, und nicht des schweren Kronenschmuckes Karl's des Großen, so verehren wir und sehen doch geistig hinter ihm die Schatten priesterlicher Germanenkönige mit segnender Hand über ihrem Volke. Wie man sich aber auch das Bild gestaltet denkt, das man vom Kaiser aufstellt, es wird keines der Fülle der Empfindungen ganz entsprechen, die sich von Jahr zu Jahr im Andenken des deutschen Volkes steigern.

Wir aber dürfen mit Carlyle schließen, wie wir mit ihm begonnen haben, wenn er sagt:

„Für mich nun wird unter solchen Umständen die Frage der Heldenverehrung zu einer Thatsache von unaussprechlicher Kostbarkeit; ja, die trostreichste Thatsache, die man gegenwärtig in der Welt erblickt. Eine unvergängliche Hoffnung für die Leitung der Menschheit liegt in ihr. Wären alle Ueberlieferungen, Einrichtungen, Satzungen, Gesellschaftszustände, die je die Menschheit angeordnet hat, entschwunden — diese würde bleiben: die Gewißheit, daß uns Helden gesandt werden; die Befugniß, die Nothwendigkeit für uns, Helden, wenn sie gesandt sind, zu verehren: das glänzt wie der Polarstern durch Rauchwolken, Staubwolken und alle Art Zusammensturz und Feuersbrunst hindurch."

Ottokar Lorenz.

Bei Gustav Freytag.

[Nachdruck untersagt.]

Wohl zwanzigmal habe ich die Fahrt zwischen Berlin und Königsberg zurückgelegt — kurz und ergötzlich ist sie mir aber nur einmal erschienen: auf der Reise, die ich im October 1866 in die preußische Hauptstadt machte. Anderthalb Jahre lang war ich von Deutschland entfernt gewesen, und dieser relativ kurze Zeitraum hatte genügt, einen Umschlag des öffentlichen Geistes herbeizuführen, wie er vollständiger und wohlthuender kaum gedacht werden konnte. An die Stelle der dumpfen Niedergeschlagenheit und lichtlosen Verbitterung, die während der Conflictszeit über alle Theile der preußischen Monarchie gebreitet gewesen, war seit dem Tage von Königgrätz ein frischer Aufschwung der Gemüther getreten, der den Reisenden bereits beim Passiren der russischen Grenze erquickend angeweht hatte. Es war, als sei aller Welt ein Stein vom Herzen gefallen. Noch im Mai 1865 hatten feindliche Kritiken über das Verhalten der Regierung und die unverbesserlich „reactionäre" Tendenz ihres berufenen Leiters den Inhalt aller Gespräche gebildet, die von den ab- und zugehenden Reisenden der Ostbahn geführt worden waren: dieses Mal wurde ich bereits zwischen Insterburg und Königsberg durch die Frage: „Na, was sagen Sie denn zu unserem großen Staatsmann?" daran erinnert, daß ein neuer Abschnitt preußischer und deutscher Geschichte angebrochen sei. Der Fragende war ein vierschrötiger Landwirth aus den Ostmarken gewesen, der sich in Begleitung eines Nachbarn nach Holstein aufgemacht hatte, um „unsere neuen Provinzen" von der wirthschaftlichen Seite kennen zu lernen und „nachzusehen, ob dort nicht etwas gemacht werden könne" — ein Mann, der achtzehn Monate früher wahrscheinlich auf fortschrittlicher Seite gestanden und für Herrn von Hoverbeck oder Herrn von Saucken-Tarputschen oder einen anderen Jung-Litthauer seine gewichtige Stimme abgegeben hatte, jetzt aber durch den Gang der Ereignisse eines Andern und Besseren belehrt worden war. Pfeilschnell verflossen die Stunden der nächtlichen Fahrt, und als wir früh Morgens auf dem Ostbahnhof angelangt waren, mußte ich mir sagen, daß ich nur einmal im Leben eine interessantere Reisegesellschaft gehabt hätte: Anno 1860, da ich als Berliner Student von Magdeburg nach Berlin gefahren war, in dem wohlbeleibten, zuthunlichen Herrn mit der weißen Cravatte den Professor Hengstenberg errathen und von dem damals berühmten und ein-

flußreichen Manne Belehrung darüber empfangen hatte, daß König Victor Emanuel ein schwerer Sünder gegen die gottgewollte Ordnung sei, und daß England noch gegenwärtig an den Folgen der ruchlosen Vertreibung des Hauses Stuart laborire. Was der seiner Zeit allmächtige Herausgeber der „Evangelischen Kirchenzeitung" wohl zu den Dingen gesagt haben würde, die sich während der denkwürdigen Juli- und Augustwochen in seinem Vaterlande zugetragen und die politische Atmosphäre vom Rhein bis zum Niemen mit der Gewalt eines wohlthätigen Gewitters gereinigt hatten! — Frischere, stärkendere Luft als diejenige, die im Spätherbst 1866 durch den deutschen Norden wehte, habe ich niemals im Leben geathmet. Mächtigere und stolzere Wellen hat das Nationalgefühl allerdings im Jahre 1870 getrieben, wo ein elektrischer Zug durch die Welt ging und alles Widerstrebende mit sich fortriß: die stille, maßvolle, bis ins Mark strömende Wärme der politischen Temperatur des Herbstes 1866 hatte dafür einen stillen Zauber, der keinem andern verglichen werden konnte. Man stand an dem Eingang einer neuen Periode, einer Zeit, die Wunder noch versprach, — einer Ueberraschung, die so plötzlich und in so überreicher Fülle eingetreten war, daß den Patrioten, die noch kurz zuvor von Ahnungen und Befürchtungen der trübsten Art erfüllt gewesen, zu Muthe war, wie Träumenden. Und zum Traume war die Wiederherstellung der Einheit und Macht des Vaterlandes Denen ja geworden, die nach den Enttäuschungen der Freiheitskriege diejenigen des Jahres 1848 und der neuen Aera erlebt und schließlich bei dem Schmerzrufe hatten ankommen müssen:

„Du Deutschland bist kein Acker,
Du bist der Dung der Welt!"

Am Main war die große Bewegung, welche den böhmischen Siegesposten folgte, allerdings stehen geblieben: aber gerade diese Unfertigkeit der Zustände, die Empfindung, daß noch etwas Erreichbares und Greifbares zu thun übrig geblieben, verlieh der damaligen Lage den eigenthümlichen Reiz. Noch war der Deutsche ein „Werdender", und „ein Werdender wird immer dankbar sein", indessen der Gewordene dieser beglückendsten aller Bürgertugenden nur allzu häufig entbehrt.

Mein erster Besuch in Berlin galt Droysen, dem ersten und einzigen Manne, den ich inmitten der vorigjährigen Irrungen und Zweifel feste Zuversicht auf siegreichen Erfolg der Bismarck'schen Politik hatte aussprechen hören — der zweite Besuch Julian Schmidt. Schmidt wohnte damals in der Matthäikirchstraße — ich fand ihn Abends beim Glase Punsch in seinem Studirzimmer behaglich dasitzen; seine Frau war verreist und eine zu Gaste anwesende Schwester die einzige Partnerin der traulichen Stunde, die ich bei dem trefflichen, trotz der Kratzbürstigkeit seines Wesens unverwüstlich wohlwollenden und liebenswürdigen Manne verbringen durfte. Auf seinem Tische lagen die Correcturbogen einer neuen Auflage seiner „Deutschen Literaturgeschichte", eine nagelneue, ihm vom Autor übersendete Ausgabe der „Franzosentid" und ein Exemplar von Schmidt's kurz zuvor erschienener Flugschrift „Die Nothwendigkeit einer neuen Parteibildung". So war das Ge-

spräch von selbst gegeben. Bei unserer letzten Begegnung hatte mein Gastfreund sich mit Entschiedenheit für die Annexion der Elbherzogthümer und gegen die bornirte Einseitigkeit des Fortschrittlerthums ausgesprochen, rücksichtlich der letzten Ziele des „Blut- und Eisenmannes" dagegen Zweifel und Bedenken geäußert. Jetzt war davon nicht mehr die Rede. Schmidt war aus Elbing gebürtig, hielt mit der ihm eigenthümlichen Festigkeit an seiner Landsmannschaft und erneuerte das Gedächtniß derselben auf alljährlich mit seinen Heimathsgenossen, den Brüdern Hobrecht und dem Legationsrath R. von Keudell gefeierten Symposien. Der getreue Ostpreuße betonte jetzt die gebieterische Nothwendigkeit rücksichtsloser Unterstützung des Mannes, der „aus unserer Misère" den Ausweg zu finden gewußt hatte. Zu seiner Freude hätten auch diejenigen alten Freunde, die mehr nach links neigten, die Aufgaben der Gegenwart richtig erkannt — unter diesen namentlich Gustav Freytag. „Kennen Sie Freytag?" fragte er beim Abschiede — „er ist jetzt in Leipzig, wohin Sie gehen wollen, und ich will Ihnen eine Karte an ihn mitgeben." Der Freytag'sche Kreis (die sog. Kitzing-Gesellschaft) war mir wohlbekannt; den Mittelpunkt desselben hatte ich zufälliger Weise niemals in seinem Winterwohnsitz getroffen. So verstand dankbare Entgegennahme des freundlichen Erbietens sich von selbst.

Vierundzwanzig Stunden später saß ich im Eisenbahnwagen, um der Pleißestadt zuzueilen. Auch diese Fahrt war lehrreich und anziehend, ein Beitrag zur Signatura temporis, der mir unvergeßlich geblieben ist, und den ich als Ergänzung der auf der Reise nach Berlin empfangenen Eindrücke ansehen durfte. In den Wagen dritter Classe, in welchem ich eine Anzahl lebhaft politisirender sächsischer Landleute antraf, stiegen in Wittenberg zwei Artillerie-Unterofficiere, die dem in Sachsen stationirten preußischen Besatzungscorps angehörten und von einem Urlaube zurückkehren mochten. Rascher, als sich irgend hätte erwarten lassen, verständigten diese Combattanten der siegreichen Armee sich mit den anwesenden Sachsen, die als Anwohner des alle Zeit nationalen Ideen zugänglich gewesenen Leipzig einen ziemlich gemäßigten Particularismus vertraten. Noch bevor Delitzsch erreicht worden, hatte man sich über ein künftiges, freundnachbarliches Zusammengehen geeinigt und festgestellt, daß „mer ja alle Deitsche sind", und die landsmannschaftliche Verschiedenheit zum Gegenstande wohlfeiler und durchaus harmloser Scherze und Neckereien gemacht. Ein paar Cigarren, die ich vertheilen durfte, eröffneten mir Zugang zu dieser Unterhaltung, die erst durch die Ankunft auf dem Berliner Bahnhof zu Ende gebracht wurde. Gespräche ganz anderer und nicht eben erbaulicher Art hatte ich auf der nämlichen Strecke nur allzu häufig anhören müssen! Auch hier waren die Verhältnisse stärker gewesen als die Menschen.

Die um Freytag gescharte Kitzing-Gesellschaft versammelte sich im Jahre 1866 nicht mehr an der Stätte ihrer Entstehung, sondern in dem engen und unbequemen Hinterzimmer eines Bierhauses der Wintergartenstraße, das, wenn ich nicht irre, „der Wintergarten" hieß. Die Zusammenkünfte dieser zwanglosen, noch aus den 50er Jahren stammenden Vereinigung fanden zweimal

wöchentlich um 7 Uhr Abends statt, dauerten nie länger als eine bis zwei Stunden und wurden regelmäßig am Dienstag und Freitag abgehalten; einmal jährlich vereinte man sich zu einem breiter angelegten Abendessen, zu welchem, statt des landesüblichen Biers, Wein getrunken wurde. — Man hatte mir gesagt, daß ich Freytag's Bekanntschaft am zweckmäßigsten bei Gelegenheit einer dieser Abendgesellschaften machen würde. Tagsüber laufe man Gefahr, ihn beim Dictiren zu stören, da er eben jetzt mit einer größeren Arbeit beschäftigt sei. So erschien ich denn zur festgesetzten Stunde im „Wintergarten", bewaffnet mit Schmidt's Einführungskarte — einem Taschenbuchblatt, das die Worte enthielt: „Herr X., entschiedener Freund der deutschen Sache, soll Ihnen empfohlen sein von Julian Schmidt" — und voller Spannung auf die Bekanntschaft eines Mannes, dessen Name mir seit den Knabenjahren bekannt war. Das erste Freytag'sche Buch, das ich gelesen hatte, war nicht der Roman „Soll und Haben", sondern die einst gefeierte, heute in Vergessenheit gekommene „Valentine" gewesen, ein Stück, dessen Bedeutung nur aus der erwartungsvollen Stimmung der vormärzlichen 40er Jahre und aus den in diese hineinreichenden jungdeutschen Einflüssen verstanden werden kann. Der ins Wanken gekommene, aber noch nicht völlig überwundene Glaube an Amerika und die amerikanische Freiheit, das Nachklingen des Weltschmerzes, der leise Zug vornehmer Ueberhebung über die bürgerliche Beschränktheit, den der im Uebrigen hof- und soldatenfeindliche Exdemagoge Saalfeld verräth — das alles erinnerte zu lebhaft an die Anschauungen der jungdeutschen Periode, als daß ich mir den Dichter dieses immerhin bedeutenden Stückes anders denn als Weltmann von modernem Zuschnitt hätte vorstellen können. „Soll und Haben" war allerdings aus einer veränderten, so zu sagen mehr den „Bourgeois" verrathenden Stimmung geschrieben worden; des Dichters Vorliebe für Herrn von Finck legte indessen den Schluß nahe, daß der Dichter des liberalen Bürgerthums sich von seinem Publicum verschieden fühle. Freytag's außerordentlich charakteristischer Kopf war mir aus dem Bilde, mit welchem die „Illustrirte Zeitung" ihre Besprechung des populärsten und besten Romans der Zeit ausgesteuert hatte, wohl bekannt. So hatte ich keine Mühe, den berühmten „Hofrath Freytag" zu erkennen, als ich — in der Thür des Versammlungszimmers stehend — die Gesellschaft betrachtete, in deren Mitte der Gefeierte just in dem Augenblick meines Eintritts Platz nahm, um „eine Portion Wurst" (man stand in der Periode der „Schlachtfeste") zu bestellen. Zu meinen Vorstellungen von jungdeutsch-exclusivem Wesen mochte diese Bestellung nicht recht passen; die Erscheinung des damals auf der Höhe des Lebens stehenden, kaum fünfzigjährigen Mannes aber machte sofort einen gewinnenden, in gewissem Sinne imponirenden Eindruck. Die Gestalt war breiter und stämmiger, als nach der um zehn Jahre früher zurückdatirenden Abbildung hätte angenommen werden können; das von reichem blondem Haar und wohlgepflegtem blondem Schnurr- und Knebelbart eingerahmte frische Gesicht entsprach dagegen dem Typus und Ausdruck, den das Jugendbild angedeutet hatte. Den geistreichen Mann zeigte die breite weiße Stirn an, unter welcher die kleinen, tief liegenden blauen Augen mit ruhigem Ernst hervor-

sahen; die lange, vorn abgestumpfte Nase und das energisch hervortretende Kinn ließen auf Energie des Denkens und Wollens schließen — gewöhnlich war eigentlich nur der Mund, den der starke Schnurrbart indessen zur Hälfte verdeckte. Die Bewegungen waren langsam und, wenn Freytag sich außerhalb seines Hauses bewegte, nicht ganz sicher, ein Umstand, der sich aus des Dichters Kurzsichtigkeit und seiner Abneigung gegen die Brille erklärte. Die Sprache verrieth geübten Ohren den geborenen Schlesier, wenn sie gleich durch des Dichters vieljährige Abwesenheit von der Heimath dialektfrei geworden war.

Julian Schmidt's Beziehungen zu Freytag hatten sich im Laufe der Zeit erheblich gelockert; aus Gründen, die Beide unberührt ließen, haben diese alten Freunde sich zuweilen viele Jahre lang nicht gesehen und fast niemals Briefe gewechselt. Dennoch wog die Empfehlung des vieljährigen Kriegsgefährten in Friedenszeiten schwer genug, um mir einen freundlichen Empfang und die Aufforderung zu einem Besuche in Freytag's Wohnung zu sichern. „Sie finden mich täglich gegen 12 Uhr. Bis dahin dictire ich, um halb ein Uhr gehe ich nach alter deutscher Sitte zum Mittagessen." — Unser im Kitzing geführtes Gespräch war ein kurzes. Da ich gewahrte, daß die Anwesenden mit dem Präses ihrer Gesellschaft die Tagesfragen zu erörtern wünschten, und daß sie gewohnt seien, ihm an diesen Abenden zuzuhören, mußte ich mich zurückhalten. — So hatte ich Zeit und Muße, die mir nur zum Theil bekannten Gesichter der Anwesenden zu studiren, die um den Tisch saßen. Den Stamm der Kitzing-Gesellschaft hat Freytag in seinen „Erinnerungen" charakterisirt, die Elemente, die sich dieser Vereinigung vorübergehend und im letzten Lustrum seiner Leipziger Zeit anschlossen, dagegen unerwähnt gelassen. Während des politisch erregten Herbstes 1866 und der auf diesen folgenden Wahlen für den constituirenden Reichstag war die Gesellschaft außerordentlich stark besucht, und es nahmen an ihr Personen Theil, die mir darin später niemals wieder oder nur höchst selten begegnet sind. Trotz seiner Abneigung gegen Wirthshäuser war an dem hier erwähnten Abende der Chef der Firma Breitkopf und Härtel, Dr. Hermann Härtel, erschienen, ein feiner älterer, ziemlich ausschließlich künstlerischen und wissenschaftlichen Interessen zugewendeter Herr, dem seine Anwesenheit als patriotische Pflicht erschienen sein mochte, dem man das Unbehagen an der ungewohnten, dazu von dem verhaßten Cigarrenrauch erfüllten Atmosphäre indessen deutlich anmerkte. Neben ihm saß der reiche Kaufherr Julius Schunck, ein Liberaler von außerordentlicher Entschiedenheit der Gesinnung, aber wenig wirthshausmäßigen Gewohnheiten, und neben diesem der einer durchaus heterogenen Sphäre angehörige „Kramermeister" Lorenz, ein (bedauerlicher Weise harthöriger) Repräsentant des fortschrittlichen Bürgerthums der Pleißestadt, dem man ungewöhnliche Redegabe und weitreichenden Einfluß nachrühmte. Zum Stammgast im Laufe der Jahre wurde der wackre Lackirermeister Müller, der auch an diesem Abend zugegen war, ein lebhafter, aufgeweckter Herr, von stramm nationaler Gesinnung und entsetzlich sächsischer Sprechweise. Außer den Genannten waren noch andere, Freytag persönlich ferner stehende Männer anwesend, Dr. Schildbach, der in der Folge zu verdientem Ansehen und Einfluß gelangte, der ebenso gescheidte wie

liebenswürdige Handelskammersecretär Dr. Julius Gensel, zeitweilig Dr. Hans Blum (ein Sohn Robert Blum's, dem der Name seines Vaters für kurze Zeit einen Sitz im Reichstage eroberte), der beständig mit politischen „Recognoscirungen" beschäftigte Rentier Eugen Landgraf und Andere mehr. Daß auch diese Männer dem Kitzing zugetreten waren, verdient besondere Erwähnung, weil es für die Zeit in hohem Grade charakteristisch erschien. Wer von ihrem Wesen etwas gespürt hatte, sah es für Pflicht an, eine besondere Anstrengung aufzuwenden, ein Opfer — wenn auch nur das einer Abweichung von seinen Gewohnheiten — zu bringen und die in ihm lebende Gesinnung nach Möglichkeit zu bethätigen. Darüber, daß (wie Tocqueville einmal gesagt hat) auf die Dauer nicht der Enthusiasmus, sondern allein die Reflexion die Menschen zu politischer Opferwilligkeit bestimmt, kann nicht wohl gestritten werden; erhebend und wohlthuend wirkte es aber doch, Zeuge eines wirklichen Enthusiasmus zu sein, einer Erhebung und Erwärmung der Gemüther, an welcher Leidenschaften und Erregungen ungleich geringeren Antheil hatten, als Einsichten in die Nothwendigkeit nationaler Ermannung und stimmungsvolle Hingabe an greifbar gewordene Ziele. Daß die Glieder des um Freytag versammelten Kreises die Politik nicht professionell trieben, daß sie von dem Gange der nationalen Entwicklung persönlich nichts zu erwarten hatten, und daß sie die öffentlichen Dinge wesentlich nach Gesichtspunkten eigner, in ihrem Beruf gewonnener Erfahrung beurtheilten, gab dem Verkehr mit ihnen den besonderen Reiz.

Freytag's Abneigung gegen den „üblen Brauch, daß der Mann den Abend im Club oder in der Restauration verlebt", wurde von seinen Freunden getheilt. Um die Stunde des Abendessens — gegen 8 Uhr — wurde die Sitzung aufgehoben; ein kleiner Kreis jüngerer Männer (von ihnen dürfen die späteren Geheimräthe Dr. Max Jordan und Professor Alfred Schöne besonders genannt werden) blieb noch eine Weile beisammen, um die empfangenen Eindrücke und die neu eingegangene Nachricht von Freytag's Erfurter Reichstags-Candidatur zu besprechen. Für die Vertretung Leipzigs war — gegen den Wunsch der „Entschiedenen" — der berühmte Germanist Professor von Gerber (später sächsischer Cultusminister) in Aussicht genommen worden, weil man diesem die Unterstützung der gemäßigten Conservativen und „vernünftigen" Particularisten der Stadt sichern zu können glaubte; der altsächsische, preußenfeindliche Particularismus, der in Dresden seinen Sitz hatte, war in Leipzig bereits seit Jahren auf eine Minderheit beschränkt geblieben, die sich vornehmlich auf das Staatsbeamtenthum stützte. Daß es auch in diesem an einsichtigen und weitersehenden Elementen nicht fehlte, war bereits schon damals öffentliches Geheimniß. Immerhin mußten die jüngeren Gelehrten und Juristen der Gesellschaft sich sagen, daß ihre Zugehörigkeit zum „Kitzing" vielfach als Zeichen unzuverlässiger Gesinnung angesehen und ihnen nachgetragen wurde — Rücksichten, die indessen Niemanden von dem Bekenntniß seiner Gesinnung abhielten und schon nach kurzer Zeit in Wegfall kamen. Blutete die bei Königgrätz empfangene Wunde auch noch bis zum Jahre 1870 fort, so war die sächsische Regierung doch zu klug und zu loyal,

um sich durch Rancunen gegen die Freunde der neuen Ordnung der Dinge zu compromittiren. Ebenso wurden von nationaler Seite Kränkungen des königlich sächsischen Selbstgefühls vermieden. Freytag ging auch in dieser Beziehung mit gutem Beispiele voran. Er sah es für Pflicht an, das den „Grenzboten" zu allen Zeiten gewährte Gastrecht nicht zu mißbrauchen und, bei aller Entschiedenheit der Gesinnung, das „Haus, unter dessen Dach wir leben", mit Anstand zu behandeln. — In der Summe durfte man die Empfindung haben, daß der aus der Kriegszeit zurückgebliebene, anfänglich ziemlich gereizte Gegensatz zwischen Schwarz-Weiß und Grün-Weiß nicht wohl verständiger und würdiger als in dem Leipzig der letzten sechziger Jahre behandelt werden konnte. Ich möchte hinzufügen, daß die damalige Stimmung der nationalen Kreise zu gehoben und schwungvoll war, als daß man zu kleinlichen und frivolen Befehdungen hätte Neigung verspüren können.

Einige Tage später erschien ich zu der mir angegebenen Stunde im fraglichen Hause. Der Dichter, der die letzten Jahre seines Lebens in einer eleganten Wiesbadener Villa verbrachte, bewohnte damals den bescheidenen, finsteren und nichts weniger als anspruchsvollen zweiten Stock eines Hauses der Königsstraße. Ihm benachbart lagen das Comptoir der Grunow-Herbig'schen Buchhandlung, bei welcher die „Grenzboten" erschienen, sowie die Wohnung und das Geschäftslocal seines Freundes und Verlegers, Dr. Salomon Hirzel: die gesammte Straße trug einen von dem heutigen verschiedenen, altbürgerlichen Charakter. Aus Freytag's Arbeitszimmer wehte mir undurchdringlich dichter Cigarrenrauch entgegen. Es war ein echtes, kein künstlich und stylvoll ausstaffirtes „Gelehrten-Dichterzimmer", das ich betrat: ein kleines, schlicht, aber ansprechend eingerichtetes, bequemes Gelaß, in welchem nicht einmal die umfassende Bibliothek des Verfassers der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" ausreichenden Platz gefunden hatte. Freytag mochte — wenigstens damals — die Meinung theilen, die Goethe einmal ausgesprochen hat: „Prächtige Gebäude und Zimmer sind nur für Fürsten und Reiche und meiner Natur ganz zuwider .... Geringe Wohnung ist für mich das Rechte; es läßt meiner inneren Natur volle Freiheit, thätig zu sein und aus mir selber zu schaffen." Eigentlicher Schmuck fehlte dem Raume, in welchem unser Dichter weilte; das Mobiliar war altmodisch-einfach, aber bequem und anheimelnd: ein Sopha, vor welchem ein Büchertisch und einige Polsterstühle standen, ein Pult, über welchem ein Jugendbild der George Sand und eine Photographie Karl Mathy's hingen, und ein kleiner, an das Fenster gerückter Schreibtisch, vor welchem der „alte Drechsler" saß, ein hagerer, weißköpfiger Mann mit klugem, mürrisch dreinschauendem Gesicht, dem Freytag einen großen Theil seiner Romane und Gelegenheits-Aufsätze (u. A. das Buch über Mathy) dictirt hat, und den er mit rücksichtsvoller Freundlichkeit behandelte. Zum Dictiren hatte er seiner Kurzsichtigkeit wegen bereits seit Jahren Zuflucht nehmen müssen; anders als tief gebückt konnte er überhaupt nicht schreiben, und die ihm anhaftende Neigung zu Lungenkrankheiten hatte die gebückte Stellung während mehrerer Jahre unrathsam erscheinen lassen. So war das Dictiren ihm gewohnt geworden, und er behielt es bei, als seine Gesundheit

ihm fortgesetztes Briefeschreiben, Corrigiren und Lesen längst wieder gestattete. Zeuge dieser Dictate bin ich in der Folge sehr häufig gewesen. Langsam auf- und niederschreitend, dazwischen wohl auch stehenbleibend sprach Freytag laut, bedächtig und so fließend, daß Verbesserungen der dictirten Sätze nur ausnahmsweise vorkamen. Nichts verrieth die Ungeduld, welche Dictirende sonst leicht überschleicht und die bei Freytag überhaupt nicht vorkam.

Alsbald nach meinem Eintritt war die Arbeit beendet — Herr Drechsler entfernte sich mit kurzem Gruß und unwirscher Miene, und die Unterhaltung nahm ihren Anfang. Gegenstand und Gang derselben sind mir wegen der Länge der dazwischen liegenden Zeit im Einzelnen nicht mehr genau erinnerlich; ich weiß nur noch, daß sie zunächst die damalige politische Lage und die Aufgaben des constituirenden Reichstages betraf. — An den Eindruck, den dieses erste Gespräch mit dem ausgezeichneten Manne mir hinterließ, bin ich lebhaft erinnert worden, als ich viele Jahre später die Schilderung las, die Theodor von Bernhardi über seine Bekanntschaft mit dem Dichter von „Soll und Haben" aufgezeichnet hat. Trotz der unveränderlich freundlichen Art, mit welcher Freytag Besuche zu empfangen pflegte, behielt sein Wesen etwas Kühles und Förmliches, das erst wich, wenn der Besucher ein Wort hatte fallen lassen, daß auf Uebereinstimmung über in Betracht kommende Dinge schließen ließ. Daß Freytag keinen Widerspruch vertrug, kann nicht behauptet werden; Beziehungen zu völlig verschieden denkenden Menschen waren ihm indessen nicht genehm, auch nicht, wenn diese Menschen etwas zu bieten oder besonderes Interesse zu erregen vermochten. Sollte er aufthauen und (wie die Franzosen sagen) à son aise sein, so mußte er Gesinnungsverwandtschaft, mindestens Uebereinstimmung über capitale Punkte antreffen. Dieser erste Eindruck ist mir durch den späteren vielseitigen und vertrauten Verkehr, dessen ich gewürdigt wurde, verschärft worden. So oft Freytag auf völlig anders geartete Personen oder auf solche stieß, die sich nicht zu accomodiren wußten, konnte er trotz eines Berliner Geheimraths zugeknöpft und feierlich sein. War das Eis gebrochen oder der Vereinigungspunkt gefunden, so schlug er alsbald den Ton einer Vertraulichkeit an, die über bestimmte Grenzen niemals hinaus ging, aber nichtsdestoweniger liebenswürdig und gewinnend sein konnte. Ob Freytag bei Stimmung war, ließ sich für nähere Bekannte unschwer erkennen: der Gebrauch gewisser stereotyp gewordener Scherzworte und humoristischer Wendungen bildete ein unfehlbares Erkennungszeichen. Hieß man „liebes Kind", sprach er von „uns alten Räubern", wurden Anspielungen auf „Bellmaus" und „Schmock" in die Rede verflochten, so wußte der Besucher, daß er in des „Dichters Land" gelangt sei und den Boden gewonnen habe, auf welchem Freytag sich frei und behaglich bewegte.

Aus der ersten Unterhaltung ist mir ein besonders charakteristisches Wort in der Erinnerung haften geblieben. Es kam auf Turgenjew die Rede, den eine kurz zuvor von Julian Schmidt veröffentlichte Abhandlung in den Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit gestellt hatte und von dem ich wußte, daß er zu den enthusiastischen Bewunderern der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" gehöre. Freytag ließ dem außerordentlichen Talent des

russischen Schriftstellers (er hatte das „Tagebuch eines Jägers", den „Faust" und das „Adlige Nest" gelesen) volle Anerkennung zu Theil werden, verhehlte aber nicht, daß die Art desselben ihm innerlich fremd geblieben sei. „Der Dichter," so führte er aus, „muß am Leben, an den Menschen und an dem eigenen Schaffen Freude haben — er muß an die Menschheit und an sein Volk glauben. Das vermisse ich bei Turgenjew, — durch seine Schöpfungen geht ein unheimlich pessimistischer Zug." Die Einwendung, daß „Freude am Leben" überhaupt nicht Sache slawischer Naturen sei, daß die Zustände des von Turgenjew geschilderten Rußland wenig danach angethan erschienen, Glauben an die Nation zu wecken, und daß in der Wahrhaftigkeit dieses Dichters sein hauptsächliches menschliches wie künstlerisches Verdienst bestehe, — diese Einwendung lag zu nahe, als daß ich mich ihrer nicht hätte bedienen sollen. Eindruck konnte sie auf einen Mann nicht machen, dessen Kunst- und Lebensanschauung längst feststand und der sich zu bewußt und zu vollständig in das deutsche Volksthum vertieft hatte, um sich auf Rechnungen mit einer fremden Volksseele einzulassen.

Je genauer ich Freytag kennen lernte, desto nachdrücklicher überzeugte ich mich davon, daß dem so und nicht anders sei. Niemals ist mir ein Mann von gleicher Bedeutung vorgekommen, der so ausschließlich Deutscher war und sein wollte, wie er. Auf Einseitigkeiten oder Beschränktheiten seines Wesens konnte das schlechterdings nicht zurückgeführt werden. Sein Wissen von Staats- und Kunstleben anderer Völker war umfassend, seine Fähigkeit zum Eindringen in fremde Eigenthümlichkeiten zwar nicht unbeschränkt, aber reich und mannigfaltig ausgebildet. Seine kleinen Schriften enthalten zahlreiche Belege für die Gründlichkeit seiner Kenntniß des Alterthums; das Buch über die „Technik des Dramas" verräth bewunderungswürdige Herrschaft über die dramatische Literatur der großen Culturvölker des Westens, der kleine Aufsatz „Dank an Charles Dickens" beweist überraschendes Verständniß für englische Art. Wirklichen Eingang in sein Inneres aber hat er — mindestens während der zweiten Hälfte seines Lebens — fremden Bildungselementen nicht mehr gestattet: vielleicht, daß er davon eine Beeinträchtigung seines Verständnisses für die „Seele" des eigenen Volks fürchtete. Am Hofe Herzog Ernst's hatte Freytag eine nicht ganz unerhebliche Zahl englischer Staatsmänner, sowie anderer hervorragender Ausländer überhaupt kennen gelernt und von manchen derselben freundliche Zuvorkommenheit, gelegentlich auch Wünsche für weitere Beziehungen entgegengenommen. U. A. erwähnte er seiner Bekanntschaft mit St. René Taillandier (dem Verfasser der „Jeune Allemagne" und der „Révolution en Allemagne") und der schriftlichen Fragen über deutsche Preßzustände, die dieser hochgeschätzte Mann an ihn gerichtet. Niemals aber hat er eine solche Anknüpfung festgehalten oder anderweitig davon Gebrauch gemacht, durch die Art, wie er über Engländer, Franzosen u. s. w. urtheilte, vielmehr gezeigt, daß er die fremden Völker wie Bücher ansehe, die für ihn abgeschlossen seien und nicht wieder aufgeschlagen zu werden brauchen. Er sprach keine fremde Sprache und war trotz periodisch auftauchender Reiseprojecte so gut wie niemals im Auslande gewesen. Ob er jemals mit Uhland gesagt:

Dem Lande blieb ich ferne,
Wo die Orangen glüh'n;
Erst kennt' ich jenes gerne,
Wo die Kartoffeln blüh'n —

ich weiß es nicht; gehandelt hat er darnach und — wie bei einem Manne seiner Art nicht anders sein konnte — bewußt und absichtlich. Er wollte sich so zu sagen, seine Kreise nicht verwirren lassen, und diese gingen über die vaterländische Grenze nicht hinaus. Heute, wo ausschließlicher Nationalismus zur Mode geworden ist, wäre dergleichen nicht zu verwundern gewesen; vor dreißig und vierzig Jahren war das anders, und es bedurfte dazu einer eigenthümlich ausgeprägten, auf sich selbst ruhenden Persönlichkeit. Daß Freytag eine solche bereits als jüngerer Mann gewesen, beweisen u. A. seine in den vierziger und fünfziger Jahren geschriebenen politischen Aufsätze. Einerlei ob sie aus Petersburg oder von der Wiener Ferdinandsbrücke datirt sind — ob sie Louis Bonaparte und die öffentliche Meinung, den Tod des Prinzgemahls von England oder die Russen in Siebenbürgen zum Gegenstande haben: sie handeln immer nur von der Stellung, die der Deutsche dem Auslande gegenüber einnimmt oder einnehmen soll, und von dem Verhältniß der Fremden zum Deutschen und seinem Wesen. Maßgebend ist überall der nationale, und zwar der national-pädagogische Gesichtspunkt, der Gedanke an die sittliche Wirkung, welche auf das eigene Volk geübt werden soll. — —

Doch das Alles wurde weder in der ersten noch in den folgenden Unterhaltungen berührt, die ich im October 1866 mit Freytag führen durfte, sondern erst viel später. Dem ersten Gespräch bereiteten der Eintritt der Mittagsstunde und das flüchttige Erscheinen der Hausfrau ein Ende. Ich hatte davon gehört, daß Freytag mit einer Gräfin verheirathet sei, die dem bürgerlichen Leben völlig fremd gewesen, und daß er ihr Marc Aurel's Maximen als Anleitung zur Orientirung in ihrem neuen Pflichtenkreise empfohlen habe. Die daran geknüpfte Erwartung, in der Gattin des Dichters eine der höfischen Sphäre entstammte „Valentine“ zu finden, erwies sich indessen als vollständiger Irrthum: die Frau Hofräthin — eine geschiedene Gräfin Dyhrn, von bürgerlicher Herkunft — war eine alte, kränklich und verfallen aussehende Dame von vernachläſſigtem Aeußern und unsicherer Haltung, deren Erscheinung zu dem jugendlich kräftigen Wesen des Gemahls in auffälligem Gegensatz stand. Das schwere Gehirnleiden, das die letzten Lebensjahre der unglücklichen Frau verdüsterte, und das von Freytag mit außerordentlicher Geduld und Freundlichkeit mitgetragen wurde, war bereits damals im Anzuge und konnte vor den Bekannten des Hauses nur noch mühsam verdeckt werden. Für die strenge Zurückhaltung, welche Freytag rücksichtlich aller seine persönlichen Verhältnisse berührenden Dinge beobachtete, und die jede Erwähnung seines häuslichen Lebens erschwerte, hat dieser Umstand die vornehmlichste Ursache gebildet. Dem Verkehr mit ihm war dadurch eine Schranke gezogen, die Niemand zu übersteigen wagte und deren vereinsamende Wirkungen er selbst empfinden mochte. Auch der vertrauteste seiner Leipziger Freunde, Dr. Salomon Hirzel — ein Mann, der freilich die Discretion selber war — sah Freytag's intime Existenz für ein

noli me tangere an und das Beispiel dieses ausgezeichneten, seine gesammte Umgebung überragenden Mannes mußte für die anderen Bekannten maßgebend sein. Ob das auch für Karl Mathy gegolten, weiß ich nicht. In späteren Jahren sollen zwei von Freytag besonders hochgeschätzte Männer, der berühmte Physiologe Ludwig und der vortreffliche Director der Leipziger Allgemeinen Creditanstalt Wachsmuth das Eis gebrochen und einen gewissen Einblick in die Verhältnisse gewonnen haben, in welche der Dichter nach dem Tode seiner ersten Frau trat.

Als ich Freytag an jenem Tage verließ, forderte er mich auf, ihn gelegentlich Nachmittags zwischen fünf und sieben Uhr aufzusuchen und bei ihm eine Cigarre zu rauchen. Reichlicheren Gebrauch konnte ich von dieser Erlaubniß erst machen, als ich einige Monate später nach Leipzig zog; den Werth derselben habe ich bereits damals schätzen gelernt. Niemals habe ich Freytag ausgiebiger gesehen, als „zwischen Licht". Von den Personen, denen man um die Dämmerungsstunde begegnete, dürfte Geheimrath Max Jordan der einzige Ueberlebende sein — Ludwig, S. Hirzel, Wachsmuth u. s. w. sind längst dahin gegangen „quo pater Aeneas, quo dives Ancus, quo Tullus". War einer dieser Vertrauten anwesend, so riß der Faden niemals ab. Hirzel berichtete über Tagesangelegenheiten oder literarische Neuigkeiten, legte auch wohl frische Acquisitionen seiner Goethe-Sammlung oder seine Autographen-Collection vor und wußte jede Unterhaltung durch Feinheit des Urtheils und Reichthum guter Laune zu würzen; Professor Ludwig weckte Freytag's scherzhaften Widerspruch, wenn er als Beweis für Ungunst der Zeit und Unerschwingbarkeit der neu umgelegten Steuern von dem Sinken der Preise für Experimentirhunde sprach oder darüber klagte, daß die Höhe der Militärlasten den Aufwendungen für naturwissenschaftliche Zwecke Abbruch thun. Aber auch wenn man Freytag allein fand, war er in der Regel gut disponirt und zu Gedankenaustausch oder Erzählung aus alten Zeiten bereit. Der Mehrzahl derjenigen Dinge, die er dabei mit Vorliebe berührte, bin ich in den „Erinnerungen" wieder begegnet; Einzelnes, bei dem er gern verweilte, wie z. B. die Berichte über die von der Gräfin Hahn-Hahn gemiethete Dresdener Wohnung, in welcher er seine Flitterwochen verlebt — über den Kreuzzeitungs-Wagener, mit welchem er als Berliner Student das Zimmer getheilt — über das Berliner Liebhabertheater der dreißiger Jahre, in welches er durch seinen Barbier eingeführt wurde, mag ihm im Laufe der Zeit wieder abhanden gekommen sein. Unter die ernsthaften Dinge, von denen er häufig sprach, gehörten u. A. gewisse Erlebnisse der Jahre 1848 und 1849, deren in den „Erinnerungen" gleichfalls keine Erwähnung geschieht. Besonders eindrucksvoll war, was er von seinen zeitweiligen Beziehungen zu Arnold Ruge und von dem Bruch erzählte, der dem Verkehr der beiden Männer ein Ende machte, die sich als Oppositionsleute der vormärzlichen Zeit für Gesinnungsgenossen gehalten haben mochten. An einem finsteren Abende des Winters 1848/49 war Ruge mit Freytag zusammengetroffen, um ihm mitzutheilen, daß er für die nächste Nacht dem Eintreffen zweier polnischer Emissäre entgegensehe, die einen bei ihm (Ruge) versteckten Schlüssel der Posener Citadelle abholen sollten, um denselben bei einem Ueberfall der dortigen Garnison zu benutzen.

Freytag hatte zur Antwort gegeben, daß er Preuße sei, daß sein Bruder als Reserveofficier in Posen stehe, und daß die bisher gemeinsam genommenen Wege sich an diesem Punkte schieden — eine Antwort, die das zwischen ihm und Ruge gebreitete, wahrscheinlich niemals besonders dauerhaft gewesene Tafeltuch für immer zerschnitt.

Seiner ganzen Natur nach mußte Freytag dem Radicalismus der Ruge und Genossen durchaus abgeneigt sein: zu dem nach rechts gewendeten Nationalliberalen der „Erinnerungen" hat er sich aber erst im Laufe der Jahre entwickelt. Bis zum Jahre 1866 stand der Verfasser von „Soll und Haben" auf dem Standpunkte eines vorgeschrittenen, durch die Einflüsse des Gothaer Hofes eigenthümlich beeinflußten Liberalismus. Aus seinen Aufsätzen über Ernst von Stockmar und aus dem dem General von Stosch gewidmeten Abschnitte des Erinnerungsbuches erhellt, daß Freytag in der Militärfrage den Standpunkt der preußischen Opposition, in der Beurtheilung der Bismarck'schen Politik die Abneigung des kronprinzlichen Kreises gegen den leitenden Staatsmann vollauf theilte; aus Bernhardi's Tagebuche ist bekannt, daß er die Interessen des Herzogs von Augustenburg unterstützen zu müssen geglaubt hat, und daß eine Wendung seines Standpunktes erst im Jahre 1866 erfolgte. Zur Zeit meiner ersten Bekanntschaft mit ihm ließ sich deutlich erkennen, daß der Dichter sich in eine neue, ihm bisher fremd gewesene Betrachtungsweise gefunden hatte. Mehrere der im October 1866 geführten Gespräche hatte die Militärorganisation zum Gegenstande, über welche er sich ausführlich und in einem förmlichen kleinen Vortrage äußerte. Aus dem Aufbau desselben ließ sich entnehmen, daß die eingetretene Bekehrung neueren Datums sei, und daß Freytag ein gewisses Bedürfniß empfand, sich selbst und Anderen über die eingetretene Wandlung Rechenschaft zu geben. Die Nothwendigkeit eines starken Präsenzstandes und umfassender Rüstungen der bewaffneten Macht leitete er aus dem Bedürfniß einer „Assecuranz" für den Bestand des rings von Militärstaaten umgebenen Vaterlandes ab. Die dafür gezahlte Prämie bezeichnete er als bedauerlich hoch; die Erfahrung habe aber bewiesen, daß mit einer wohlfeileren Versicherung nicht auszukommen sei, und daß der Pflicht der Selbsterhaltung allein durch erhöhte Opfer genügt werden könne. Einmal über diesen Punkt ins Klare gekommen, hielt er an demselben consequent fest, ohne darum die Sympathien für die Partei und für die Männer zu verleugnen, welche als Hauptvertreter eines abweichenden Standpunktes seine Freunde geworden waren. Ueber die Person Herzog Ernst's hat er sich mir gegenüber niemals eingehender ausgelassen; auf seine Beziehungen zum Kronprinzen, zu den beiden Stockmar, dem General von Stosch und dem besonders warm verehrten Großherzog von Baden legte er außerordentlichen Werth. Persönlich hatte er die Empfindung, von diesen „in den großen Geschäften" erfahrenen Männern Vieles gelernt zu haben; sachlich erschienen sie ihm als die wahren und echten Vertreter der höheren deutschen Gesellschaft. In stetem Zusammenhang zwischen verschiedenen Schichten der Nation, in liebevollem Eingehen der Regierenden auf die Bedürfnisse der Regierten und in der Verständlichkeit und Begreifbarkeit der Herrschenden für das Volk sah er unentbehrliche Bedingungen der Gesundheit

des Staatslebens. Auf diesen Punkt kam er immer wieder zurück, und je nach dem Maße, in welchem seinen hierauf gerichteten Forderungen entsprochen wurde, beurtheilte er die einzelnen Personen. Von idealistischer Unterschätzung der materiellen Interessen wußte er sich frei; ihrer Bedeutung für das staatliche und nationale Leben wies er indessen die zweite Stelle an. Durch die Mehrzahl seiner politischen Aufsätze zieht sich als rother Faden die Meinung, daß die Deutschen der verschiedenen Landschaften wie der verschiedenen Gesellschaftsschichten einander nur näher kennen zu lernen brauchten, um einander zu verstehen, geeint und fest verbunden zu bleiben. In der Arbeit für Vermittelung dieses Verständnisses sah er die Aufgabe der Presse, ja die Aufgabe seiner Kunst. Freytag's Romanen — den historischen wie den zeitgenössischen — liegt eine Absicht zu Grunde, die derjenigen der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" nahe verwandt ist, und die sich auch in seinen politischen Aufsätzen nachweisen läßt — die Absicht, dem modernen Deutschen seine Vorfahren, dem Süd- und Mitteldeutschen den Preußen, dem Edelmann den Bürger, allen Deutschen aber den heimathlichen Staat werth und verständlich zu machen. In der Fähigkeit, dieser schönen und würdigen Aufgabe gerecht zu werden, lag die Stärke seines Talents, dem ein feiner und sorgfältig geschulter Kunstverstand zur Seite ging. Als Dichter wie als Historiker und Publicist wollte er auf das Gemüth seines Volkes wirken, zur sittlichen und politischen Bildung desselben beitragen. Rein künstlerische Ziele hat Freytag allein als Dramatiker verfolgt, auf den übrigen Gebieten der Rücksicht auf den erwählten nationalen Beruf jede andere Rücksicht untergeordnet. Wo er davon abwich, sind ihm Erfolge nur ausnahmsweise beschieden gewesen, und er selbst war der Letzte, der sich über die Grenzen der ihm zugefallenen Sphäre täuschte. Ueber die heute im Vordergrunde der politischen Scene stehenden socialen Probleme hat er sich — meines Wissens — niemals öffentlich geäußert: auf die richtige Beurtheilung von Fragen des materiellen Interesses einzuwirken, war nicht seines Amtes. Daß er, mindestens in früheren Jahren, auf dem Standpunkt des liberalen Oekonomismus stand, konnte bei einem Freunde Karl Mathy's nicht Wunder nehmen. Wiederholt habe ich Freytag äußern hören, daß die Nationalliberalen an einer gewissen Verbindung mit dem Fortschrittlerthum festhalten müßten, weil die Vertreter desselben (er nannte dabei Schulze-Delitzsch und dessen nähere Freunde) über die Nöthe und Bedürfnisse der städtischen Arbeiter genauen Bescheid besäßen, dem „kleinen Manne" beizukommen wüßten und besser als Andere befähigt seien, die sociale Frage in die richtigen Bahnen zu leiten und den wilden Strom der Socialdemokratie abzudämmen. Ob er in der Folge diese Auffassung als durch die Thatsachen widerlegt angesehen hat, weiß ich nicht; zu einer grundsätzlich veränderten Anschauung des großen socialen Problems dürfte er kaum gelangt sein. Einer solchen widersprachen die liberalen Traditionen, in denen er heraufgekommen war, das innere Verhältniß zum deutschen Bürgerthum, in welches er sich hineingelebt hatte, und die gesammte Richtung seines Geistes, die eben eine künstlerische und historische war. Das wirthschaftliche Gebiet hatte außerhalb des Kreises seiner Studien

gelegen, und weil diese Studien eindringend genug gewesen waren, damit er ihre Grenzen kannte, mochte er sich sagen, daß die Arbeit an der weltbewegenden neuen Zeitaufgabe seine Sache nicht mehr sei, sondern dem Geschlecht zufalle, das jenseit des Jahres 1866 die entscheidenden Eindrücke des Lebens empfangen hat. Freude am Leben und Glauben an sein Volk waren Bedürfnisse seiner innersten Natur, die Freytag sich am Abend des Lebens nicht durch die Disharmonien verkümmern lassen wollte, welche seit den siebziger Jahren an die Stelle der glücklich überwundenen particularistischen Zerklüftung der Nation getreten sind.

Was Freytag von dem unverwüstlichen Bedürfniß der Deutschen: „zu lieben und zu verehren" gesagt hat, war, im Grunde genommen, sein eigenes Bedürfniß. Gerade während der hier besprochenen Periode seines Lebens suchte er für die Vereinsamung, die damals sein persönliches Geschick war, Ersatz zu finden in der Betrachtung der Lichtseiten der deutschen Existenz. Wenn er loben, anerkennen und auf Fortschritte der modernen Entwicklung hinweisen konnte, ging ihm das Herz auf, indessen er Kritik und Tadel nur übte, wo das als unbedingte Pflicht erschien. Was gefehlt und gesündigt wurde, schrieb er lieber Irrthümern als Schlechtigkeiten zu; die Freude an guten und klugen Menschen aber ließ er sich um keinen Preis beeinträchtigen. Jede Form der Bethätigung liebevoller und humaner Gesinnung ließ er gelten; persönlich einem ziemlich weit gehenden religiösen Radicalismus huldigend, war er doch davon entfernt, Andere in ihrer Anschauungsweise stören zu wollen: Intoleranz und Fanatismus waren ihm verhaßt, von wem immer sie geübt werden mochten. Unter Umständen konnte er selbst in literarischen Dingen eine Weitherzigkeit üben, die zu der Strenge und Unerbittlichkeit seiner Kritik im Gegensatz zu stehen schien. Ich erinnere mich u. A. eines jungen österreichischen Naturdichters, den der Germanist Professor Rudolph Hildebrandt ihm im Jahre 1867 zuführte, und dem Freytag Zulassung zu den sonst sorgfältig gehüteten Spalten der „Grenzboten" und anderweite persönliche Förderungen bereitwillig zu Theil werden ließ, ohne der Zukunft des jungen Mannes darum ein irgend günstiges Horoskop zu stellen. Wurde an sein Urtheil appellirt oder hielt er für geboten, eine zum Gegenstande allgemeiner Aufmerksamkeit gewordene literarische Erscheinung abzuschätzen, so wußte Freytag die Strenge des gewissenhaften Kritikers mit der Urbanität des wohlwollenden Mannes in außerordentlich glücklicher Weise zu verbinden. Aller literarischen Cameraderie abgeneigt, war er gewohnt, Freund und Feind mit dem gleichen Maße zu messen: die einzige Rücksicht, die er übte, war diejenige schonungsvollen Schweigens. Mit einem solchen wurden z. B. die Romane des alten Freundes Auerbach übergangen, die dem Verfasser von „Soll und Haben" durchaus mißfällig waren. Aus dem nämlichen Grunde hat Freytag diejenigen Schriften Treitschke's, bei welchen ihn das „unruhige Drängen" des Styls und das starke Pathos des befreundeten und hochgeschätzten Historikers störten, unerörtert gelassen. Der Durchschnitt moderner deutscher Erzähler kam bei ihm nicht allzu günstig weg: volle Freude habe ich ihn nur über einzelne Erzählungen Reuter's und über den ersten Roman des Fräulein v. François („Die letzte Reckenburgerin") äußern hören. Den Satz, „daß es den Deutschen

seit ältester Zeit nicht leicht geworden zu sein scheint, den Zusammenhang einer Geschichte gut zu erfinden und gut zu berichten", konnte man ihn in zahlreichen Variationen aussprechen und auf eine große Zahl angesehener deutscher Novellisten anwenden hören. Noch kritischer stand Freytag der neueren dramatischen Production gegenüber: das Beste, was dieselbe hervorbrachte, war ihm immer noch nicht gut genug. Zwischen den Zeilen der Abhandlungen über H. Kruse's „Wullenweber" und Geibel's „Sophonisbe" steht deutlich geschrieben, warum der Kritiker, der Denjenigen, „die heutzutage freudig und mit Behagen der Poesie allein leben, besonderen Anspruch auf Anerkennung und freundliches Entgegenkommen" zuspricht, — solche Anerkennung seinerseits nicht zu zollen vermochte: von den Zeitgenossen schien ihm keiner die „Technik des Dramas" soweit zu beherrschen, daß von wirklichem Kunstverstand die Rede sein könnte. Vollends souverän sah Freytag auf die Lyriker unserer Tage, „die Bellmäuse", herab. Was er von den „letzten Meistern einer scheidenden Sonne deutscher Poesie" und von der Schwierigkeit, „die übermächtigen thatsächlichen Bedingungen unseres Lebens poetisch zu verklären" gesagt hat, war eine schonende Umschreibung des strengen Urtheils, mit welchem er im persönlichen Verkehr hervortrat, so oft gewisse Erzeugnisse unserer Allerneuesten in Frage kamen. Daß seine Haltung diesen gegenüber aber keine principiell oder ausnahmslos ablehnende war, erhellt aus dem letzten von ihm als Mitglied der Schillerpreis-Commission abgegebenen Votum und dem kurz vor seinem Tode an Gerhart Hauptmann gerichteten Brief. Er glaubte an die Zukunft deutscher Literatur und Kunst, weil er an eine Zukunft des deutschen Volkes glaubte; Illusionen über die Gegenwart vermochte ein Kritiker seines Schlages beim besten Willen — und der Wille war da — sich nicht zu machen.

— — Ueber den Dichter, Kritiker und Publicisten Freytag wird es nächstens eine kleine Literatur geben — über den Menschen ist nicht viel mehr bekannt geworden, als der Verfasser der „Erinnerungen" von sich zu sagen für nöthig gehalten hat. Ein Mehreres dürfte auch kaum zu erwarten sein. Freytag's persönliches Mittheilungsbedürfniß war immerdar ein beschränktes, seine Herrschaft über sich selbst während der späteren Lebensjahre so fest gegründet, daß die Gefahr, wider Willen aus sich herauszugehen, für ihn kaum bestand. Dazu kommt, daß ihn von den Freunden seiner Jugend und seines Mannesalters keiner überlebt hat und daß von Denen, die ihm am Abende des Lebens näher standen, keiner Gelegenheit gehabt hat, den schaffenden und wirkenden Freytag kennen zu lernen. Mit seiner Thätigkeit stand sein Wesen aber in so engem Zusammenhang, daß über das letztere kaum geurtheilt werden kann, wenn die erstere nicht mit in Betracht gezogen wird. Antheil an seiner Person hat Freytag auch Denen, die er seine Freunde nannte, nur ausnahmsweise gewährt. Ein treuer, opferwilliger Freund, gab er lieber, als daß er nahm; von sich selbst zu geben, hielt er der Regel nach nicht nöthig. Und nach solcher Gabe die Hände auszustrecken, konnte kein Recht und keine Veranlassung haben, wer sich bewußt blieb, ihm gegenüber der Empfangende zu sein und aus dem Verkehr mit diesem edlen und reichen Geiste unverlierbaren Gewinn davon zu tragen.

Die Heimkehr.

Roman
von
Ossip Schubin.

[Nachdruck untersagt.]

(Fortsetzung.)

Ein heller Frühlingstag — Ende April. Die Sonne brennt heiß zwischen zwei bleigrauen Wolken heraus und lockt laue Dünste aus dem vom letzten Regenschauer feuchten Asphalt.

„Wohin des Weges?“ ruft Herr Braun jovial einem jungen Mädchen zu, das, ein Bündel Pinsel unter dem Arme, knapp vor ihm über das Trottoir des Boulevard Raspaïl schreitet.

Auf die Worte Herrn Braun's hin wendet die Angerufene sich um — es ist Gertrud von Glimm.

„In die Crêmerie Morel,“ gibt sie dem Journalisten zur Antwort, indem sie ihm die Hand reicht.

„Ah, da streben wir ja demselben Ziel entgegen!“ erwidert er und schließt sich ihr ohne Weiteres an.

Er trägt einen sehr verschossenen, dunkelgrauen Anzug, der auf der Brust mit einem Rothweinfleck beklext ist, sie ein braunes Wollkleid mit einem durchgestoßenen Saum und einen kleinen Matrosenhut.

Wenn sie vor drei Jahren, d. h. gleich nach ihrem Auftauchen im Chimäristenviertel, neben ihm auf der Straße gesehen worden wäre, hätte der Abstand zwischen den beiden die Vorübergehenden sonderbar berührt.

Jetzt gibt es keinen Abstand mehr zwischen ihnen — ein armer Schriftsteller — eine arme Malerin — gute Kameraden, die denselben Weg zu ziehen haben — was weiter? . . .

Die Crêmerie, nach welcher sie sich begeben, befindet sich an der Ecke des Boulevard Raspaïl, ein kleiner Milchladen mit einem großen, kleinscheibigen Fenster in braun-rother Holzverkleidung, vor dem Fenster auf dem Asphalt graue Milchkannen mit messingenen Etiquetten, hinter dem Fenster Stöße von

Tellern aus dickem, weißem Steingut, eiserne Bestecke mit schwarzen Holzgriffen, ein paar Glasgefäße mit saueren Gurken und eingelegten Paradiesäpfeln, eine Schüssel mit Salat aus blau-rothen Rübenscheiben und eine zweite mit schwarzen Pflaumen — dazwischen eine halb zerschlagene, blaue Delftvase, aus der ein Strauß gelber Jonquillen heraus blüht, und sehr viele verschiedene Arten von Käse.

In der Crêmerie befindet sich auf der einen Seite der zinkbedeckte Zahltisch, an der gegenüber liegenden Wandfläche hängt ein stark nachgedunkeltes Frauenporträt in spanischer Hoftracht, welches für einen van Dyck gilt und dem kleinen Raume ein künstlerisches Gepräge verleihen soll, und unter dem Bilde sitzen an zwei Tischen sechs Damen; gute Bekannte Gertrud's, strecken sie ihr die Hände entgegen. Alle Sechs tragen Pulswärmer, und alle sehen genau so abgerissen und schlecht gebürstet aus wie Gertrud — d. h. wie Mädchen, die jeder persönlichen Bedienung entwöhnt sind. Fünf von ihnen tragen dieselbe Art Matrosenhut, nur die Sechste — Fräulein Lindner — ist geschmückt mit einem merkwürdigen, weitläufigen, zimmtfarbigen Kopfputz, auf dem allerhand Federn einander melancholisch zunicken, als ob sie, eine Gesellschaft gefallener Größen, die bessere Tage gekannt, ganz erstaunt und etwas gerührt davon wären, sich am Schluß einer langen, anstrengenden und wechselvollen Laufbahn an dieser Stelle wieder einmal vereinigt zu finden.

Boschka Dolezal pflegt zu behaupten, der Hut ihrer Freundin Helene Lindner käme ihr vor wie ein Märchen von Andersen — jeder einzelne Bestandtheil habe seine eigene Biographie; Fräulein Lindner hat ihren zimmtfarbenen Hut wie ihren gleichfalls zimmtfarbenen Dolman im Temple gekauft — Hut und Mantel, beide zusammen um fünfundvierzig Francs. Sie soll in ihrer ersten Jugend hübsch gewesen und gefeiert worden sein und hält in Folge dessen auf Toilette. Sie hat ein verblühtes Madonnengesicht, trägt Scheitel und macht in Wohlwollen und Sentimentalität. Ihr ganzes Wesen dampft förmlich von Idealismus, jenem sterilen, schwunglosen Idealismus, der, wenn er kann, aus der Ironie den Stachel sammt dem Witz heraus reißt, andererseits nicht ungern der Begeisterung hemmend in die Flügel greift. — Sie ist die Einzige unter den Anwesenden, welche sich bereits recht anständig ihren Unterhalt verdient, und die Einzige, welche nicht malt. — Ehemals Schülerin von Liszt — ist sie jetzt Clavierlehrerin und hat den Tausch nicht zu bereuen. Sie ist die Bemitteltste unter den Anwesenden — daher Dolman und Federhut. Zur Vervollständigung der Charakteristik ihrer äußeren Erscheinung sei hier noch erwähnt, daß sie ebenso wie ihre fünf Genossinnen sich durch eine malerische Lockerheit der Gewandung um den Hals herum auszeichnet. Keine der sechs Künstlerinnen in der Crêmerie Morel fügt sich dem Zwange eines Stehkragens. Uebrigens haben die sechs Damen außer ihrer gemeinschaftlichen Antipathie gegen Stehkragen noch mehrere gemeinschaftliche Eigenschaften. Sie sind alle vergnügt und alle mit einer Neigung behaftet, jede kleine Sache zu einem wichtigen Ereigniß aufzubauschen, sie größer zu sehen als sie ist. Das Leben kommt ihnen dadurch interessant vor. Und das ist ein Vortheil.

Bei Gertrud's Eintritt sind die Sechs gerade damit beschäftigt, unter viel Gelächter darüber abzustimmen, welche von ihnen sich an der Bestellung eines Fromage à la crême betheiligen will. Der Fromage à la crême zeigt sich als erschwinglich, weil mehrere von ihnen seit vielen Tagen auf Servietten verzichtet haben, die in dieser Crêmerie extra bezahlt werden müssen.

Braun zieht sich nach einer cordialen Begrüßung hinter eine Glaswand zurück, die das Local in zwei Räume abtheilt; Gertrud setzt sich zu den Damen.

Man hält in dieser Crêmerie auf Moral und in Folge dessen auch auf strenge Trennung der Geschlechter — was am Boulevard Raspaïl offenbar als die einzig wirksame Art erscheint, die Moral zu befestigen.

„Es ist ein himmlisch schöner Tag," lispelt die Lindner Gertrud zu. „Finden Sie nicht?"

„Ja, sehr schön," wiederholt Gertrud, die sich indessen ein Beefsteak bestellt.

„Ach, Lindner, man soll den Tag nicht vor dem Abend loben; ich glaube, wir bekommen auch noch ein furchtbares Gewitter — aber jedenfalls nähern wir uns der schönen Jahreszeit," sagte die Freundin der Pianistin, eine Schweizerin, eine gutmüthige, dicke Person mit schönem, blondem Haar, das sie weder die Geduld hat, ordentlich zu pflegen, noch das Herz, abzuschneiden. — „Brr!" sie reibt sich die Hände — „wenn ich der Wintermonate gedenke, wo die Thüre nach der Straße zu immer geschlossen bleiben mußte, und der Boden dieses Locals voll nassen Strohs und die Luft voll Kohlendunst und Ruß war! . . ."

„Ich erinnere mich stets nur der guten Stunden in meinem Leben, Müller," erklärt die Lindner.

„Hören Sie, Lindner," entgegnet ihr die Schweizerin — diese Damen nennen einander beim Familiennamen wie die Männer — „hören Sie, Lindner, das ist eine Ungerechtigkeit, die Sie damit an den guten Stunden begehen. So lange die schlechten Stunden dauern, schneide ich keine Gesichter, wenn aber die guten gekommen sind, so erinnere ich mich der schlechten, um die guten doppelt zu genießen. — A propos, Glimm," sich an Gertrud wendend — „haben Sie bereits das ‚Assommoir' von Zola gelesen? — Dann geben Sie es mir zurück — die Payne möchte sich gerne hinein vertiefen."

„Ich liebe Zola nicht," seufzt die Lindner; „ich liebe es nicht, wenn man sich so lange bei den Schattenseiten des Lebens aufhält — das verleidet mir auch Lozonczyi's Malerei."

„Zola und Lozonczyi! — die Zusammenstellung ist großartig!" lacht die Schweizerin. „Zola und Lozonczyi! — es gibt kaum zwei verschiedenere Künstler. Nur in Einem begegnen sie sich, daß sie nämlich beide große Romantiker sind!"

„Wissen Sie bereits, daß Fanny Isolanyi ihm zu seinem neuen Bilde steht?" wendet sich die Lindner an Gertrud.

„Nein, ich wußte es nicht," erwidert diese rasch und etwas verdrießlich, von ihrem Teller aufsehend.

„Ich begreife, daß sie ihn begeistert," erklärt Fräulein Lindner sententiös, „aber ich wundere mich eigentlich, daß sie sich entschlossen hat, ihm zu stehen."

„Lindner! Lindner!" — die dicke Schweizerin droht ihr mit dem Finger — „thun Sie nur nicht so, als ob wir nicht alle vor Stolz bersten möchten, wenn er uns aufforderte, für ihn zu stehen! Lozonczyi ist für uns genau, was für Sie ihrer Zeit Franz Liszt war. Und ich frage Sie, was Sie Franz Liszt verweigert hätten!"

Fräulein Lindner schlägt bedeutungsvoll die Augen nieder, fächelt sich mit ihrem Taschentuch und sagt: „Franz Liszt war für uns ein König, ein Gott! Der machte allerdings mit uns, was er wollte."

„Ganz wie Lozonczyi mit Unsereinem," erklärte die dicke Müller; „ich bin in der Lage, die Sache objectiv zu betrachten, mich wird er nicht auffordern, ihm eine Grazie zu stehen. Aber ich sage offen, daß es mir schmeicheln würde!" Ein übermüthiges Gelächter beantwortet diese bedächtig und kaltblütig geäußerte Bemerkung.

„Nun, mir möchte es auch schmeicheln, wenn er mich auffordern würde, ihm zu posiren," erklärt nachdenklich eine kleine, flachbrüstige, noch sehr prüde Schottin, Miß Effie Mackintosch; „es kommt nur darauf an, für was."

„Ganz recht!" entgegnet die Schweizerin, „es kommt nur darauf an, für was!"

Ein zweites Gelächter ertönt, und diesmal ist die Heiterkeit der Damen so unbändig, daß Braun, sowie St. Prix aus der Glasthür heraus treten, hinter welcher sie gemeinschaftlich gefrühstückt haben, und fragen, was es gibt.

Eine ausführliche Erklärung folgt, dann schließt sich das männliche Gelächter dem weiblichen an, und endlich sagt Braun: „Na, Fanny Isolanyi würde vielleicht auch nach dieser Richtung hin keine Bedenken zeigen," worauf St. Prix, welcher in sie verliebt ist, ihm nachdenklich entgegnet: „Sie geht sehr weit, die Isolanyi, aber sie macht Alles, was sie macht, mit einer solchen Furchtlosigkeit und Grazie, daß es ihr gut steht. Es gibt große, furchtlose, weibliche Naturen — Naturen, die aus Blitz und Sonnenstrahlen zusammen gewoben erscheinen, und in denen eine solche Fülle von Leben vibrirt, daß sie Alles thun dürfen, was ihnen durch den Sinn fährt, was der Impuls von ihnen verlangt, ohne daß sich die Reue je an sie heran wagt. Gott selbst hat ihnen nichts vorgeschrieben, er fühlt sie als Seinesgleichen und sagt: „Thue Du, was Dir gefällt — ich hindere Dich an nichts, ich freue mich an Dir!"

St. Prix, welcher diese ganze Rede im fein nüancirten Tone eines Schauspielers des Théâtre français vorgetragen hat, biegt, die Augen schließend, sein Haupt zurück und streckt die Arme in die Höhe. Diese Apotheose Fanny Isolanyi's ist seinem letzten Roman entlehnt, den er ebenso wie die vorhergehenden nicht anbringen kann.

„Und eines dieser weiblichen Vitalitätsgenies soll die Fanny Isolanyi sein?" fragte Braun.

„Ich stell' sie sehr hoch," predigt St. Prix, „ich glaube, es fehlen ihr nur die äußeren Umstände dazu, sich zu einer Cleopatra oder Katharina von Rußland zu entwickeln!"

„Die einzige Entschuldigung für den Schwulst, welchen Sie uns da vorschwabbeln, ist, daß Sie kein Wort Deutsch verstehen, mein Lieber," erklärte

ihm Braun, „und daß Fanny Isolanyi sehr schlecht Französisch spricht und Sie in Folge dessen ihre geistigen Fähigkeiten nicht beurtheilen können. Arme, kleine Fanny! . . . Cleopatra! . . . Katharina! . . . Die ist höchstens eine Carmen. Uebrigens ist das schon sehr viel, und es hat etwas Pikantes, eine Wiener Hofrathstochter, in die sich die Natur einer spanischen Gitana hinein verirrt hat. Hübsch ist der Racker, ich kann es Lozonczyi nicht verargen, daß sie ihm gefällt!"

Die Damen erheben sich, um neu eintretenden Frühstücksgästen Platz zu machen.

Fräulein Müller sammelt Stimmen für eine Landpartie nach Meudon — „es wäre doch zu schade, das schöne Wetter nicht zu genießen!" meinte sie.

Die anderen Damen geben ihr recht, auch die Lindner erklärt ihre Bereitwilligkeit, die Malerinnen nach Meudon zu begleiten. Nur Gertrud schließt sich von dem Unternehmen aus. Die Stirne runzelnd, geht sie ihrer Wege.

„Was hat sie nur?" fragt die Lindner, ihr nachsehend.

„Sie ist eifersüchtig auf die Isolanyi," sagt achselzuckend die Schweizerin.

„Nun, mit der kann sie freilich nicht concurriren!" bemerkte St. Prix, „besonders nicht in der Gunst ihres angebeteten Meisters Lozonczyi!"

„Lassen Sie das gut sein," entgegnet ihm Braun, „eine bildschöne Person ist sie noch immer, aber sie hat sich sehr verändert, sehr!"

Ja, sie hatte sich sehr verändert! Arme Gertrud! Die Kluft zwischen ihrem ehemaligen und ihrem jetzigen Leben war sehr breit geworden, so breit, daß die Flügel der Erinnerung nicht mehr die Kraft hatten, sie hinüber zu tragen. Die Zeit in Cayeux war weit, und das Leben am Boulevard Malesherbes war weit, und erst Lindenheim — weit, weit! Wie viele Jahre zwischen ihrem „Sonst" und ihrem „Jetzt" lagen, hätte sie kaum anzugeben gewußt. Anfangs hatte sie sich bemüht, zu vergessen — jetzt war ihr das Vergessen zur Gewohnheit geworden. Dämmerung hatte sich über ihre Vergangenheit gebreitet.

Das alte Leben war todt, aber auch die alte Gertrud existirte nicht mehr — sie hatte sich nicht nur verändert, sie hatte sich verwandelt! Eine ganz neue Gertrud war an ihre Stelle getreten — eine Gertrud, die ruhig und ohne Widerwillen mit einer Classe von Menschen verkehrte, bei denen das Mitleid und die Gewohnheit alle sittlichen Unterschiede verwischt hatten — eine Gertrud, die gegen diese chaotische Sittendämmerung nicht mehr protestirte, und nicht das Bedürfniß fühlte, darin Licht zu verbreiten.

Was sie sonst als Fundamentalgrundsätze weiblicher Sittlichkeit erachtet hatte, waren für sie nur noch sociale Gewohnheiten. Im Grunde war sie noch gerade so rein wie früher, aber es war nur eine materielle Reinheit mehr, keine innerlich seelische. Das heilig Geheimnißvolle, aus schöner Unkenntniß, keuscher Scheu, hülfloser Zartheit und herbem Seelenstolz verwobene Etwas, das um die Frau einen bannenden Zauber webt, den kein Mann zu durchbrechen wagt, war verschwunden — die Schranke, die ihre Erziehung zwischen ihr und männlicher Zudringlichkeit aufgerichtet, existirte wohl noch

immer, doch war sie unglaublich schwach geworden — Gertrud wußte selber nicht, wie schwach sie geworden — und die Schranke zwischen ihr und der männlichen Rücksichtslosigkeit war längst gefallen.

Der Unterschied zwischen dem Empfinden, welches man ihr jetzt entgegen brachte, und dem, das man ihr früher entgegen zu bringen pflegte, war derselbe wie der, den man einer geweihten und einer säcularisirten Kirche entgegen bringt. Selbst ein Ungläubiger wird in einer geweihten Kirche von einem Gefühle bangsamer Ehrfurcht veranlaßt, seine Stimme und seine Ausdrucksweise zu dämpfen, während in einer, die zu einem nüchternen Wohnraume umgestempelt worden ist, sich der Gläubigste nicht scheut, zu sagen, was ihm durch den Kopf fährt. Nur manches Mal umschauert's ihn noch wie eine plötzliche Gespensterfurcht, wie eine undeutliche Trauer um etwas Schönes, Heiliges, das verschwunden ist.

Eine Atmosphäre allgemeiner Lockerung der Disciplin, eine Atmosphäre gemächlich genossener Trägheit, wie sie gewöhnlich auf die übermäßigen Strapazen folgt, welche der Beschickung des Salons vorangehen, umschwebt den Tempel der großen Chimäre. Der Salon ist längst beschickt — auch die Zeit erwartungsvoll fiebernden Zweifels vor dem Urtheilsspruch der Jury ist vorbei.

In dem kleinen Hofe stehen ein paar junge Maler, plaudernd und lachend. Niemand scheint an die Arbeit zu denken, Niemand als Gertrud, die mit ihrem Malgeräth eine an Hühnersteigen erinnernde Freitreppe hinauf schreitet, über der sich, an Drahtfäden gezogen, eine grüne Laube von noch kärglich und zart belaubten wilden Weinranken wölbt. Die Treppe führt in einen großen, grauen, staubigen Raum, in dem sich drei oder vier Reihen von Stühlen und Bänken amphitheatralisch um einen Modelltisch gruppiren. Ueber den Bänken hängen unter sehr großen Reflectoren Lampen von der Decke herab. Dieses Atelier wird im Winter zum Nachtzeichnen benützt.

Alles, was sich darin befindet, ist von nicht zu beschreibender Verstaubtheit, die Wände überall mit Oelfarbenflecken beklext, dazwischen hängt irgend ein Gipsabguß oder eine von eingetrockneten Farben schwere Palette.

In einer Ecke befindet sich ein Pianino, und neben dem Pianino Signor Hudry Menos, in ungestärktem Hemde, schlottrigem Anzuge und weichem, schwarzen Filzhut, sehr damit beschäftigt, das Modell für die neue Pose herzurichten. Dieses Modell — es heißt Alhambra, welchen Namen es sich selbst, weiß der Himmel warum, gewählt — ist ein etwa fünfzehnjähriges Ding mit üppigem, rothen Haar, bleichem, stumpfnäsigem, mit Sommersprossen besäetem Gesicht und einem schlanken, halbreifen Körper.

Gewisse Aengstlichkeiten und Verlegenheiten in den Bewegungen der Kleinen deuten darauf hin, daß ihr Gewerbe ihr neu und peinlich ist. Sie flößt Mitleid ein. Zitternd und ungeschickt steht sie da in einem weißen Gazehemd und himmelblauen, türkischen Bauschhosen. Hudry Menos schlingt eine vielfache Kette von Zechinen um ihren weißen Hals, fährt ihr mit seiner kurzen, behaarten, rothen Tatze in das volle Haar, um es recht zu zerzausen, worauf Alhambra mit der ängstlichen Bereitwilligkeit eines verprügelten

Aeffchens, das im Circus seine Kunststückchen producirt, den Modelltisch besteigt und sich auf einem für sie vorbereiteten Sitz niederläßt. Hudry Menos legt ihr einen großen, vergoldeten Teller und einen Handschar auf die Knie. Sie soll eine Salome darstellen. Gertrud ist vorläufig die Einzige, welche sich im Atelier zur Costümpose eingefunden hat. Anfangs zeichnet sie sehr emsig. Plötzlich wendet sie den Kopf. Von unten tönt eine gutmüthige, immer zwischen zwei Registern herum jodelnde Stimme hinauf — die Stimme Fanny Isolanyi's. Sie macht sich, wie gewöhnlich, populär bei den Modellen und schäkert mit den Malern. Nach einer Weile erscheint sie, und zwar in Begleitung einer sehr blonden Schwedin, die kein Corset und keine Handschuhe trägt, und von der man nicht genau weiß, ob sie unter ihrem Regenmantel ein Kleid an hat. Dann gesellen sich noch zwei Russinnen hinzu. Im Uebrigen bleiben die Bänke leer. Der Frühling hat fast Alles, was gehen kann, hinaus gelockt. An Denen, welche seiner Einladung nicht gefolgt sind, rächt er sich, indem er ihnen die Glieder und das Herz schwer macht und tausend verwirrende Vorstellungen von unerreichbaren oder längst verlorenen Dingen in ihren Seelen weckt.

Abgemattet und melancholisch sitzen die Malerinnen vor ihren Staffeleien, ohne mit der Arbeit vorwärts zu kommen.

Einer der Maler schickt ihnen ein paar Gläser kaltes Bier. Er hat einen Preis bekommen für gutes Zeichnen, und dem Brauche gemäß zeigt er sich bei diesem Anlaß großmüthig gegen seine Colleginnen. Gierig setzen die Malerinnen ihre heißen Lippen an die kalten Gläser — Gertrud wie die Anderen.

Sobald sie das Bier ausgetrunken hat, stellt Fanny Isolanyi ihr Glas weg, nimmt den Pinsel noch einmal auf, macht zwei Striche an der himmelblauen Atlashose der Salome, legt ihn nieder und seufzt. Gertrud kann heute kaum die Augen von ihr weg wenden. „Was fesselt ihn denn eigentlich an sie?“ fragt sie sich.

Eine Schönheit ist sie, die Wienerin, das läßt sich nicht leugnen, und dabei jung . . . jung . . . noch keine Falte in ihrem Gesicht — die Haut weiß, ungewöhnlich glatt, die Augen sehr eigenthümlich, blau und von breiten, braunen Schatten eingefaßt, die Lippen stark und dunkelroth, nicht sehr gut geformt, aber ausdrucksvoll, das Näschen etwas gebogen.

„Hm! hübsch ist sie,“ gesteht Gertrud sich zu; dann, in ihren Grübeleien fortfahrend, sagt sie sich: „Ich war zehnmal schöner als sie. Das bißchen Schönheit kann's nicht sein. Was also fesselt Lozonczyi an sie? . . .“

Plötzlich erhebt Fanny Isolanyi ihre Stimme: „Wißt Ihr, was mir der Mathews unten g'sagt hat?“ bemerkte sie.

„Na, was hat er Dir gesagt?“ fragte in unbeholfenem Deutsch die Schwedin. „Fanny ist mit dem halben Atelier auf ‚Du und Du‘ und trotz ihrer angezweifelten Sitten sehr beliebt.

„Na, daß ein Bild von irgend einem Maler, Millet heißt er, glaub' ich, kürzlich um 500 000 Francs verkauft worden ist. Ist's zu glauben? Es soll in der Zeitung g'standen haben.“

„Darum, weil's in der Zeitung gestanden hat, muß es noch nicht wahr sein,“ entgegnete die Schwedin.

„Aber es ist wahr," fällt hier eine der Russinnen ein, „mein Onkel hat mir's gesagt." Diese Russin sieht gerade so schlecht gebürstet aus wie die anderen Malerinnen und wohnt in einer Mansarde irgendwo in der Nähe des Invalidendomes, aber sie hat einen Onkel bei der Botschaft, und der ist eine unanzweifelbare Autorität.

„Wann Unsereins so 'was z'am brächt!" seufzte die Isolanyi.

„Was?"

„Na, a Bild zu verkaufen um 500 000 Francs. Gott! wär' das schön!"

„Freilich!" meint die Schwedin und leckt sich die Lippen. „Sag', Isolanyi, was schenkst Du uns, wenn Du einmal ein Bild um 500 000 Francs verkaufst?"

„Ich?" — Fanny Isolanyi faltet ihre weißen Hände hinter dem Genick und biegt ihren vollen Oberkörper weit zurück. „Ich?" wiederholt sie noch einmal und lacht gutmüthig, wobei sie zwei Reihen blendend weißer Zähne zwischen ihren vollen, sinnlichen Lippen zeigt. Dann in ihrem phlegmatisch singenden Wienerischen Idiom sagt sie: „Bis i a mol zu aner halben Million Frank komm', da schenk' i Euch nix. Wann i a halbe Million hab', heirath' und lad' Euch meinetwegen alle auf mei Hochzeit."

„So — so, Abtrünnige! Also heirathen willst Du?" schreien die Russinnen.

„Aber natürli!" entgegnet sie kaltblütig — „und Ihr vielleicht nöd? Wann Ihr nur könntet! Wir thun ja alle nur Farben verderben aus Desperation — alle, wie wir da sind!"

„Sie ist heute weltschmerzlich aufgelegt, die Fanny," lachen die Colleginnen.

„Bitt' Euch, i bin g'sinnt wie Eine, die weiß, daß sie mit ihrer Malerei ebenso wenig was aufstecken wird, als sie mit ihrer Singerei aufg'steckt hat. Was bin i denn für a Künstlerin — i —? A hübsches Mädl bin i — und wann das a mol aus is — kopfüber in die Seine — i stell' mir's lebhaft vor, wie i ausseh'n werd' in der Morgue. Du mei Herr Jesus! — Habt's no a Tropfen Bier?"

Es ist keins mehr da. Die Wienerin packt ihre Pinsel zusammen und entfernt sich.

„Komisches Geschöpf," sagte die Schwedin.

„Elle est charmante," versicherte eine der Russinnen — die Zweite. Sie hat keinen Onkel bei der Botschaft, aber ihre Mutter war eine Fürstin.

„Ich finde sie abstoßend gemein," erwiderte Gertrud ärgerlich.

Kurze Zeit darauf tritt Lozonczy ein. Kaum daß er die Malerinnen begrüßt hat, fragt er: „War die Isolanyi nicht hier?"

„Ja, sie ist soeben fort," erwidert ihm die Schwedin.

„Zu dumm!" ruft er ärgerlich, mit den Fingern schnalzend, „zu dumm! — ich hatte ihr etwas zu sagen. Guten Tag, meine Damen!" Damit will er sich entfernen. Die Russin mit dem Botschaftsonkel ruft ihn zurück. „Wollen Sie sich unser denn durchaus nicht erbarmen, Meister?" ruft sie — „wir verdienen ein Prämium für unseren Fleiß."

Er wendet sich um, lächelt etwas verlegen, tritt dann bereitwillig und, wie er versichert, mit dem größten Vergnügen an die Staffeleien sowohl der

beiden Russinnen als der Schwedin heran, spricht ausführlich über ihre Leistungen und malt Jeder etwas in ihre Studie hinein. Gertrud blickt er nur flüchtig über die Schulter, sagt: „nicht übel" und will forteilen. Schon seit längerer Zeit zeigt er Gertrud eine gewisse Gereiztheit, obzwar sie sich jetzt in Freundlichkeiten ihm gegenüber geradezu überbietet.

Als er von ihr forteilen will, hält sie ihn am Aermel fest: „Warum behandeln Sie mich so schlecht?" sagt sie, nicht ohne Koketterie zu ihm aufsehend.

„Ich wüßte nicht, daß ich Sie schlecht behandelte," erwidert er.

„Das wissen Sie nicht einmal," meint Gertrud mit einem gezwungenen Lachen.

„Nun, ich behandle Sie doch genau wie alle Anderen," entgegnete er ihr hierauf, zugleich verlegen und schroff.

„Sonst behandelten Sie mich eben anders." Sie wirft den Kopf zurück, die Koketterie in ihrem Blick verräth sich deutlicher, und in ihrem Lächeln liegt fast eine Herausforderung. Er sieht sie prüfend aus zwinkernden Augen an, worauf sie sofort ihre Sicherheit verliert, heftig erröthet und sehr schüchtern wird.

„Verzeihen Sie die dummen Worte," murmelt sie; „ich weiß es ja, daß ich auf eine persönliche Bevorzugung keinerlei Ansprüche erheben kann."

Jetzt sieht er ihr voll in die Augen. „So, wissen Sie das wirklich?" fragt er scharf.

„Natürlich!" stottert sie, immer unsicherer werdend — „ich meinte nur ... Sie wissen, wie außerordentlich wichtig mir Ihre Rathschläge sind für meine Kunst — und letzterer Zeit waren Sie damit sehr karg."

„Ach so . . . also nur um meine Rathschläge für Ihre Kunst handelt es sich," wirft er etwas spöttisch vor sich hin.

„Nun ja . . . Sie begreifen . . ." Sie ist jetzt ganz verwirrt, sie hat das Gefühl eines Menschen, der zu schwimmen versucht, ohne es recht zu können, und der plötzlich den Boden unter seinen Füßen verloren hat. Eine gräßliche Beklemmung schnürt ihr die Brust zusammen und benimmt ihr den Athem. Sie empfindet die Nähe einer Gefahr, die sie unvorsichtig selber heraufbeschworen hat, und tritt einen etwas überhasteten Rückzug an.

„Ich wollte nur sagen, daß Sie . . . daß Sie den Eindruck machten, unzufrieden mit meinen Leistungen zu sein," murmelt sie.

Er musterte sie aufmerksam vom Kopf bis zu den Füßen. Auf sein Gesicht tritt ein Ausdruck mißmuthigen Mitleids.

„Mir scheint's, als ob ich . . . in . . . in . . . meiner Malerei hinter dem zurückgeblieben wäre, was Sie von mir erwartet hatten," setzte sie leise hinzu.

Die anderen Schülerinnen haben sich Anfangs an Gertrud's Staffelei gedrängt, wie es der Brauch ist, wenn der Meister eine der Schülerinnen mit seiner Weisheit beglückt. In solchem Falle wollen alle ihren Theil davon haben. Als sie aber trotz ihrer mangelhaften Kenntniß der deutschen Sprache merken, daß es sich zwischen Lozonczyi und Gertrud um rein persönliche Dinge

handelt, ziehen sie sich zurück. Nach einer Weile verlassen sie das Atelier, nicht ohne im Hinausgehen Bemerkungen zu wechseln, die weder Gertrud noch Lozonczyi angenehm berührt hätten.

Die beiden sind so vertieft in einander, daß sie das Verschwinden der Malerinnen nicht beachtet haben. Erst als das kleine Modell, welches indessen sein theatralisches Salome-Costüm mit einem ärmlichen, aber anständigen Straßenkleidchen vertauscht hat, an sie heran tritt, um sich zu verabschieden, merken sie, daß das Atelier leer geworden ist.

Nachdem sich die Thüre auch hinter Alhambra geschlossen, verdoppelt sich Gertrud's Befangenheit. Sie will aufbrechen.

„O, du heilige Zimperlichkeit!" höhnt sie Lozonczyi; „haben Sie wirklich nicht die Courage, mit mir allein zu bleiben?"

„Aber, ich bitte Sie, ich . . ." plötzlich auffahrend, ruft sie: „Sprechen Sie nicht in diesem Tone zu mir — ich kann's nicht vertragen!" Und sie bricht in Thränen aus.

Er geräth außer sich.

„Das ist schrecklich — nein, nur das thun Sie mir nicht an!" ruft er, ihre Hände in die seinen nehmend, und eine nach der anderen an die Lippen ziehend — „ich hab' Sie ja wirklich lieb — viel lieber als Sie glauben — Sie brauchen's auch gar nicht zu wissen, wie lieb . . . aber eben deswegen thut's mir . . . weh, Sie so . . . mit einem Worte . . . so elend verkümmern zu sehen."

„Was soll ich denn machen? — ich kämpfe ja gegen mein Schicksal wie ich kann!" schluchzte Gertrud.

„Meiner Ansicht nach kämpfen Sie schlecht," erklärt er. Er hat ihre Hände losgelassen und geht jetzt mit großen Schritten in dem Atelier auf und ab. „Soll ich Ihnen die Wahrheit sagen?"

„Ja," murmelt sie — „machen Sie Ihrer Unzufriedenheit Luft."

„Nun denn! — Sie sind halb! — das ist das Aergste in solchem Falle. Wenn Sie Ihren alten Vorurtheilen . . . hm! ich wollte sagen Lebensanschauungen, treu bleiben, sich in ein genügsam anständiges, klägliches Dasein fügen wollten, so würde ich sagen, allen Respect — es ist Ihre Sache, führen Sie's durch. Aber in so Etwas können Sie sich nicht fügen, Sie haben . . . nun, mit einem Wort, viel zu viel Temperament dazu — da versuchen Sie ein Compromiß zu schließen — Sie zigeunern mit allen möglichen Menschen herum, bringen sich ins Gerede und halten doch noch an all' Ihren alten Engheiten und Unnatürlichkeiten fest, verbrauchen Ihre besten Kräfte in einer unbewußten Selbstbeherrschung. Entweder — oder! Für ein Geschöpf wie Sie gibt es nur zwei Dinge: entweder Sie werden Nonne — oder Sie heirathen. Und wenn Ihre Verhältnisse eine Heirath nicht zulassen, dann, zum Teufel noch einmal — machen Sie einen Strich über Ihre Zimperlichkeit — wagen Sie sich ins Leben hinein! Ich versichere Ihnen, wenn Sie einmal eine berühmte Künstlerin geworden sind, wird kein Hahn danach krähen, ob Sie eine Vergangenheit haben oder nicht. Ja . . . was ist Ihnen?"

Sie ist todtenbleich geworden — sie hält sich an einem Stuhle fest, um nicht zu schwanken — dann, ohne ein weiteres Wort, verläßt sie das Atelier.

„Dummkopf! der ich war," murmelte knirschend Lozonczyi — „wer hieß mich auch gleich so brutal ins Zeug gehen! Nun hab' ich sie für immer abgeschreckt und verscheucht!" Nachdenklich zieht er die Brauen zusammen, dann plötzlich, mit den Achseln zuckend, fügte er hinzu: „Wer weiß!"

Fast zwei Wochen waren seit Lozonczyi's heftiger Auseinandersetzung mit Gertrud verstrichen.

Während dieser ganzen Zeit hatte er seine Lehrthätigkeit in dem Damenatelier unterbrochen. Zweimal hatte er unter nichtigen Vorwänden sein erwartetes Erscheinen abgesagt.

Gertrud verlor den Kopf — sie wußte sich mit ihrer Arbeit keinen Rath — sie fing an zu bereuen, daß sie seine befremdlichen Worte so tragisch aufgenommen hatte. Sie hatte ihn einfach auslachen, über diese ganze Peinlichkeit hinüber gleiten sollen, sagte sie sich jetzt.

Da dies versäumt war, mußte sie einlenken; denn ein Bruch mit ihm bedeutete für sie den Umsturz aller ihrer Luftschlösser, gänzliche Hülflosigkeit in ihrer Kunst. Sie fühlte sich noch durchaus abhängig von ihm, sie glaubte an ihn, als ob er an ihr Wunder wirken könne.

Unruhig und unschlüssig verfügte sie sich endlich zu Boschka, um diese aufzufordern, sie in die Höhle des Löwen zu begleiten.

Boschka bot ihr eine Tasse Thee und sagte ihr allerhand Freundliches über ihr im diesjährigen Salon ausgestelltes Bild.

Gertrud antwortete auf alle ihre Bemerkungen sehr zerstreut. Endlich rückte sie mit ihrem Anliegen heraus. „Wollten Sie mich nicht in das Atelier Lozonczyi begleiten?" fragte sie. „Ich wünsche mir so sehr, sein neuestes Bild zu sehen."

„Ach, die Versuchung! — Ich versichere Ihnen, es ist nicht der Mühe werth, deswegen bis an das Ende der Rue de L'Université zu pilgern," erklärte gleichmüthig Boschka. „Es ist wirklich nicht der Mühe werth — es ist gar keine Versuchung, es ist nur ein Porträt der Fanny Isolanyi. Ich hab's schon einmal gesehen, ein zweites Mal gehe ich deswegen keinen Schritt. Er sucht in ganz Paris nach einem anderen Modell. Sie werden sehen, er wird das Bild gegen die Wand stellen!"

„Schade, ich hätte es doch gern gesehen," murmelte Gertrud.

„Aber warum gehen Sie dann nicht zu ihm hin?" rief Boschka. „Ich habe in den nächsten Tagen wirklich keine Zeit, ich muß arbeiten. Aber wenn Sie sich geniren, sein Atelier ohne ‚Schutzweib' zu besuchen, so nehmen Sie sich doch die Lindner mit, die begleitet Sie mit Vergnügen. Nur aufrichtig gestanden, begreife ich Ihre Prüderie nicht, liebe Gertrud, und Lozonczyi lacht sie nur dafür aus. Ich war fünfzigmal allein bei Lozonczyi; einmal hab' ich ihm für die Hände zu einer heiligen Cäcilia posirt, und dann haben wir im tête à tête mitsammen gefrühstückt — es war sehr lustig — und ich versichere Ihnen, daß er keinen Versuch gemacht hat, mich aufzuessen!"

Es war am Vorabend des Tages, an dem Lozonczyi's Lehrstunde bei Hudry Menos fiel. Cigarretten rauchend, schritt er in seinem Atelier auf und ab.

„'s ist besser, der Sache die Spitze abzubrechen," sagte er sich soeben; „morgen will ich wieder in die Bude hinein schauen."

Da schellte es an seiner Thür — er fuhr zusammen. Wer konnte das sein? — Jemand, der die Gebräuche, welche bei ihm herrschten, nicht kannte. Bei ihm schellte man nicht, man klopfte.

„Herein!" rief er ziemlich barsch. Die Thüre öffnete sich, zitternd vor Erregung, roth vor Verlegenheit, erschien Gertrud.

„Sie hier? Ich traue meinen Augen nicht!" rief er; dann, wie aus Angst, sie möglicher Weise durch seine zu offenkundig geäußerte Ueberraschung zu verscheuchen, setzte er hinzu: „Aber ich freu' mich, ich freu' mich diebisch, Sie zu sehen! Welch' guter Wind weht Sie her?"

„Meine Neugierde," erwiderte ihm Gertrud lachend. Sie fühlte sich durch seine Herzlichkeit gehoben — es klang eine Spur Reue hindurch, das schmeichelte ihr.

„Man spricht so viel von Ihrem neuen Bild — von der Versuchung. Ich wollte das Werk auch sehen. Da Niemand bei der Hand war, mich zu begleiten, so bin ich allein gekommen. Ein Fortschritt! nicht wahr? Mit der Zimperlichkeit wenigstens bin ich fertig geworden!"

„Mehr verlangt man nicht von Ihnen," sagte er mit Nachdruck. „Und jetzt treten Sie ein."

Er zog sie ein wenig vorwärts.

Sie sah sich um. Wenn das Atelier auch keineswegs nach dem Salonzuschnitt verschiedener, in Paris berühmter Malerwerkstätten gehalten war, so war es doch keineswegs schablonenartig kahl. Ein paar farbensatte, orientalische Teppiche lagen herum. Eine Chaiselongue war mit einem weißen Bärenfell bedeckt.

Bei diesen Unwesentlichkeiten hielt sich Gertrud's Blick nicht lange auf. Sie heftete ihn auf die Wände, an denen Studien oder unausgeführte Bilder hingen. Kühn hingesetzte Entwürfe, behandelten sie fast alle dasselbe Thema — die Leidenschaft mit ihren Qualen und ihren Verzückungen — die Leidenschaft, die das Gröbste in uns aufwühlen muß, um das Zarteste zur Blüthe zu bringen.

Die äußerste Grenze des künstlerisch Erlaubten war in diesen Entwürfen häufig gestreift, nie überschritten. Eine tiefe Traurigkeit schwebte halb mitleidig, halb anklagend über dem, was die Bilder zeigten, und adelte das fürchterliche Problem, mit dem sie sich beschäftigten.

Gertrud fehlten die Worte, den Eindruck, welchen diese Malereien auf sie ausübten, zu schildern, aber aus ihren Augen sprach eine große, erschrockene Bewunderung.

„Es ist sehr lieb von Ihnen, daß Sie gekommen sind," murmelte er einmal um das andere — „sehr lieb — sehr lieb!"

„Ich hatte solche Lust, zu kommen," versicherte sie aufrichtig. Die Befangenheit, welche sie in das Atelier mitgebracht, war verschwunden, war in einem süßen Machtbewußtsein erstorben.

„Warum haben Sie sich's denn so lange überlegt?" fragte er sie.

„Warum?" — Sie erröthete ein wenig. „Warum? . . . aus allerhand Gründen," stotterte sie. — „Sie haben mich neulich sehr verletzt, aber wir wollen nie mehr davon reden, nie . . . nie!"

„Das ist das Beste," murmelte er, „weitaus das Beste — ich habe Unsinn geredet, häßlichen Unsinn — vergessen Sie Alles!"

„Und nun zeigen Sie mir Ihr Bild," bat Gertrud.

Sein Gesichtsausdruck veränderte sich plötzlich. „Da . . ." sagte er mißmuthig, indem er einen grünen Vorhang von einem großen Gemälde auf einer Staffelei wegzog; „ich sage Ihnen im Voraus, daß nichts daran ist."

Gertrud zuckte zusammen. — Das in seiner Unfertigkeit bereits von ganz Paris besprochene Bild war in der That nichts als ein mit merkwürdiger Virtuosität ausgeführtes Porträt Fanny Isolanyi's.

„Gemein! . . . nicht wahr?" rief Lozonczyi; dann, in einem plötzlichen Anflug von Zorn, nahm er ein Spachtelmesser und fuhr damit quer über das Gesicht auf dem Bilde.

„Was machen Sie?" rief Gertrud, „das Ding war ja wunderschön gemalt!"

„Ach, was — daß ich malen kann, wissen ziemlich viele Menschen auf der Welt; ich wollte einmal etwas Anderes als nur malen. Hatten Sie gehört, daß dieses Ding da die ‚Versuchung' heißen sollte?"

Gertrud nickte.

„Aber es sollte eine ganz besondere Versuchung sein," fuhr er fort — „und den Ausdruck dafür konnt' ich nicht finden. Diese ‚Versuchung'" — er deutete verächtlich auf die Leinwand — „war eine Dirne, die sich ihrer Siege über den ersten Besten freut. Die Versuchung, wie ich sie malen wollte, sollte eine Sphynx sein, die, ihrer Macht unfroh bewußt, vor Angst vergeht, daß ihr auch das Edelste nicht widerstehen möge — eine Versuchung, der schaudert vor dem Zerstörungswerk, das sie vollbringen muß — eine Versuchung, der graut vor ihrem Sieg! — Magisch, anlockend, unentrinnbar und unerbittlich — und dabei traurig — traurig wie das Schicksal, wie die Natur — traurig wie Gott!"

„Ich sehe schon, Sie wollten eigentlich einen halben Band Nietzsche und eine ganze Wagner'sche Oper in Ihr Bild hinein malen!" neckte ihn Gertrud.

„Vielleicht! . . . gelungen ist es mir nicht," erwiderte er ruhig. „Aber . . . einen Augenblick . . . nehmen Sie Ihren Hut ab und bleiben Sie so! . . ."

Sie nahm ihren Hut ab, dann ließ sie mit einer müden Bewegung ihre beiden Arme an ihren Seiten niedergleiten.

„Ziehen Sie die Handschuhe aus," bat in etwas befehlendem Tone Lozonczyi — er war jetzt ganz Künstler, er genoß jede Farbenschattirung in ihrem Gesicht, jede schöne Linie ihres Körpers.

Sie zog die Handschuhe aus, ließ die Hände wie früher an ihren beiden Seiten niedergleiten — sie war wie berauscht von seiner Bewunderung. Er betrachtete sie immer aufmerksamer.

„Merkwürdig!“ murmelte er. „Ihre Hände sind an und für sich ein Gedicht — diese weichen, rosa gespitzten Kinderhände, diese leeren, traurigen Hände mit dem großen Liebkosungsvermögen, das sie an nichts wenden können . . . Mein Gott! mein Gott! wird das ein beneidenswerther Kerl sein, der sich einmal das Recht erwirbt, Sie in die Arme zu schließen!“

„Lassen Sie die Todten ruhen in Frieden, das ist für mich vorbei,“ sagte sie plötzlich, einen herben Ton anschlagend — „ich bin froh, daß es vorbei ist!“

„So! — Es ist eine der heiligsten und unumgänglichsten Verpflichtungen weiblicher Wesen Ihrer Art, sich in die Tasche zu lügen!“ murmelte Lozonczyi. Indem wendete er den Kopf. — „Hat's nicht geklingelt?“ fragte er.

„Ja,“ sagte Gertrud.

Es klingelte ein zweites Mal.

„Soll ich die Leute herein lassen?“ fragte er befangen.

„Aber natürlich,“ sagte Gertrud, der plötzlich auch nicht ganz leicht ums Herz wurde.

„Herein!“ rief er; „warum kommen Sie nicht herein, die Thür ist offen.“

Draußen hörte man die Klinke gehen — herein trat Gertrud's ehemaliger Verehrer, Herr von Zoller. Er schüttelte Lozonczyi mäcenhaft protegirend die Hand, dann heftete sich sein Blick auf Gertrud. Er zwinkerte. Sie wußte nicht recht, erkannte er sie wirklich nicht, oder wollte er sie nicht erkennen.

Lozonczyi stellte ihn vor — „Herr von Zoller, ein Kunstfreund aus Frankfurt — Fräulein von Glimm, meine talentirteste Schülerin.“

„Ach, Fräulein von Glimm!“ Herr von Zoller reichte jetzt auch ihr protegirend die Hand — „wir kennen uns schon von früher her — ich habe mich nur nicht gleich erinnert, es liegt so Vielerlei dazwischen.“

„Ja, in der That!“ meinte Gertrud, die jetzt ihren Hut aufsetzte — „es liegt Vielerlei dazwischen!“

„Ich bin nur gekommen, um zu fragen, ob meine Frau statt morgen übermorgen erscheinen kann zur Sitzung?“

„Wie es Ihnen beliebt, mir ist es ganz einerlei — das Bild wird ohnehin in der nächsten Sitzung fertig,“ erwiderte Lozonczyi.

„Wirklich? — Sie malen sehr schnell,“ bemerkte nicht ohne eine gewisse Gereiztheit Herr von Zoller.

„Es kommt darauf an, was ich male.“

„Ach, in der That!“ — Dann ließ Herr von Zoller noch den Blick über die mit Bilderentwürfen bedeckten Wände gleiten und sagte: „Interessant!“ und „recht merkwürdig“ — worauf er sich zurückzog.

„Schöps!“ stöhnte Lozonczyi.

„Sie malen seine Frau?“ fragte Gertrud.

„Ja, eines von den Bildern, die einem nicht weh' thun und sich rentiren. Haben Sie übrigens bemerkt, wie zornig er war darüber, daß er mir 30000 Francs zahlen soll für etwas, mit dem ich in der achten Sitzung

fertig sein werde? — Aber — bleiben Sie doch noch ein Augenblickchen, warum ziehen Sie denn schon wieder Ihre Handschuhe an? Ich sehe Ihre Hände zu gern — die armen Hände!"

Sie schüttelte den Kopf und zog mit Entschlossenheit ihre Handschuhe an.

„Wie Sie wollen," sagte er; „es war schön, daß Sie gekommen sind. Sie können sich etwas darauf zu Gute thun, daß Sie einen todten Künstler wieder zum Leben erweckt haben. Die Inspiration, nach der ich mich sehnte, haben Sie mir gebracht. Nur noch eins — ich möchte Sie so schrecklich gern malen!"

„Als Versuchung?" fragte sie muthwillig und erröthete gleich darauf über den unpassenden Scherz.

„Nein," sagte er und musterte sie aufmerksam, langsam vom Kopf bis zu den Füßen. „Die ‚Versuchung‘ stelle ich vorläufig gegen die Wand; ich möchte Sie malen als ‚Sehnsucht‘!"

Es war um zwei Monate später, und ganz Paris, was sich in Paris für künstlerische Dinge interessirte, erfüllt von Lozonczyi's neuestem Gemälde, welches er ausgestellt hatte bei Petit.

„Sehnsucht!"

Nichts als eine einzelne Mädchengestalt mit unergründlichen Augen und einem traurigen, blassen Gesichte, in einer ärmlichen Landschaft, in welcher der Frühling keimte, ohne noch zu blühen.

Von einem Anderen gemalt, hätte das Bild einer sentimentalen Romanvignette gleichen können; von Lozonczyi war es eines der Meisterwerke des Jahrhunderts. Die ganze Herbigkeit seiner Kunst schwebte über der dürftigen, noch von der Winterkälte in ihrer Entwicklung zurückgehaltenen Landschaft, das ganze Fieber seines Genies pulsirte in der herrlichen Gestalt des jungen Weibes.

Gertrud hatte ihm zu dem Bilde gestanden.

So sehr es ihr geschmeichelt hatte, Fanny Isolanyi in seiner Gunst verdrängt und ihn ihrerseits zu einer neuen Schöpfung begeistert zu haben, hatte sie sich doch zur ersten Pose schwer entschlossen; dann hatte sie die Stunden, während derer sie ihm stehen sollte, nicht mehr erwarten können. Die Zeit, die sie in seinem Atelier zubrachte, war für sie die einzig wichtige im ganzen Tag — die einzige, auf die sie sich freute. Daneben verblich selbst das Interesse an ihrer eigenen Arbeit.

Seit acht Tagen hatten die Sitzungen aufgehört — das Bild war fertig. Ganz Paris jauchzte über die letzte Leistung Lozonczyi's, nur er selber fühlte einen nicht zu bannenden Mißmuth, eine unerträgliche Lebensleere. Das Gleiche empfand auch Gertrud.

Es war ein schwüler Junitag. Sie saß in einem elenden Zimmerchen und brütete. Ein verbogenes Theebrett aus Eisenblech, von dem die Glasur vielfach abgesprungen war, stand vor ihr mit dem abgegessenen Frühstückszeug, welches aus der Ruine einer Kaffeekanne, einer weißen Tasse von fingerdickem

Steingut und einem abgeschundenen Metalltellerchen bestand, mit einem kleinen Stückchen halb geschmolzener Butter darauf.

Die Zeiten, in welchen sie über die kleine Wohnung in der Rue Notre Dame des Champs und Lieschen's Bedienung verfügte, erschienen ihr jetzt als etwas Märchenhaftes. Schon vor längerer Zeit hatte sie die Wohnung aufgeben müssen.

Sie sehnte sich jetzt oft und schmerzlich nach diesen drei Stübchen, die ihr ehemals so dürftig erschienen waren, besonders nach dem langen, schmalen, hellen Schlafzimmer mit der Aussicht auf den Garten. Es war ihr hart angekommen, in ein Garni zu ziehen, jetzt hatte sie sich auch daran gewöhnt. Es führte den stolzen Namen Hôtel du Vatican und machte von außen mit seinen von Schlinggewächsen umflatterten Balconen einen ganz reputirlichen Eindruck. Innen aber war es öde, eng und schmutzig und von einem abscheulichen Geruch nach schlecht durchgespülten Canälen und in Gährung übergegangenen Gemüseüberbleibseln erfüllt.

Gertrud's Zimmer befand sich im vierten Stock und sah in einen schmalen Hof, durch den sich von zwei Seiten das abfließende Wasser in ein vergittertes Loch schleppte. In den Ecken rings herum standen ein paar kranke Topfpflanzen, die sich in der verdorbenen Luft zu mausern schienen. Im Erdgeschoß, durch welches ein schmaler Gang in den Hof führte, befand sich auf der einen Seite die Portierswohnung, auf der anderen ein kleiner Laden, in dem man neben Federn, Tinte und Papier, im Winter Larven, falsche Nasen und andere pappendeckelne Maskeradenartikel und das ganze Jahr hindurch Rosenkränze, Medaillen und kleine Heiligenbilder verkaufte. Der Laden und der katholische Name des Hôtels bürgten für dessen Respectabilität. Fräulein Lindner, eine bigotte Katholikin, welche selbst ein Zimmer darin in dem Stockwerk über Gertrud bewohnte, hatte es Gertrud empfohlen, als diese sich in der Lage gesehen hatte, ihre frühere Wohnung weiter vermiethen zu müssen, um ihre Ausgaben einzuschränken. Gertrud zahlte für ihr Zimmer zwanzig Francs monatlich und konnte es für die Sommermonate, welche sie in Barbizon zu verbringen gedachte, kündigen. Es war schmal und muffig und mit sechseckigen Ziegeln gepflastert. Die abgenutzten Möbel aus rothem Mahagoni mit mühsam verklebten Schäden hatten offenbar schon mehr als eine Auction durchgemacht.

Da saß sie nun und brütete. Es war überall heiß an diesem wolkenlosen, windstillen Junitag; in ihrer Dachkammer war's geradezu unerträglich.

Die Sonne schien freigebig genug zu ihr herein, selbst im Winter, ein frischer Luftzug erreichte sie nie — die Luft, welche durch ihr kleines Fenster drang, war immer vergiftet von den Ausdünstungen, die aus dem Höfchen zu ihr aufstiegen, und von dem Rauche, der aus den Schornsteinen über die Dächer fegte.

Boschka hätte vielleicht selbst dieser Höhle eine Art Wohnlichkeit abzuzwingen gewußt; Gertrud nahm sich damit nicht die geringste Mühe. Das Zimmer Nr. 21 in dem Hôtel du Vatican war für sie nichts als eine Gefängnißzelle, ein provisorischer Kerker, aus dem sie einmal die Kunst abholen

würde, um sie triumphirend ins große Leben zurückzuführen. In letzterer Zeit hatte sie eine wahre Leidenschaft, Luftschlösser zu bauen. Je tiefer sie das Schicksal herab drückte, um so höher wurden die Luftschlösser. Aber heute fühlte sie sich zu müde, zu verdrießlich zu dieser Beschäftigung. Obwohl sie sehr spät aufgestanden war, flößte ihr die Länge des Tages, den sie vor sich hatte, dennoch Angst ein. Was damit anfangen? — Und es war ihr Geburtstag, ihr dreißigster Geburtstag! Das war das Aergste.

Da hörte sie Schritte draußen; dann klopfte es an ihre Thüre.

„Herein!“ rief Gertrud.

Herein trat Lieschen mit ihrem Mann. Sie kam gratuliren. Wie alle Jahre brachte sie einen schön glasirten Chokoladenkuchen, denselben, welcher in der Heimath Gertrud's Geburtstagstisch zu zieren pflegte. Lieschen hatte ihn noch von der alten Lindenheimer Köchin gelernt.

Die ehemalige Dienerin sah sehr stattlich und glücklich aus. Ihr Mann war ein hübscher, treuherziger Bursche, der sich natürlich ein wenig linkisch hinter seiner jungen Gattin versteckte, während er, den Hut krampfhaft gegen die Brust haltend, Mademoiselle für alle Güte dankte, welche Mademoiselle ihrer Zeit seinem Weibe bewiesen.

Seine Worte trieben Gertrud das Roth in die Wangen und die Thränen in die Augen. „Zu danken hat mir Lieschen nichts,“ erklärte sie, „vielmehr habe ich ihr zu danken für ihre Treue und Anhänglichkeit. Lieschen gehörte für mich immer fast zur Familie!“ Darauf hin nahm sie Lieschen bei den Schultern und küßte sie auf ihre beiden von Gesundheit und Frohsinn glänzenden Wangen — sie mußte lieb und zärtlich sein gegen irgend Jemanden, wenn's auch nur Lieschen war!

Kaum hatte sich die Thüre hinter dem jungen Ehepaare geschlossen, so klopfte es noch einmal.

Diesmal waren es Boschka und Herr Braun, die eintraten — Boschka verjüngt, verschönt, merkwürdig ordentlich hergerichtet, in einem hellen Sommerkleidchen und einem geschmackvollen Hut.

Auch sie war gratuliren gekommen, nebstbei war sie gekommen, um sich selber gratuliren zu lassen. Kaum, daß sie Gertrud den großen Blumenstrauß übergeben, den sie beim Eintreten in der Hand hielt, warf sie sich ihr an den Hals und rief: „Ich muß Ihnen eine große Neuigkeit mittheilen — ich bin Braut! Sie sind die Erste, der ich's sage — da stelle ich Ihnen meinen Bräutigam vor.“

Gertrud legte natürlich sofort alle die Freude an den Tag, die man bei solchen Anläßen — weiß Gott warum — immer an den Tag legen muß. Es ist nun einmal hergebracht, daß man, trotzdem mit Ausnahme einer verschwindenden Minderzahl alle Menschen heirathen, jede neu zu Stande gebrachte Verlobung als ein specielles Wunder bestaunt.

Uebrigens freute sich Gertrud wirklich. Nachdem sie mit dem Glückwünschen fertig geworden war, erzählte ihr Boschka, wie sich Alles zugetragen hatte.

„Seine Tante ist gestorben und hat ihm etwas Vermögen hinterlassen, darum kann er mich heirathen," berichtete sie. „Wie es scheint, hatte er von jeher die Absicht, mich zur Frau zu nehmen. Drum war er auch immer so grob gegen mich."

„Aber Boschka!" murmelte Herr Braun, „ich bemühte mich nur, Sie vor Ihren eigenen Extravaganzen zu hüten."

„Grob waren Sie," lachte Boschka — „na besser zuvor, als nachher."

Boschka erröthete ein wenig, warf sich Gertrud um den Hals und flüsterte ihr zu: „Ich bin zu glücklich." Dann suchte Gertrud nach ihrem Maurodaphne — einem vorzüglichen griechischen Wein, von dem sie sich vor einiger Zeit eine Flasche aus Gesundheitsrücksichten angeschafft. Es zeigte sich, daß sie noch über die Hälfte gefüllt war. Sie setzten sich alle drei um den Tisch in dem kleinen Zimmer, tranken den süßen Wein, ließen einander gegenseitig leben und aßen Lieschen's Kuchen dazu. Gertrud lachte und wurde ganz fröhlich, bis Boschka endlich aufstand und meinte: „Jetzt ist's Zeit, Abschied zu nehmen."

„Abschied?" fragte hierauf Gertrud etwas verblüfft. „Wir sehen uns doch noch?"

„Hoffentlich — und dann recht häufig," meinte Boschka — „aber nicht in allernächster Zeit. Ich reise morgen früh ab nach Böhmen, um die Herstellung meiner Ausstattung in Angriff zu nehmen."

„Und wollen Sie sich bleibend in Böhmen festsetzen?" fragte Gertrud erschrocken.

„Bleibend!" . . . Boschka schob die Schultern in die Höhe — „es gibt kein ‚bleibend' für einen Journalisten, der als sogenannter Correspondent thätig ist. Einen großen Theil des Jahres wollen wir reisen. Aber denken Sie nur, was für ein guter Kerl er ist trotz seiner Bärbeißigkeit. Um mir ein Vergnügen zu machen, hat er die alte Mühle gekauft, aus der mein Vater stammt und über die sich seine Erben nicht einigen konnten. Dort wollen wir unser Hauptquartier einrichten. Wenn auch kein Mehl mehr darin gemahlen wird, so wollen wir das Rad doch gehen lassen, nur, weil's an Schubert'sche Lieder erinnert. Im Uebrigen soll Alles möglichst slawisch decorirt werden. Es soll das Ideal einer böhmischen ‚Chaloupka' werden, und wir wollen uns eine Kuh kaufen und die soll Libuscha heißen. Wir wollen allem Hergebrachten auf dem Kopf tanzen und es doch allen Menschen bei uns gemüthlich machen, gemüthlicher als irgendwo anders in der Welt; 's wird noch hübscher sein bei uns als damals in Cayeux," versicherte Boschka. „Und dann müssen Sie uns recht bald in Böhmen besuchen!"

„Adieu! — und folgen Sie unserem Beispiel, ich hätte nie gedacht, daß es so angenehm sein könnte, verliebt zu sein!" erklärte Herr Braun zum Schluß. Er küßte Gertrud die Hand — Boschka umarmte sie, dann entfernte sich das Brautpaar. Gertrud geleitete die beiden hinaus und sah ihnen nach, wie sie die sich schraubenförmig drehende Treppe hinabstiegen.

Damit aber hatte die Gratulation noch keineswegs ihr Ende gefunden. Es klopfte noch einmal; diesmal war's Naná, die eintrat, ein bildhübsches, kleines Mädchen an der Hand. Es war das Kind ihrer Nichte, die kleine Caroline.

Sie mochte etwa vier Jahre zählen, trug ein weißes Schürzchen über einem dunkelblauen Kleid, hielt einen großen Rosenstrauß in der Hand und reichte ihn Gertrud mit einem andächtig gelispelten Glückwunsch.

Gertrud war von der kleinen Schönheit entzückt, sie hob sie auf ihren Schoß, fütterte sie mit Kuchen und Wein und strich ihr liebkosend über das krause, hellbraune Haar.

Plötzlich durchschoß sie's . . . wenn ich Bill geheirathet hätte! . . .

Jetzt war sie allein — die Thüre hatte sich auch hinter ihrem letzten Gratulanten geschlossen.

Sie warf sich auf ihr Bett und schluchzte. Alle hatten sie ihr Glück gewünscht — Glück — ihr! Es klang wie grausamer Hohn . . . welches Glück sollte ihr denn noch blühen im Leben! — —

Durch die schwüle, träge Sommerhitze tönte, auf einer Geige gespielt, eine Fuge von Bach. Das Tempo der Fuge verlangsamte sich, der Klang der Geige wurde immer matter; plötzlich brach die Musik ab. Nach einem Weilchen begann die Fuge von Neuem, um . . . diesmal früher und noch plötzlicher als das erste Mal zu enden.

Gertrud fröstelte. Ein aufrührerisch zum Himmel schreiendes Mitleid erfaßte sie — der Jammer, der aus der Fuge herausklagte, vermehrte den ihren.

In einem der unteren Stockwerke wohnte eine österreichische Offiziers-wittwe mit einem etwa fünfzehnjährigen Sohn, der sich seiner hervorragenden musikalischen Begabung halber zum Violinisten ausbilden sollte. Da die pecuniären Verhältnisse der Familie die denkbar dürftigsten waren, so hatte die Mutter der Verlockung nicht widerstehen können, den Knaben als Wunder-kind concertiren zu lassen, und auf mehr denn einem Podium hatte der „jeune baron Autrichien“ mit dem schwarzsammtnen Mozart-Costüm und den langen, goldenen Locken Lorbeeren und glänzende Kritiken geerntet.

Sein schwacher Körper hielt die Strapazen der Carrière nicht aus — sein Spiel wurde matter und matter, und eines Abends in einem Wohl-thätigkeitsconcert, dem das ganze Foubourg St. Germain beiwohnte, fühlte er einen stechenden Schmerz in der linken Hand und brach noch vor Beendigung der Sarasate'schen Zigeunerweisen zusammen — brach zusammen, ehe noch das Publicum seines aufdringlichen Adelspatents und seiner langen, blonden Locken überdrüssig geworden. — Seine Carrière war beendigt.

Ein halbes Jahr lang hatte er keinen Ton mehr spielen dürfen, jetzt noch wurde ihm die Hand täglich elektrisirt, aber er versuchte bereits zu üben. Immer wieder versuchte er dieselbe Fuge, nie brachte er sie zu Ende. Es gab alle Tage Scenen zwischen Mutter und Sohn, das wußte man im ganzen Hôtel. Der Junge schluchzte und sagte, es sei aus mit ihm, er wisse, daß es mit ihm und seinem Talent aus sei, und die Mutter zankte mit ihm, um ihm Muth zu machen — ihm und sich — und dann ertönte noch einmal, immer unsicherer, ängstlicher die arme, zu Tode gequälte Fuge von Bach.

Gertrud hielt sich die Ohren zu. „Ach, mein Gott! wenn ich bedenke, daß es mir auch so ergehen könnte!“ rief sie — „daß ich stecken bleiben könnte in meiner Laufbahn wie der arme Junge! Wie viele Mädchen, die hoffnungsvoll und talentvoll in unsere Akademie eingetreten sind, haben sie als verzweifelnde Stümperinnen verlassen! Aber warum so etwas denken — in mir steckt mehr als in den Andern — vielleicht werde ich noch einmal eine große Künstlerin!“

Eine große Künstlerin! Das war das Ziel, der Gipfelpunkt aller glücklichen Möglichkeiten.

Plötzlich durchzuckte sie's . . . was dann? . . . Ihre krankhafte, verstimmte Phantasie vermochte ihr auch nach der Richtung hin keine tröstlichen Vorstellungen herauf zu beschwören — nur schreckliche Bilder glitten durch ihre Seele; eines nach dem andern schwebten sie an ihrem inneren Blick vorbei, die berühmten Frauen, die das große Loos gezogen hatten in der Kunst.

Aus der Dresdener Galerie, unter einer zerzausten Pelzmütze, grinste ihr die blasse Fratze der Rosalba Carrièra entgegen, wie sie von der Malerin selbst im Pastell verewigt worden war. Dann kam Angelica Kauffmann an die Reihe, eine überschätzte Localgröße, die in ihrer sentimentalen Liebesgier einem Lakai zum Opfer gefallen war, der ihr den Edelmann vorgespielt hatte. Madame Vigée Lebrun — nun, die zum Wenigsten hatte nicht durch die Kunst gelitten, im Gegentheil, allen Glanz, alles Licht, allen Sonnenschein, Alles, was sie an hervorragender Achtung und ausgesuchter Behaglichkeit in ihrem Leben genossen, dankte sie der Kunst. Wie bezwungen von dem Zauber ihrer liebreizenden Weiblichkeit, hatte die große Chimäre ihr dienend zugetragen, was sie an Schätzen für sie erreichen konnte, und sie nicht mit ihren grausamen Krallen berührt. Was sie an Schmerz und Unglück erfahren hatte in ihrem Leben, lag abseits von der Kunst.

Die liebliche Erscheinung der gefeierten Künstlerin schwebte langsam, freundlich durch die Seele Gertrud's, wie ein wohlwollend hinzögernder Sonnenstrahl — wie eine liebkosende Tröstung.

Gertrud war leichter zu Muth geworden, während sie der berühmten Französin gedachte; aber kaum, daß sie Zeit gefunden, aufzuathmen, so verfolgte sie ein neues Schreckensbild — Louise O'Connell, eine der begabtesten Frauen aller Zeiten, deren Arbeiten Gertrud viel sympathischer berührten, als die anmuthige Oberflächlichkeit der Vigée, stieg vor ihr auf. Louise O'Connell! — Keine Frau hatte schönere Porträts gemalt als sie, die preußische Malerin, die in Paris einen durch den Trunk herunter gekommenen Irländer geheirathet hatte, der früher irgend etwas Besseres, später ein gewöhnlicher Fechtmeister gewesen war, den sie unsinnig geliebt, dem sie, tausendmal von ihm betrogen, tausendmal verziehen hatte, bis sie endlich die Kraft in sich gefunden, sich von ihm loszusagen und mit verbittertem Herzen ihr Leben in elender Verkommenheit zu beschließen. Die älteren Schülerinnen im Atelier Hubry Menos erinnerten sich ihrer noch als eines zerzausten, ungewaschenen, mit der Welt zerfallenen alten Weibes.

Gertrud wendete sich ab, suchte nach einer ermuthigenderen Vorstellung; aber das, was ihr nun die Erinnerung vorführte, war für sie fast noch trauriger als die Existenz Louise O'Connell's in ihrer abseits liegenden Schauerlichkeit. Ein paar bekannte, zeitgenössische Malerinnen, solche, denen die Jury des Salons Piedestale und die Kunstberichterstatter der Zeitungen lobende Artikel gönnten, und die, bei aller Berühmtheit, ein kärgliches Leben in kleinen Verhältnissen und engen Wohnungen fristeten zwischen Collegen und Colleginnen, die um eine Stufe niedriger standen als sie, und auf deren Bewunderung sie rechnen durften.

Wenn sie sich noch ein paar Jahre bemühte, würde sie's vielleicht so weit bringen wie die. Ungeduldig zuckte sie mit den Achseln. Warum sollte sie's nicht weiter bringen — das Höchste erreichen . . . das Höchste! . . . Eine letzte Erinnerung traf ihr wie ein vergifteter Dolchstich ins Herz.

An einem schwülen Augusttag, unter den vorgebeugten, silbrig schimmernden Aesten eines alten Weidenbaums, in einem kleinen Boot an den Ufern der Seine, hatte sie einmal eine sonderbare Erscheinung erblickt — etwas Formloses in einer schlotternden, dunkelblauen Leinwandblouse, mit einem roth aufgedunsenen, von kurzem, graublondem Haar umstarrten Gesicht, unter einem großen Bauernstrohhut.

„Wer ist der häßliche alte Mann?" hatte sie einem jungen Maler zugerufen, mit dem sie in Begleitung einer Collegin die grüne Sommerlandschaft durchstreifte.

„Das?" hatte er erwidert, „das ist Rosa Bonheur!"

Rosa Bonheur — die größte von Allen, ein Name, um den sich Legenden schlingen!

Die Worte Lozonczyi's klangen ihr durch die Seele — „eine berühmte Malerin ist entweder eine geachtete Mittelmäßigkeit — oder ein Ungeheuer."

Ihr graute vor der Kunst! — — —

Wieder stieg ein Tritt die Treppe herauf. Diesmal öffnete sich die Thüre nicht — unter dem Rand derselben kroch eine Zeitung hervor, dann entfernte sich der Tritt.

„Vielleicht eine Kritik, die mir eine Collegin zuschickt," sagte sie sich und erhob sich gleichgültig, mißmuthig, um die Zeitung unter der Thür hervorzuziehen.

Sie schlug das Zeitungsblatt auf, ihre Augen hefteten sich auf einen Artikel, der mit Blaustift angestrichen und mit dem Titel „Sehnsucht" überschrieben war.

Was man zur Lobpreisung eines Bildes sagen kann, stand in dem Artikel. Zum Schluß fesselte folgende Stelle ihre Aufmerksamkeit:

„Sehnsucht! Wenn die uns von Lozonczyi so genial dargestellte Erscheinung die Sehnsucht ausdrückt, so erweckt sie dieselbe gleicher Maßen in dem Beschauer. Wir können nur jedem Manne dringend wünschen, wenigstens einmal in seinem Leben diesem eigenthümlich fesselnden, blassen Antlitz, diesen unergründlichen Augen zu begegnen, er wird lange davon träumen."

So schloß der Artikel.

„Wir können jedem Mann nur wünschen, wenigstens einmal in seinem Leben diesem eigenthümlich fesselnden, blassen Antlitz, diesen unergründlichen Augen zu begegnen — il en rêvera longtemps! . . .“

Sie wiederholte die Worte vor sich hin. — Das stand in der Zeitung über Lozonczyi's Bild! Jeder, der sie und das Bild kannte, behauptete, daß es ihr abgeschriebenes Conterfei sei. Und was war ihr Schicksal? . . . Verblühen, verdorren, ohne bis zu des Lebens innerstem Kern auch nur vorgedrungen zu sein, — alt werden, sterben, ohne zu ahnen, wie weit das Empfinden des menschlichen Herzens reichen kann!

Das Beste hatte ihr das Leben stets vorenthalten. Sie hatte nichts gehabt — nichts!

Alles, was von der aufrührerischen Atmosphäre des Chimäristenviertels beunruhigt, Jahre lang, ohne ihr zum Bewußtsein zu kommen, unbewußt in ihr gekeimt hatte, war jetzt ausgeschoßt, aufgeblüht und drängte ans Licht.

Die schwüle Atmosphäre in Lozonczyi's Atelier hatte dieses Wachsthum befördert. In den Pausen der Sitzungen pflegte er ihr Wein und ausgesuchte Leckerbissen zu credenzen. Manchmal las er ihr etwas aus modernen Dichtungen vor, Dichtungen, aus denen ein schwüler Hauch wehte, der, die Willenskraft der Menschen lähmend, ihre Leidenschaft aufreizte. Aus allen Dichtungen tönte ihr das eine Wort entgegen — magisch, lockend und quälend — die Leidenschaft, die große Zauberin, die allein Leben gebende, nicht nur im Reiche der animalischen Schöpfung, sondern auch im Reiche der Kunst und Poesie!

Wer durchs Leben ging, ohne die Liebe gekannt zu haben, der hatte nicht gelebt — sein Leben war nur ein geschminkter Tod! . . .

Liebe! . . . Hatte sie es denn wirklich vergessen, daß zweierlei Liebe existirt? — die eine, welche das Leben gibt, und die andere, welche das Leben erhält, und daß, wenn von der ersten gar Viele ausgeschlossen bleiben müssen, Viele auch unter Denen, welche vor den Augen der Welt ihren Antheil daran haben — kein Leben so arm ist, daß ihm nicht ein Feld der Thätigkeit für diese andere Liebe zu Gebote stünde — die sanfte, barmherzige Liebe, die so oft behütet und beschützt, was die erste allzu schnell verläßt, und daß die zweite Liebe, wenn nicht die süßere, doch häufig die edlere ist!

Ganz hatte sie es nicht vergessen, — inmitten des unedlen Aufruhrs in ihrem Empfinden kam ihr der Gedanke, daß Alles, was sehnsüchtig in ihr gährte, ihrer unwürdig, daß es geradezu häßlich, fast krankhaft sei.

Sie raffte sich auf, sie wollte sich zusammen nehmen, einen tüchtigen Spaziergang machen. Sie zog ein anderes Kleid an und ging hinunter.

Es war Sonntag-Nachmittag. — Die Kirchen standen offen, Gertrud flüchtete sich in eine derselben. Der Vespergottesdienst wurde darin abgehalten; ein rother Lichtschimmer schwebte über den Altären durch die bräunlich mystische, nach Weihrauch duftende katholische Dämmerung. Zwischen das Gemurmel des Priesters tönte der süße Laut einer reinen, hohen Sopranstimme, dann der schwermüthig gedehnte, edle Ernst der Orgel.

Gertrud kniete nieder und versteckte den Kopf in die Hände. Sie suchte ihren Gott — aber sie konnte ihn nicht finden. Ihren Gott hatte man ihr

genommen mit allen anderen beschützenden Stützen, die ihre alte Existenz umhegt — den väterlichen, warmherzigen, sich um ihre kleinen Schmerzen bekümmernden Gott, vor dem sie sich anklagen konnte, von dem sie manches Mal gewähnt hatte, die tröstende Stimme zu vernehmen — eine Stimme, die ihr zurief: „Quäle Dich nicht, was Dich drückt, ist nicht von langer Dauer, und über all' dem kleinen Jammer harrt Deiner eine große Freude, und die währt ewig — und in dieser Freude soll Dein müder Körper ausruhen und Deine hartgeprüfte Seele soll sich neu darin beleben — die himmlische Seligkeit soll Dir zu Theil werden, so Du mich nicht erzürnst durch Deine Sünden!"

Ja, den Gott hatte man ihr genommen — das war ein Gott für die Kinderstube, hatte man ihr gesagt. Der Gott, an den sie noch glaubte, war ein großer, trauriger Gott, der, an seine eigenen Gesetze gebunden, unthätig dem Unheil zusah, das er durch seine wunderbare widerspruchsvolle Schöpfung herauf beschworen — ein Gott, der ihr weder Belohnung noch Strafe, sondern höchstens ein erlösendes Vernichten versprach.

Ja, „ein erlösendes Vernichten!" — das war das Wort! Das ganze Leben erschien ihr als ein qualvoller Umweg ins Nichts. Und sie sollte vergehen, ohne auch nur das Leben kennen gelernt zu haben!

Eine Schwalbe hatte sich in die Kirche hinein verirrt und stieß ihr Köpfchen gegen eine gemalte Fensterscheibe. Arme Schwalbe! Gertrud betrachtete den kleinen Vogel mitleidig; dann stand sie auf und verließ die Kirche.

Auf dem Wege in die Cremerie, in welcher sie ihren Hunger zu stillen gedachte, begegnete ihr Lozonczyi.

„Welch' glücklicher Zufall!" rief er ihr zu; „ich zerbrach mir gerade den Kopf darüber, wie ich Ihrer habhaft werden könnte!"

„Das ist ja sehr schmeichelhaft für mich," erwiderte sie lächelnd.

„Sie haben mir schrecklich gefehlt in diesen acht Tagen," fuhr er fort — „unerträglich haben Sie mir gefehlt. Apropos, was machen Sie heute mit Ihrem Abend?"

„Erst werde ich irgendwo zu Mittag essen, dann werde ich mich nach Hause begeben und mich schlafen legen," seufzte sie.

„Das sind trostlose Aussichten! Ich wollte Sie eigentlich auffordern, mit mir in die Oper zu gehen. Es wird ‚Faust' gegeben, und die Melba singt. Ich habe zwei Billets in der Tasche."

Sie schwieg, und er fuhr fort: „Es sind Amphitheatersitze. Sehen Sie, wie vorsichtig ich bin! In der sogenannten Welt kennt Sie Niemand mehr, und wenn Sie zufällig Jemand erkennen würde, so wüßte er nicht, ob Sie mit mir allein im Theater sind oder ob die nebenan sitzenden Damen zu uns gehören. Seien Sie doch vernünftig und kommen Sie."

Vernünftig! . . . Wie sonderbar das Wort ihr durch die Seele klang! — Aber sie hatte sich schon so lange gewünscht, die Melba zu hören!

„Ich kann doch nicht mit Ihnen gehen, so wie ich bin," murmelte sie und blickte an sich nieder. Sie hatte ihr bestes Kleidchen an — ein hellgraues

Wollmousselin-Kleid mit einem breiten weißen Gürtel. Es war sehr hübsch, aber opernmäßig war es nicht.

„Natürlich können Sie," entschied er. „Die Saison ist vorüber, man erwartet keine bloßen Schultern mehr in der Oper, und da Sie mir sonst vor Mattigkeit umkommen, so thäten Sie gut daran, vor der Oper mit mir zu Vignon zu gehen, ein kleines Diner einzunehmen. Sagen Sie ja — sagen Sie ja!"

~~~~~~~~

Faust! . . .

Es ist heute Mode geworden, diese ihrer Zeit beliebteste aller Opern zu verachten. Und doch läßt es sich nicht leugnen, daß wenig auf junge Gemüther so berauschend und aufreizend wirkt, als die Liebesmusik in Faust.

Während der Gartenscene fing Gertrud an zu fiebern — mächtiger als je drängte sich das geheimste Sehnen ihres Wesens ans Licht. Das kleine Diner bei Vignon war mit einem Glas Champagner gewürzt und überhaupt vortrefflich gewesen, sie war so gute Kost, so starken Wein nicht mehr gewöhnt. Ihre Lebensthätigkeit war erhöht, ihr Denken seltsam getrübt.

Die Kirchenscene, der Tod Valentin's — die Hölle — das Ballet, ein toller Reigen menschlicher Verführungskünste! . . .

Mit Ausnahme der prima Ballerina, die conventionelle Pas in einem conventionellen kurzen Röckchen ausführte, tanzten die Höllenschönheiten in langen Kleidern, d. h. in langen, sich eng anschmiegenden Schleiern, durch die man ihre Glieder schimmern sah. Sie tanzten langsam, mit dem ganzen Körper, wie sie es den Almeen und den spanischen Gitanen bei der kürzlich stattgehabten Weltausstellung abgelauscht. Von den Almeen und spanischen Gitanen hatten sie nur das Schönste angenommen und es künstlerisch verklärt.

Der Effect war magisch. Gertrud, die sonst nur mit einem spöttischen Lippenzucken sich abgewendet, wenn die kurzgeschürzten Ballerinen auf der Bühne erschienen waren, um dort ihr flinkes und geschmackloses Unwesen zu treiben, konnte diesmal den Blick von den Tänzerinnen nicht losreißen. Sie war zu sehr Künstlerin, um nicht zu genießen, was sie sah.

Ein paar Ausländerinnen hinter ihr ereiferten sich über die Anstößigkeit des gebotenen Schauspiels.

Mit einem Mal war der glänzende Spuk verschwunden — über eine graue Haide schlich das Gretchen, ein bleiches Gebilde, eine von der Reue heraufbeschworene Erinnerung — langsam — langsam schwebte sie dahin über die graue Haide. Lozonczyi athmete hörbar.

„'s ist der großartigste Moment in der ganzen Oper!" sagte er.

~~~~~~~~

Jetzt war's vorbei!

Vorbei das Drängen Faust's — vorbei der weltentrückte, zukunftsscheue, in der Vergangenheit herumirrende Wahnsinn Gretchen's — die Zärtlichkeit, die Sehnsucht, die an dem todten Glück rüttelt, das sie nicht mehr beleben kann — vorbei Mephisto's Hohn und Faust's Verzweiflung und Gretchen's im Tode auferstandene Reinheit.

Gertrud war mit Lozonczyi auf dem Platz vor der Oper getreten. Der Himmel war grau, die Luft war schwül. Lozonczyi rief einer vorüber rollenden Kutsche zu. Gertrud stieg hinein — er stieg ihr nach.

„Wenn Sie erlauben, führe ich Sie bis nach Hause," sagte er. Gertrud wehrte ihm nicht. Sie saß neben ihm stumm, verträumt. Durch das aufgährende Wünschen und Sehnen in ihrem Innern zog ein Hauch verklärender Poesie. Immer wieder hörte sie's: „Süße Luft . . . süße Luft . . ."

Lange schwiegen beide. Endlich sagte Lozonczyi: „So schön wie heute hab' ich Sie noch nie gesehen."

Sie zog die Brauen zusammen und erwiderte ihm mit unsäglicher Bitterkeit: „Was nützt es!"

An der Thüre des Hôtels du Vatican ließ er den Wagen halten und verabschiedete ihn. „Ich will Sie noch die Treppe hinauf geleiten", meinte er.

Das Haus war dunkel, er zündete ein Wachszündhölzchen nach dem andern an, um ihr hinaufzuleuchten. Er trat in ihr Zimmer, um ihr zu helfen, ein Licht zu finden — dann kam ein Augenblick verlegenen Zögerns — endlich verabschiedete er sich von ihr stumm, mit einem langen Handkuß.

Er ging die Treppe hinab — langsam — langsam, einen Absatz, zwei Absätze — dann blieb er stehen . . . Was für ein schmerzlicher, wimmernder Laut war das? Wer war's, der weinte? Wer konnte es sein? — Er kehrte um, stieg ein paar Stufen hinauf . . .

Das Wimmern tönte aus ihrem Zimmer, sie mußte aus Zerstreutheit, aus Benommenheit vergessen haben, die Thüre zu schließen, sonst hätte er es nicht so deutlich gehört.

Sein Athem kam kurz. Er eilte hinauf — die Thüre war nur angelehnt. Er schob sie zurück — machte ein paar Schritte vorwärts . . .

Mit bereits aufgelöstem Haar, welches sie offenbar im Begriff gewesen war, für die Nachtruhe zu ordnen, lag Gertrud auf ihrem Bett und schluchzte.

In einem der unteren Stockwerke des Hôtels du Vatican wohnte ein blasses, stilles Mädchen, das Louise Moreau hieß.

Von ihrer Familie wegen eines Fehltritts ausgestoßen, studirte sie Medicin, um sich zur Krankenpflege auszubilden.

Trotzdem man ziemlich allgemein von dem Flecken auf ihrer Vergangenheit wußte, genoß sie nicht nur die allgemeine Sympathie, sondern auch wirkliche Achtung. Sehr zurückhaltend, fiel sie im gewöhnlichen Leben Niemandem zur Last, war hingegen immer bei der Hand, wenn etwas schief ging und sie Jemandem einen Dienst leisten konnte.

Das erste Morgenlicht schwebte grau und glanzlos über der Rue de Tournon, als hastig an der Thür der jungen Krankenpflegerin geklopft wurde. Sie fuhr auf, warf einen Morgenrock um, und lief zu sehen, was es gab.

Draußen im Corridor stand die Baronin Brock, die Mutter des kleinen Geigers, außer sich und flehte die junge Krankenpflegerin um deren Beistand an.

Ihr Sohn war von Herzkrämpfen befallen worden — sie wußte sich nicht zu helfen. Louise Moreau nahm nur hastig ein paar Medicamente zu sich und eilte mit der vor Angst geradezu kopflosen Mutter die Treppe hinauf.

Mit einem Mal hörten die beiden Frauen leise eine Thür im oberen Stockwerk gehen, kurz darauf begegneten sie einem Manne, der, den Hut tief in der Stirn, den Rockkragen hinaufgeschlagen, sichtbar zusammenschrak, als er ihrer gewahr wurde, und sich in den Schatten drückte. Die Baronin Brock hielt ihn für einen Dieb und wollte das Haus alarmiren. Louise Moreau zupfte sie am Aermel und machte eine Schweigen gebietende Geste.

Das blasse Mädchen war ganz roth geworden. Jetzt erfaßte die Baronin Brock den Zusammenhang der Situation. „Sie meinen, daß . . . eine Dame . . . da oben . . ." stammelte sie.

„Ich meine nichts . . . ich weiß nichts . . .", sagte Louise hastig und ungeduldig — „außer — außer, daß es nicht angezeigt gewesen wäre, Lärm zu schlagen in diesem Fall."

~~~~~~~~~

„Warum kommt denn die Glimm nicht mehr, seit vier Tagen hat sie sich nicht sehen lassen. Ist sie krank?" fragte eine der Schülerinnen.

Es war Nachmittag, die Hitze in dem Atelier tödtend. Lozonczyi war zu der Corrigirstunde erschienen. Er sah schlecht aus.

Eine der Schülerinnen wandte sich an ihn mit der Frage, ob er nichts von Gertrud wisse. Er zuckte die Achseln; „wie sollte ich?" sagte er etwas mürrisch.

„Na hören's — dös is komisch, daß Sie fragen!" lachte Fanny Isolanyi. „Sie hat Ihnen Ihre ‚Sehnsucht' g'standen, eine Zeit lang haben Sie's alle Tag g'sehen — wie haben mir ahnen sollen, daß die Freundschaft aus is."

„Aber 's ist ja keine Rede davon, daß die Freundschaft aus ist — nur hatte ich momentan keine Veranlassung, Fräulein von Glimm zu sehen," erwiderte Lozonczyi, und dabei machte er einen so falschen Strich in die Studie, an welcher er herum corrigirte, daß die sich um ihn drängenden Schülerinnen sich verwundert ansahen.

Die meisten unter den Anwesenden blieben stumm; nur Fanny Isolanyi, um deren Studie es sich handelte, wehrte sich gegen die Ungeschicklichkeit des Meisters.

„Na, da hört sich Alles auf!" rief sie aus — „dös is gar ka Correctur, dös is a Amputation! und noch oberdrein a verpfuschte!"

„Immer witzig, die Fanny," rief offenbar betreten Lozonczyi. „Na, den Schaden werd' ich gut machen, für die verdorbene Studie schenk' ich Ihnen eine Skizze von mir. Aber vorher müssen wir Freundschaft schließen, schöne Fanny." Er nahm sie unter dem Kinn und wollte sie küssen. Sie aber war schlecht auf ihn zu sprechen. „Geben's Ruh oder ich sag's Ihrer Frau!" wehrte sie, sich ihm unwirsch entwindend.

„Ist Lozonczyi verheirathet?" riefen einige der Schülerinnen.

„Natürli is er verheirath' — i waß scho long — er will nöd, daß man davon spricht, weil er sich als lediger Herr besser in der Welt amüsirt. I hab long g'schwiegen, aber heut is mir's raus g'fahren, weil i fuchtig bin auf ihn! Ach!" . . . Sie drehte sich um — das ganze Atelier drehte sich um und blickte nach der Thür. — In dem Rahmen derselben stand Gertrud von Glimm.
~~~~~~~~~

Sie mußte schon längere Zeit da gestanden und den größten Theil des Gesprächs vernommen haben. Sie war todtenblaß, die schweren bräunlichen Lider senkten sich tief über die glanzlosen Augen, über die rothen Lippen schwebte ein violetter Schimmer — sie waren gesprungen, wie vom Fieber.

Den Gruß der Colleginnen mit einem stummen Kopfnicken erwidernd, schlich sie sich an ihre Staffelei heran. Dort blieb sie sitzen und machte mit einem Stück Kohle die Kreuz und Quer Striche auf eine noch unbemalte Leinwand, die vor ihr stand. Man merkte ihr an, daß sie nicht wußte, was sie that.

Indeß ging Lozonczyi von einer der Schülerinnen zur anderen.

Er hielt sich unverhältnißmäßig lang bei den unbedeutendsten auf, die er sonst mit einem Worte abzufertigen pflegte, und wich Gertrud aus.

Man fing an, ihn zu beobachten, sich zu fragen, ob er sie nicht ganz übergehen würde — was es zwischen den beiden gegeben haben müsse. —

Er merkte es — sein Mund wurde trocken, seine Stirne feucht. Er mußte seine ganze Willenskraft zusammen nehmen, um an Gertrud heran zu treten.

Die Hand auf ihre Stuhllehne stützend, beugte er sich über sie und meinte: „Sie haben gar nichts gemacht?"

„Nein, gar nichts," erwiderte sie tonlos.

„Sie scheinen nicht auf dem Posten — offenbar ein wenig Uebermüdung — Sie sollten sich schonen — für ein paar Wochen aufs Land gehen . . ."

Sie hob den Kopf ein wenig, sein Blick begegnete dem ihren, dann senkte sie die Lider von Neuem über ihre trüben, matten Augen.

„Adieu!" sagte er hastig, ihr die Hand reichend. „Adieu, meine Damen!"

Nach Hause — das heißt in ihr elendes Stübchen zurückgekehrt, stand sie lange am Fenster und blickte hinunter in den schmalen, dunstigen Hof.

Es war kein Blutstropfen in ihren Adern, der nicht braunte vor Scham, keine Faser in ihrem Fleisch, die sich nicht krümmte vor Schmerz.

Manchmal fühlte sie das Leid in der Brust wie einen großen kalten Druck, der sie zu Boden zog, dann wieder fuhr ihr die Verzweiflung in die Glieder, wie eine lodernde Flamme. Einen Augenblick war sie so müde, daß sie keinen Finger zu rühren vermochte — im nächsten zuckte ihr die Unruhe wie Wahnsinn durch die Seele, so daß sie wer weiß wohin hätte laufen mögen, um dem zu entfliehen, von dem sie längst eingeholt worden, um das von sich abzuschütteln, was nun für immer mit ihrem Leben zusammen gewachsen war.

Sie wollte sterben. Sie beugte sich tief herab über die eiserne Schutzwehr vor ihrem Fenster — nur ein Ruck, und es war aus — Alles!

Sie fuhr zurück wie Espenlaub zitternd. Eine Vision durchzuckte sie: Sie sah sich unten liegen in dem Hof, zerschmettert, mit um den Kopf zerflattertem Haar, in einer Blutlache, die sich mit den faulenden Wassern der Gosse mischte, zwischen den kranken, matten Topfpflanzen. Die abscheulichen Dinge, die man über sie sagen würde, schwirrten ihr durch die Seele. Eine gräßliche Angst, die Leute könnten errathen, weshalb sie den Tod gesucht,

schnürte ihr die Kehle zu. Sie war wie verrückt vor Scham — sie hätte ein Verbrechen begehen können, um die Leute daran zu hindern, die Wahrheit zu entdecken.

Nein! sie wollte nicht sterben — erstens wegen des Geredes, welches sie herauf beschwören würde; zweitens . . . zweitens, weil sie inmitten ihrer Verzweiflung eine ganz erbärmliche, von tausend religiösen Scrupeln verschärfte Todesfurcht empfand.

Religiöse Scrupel, ja — so seltsam es erscheint, sie tauchten jetzt in ihr auf, wie sich überhaupt plötzlich tausend längst vergessene Denk- und Anschauungsgewohnheiten in ihr meldeten. Es war, als ob durch die große Erschütterung die alte scheintodte Gertrud plötzlich zu neuem Leben erweckt worden wäre.

Sie konnte nicht still sitzen, sie mußte sich bewegen, rasch und unaufhörlich. Sie begab sich ins Freie! . . .

Unten im Hausflur stand die Baronin Brock; sie hielt sich sehr gerade und rechnete mit der Hauswirthin ab, die neben einem Strauß halbverblühter Levkojen hinter ihren Büchern saß und fragte, wodurch das Hôtel du Vatican die Unzufriedenheit der Frau Baronin erregt habe? Die Frau Baronin hatte nämlich, von einem Tage zum anderen, gekündigt und stand im Begriff, auszuziehen.

Die Frau Baronin äußerte sich nicht, und der Sohn, der, ein magerer grüner Junge mit zu langen Armen und Beinen in einem ausgewachsenen Matrosencostüm, das blaue Barett überm Ohr, den Geigenkasten in der Hand, neben ihr stand, wendete sich ab und grinste.

Gertrud's Mißbehagen wuchs, während sie an Mutter und Sohn vorbei ging. Sie kam jetzt an keinem Menschen mehr vorbei, ohne sich zu fragen: „Ahnt er etwas?“ Aber die Baronin ahnte nichts. Gertrud von Glimm hatte sich im Chimärenviertel eine so hochmüthige, sittliche Ausnahmsstellung bewahrt, daß die Baronin von allen Damen, welche die oberen Stockwerke bewohnten, eher eine bucklige und fadenscheinige alte Engländerin in Verdacht gehabt hätte, heimlich einen Liebhaber bei sich zu empfangen, als Gertrud von Glimm.

Nachdem Gertrud bereits ein paar Schritte in die Straße hinaus gegangen war, hörte sie ein Rascheln von Seide neben sich. Die Baronin war ihr nachgeeilt — der Sohn stand noch immer vor dem Papierladen und grinste über seine Schulter zu den Rosenkränzen und Heiligenbildern hinein. Offenbar hatte ihm die Mutter befohlen, zurück zu bleiben, weil sie Gertrud etwas zu sagen hatte, was er nicht hören durfte.

„Mein liebes Fräulein!“ begann die Oesterreicherin, „ich hab' mir's lange überlegt, ob ich's Ihnen sagen sollte; ich weiß, in der Welt heißt's, man solle sich nicht in fremde Angelegenheiten mischen, aber . . . ich bin nun immer eine ganz hausbackene Frau geblieben, und Sie haben mir's vom ersten Augenblick angethan — das Vatican ist kein Hôtel für Sie.“

„Und warum?“ fuhr's kurz und heftig aus Gertrud heraus.

„Warum? . . .“ Die Baronin machte ein sehr unglückliches und sehr verlegenes Gesicht. „Ich bin eine alte Frau,“ murmelte sie, „und doch genirt es mich, davon zu sprechen — besonders mit einem jungen Mädchen; aber da

Sie so allein dastehen und keine Mutter mehr haben . . . hm . . . ich will den Stein gegen Keine aufheben . . . aber es gehen in dem Hôtel Dinge vor . . . neulich gegen vier Uhr früh, als meinem Buben schlecht geworden, und ich hinunter gelaufen war, um die Hülfe Mademoiselle Moreau's anzusprechen, begegnete uns auf der Treppe ein Mann . . . der aus dem oberen Stockwerk kam, ein Herr — der . . . nun, ich weiß nicht, bei wem er gewesen war — ich hab' einen Verdacht, aber zu was ihn äußern! — Ich sage auch keinem Menschen, warum ich ausziehe und was vorgekommen ist, außer Ihnen, und Ihnen nur, damit Sie einsehen, daß ein Hôtel, in welchem solche Dinge vorkommen, kein Aufenthaltsort für Sie ist!"

„Entsetzlich!" murmelte Gertrud, der das Fleisch an den Knochen brannte.

„Armer Narr!" sagte die Oesterreicherin, „solche Sachen treffen tief in ein zartes, junges Gemüth. Aber ich fühlte mich verpflichtet, es Ihnen zu sagen — verzeihen Sie einer alten Frau, der bittere Erfahrungen im Leben nicht erspart geblieben sind, wenn sie sich erlaubt, Ihnen einen Rath zu ertheilen. Und um Gotteswillen schweigen Sie, ich will Niemandem schaden. Hôtel Garnis sind überhaupt kein passender Aufenthaltsort für alleinstehende junge Mädchen — ziehen Sie doch lieber in eine gute Pension — oder — Sie sind ja katholisch — in ein Kloster."

„Es wird wohl das Beste sein!" murmelte Gertrud, und dann setzte sie noch hinzu: „Ich danke Ihnen für Ihre freundliche Warnung."

Als sie wieder allein war, schien es, als ob sich die Last, welche sie mit sich schleppte, verzehnfacht habe. Sie erschrak über ihre plötzlich erworbene Verstellungskunst. Woher hatte sie die genommen, sie, die immer die Aufrichtigkeit in Person gewesen war! Es kam ihr zum Bewußtsein, daß sie durch ihre feige Verlogenheit den Verdacht von sich auf andere Unschuldige abgelenkt habe. Sie hätte umkehren mögen und laut schreien: „Ich war's — ich war's!" — aber sie kehrte nicht um, sondern ging weiter, immer weiter, sie wußte Anfangs gar nicht wohin.

Eine grausame Schärfe des Denkvermögens, eine furchtbare innere Helligkeit hatte sich ihrer bemächtigt; aus der Vergangenheit stiegen allerhand sie verhöhnende Erinnerungen in ihr auf. Sie gedachte des physischen Ekels, welcher ihr jedesmal durch die Adern geschlichen war, wenn sie von dem Fehltritt eines jungen Mädchens aus ihrer gesellschaftlichen Sphäre gehört hatte — die Nachsicht, welche sie ihren Colleginnen entgegen gebracht, war im Grunde nichts gewesen als hochmüthige Verachtung. An solche arme, schlecht erzogene Mädchen durfte man keine Anforderungen stellen, hatte sie sich gesagt und war fest davon überzeugt gewesen, daß Alles, was Jene zu Fall gebracht hatte, ihr gänzlich ungefährlich sei. Sie war sehr stolz gewesen auf ihre Keuschheit, so stolz, wie es ein Mädchen nur sein kann in einer Umgebung, wo diese Eigenschaft nicht mehr als etwas ganz Selbstverständliches, sondern als eine Ausnahme betrachtet wird.

Ihre Keuschheit war ihr letzter Luxus gewesen. Und jetzt . . . vorüber . . . vorüber für immer . . . unwiederbringlich!

Sie hatte Lozonczyi nie geliebt — als der erste Sonnenstrahl in ihre Dachkammer brach, war der Rausch vorbei — was sie zur Sünde getrieben, war Eitelkeit, Nervenüberreizung und etwas so Niedriges gewesen, daß sie es auch jetzt in diesem Augenblick rücksichtsloser Selbstanklage vermied, sich darüber ganz klar zu werden.

Ihr Denken war getrübt gewesen, aber er hatte wissen müssen, was in ihr vorging; er hatte wissen müssen, daß sie einfach in einem Moment sittlicher Müdigkeit bereit gewesen war, einen moralischen Selbstmord zu begehen.

Wenn nur ein Atom Großmuth, wirklicher Ritterlichkeit in ihm gewesen wäre, hätte er sie geschont.

Sie hatte ihn nie geliebt — jetzt haßte sie ihn.

Und dennoch, mit diesem Grauen vor ihm, diesem Haß im Herzen, war sie nach drei Tage langem Ueberlegen zu dem Schluß gekommen, daß die einzige Möglichkeit einer moralischen Rettung für sie eine eheliche Verbindung mit ihm war.

Wenn sich einer anständigen Frau plötzlich die Scham bemächtigt hat, so greift sie, falls sie nichts Anderes findet, um ihre Blöße zu decken, nach einem Nessushemd.

Der Abend war herein gebrochen. Sie hatte sich mit ihrer Verzweiflung in den Luxemburg-Garten geflüchtet. Es fing an, sehr still zu werden hier. Die Kindermädchen mit ihren lachenden, lustig tollenden Schützlingen hatten sich zurückgezogen, und die Vögel schwiegen. Ein paar müde Menschen, die nach schweren Tagesmühen her gekommen waren, sich auszuruhen und frische Luft zu athmen, saßen da und dort auf einem Sessel, den Rücken gegen den Weg und das Gesicht dem Gebüsch zugekehrt, sich auf diese Weise der angenehmen Täuschung einer verhältnißmäßigen Einsamkeit und Weltabgeschiedenheit ergebend.

Nur die, welche keinen Sessel erschwingen konnten, saßen auf den Bänken, die man nicht bewegen, und auf denen man sich in Folge dessen der Musterung der Vorübergehenden nicht entziehen kann. Bilder gräßlichen Elends, physischer und moralischer Verkommenheit erblickte man da — Obdachlose, welche das Dunkel erwarteten, um sich, die Wachsamkeit der Stadtsergeanten betrügend, in die Büsche zu verkriechen für die Nacht.

Die Schatten der Büsche streckten sich lang über die Rasenplätze hin, grau und traurig zwischen dem röthlichen Abglanz der tief einfallenden Sonnenstrahlen. Der Stadtlärm tönte herüber wie fernes Gewittergrollen, in das sich das Summen eines Bienenschwarms mischt.

Ohne sich nach rechts oder links umzuschauen, wanderte Gertrud weiter. Da näherte sich ein Tritt, den sie kannte. Sie sah auf — vor ihr stand Lozonczyi.

„Gut, daß ich Sie finde!“ rief er hastig, verlegen den Hut lüftend — das in einer Nacht mißbrauchte „Du“ war ihm nicht geläufig, er redete sie mit „Sie“ an. „Ich mußte mit Ihnen reden, und ich wußte nicht, wie ich Ihrer habhaft werden sollte. Ich zögerte, Sie in Ihrer Wohnung aufzusuchen — nur aus Angst, den Leuten Gelegenheit zur Nachrede zu geben. Ich erwartete Sie vergeblich im Atelier — fast um jede Tagesstunde erwartete

ich Sie. Heute sah ich Sie endlich . . . ich wollte etwas verabreden mit Ihnen, aber es ergab sich keine Gelegenheit . . ."

„Was wollten Sie verabreden?" unterbrach sie ihn scharf.

„Unsere nächste Zusammenkunft . . ."

Fast ohne zu wissen, was sie that, war sie an seiner Seite einem einsameren Weg des Gartens zugeschritten. Die Schatten rings um die Beiden waren dicht und die Menschen weit. — Sie hatte bis dahin geschwiegen. Jetzt hob sie den Kopf und, ihn finster anblickend, wiederholte sie: „Unsere nächste Zusammenkunft?"

Er runzelte die Stirn, und nicht ohne eine gewisse Ungeduld in der Stimme begann er von Neuem: „Vor Allem bitte ich Sie, mir zu glauben, daß das, was geschehen ist, wirklich eine Uebereilung der Leidenschaft und keine wohlüberlegte Schändlichkeit war. Ich weiß nicht, was ich thäte, um es ungeschehen zu machen — seitdem ich sehe, wie Sie es auffassen — und daß Sie noch ganz in den Banden der alten Vorurtheile schmachten. — Da wir aber der Vergangenheit nichts mehr nehmen können, was ihr einmal gehört, müssen wir trachten, uns die Zukunft mit den gegebenen Mitteln schön zu gestalten."

„Die Zukunft! . . ." murmelte Gertrud dumpf. „Die Zukunft . . ."

„Ja," wiederholte er, „die Zukunft. Sie wußten nicht, daß ich verheirathet bin?"

„Nein, ich wußte es nicht."

„Und Sie dachten . . ."

Ohne zu antworten, senkte sie den Kopf. — Er verstand sie. Nach einer langen Pause begann er wieder: „Eine gesetzliche Verbindung ist zwischen uns leider nicht möglich!" Seine Stimme klang rauh, während er fortfuhr: „Meine Frau willigt in keine Scheidung. Aber Alles, was außerhalb der Ehe, der rein conventionellen Formel liegt, das ist möglich. — Gertrud, was ich für Sie fühle, habe ich für keine andere Frau gefühlt. — Verbrennen Sie Ihre Schiffe — reichen Sie mir die Hand zum Bunde durchs Leben — ich versichere Ihnen, es wird ein glänzendes, interessantes Leben sein. Alles, was unschön ist, will ich Ihnen fern halten — Sie sollen eine Ausnahmsstellung einnehmen in meiner Welt, Ihre Wünsche sollen mir Gesetz sein. Sprechen Sie nur einen aus, dessen Erfüllung in meiner Macht liegt — er ist schon gewährt."

Gertrud richtete die Augen auf ihn, finster, vernichtend. „Ich habe einen Wunsch," sagte sie — „einen einzigen."

„Den ich erfüllen kann?"

„Ja."

„Sprechen Sie!"

Sie schöpfte tief Athem, dann sehr langsam — sehr deutlich sagte sie: „Ich wünsche, daß Sie mir nie, nie mehr unter die Augen treten möchten!"

Er zuckte zusammen wie unter einem Schlag. Staunend betrachtete er sie. Sie stand vor ihm blaß und elend, aber hoch und stolz. Er merkte, daß es ihr Ernst und daß gegen ihren Entschluß nicht anzukämpfen war.

„Wie Sie befehlen!“ murmelte er. — „Leben Sie wohl!“ setzte er nach einem Weilchen hinzu. Er wollte ihr die Hand reichen zum Abschied — sie wies die Hand zurück. Dann ging er — sie sah ihn verschwinden in den lang hindämmernden Abendschatten. Als die Schatten seine Gestalt verschlungen hatten, fühlte sie eine Art Erleichterung.

Einige Tage später standen die zwei Russinnen, Fanny Isolanyi und St. Prise in dem von wilden Weinreben umflatterten Höfchen der Akademie Hudry Menos und debattirten sehr lebhaft über die beiden großen Tagesneuigkeiten — Lozonczyi hatte seine Professur in der Akademie niedergelegt, und Gertrud von Glimm war an einem bösartigen Nervenfieber erkrankt.

Was hatte das zu bedeuten — in welcher Beziehung stand Gertrud's Nervenfieber zu Lozonczyi's Rückzug?

Die eine Russin — die mit dem Botschaftsonkel, Annette Michailowna Bogdanow, meinte: „Es liegt auf der Hand, er hat ihr unanständige Anträge gemacht, und sie hat ihn zurückgewiesen.“

„Unsinn!“ entgegnete die Isolanyi, „sie hat's darauf angelegt, ihm den Kopf zu verdrehen — und nachdem er mit dem Bilde fertig war und sie nimmer braucht hat, hat er sie sitzen lassen.“

„Sie hat sich Hoffnung gemacht, daß er sie heirathen wird,“ erklärte die zweite Russin; „erinnern Sie sich nicht, meine Damen, sie wurde ja fast ohnmächtig, als sie durch diese boshafte Fanny erfuhr, daß Lozonczyi bereits mit einem Weibe gesegnet sei.“

„Na, anen Krach hat's zwischen ihnen gegeben!“ rief die Isolanyi; dann sich die Hände reibend und lustig schmunzelnd, setzte sie hinzu: „Aber i möcht' auf die médaille d'honneur im nächsten Salon verzichten, wann ich's erfahren könnt', ob's vor dem Krach no was anders zwischen den Zwan gegeben hat!“

St. Prise zuckte die Achseln und erklärte: „Und wenn — bei einer Künstlerin geht das Niemanden etwas an.“

Indessen lag Gertrud in dem Zimmer Louise Moreau's. Die junge Krankenpflegerin hatte sie hinein tragen lassen, weil die Luft darin etwas besser als in dem Gertrud's war — mit brennendem Kopf und schweren, wunden Gliedern lag sie da.

Louise Moreau wich nicht von ihrer Seite und pflegte sie wie eine Mutter. Tage um Tage vergingen, ohne daß Gertrud wußte, wer sie pflegte.

Endlich, an einem regengekühlten Julitag, erwachte sie. Ihr war's, als ob sie aus einer schwülen, scharlachrothen Wolke heraus endlich wieder in reines Licht sehen könne.

Sie erkannte Louise Moreau, sie erinnerte sich dessen, wie hochmüthig sie die arme, blasse Sünderin verachtet, wie sie sich geradezu abgestoßen von ihr gefühlt hatte. Sie hatte sich nie überwinden können, ihr die Hand zu geben.

Als sie merkte, daß die Kranke zum Bewußtsein gekommen war, trat Louise zu Häupten des Bettes und sagte mit einem unbeholfenen Versuch, zu scherzen: „Verzeihen Sie, daß ich mich unbefugt in Ihre Angelegenheiten mischte. Wir haben Sie in mein Zimmer übertragen, weil es größer und luftiger ist — der Doctor hielt es für gut. Und Sie dürfen nicht böse sein,

daß gerade ich Ihre Pflege übernommen habe. Wenn Sie gesund sein werden, mache ich gar keinen Anspruch auf Ihre Bekanntschaft mehr — dann können Sie mich wieder meiden."

Ein überwältigendes Bedürfniß, ihren vergangenen Hochmuth abzubüßen, sich zu demüthigen, überkam Gertrud. „Ich habe nicht das Recht mehr, irgend Jemanden auf der Welt zu meiden, am wenigsten eine Heilige, wie Sie es sind!" murmelte sie, und nach der Hand ihrer Pflegerin greifend, führte sie dieselbe an ihre Lippen.

Sie wußte, daß diese Worte ein Geständniß ihrer Schuld enthielten. Mit Jemandem mußte sie sich aussprechen können, und etwas sagte ihr, daß sie der Discretion Louise Moreau's sicher war. Einen Augenblick herrschte zwischen den beiden Mädchen tiefes Schweigen. Louise Moreau streichelte leise den Kopf der Kranken. Nach einer Weile begann diese zagend: „Wie haben Sie's denn überhaupt fertig gebracht, weiter zu leben . . . danach?"

„Leicht war es nicht," entgegnete ihr Louise seufzend. „Das Schwerste dabei war der erste Schritt nach einer neuen Richtung — das vollständige Brechen mit meinen alten Lebensverhältnissen. Wie das einmal hinter mir war, gab sich alles Andere von selbst."

„Aber war denn das durchaus nothwendig?" fragte Gertrud scheu.

„Ich glaube ja — wenn ich mich weiterhin grad halten wollte," erklärte Louise. „Es gibt nur zwei Wege in solchem Fall, entweder man nimmt die Consequenzen der Sache auf sich, läßt die Leute reden und weicht ihnen aus — wenn man sie entbehren kann. Kann man sie nicht entbehren, nun so ist man darauf angewiesen, den Menschen etwas vorzulügen."

„Aber kann man nicht einfach schweigen?" fragte schüchtern Gertrud.

„Ja . . . aber man muß den Menschen doch ausweichen — denen, die uns verdammen würden, sonst ist das Schweigen doch nur ein Betrug. Entweder — Oder. Wer zwischen den beiden Alternativen schwankt, der geht einfach zu Grunde."

Sobald Gertrud das Bett verlassen konnte und den Strapazen einer Eisenbahnfahrt gewachsen war, reiste sie mit Louise Moreau in ein kleines Seebad. Als sie in das Atelier zurückkehrte, war's Anfang October.

Sie sah bleich und traurig aus — aber der unzufriedene Ausdruck war aus ihrem Gesicht, die zerfahrene Unruhe war aus ihrem Wesen geschwunden. Sie war still, schüchtern, aber freundlich und hülfbereit. Ihr Anzug war ordentlicher und um eine Spur weniger jugendlich als früher. Ihre Frisur war nicht mehr so kleidsam wie sonst, aber ihr Haar war besser gebürstet Sie arbeitete wie noch nie — mit einem Ernst, den nichts zerstreuen, einer Ausdauer, die nichts ermüden konnte.

Es war ein stiller, grauer Tag, an dem sie in das Atelier zurückkehrte — draußen hing ein weißlicher Nebel über den Dächern, der sich in Regen auflöste. Man hörte die Tropfen schwer und eintönig niederfallen — sonst nichts. Kein Hauch regte sich in der Luft — es war Alles still, still — still, traurig und friedlich. Das Lied der großen Chimära war verstummt.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus der Jugendzeit.

Von

Julius Rodenberg.

Berliner Anfänge.

I.

Mittwoch Mittag, den 19. October 1853, zog ich als junger Student in Berlin ein und sah zum ersten Male diese große Stadt, die damals zwischen vier- und fünfhunderttausend Einwohner zählte. Der Potsdamer Bahnhof, auf dem ich ankam, war ein Bretterhaus und stach gewaltig zu seinem Nachtheil von dem schönen Bahnhof in Hannover ab, aus welchem ich in der Frühe dieses Tages abgefahren. Es war ein wunderschöner Herbsttag, und im hellsten Sonnenschein, mit einem stürmischen Gefühl von Furcht und Hoffnung, betrat ich den Boden einer mir neuen Welt. Das Erste, was ich an den Bahnhofswänden sah, waren auffällige Placate mit der Inschrift: „Vor Taschendieben wird gewarnt." Das Zweite, was ich beim Verlassen des Bahnhofs bemerkte, war eine lange, triste Mauer, welche die Stadt einzuschließen und selber nicht recht standfest zu sein schien. Aber mein Herz hob sich, als die Droschke durch das Brandenburger Thor fuhr und auf einmal die Linden vor mir lagen. Jetzt war ich wirklich in Berlin, und dieser Augenblick, dem ich mit Bangen entgegen gesehen, erfüllte mich mit eitel Jubel und Bewunderung. Im goldenen Mittagslicht flimmerte das letzte Laub an den berühmten Bäumen, und rechts und links in scheinbar endloser Reihe standen die stolzen Gebäude, von denen heute kaum eins noch existirt. Alles hat sich seitdem verändert, Alles; nur Eins erinnert mich noch an das Berlin vom Anfang der fünfziger Jahre: die heutige Droschke zweiter Classe. Wiewohl degradirt, ist sie, sammt Kutscher und Pferd, der ehrwürdige, letzte Rest des alten Berlins, und ich glaube, daß schon deswegen der Berliner sie sich nicht nehmen lassen wird. Ihr klappriger Bau mit dem prunkvollen rothen oder braunen Sammt im Innern, mit dem Lederdach, durch das der Regen hereindringt, und den Fenstern, die nicht schließen, hat etwas Reliquienhaftes; und nur noch bei dem Droschkenkutscher

zweiter Classe begegnet man dem eigentlichen Berliner Humor, der in den höheren Rängen seiner Berufsgenossen sich verloren hat und sogar seinem elenden Pferdchen ein wehmüthiges Relief leiht.

Vor vierzig Jahren aber — und noch ziemlich lange darüber hinaus — gab es nur solche Droschken; und in einem Wagen dieser Art, das sich mit dem öffentlichen Fuhrwerk in Hannover oder Cassel gar nicht vergleichen ließ, rasselte ich auf einem unglaublich holprigen Pflaster und in gemessenem Tempo die Linden hinab, bis wir endlich in der unteren Charlottenstraße vor einem schmalen, hohen Hause hielten. Es war Zernikow's Hotel, das, wie ich zu meiner Freude constatirt habe, heute noch aufrecht an derselben Stelle steht — eines jener Wahrzeichen der Vergangenheit, die man vereinzelt noch hier und da zwischen den Häusermassen finden kann.

Ich hatte mir dieses einfache und solide Wirthshaus empfehlen lassen, das dicht an der Dorotheenstraße lag, weil ich auf diese zunächst mein Augenmerk gerichtet. Nicht nur, weil sie damals eine der beträchtlichsten Straßen des Quartier Latin war: es wohnte darin auch der einzige Mensch, den ich in Berlin kannte, und auch das nicht einmal persönlich, sondern nur durch gemeinsame Freunde und Briefe: der Dichter von „Waldmeisters Brautfahrt", Otto Roquette.

Die heutige Studenten-Generation hat wohl kaum noch eine Ahnung davon, welch' tiefen Eindruck dieses liebliche „Rhein-, Wein- und Wandermärchen" auf uns gemacht hat, als wir jung waren. Es war in Aller Herzen und in Aller Händen. Sein erstes Erscheinen fiel in meinen Heidelberger Sommer, und ich gedenke noch des süßen Schrecks, als ich das zierlich cartonnirte Büchlein, mit einem aus Rebenlaub gebildeten Pocal auf dem Deckel, in einem Buchhändlerfenster der Hauptstraße sah. Sogleich, noch bevor ich es geöffnet, ging es von ihm aus wie der Geruch blühenden Weins, und als ich es gelesen hatte, wollte der Kehrreim: „Noch sind die Tage der Rosen" mir nicht aus dem Sinn. Um die nämliche Zeit ward ich in einen Kreis von Commilitonen eingeführt, deren einer — Alfred Graefe, Vetter des berühmten Albrecht von Graefe in Berlin und später, als Ophthalmologe, gleichfalls zu hohem Ansehen gelangt — mit Otto Roquette, als dieser noch in Halle lebte, befreundet und ein Bruder jener Frau Mathilde Thümmel war, der das Waldmeister-Gedicht zugeeignet worden ist. Mit diesen mir ungemein sympathischen jungen Leuten habe ich manche frohe Stunde verschwärmt unter den dunklen Bäumen des Wolfsbrunnens oder im Garten der Felix von Handschuchsheim, wenn die Windlichter flackerten in der Sommernacht und aller Zauber der Studentenzeit und des Neckarthals um uns webte. Graefe wohnte mit mir in demselben Hause, die „Hecklerei" genannt, das heute noch an seinem Platze steht, am rechten Neckarufer, unweit der alten Brücke, dem Schlosse gegenüber und Garten an Garten mit der schönen Villa, in der damals Gervinus lebte und heute Hausrath lebt. Graefe war eine poetische Natur; ich zeigte ihm die Briefe von Max Waldau, dessen Roman „Nach der Natur" eben erschienen war, und er zeigte mir Briefe und Gedichte von Otto Roquette, der mit seinem Spitznamen „Bembo" hieß und also sich auch unterschrieb. Sie

hatten für die Ferien eine Schweizerreise verabredet, und Roquette wollte den Freund abholen und einige Tage bleiben. Da mein Zimmer bis dahin leer stand, so bot ich es dem Dichter an und war glücklich, ihn in diesen vier Wänden zu wissen, von denen ich selber mit schwerem Herzen schied. So trat ich aus der Ferne mit ihm in Beziehung, und unter den liebsten Andenken an meine Jugend bewahre ich die beiden Bücher, die er mir bald darauf mit freundschaftlichen Widmungen schickte, das eine, die zweite Auflage von „Waldmeisters Brautfahrt", Halle, November 1851; das andere, „Der Tag von St. Jacob", Halle, Juni 1852. Inzwischen war er nach Berlin übergesiedelt, und da sollte ich ihn denn nun zum ersten Male sehen.

Ganz fremd war ich an diesem October-Nachmittag in der mir unermeßlich scheinenden Stadt; aber mit dem Gedanken, Otto Roquette so nahe zu haben, kam ich mir weniger einsam darin vor. Er wohnte gleich um die Ecke, in einem jener einstöckigen Häuser, wie man deren im heutigen Berlin kaum noch antrifft. Es dämmerte bereits, als ich mich auf den Weg machte und, über einen dunklen Flur und eine schmale Treppe mich hinauftastend, „in eine große, fein ausgestattete Stube trat," wie mein Tagebuch es verzeichnet.

Erlaube man mir, hier einen Augenblick zu verweilen. — Es wäre leicht, den vergilbten Briefen und Blättern, die vor mir liegen, ihren thatsächlichen Inhalt zu entnehmen und in der Form indirecter Rede mitzutheilen. Aber ich fürchte, daß das, was an unmittelbarem Leben in ihnen sein mag, dadurch verloren ginge, und fühle außerdem, daß man dem Zweiundzwanzigjährigen vielleicht nachsehen wird, was einem Manne meines Alters kaum noch anstehen dürfte. In diesem Dilemma befindet man sich immer, wenn man über sich selbst schreibt — entweder zu viel zu sagen oder zu viel zu verschweigen. Ich wähle den Ausweg, der mir der beste scheint, und fahre fort: „Eine zierliche, schmächtige Gestalt flog auf mich zu. „Ach, Sie sind der" — und er nannte meinen Namen und umarmte mich. Eine Stunde saßen wir im Dunkeln, ohne uns recht gesehen zu haben. Da sagte ich: „Machen Sie doch Licht an, damit wir uns einmal ins Gesicht schauen können." Und nun blickten wir uns gegenseitig recht an. Er ist ein kleines Männchen mit schwarzem, gelocktem Haar, seine Stirn schon etwas gefurcht, und seine Augen sind grau, leuchten aber hell. Er ist Literarhistoriker und will in einem Jahre, nachdem er den nächsten Sommer in Italien verlebt hat, sich hier habilitiren. Morgen hat er versprochen, mit mir eine Wohnung zu suchen; aber dann darf ich ihn nicht vor Mittag stören. Denn der Donnerstag ist der einzige Tag in der Woche, an dem er „Poesie treibt"; an allen anderen arbeitet er für sein Fach."

Jetzt ist Roquette todt, und er wird nicht mehr lesen, was ich hier über ihn geschrieben habe. Manches ist in unserem späteren Leben zwischen uns getreten, was uns innerlich einander entfremdet hat. Denn leider ist es nun einmal so, daß es Lagen gibt, in denen keine noch so große Pietät uns ganz vor Collisionen zu bewahren vermag. Ich aber habe die Gelegenheit ergreifen wollen, um in Dankbarkeit dessen zu gedenken, der mir, dem jungen Anfänger, bei meinem ersten Eintritt in Berlin so freundlich die helfende Hand gereicht hat

Wir beschlossen den Abend in einem jener Keller, die jetzt fast aus der Mode gekommen sind, damals aber fast die einzigen Stätten der Gemüthlichkeit in Berlin waren. Als ich am andern Tage, dem der „Poesie", Mittags zur verabredeten Stunde zu Roquette kam, fand ich den unlängst aus Italien heimgekehrten Paul Heyse, der wenige Monate später von König Max zu der poetischen Tafelrunde nach München entboten ward. „Er ist ein junger, sehr schöner Mann," schrieb ich in mein Tagebuch, „von den vornehmsten Manieren, höflich, fast unnahbar, aber der Geist, der aus ihm spricht, imponirt mir." Wie gering und unbedeutend erschien ich mir vor diesem noch nicht Vierundzwanzigjährigen, dessen feine, braunumlockte Stirne der Lorbeer schon berührt hatte! — Sechs Jahre nach dieser Begegnung, als ich zum zweiten Male und nun für immer in Berlin war, saß ich eines Abends in einer Theegesellschaft neben einer älteren Dame, deren Namen ich nicht kannte, die mich aber durch ihre Lebhaftigkeit und ihre geistvollen Augen ungemein anzog. Wir unterhielten uns vortrefflich, und ich fragte sie zuletzt, ob sie ein Stück — ich weiß nicht mehr, welches — gesehen habe, das damals viel von sich reden machte. „Nein," erwiderte sie sehr energisch, „ich gehe nicht eher ins Theater, als bis das Stück meines Sohnes darin aufgeführt wird." — Nun ahnte mir etwas; „Sie sind . . ." fragte ich. — „Die Mutter Paul Heyse's." . . . Das Stück, das am 31. Januar 1860 gegeben ward, hieß „Die Sabinerinnen"; es gefiel sehr, und als der junge Dichter herausgerufen ward, da dachte ich an seine Mutter, wie die sich freuen werde! Wiedergesehen, doch auch nur von Weitem, habe ich ihn im November 1864, als er zur Aufführung des „Hans Lange" hierher gekommen, und nach dem großen Erfolge des Schauspiels (bis Anfang 1884 ist es zweiundvierzigmal gegeben worden) seine Freunde sich um ihn bei Borchardt in der Französischen Straße versammelten. Persönlich näher getreten bin ich ihm erst in den siebziger Jahren und habe seitdem in dem Dichter, den ich immer verehrt, auch den guten, edlen Menschen lieben gelernt.

Durch Roquette kam ich auch in Berührung mit Friedrich Eggers, dem Herausgeber des Kunstblattes, dem eben ein literarisches Beiblatt hinzugefügt wurde. Wenn ich mich darauf besinne, so verfolgten diese Zeitschriften, ebenso wie das aus dem nämlichen Kreise hervorgegangene Jahrbuch „Argo", die Richtung, welche jetzt meiner eigenen entsprechen würde. Doch ich war damals, von der Schule her, noch ganz im Banne des deutschen Mittelalters und der Romantik, und begegnete diesen Männern in einem Alter, wo der Unterschied einiger Jahre viel ausmacht in der Entwicklung, ja, sie zu bestimmen pflegt. Sie hatten schon festen Boden unter den Füßen, während ich, schwankend zwischen dem einen Beruf, zu dem mich die Pflicht, und dem andern, zu dem mich die Neigung hinzog, mich noch unsicher bewegte. Wie fern lag mir Italien, in dessen Sprache kurz zuvor mein Schaumburger Landsmann und Lehrer, Professor Adolf Ebert in Marburg, mich eingeführt hatte. Wie kalt ließen die Schilderungen und Erzählungen aus dem classischen Lande der Kunst und der Schönheit mich, für den es nichts Herrlicheres gab als den deutschen Wald! Aus all' diesen Gründen erkläre ich es mir, daß ich damals so Manchem, trotz mehrfacher Begegnung, fern geblieben bin, mit dem mich in reiferen Jahren

ein herzliches Einvernehmen verband. Auch Eggers und ich sind später noch einmal zusammengetroffen, aber irgend ein Verhältniß wollte sich nicht gestalten. Von seinen Freunden geliebt, von seinen Schülern angeschwärmt, ist er früh gestorben. Er arbeitete langsam und, so schien es, schwer; sein Hauptwerk „Das Leben Christian Rauch's" ist erst nach seinem Tode von seinem Bruder, dem Senator Karl Eggers, aus dem Nachlasse herausgegeben und vervollständigt worden. Von jenen Mittagen her, wo wir in heiterer Tafelrunde — für die Heiterkeit sorgte namentlich ein ausgelassener junger Jurist, den sie den Chevalier d'Elbra nannten — bei Happoldt in der Grünstraße speisten, ist Friedrich Eggers mir noch lebhaft in Erinnerung: seine hohe, ziemlich breitschultrige Gestalt, sein lang herabwallendes Haar, sein strenger Gesichtsausdruck und das scharf accentuirte Mecklenburgisch, das er sprach.

Doch näher als die Literatur lag mir in diesem Augenblick die Nothwendigkeit, ein Zimmer zu suchen, und dieses war bald gefunden: „ich wohne Dorotheenstraße Nr. 91, drei Treppen hoch, Roquette schräg gegenüber, in einer freundlichen, hellen Stube und, wie mir scheint, bei einer ganz netten Waschfrau. Sie verlangte acht Thaler. Was? dachte ich in meinem Sinn, das ist ja noch weniger als in Marburg, wo man nämlich die Miethe pro Semester berechnet. Aber ich hatte mich leider geirrt — es war für den Monat; und es half nichts, ich mußte mich darein ergeben. So theuer ist es hier in Berlin." — Manchmal, wenn ich an diesen meinen ersten Berliner Unterschlupf denke, fallen mir „die drei gerechten Kammmacher" ein, die vielleicht um eben diese Zeit von einem noch Unbekannten an der Ecke der Mohren- und Kanonierstraße geschrieben wurden. Es ist die Stelle, wo Jobst, der Sachse, sich vom Bett aus sein Kämmerlein betrachtet, „und so dürftig das Gemach aussah, so erschien es ihm doch wie ein Paradies." Auch „das gute, himmelblaue Thierchen", um den Vergleich voll zu machen, fehlte nicht, obwohl nicht es selber, sondern nur die Wand so gestrichen war. Mich indessen focht es nicht an, und ich entwarf von meinem Eldorado die folgende Beschreibung: „Zwei hohe Fenster gehen nach der Straße; ich überschaue die Dächer der höchsten Häuser, zwischen denen sich noch hier und dort einige entblätterte Baumwipfel zeigen, oder auch ein Schornstein seine rauchende Spitze emporstreckt. Die Decke ist hoch, die Wand blau, das Sopha mit feinem rothen Plüsch überzogen, der Ofen aus weißem Porzellan. Früh Morgens um sechs Uhr wird Feuer darin gemacht und dann muß es den ganzen Tag warm bleiben, ohne daß weiter danach gesehen wird. Es muß! — Rechts und links von mir wohnen andere Studenten, die zuweilen rechten Lärm machen, und auch an das beständige Wagengerassel kann ich mich noch gar nicht recht gewöhnen. Sonst sieht Alles hübsch und sauber aus, besonders am Abend, wenn ich die Gardinen herablasse und meinen Tisch mit dem Studierlämpchen illuminire, das stets so blank ist, daß man sich darin spiegeln könnte."

Das Treiben der großen Stadt hatte für mich, der ich bislang in so viel kleineren Verhältnissen gelebt, täglich etwas Neues, Ueberraschendes, Unerhörtes. Einmal, zur Mittagsstunde, als ich in Spargnapani's Conditorei saß, um die Zeitungen zu lesen, beginnt draußen Unter den Linden ein Toben und Laufen,

das auch mir keine Ruhe mehr läßt. Ich stürze hinaus, das Getümmel reißt mich mit sich fort, und als ich frage, was es gibt, antwortet man mir ganz kaltblütig, „der Renz'sche Circus brennt.“ Man kann sich meinen Schreck denken — Feuer und so dicht in meiner Nähe! Bald kann ich nicht mehr vorwärts durch das Menschengedränge, welches von einer Reihe berittener Schutzmänner zurückgestaut wird. Alle Straßenzugänge sind besetzt, und ich bin von meiner Wohnung abgeschnitten, die ich bereits einen Raub der Flammen wähne. Nach vielen Bitten und Vorstellungen komme ich endlich auf Seitenwegen in die Dorotheenstraße; da steht Roquette sorglos an seinem Fenster und läßt den Dampf seiner Cigarre ruhig in den Qualm wirbeln, der über die Dächer herzieht. „Um Gottes willen,“ rufe ich ihm zu, „wollen Sie verbrennen?“ — Ich höre sein Lachen nicht mehr, ich eile hinauf in meine Stube. Hier stehen mein Koffer, meine Kiste; rasch, indem ich das für einen Wink meiner Wirthin halte, werfe ich meine Sachen hinein, zuerst meine Briefe, dann meine Bücher und zuletzt mein Geld (!); über meine Röcke hätte ich mich allenfalls trösten wollen. Da tritt meine Wirthin herein und sieht mein hastiges Wesen. „Was haben Sie denn?“ ruft die Biedere. „Sie wollen doch nicht heute schon ausziehen?“ — „Aber Sie sehen doch,“ antworte ich und fahre fort in meinem Geschäft, indem ich auf die schwarze Rauchschicht deute, die gegenüber unaufhörlich zum Himmel steigt. — „Ach, das genirt Sie doch nicht? Hier fassen Sie an“ — und dabei berührt sie die Wand — „wenn es da warm wird, dann fangen Sie an zu packen, eher hat es keine Noth.“

„Und die Frau hatte Recht,“ bemerkte ich an jenem 29. November 1853, als der Circus Renz in Berlin niederbrannte: „am Abend war Alles vorüber und still, wie wenn nichts passirt wäre. Ich habe,“ fuhr ich fort, „einen großen Begriff von dieser unermeßlichen Stadt und ihrer Organisation bekommen.“ Diesen Eindruck machte Berlin schon, als es ungefähr der vierte Theil von dem war, was es heute ist. Am andern Tage rasselten und klingelten die Wagen mit den Rettungsleitern und Löschmannschaften wieder durch die Friedrichstraße; sie beunruhigten mich aber nicht mehr; ich wußte nun, was die Berliner Feuerwehr zu bedeuten hat.

Indessen hatte sich zu meiner Bekümmerniß herausgestellt, daß meine Waschfrau nicht ganz jener anderen glich, die Chamisso besungen, und die doch auch eine Berlinerin war. Es wollte mir nämlich scheinen, als ob die Ration Holz, die sie für vierzig Pfennig verabreichte, mit jedem Tage kleiner werde; mich fror beständig, und Koffer und Kiste waren also doch nicht ganz zufällig an jenem verhängnißvollen Morgen in mein Zimmer gekommen. Aber wir schieden à l'amiable, und am nächsten Ersten bezog ich mein neues Quartier, bei einem Damenschneider Unter den Linden — oder ich könnte auch sagen in der Rosmarinstraße, und das Letztere wäre vielleicht das Richtigere. Man gelangte nämlich zu diesem magister elegantiarum von der stolzesten Seite Berlins, während sein Tempel des Geschmacks in Wahrheit nach der kümmerlichsten lag, eben jenem Gäßchen mit dem poetischen Namen. Das Vorderhaus Unter den Linden steht noch wie damals; doch der schlecht gehaltene Hof, über den der Weg zum Hinterhause führte, hat sich längst nebst diesem in ein groß=

artiges Bierlocal verwandelt, dessen hohe bunte Glasscheiben heute den vornehmlichen Schmuck dieser Quergasse zwischen Friedrich- und Charlottenstraße bilden. Sonst ist es geblieben, was es war, und wenn ich gelegentlich hierher komme, kann ich mir das verschwundene Stüblein genau wieder vorstellen. Es blickte gegenüber auf Stallungen und Hinterhäuser, war einfenstrig, dunkel, eng, und hatte keinen anderen Eingang, als durch das Anprobirzimmer mit den Garderobeftöcken und Kleidern, oder das dunkle Zimmer mit des Damenschneiders Gemahlin und heranwachsenden Kindern. Je nach den Umständen mußte ich den einen oder den anderen Weg wählen, aber ich fand mich recht behaglich, mollig und warm mitten inne. Kein Lüftlein von außen berührte mich, und zwischen den schönsten Frauengewändern und allen Familienfreuden saß ich wohl geborgen. Manchmal in den späteren Stunden der Nacht, wenn ich, heimkehrend, durch die Reihen der Kleiderständer hinschritt, schillerten die Seidenroben gespenstisch kokett vom Silberlicht des Mondes und schienen, beim Vorübergehen gestreift und bewegt, in den hohen Toilettenspiegeln sich zu wundersamen Tänzen zusammenzuthun. Manchmal dagegen, am frühen Morgen, weckte mich ein Gezirpe, und ich wußte nicht, waren es die Sperlinge vor dem Fenster, die nach Futter schrieen, oder die Jungen des Damenschneiders im Nebenzimmer, welche die Mutter zu beschwichtigen suchte. Zudem, wie bescheiden waren diese Leute, welche Muster von Uneigennützigkeit! Sechs Thaler für Miethe, fünfundzwanzig Silbergroschen für Bedienung und eine Adresse Unter den Linden — mehr konnte man, selbst damals, nicht verlangen. „Am ersten Sonntagabend in der neuen Wohnung hatte ich eine kleine Theegesellschaft, die ich Roquette zu Ehren gab. Da hätte man die Sorgfalt und Eleganz sehen sollen, mit der die Wirthin uns bediente. Die Stube warm und mit Räucherpulver parfümirt, alle Lichter brannten, alle Tische waren frisch gedeckt, und in einem Geschirr wurde servirt, wie's bei uns zu Haus gewiß die Honoratioren nicht haben. Warmes Wasser war bis gegen Mitternacht vorräthig, und für alles Das nahm die gute Frau nicht einen Pfennig!" Wahrlich, sie hat meinen schon ins Schwanken gekommenen Glauben an Berlin gerettet.

Dieser auserlesenen Wohnung bin ich bis zum Schlusse des Semesters treu geblieben; denn neben allen schon geschilderten Vortheilen hatte sie noch diesen, der Universität ganz nahe zu sein. Mit einem Sprunge war ich drüben, und ich nahm es mit meinen Studien sehr ernst. Zwar hatte ich möglichst wenig Lust und wahrscheinlich noch weniger Begabung zum Juristen; aber ich ging von der gewiß nicht unrichtigen Vorstellung aus, daß man im Leben festen Boden unter den Füßen haben müsse, und als solcher erschien mir einzig der praktische Beruf. Das Wort Platen's „Morgens auf den Berg von Acten, Abends auf den Helikon" hatte durchaus nichts Schreckliches für mich; im Gegentheil, ich malte mir das sehr hübsch aus, im Stile meines Heimathörtchens, wo der Amtmann und der Assessor Standespersonen waren und selbst der Procurator noch eine recht ansehnliche Figur machte. Dazu nun, in stillen Stunden, ganz insgeheim die Beschäftigung mit der Poesie, so wie wir sie, von der Schule her, als etwas Heiliges zu betrachten gelernt hatten — welch' ein beglückendes Dasein!

Nach unserer Ansicht hieß es die Literatur erniedrigen, wenn man sie zum ausschließlichen Mittel des Erwerbes machen wollte, bis ich dann freilich, aus eigener Erfahrung, auch in ihr einen Beruf kennen gelernt habe, reicher zuweilen an inneren Kämpfen als an äußerem Lohn — immer aber einen, der den ganzen Menschen verlangt. Damals indessen dachte ich anders; ein Jurist wollte ich werden, und ein Jurist bin ich geworden — aber das geträumte Paradies mit den Actenbündeln, den langen Pfeifen und der Abendlampe habe ich nur von fern geschaut und nicht betreten.

Ich besitze noch das gewaltige Corpus juris, das ich mir bei einem Antiquar auf dem Museumsplatz in Heidelberg gekauft, und eine ganze Bibliothek sauber gebundener Hefte, die ich alle mit großer Ausdauer nachgeschrieben habe. Doch wenngleich ich die berühmtesten und geistvollsten Rechtslehrer gehört, so muß ich leider sagen, daß mich wohl ihre Persönlichkeit immer, ihr Colleg aber nur mäßig interessirt oder geistig angeregt hat. Im ersten Semester, zu Heidelberg, war es Karl Adolf von Vangerow, als vornehmster Pandektist seiner Zeit geschätzt und mir besonders sympathisch, weil er Kurhesse war. Er nahm mich herzlich auf, als ich ihm meinen Besuch in seinem Haus an der Märzgasse machte, das jetzt eine ihm gewidmete Gedenktafel trägt, und ich freute mich immer, wenn er auf das Katheder trat, eine männlich schöne Erscheinung, mit vollem, wohlwollendem Gesicht, dem ein etwas schielender Blick, ohne zu stören, etwas ganz Apartes gab — und ich folgte gern den Bewegungen seiner feinen, weißen Hand, wenn er irgend eine Spitzfindigkeit demonstriren wollte. Doch seine Vorlesung über Institutionen ging spurlos an mir vorüber, ich konnte nicht auf den Geschmack der Sache kommen. Dagegen gönnte ich es mir, in jenen Frühlingstagen meiner Studienzeit den alten Friedrich Christoph Schlosser zu hören, den Friesen mit den lichtblauen Augen, dem silberweißen Haar, und den erst wenig über dreißig Jahre zählenden Ludwig Häusser, den Unterelsasser, der die Wiederkehr seines Heimathlandes zum Reich nicht erleben sollte. Was diese beiden vortrugen, der eine in langen Sätzen, die meistens kein Ende hatten, der andere kurz und gedrungen, wie seine Statur war, das hat sich mir eingeprägt und lebt wieder auf, wenn ich in Schlosser's Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und in Häusser's Deutscher Geschichte lese. Nachher habe ich solche Seiten- und Nebenpfade mir immer seltener gestattet, in Göttingen nur noch Georg Waitz und Rudolf Hermann Lotze, in Marburg Eduard Zeller gehört; sonst aber blieb ich bei der Stange. Von all' den mannigfachen Fächern meiner Disciplin das ansprechendste war mir noch das deutsche Privatrecht, in welchem doch hier und dort ein verwandter Ton von Brauch, Sitte und Sage der Vorzeit anklang und in dessen Urkunden ich die Sprache des Nibelungenliedes wiederfand. Das römische Recht aber blieb mir ewig fremd, und ich konnte mich nicht dafür erwärmen, trotzdem ich die Pandekten dreimal gehört habe — zuerst in Göttingen bei dem trefflichen Wilhelm Franz Gottfried Francke, der freundlich, klar und trocken sein Heft dictirte, dann in Marburg bei Konrad Büchell, dem Prachtliebenden, der, stets mit einem dicken Brillantring am Finger und einer funkelnden Tuchnadel am Busen geschmückt, vor Allem unvergleichlich war, wenn er mit einer Art von

Wollust in den Amönitäten der Quarta Trebelliana schwelgte oder, die beiden größten Pandektisten des Jahrhunderts citirend, damit schloß: „den dritten zu nennen, verbietet mir die Bescheidenheit.“ Mein dritter Pandektenlehrer — den aber Konrad Büchell noch nicht unter jene Dreizahl eingerechnet hatte — war Rudolf Gneist, damals noch Extraordinarius, ein Mann in der Mitte der Dreißig und als Kenner des englischen Verfassungs- und Verwaltungsrechts schon berühmt, wiewohl der erste Band seines großen Werks noch nicht einmal erschienen war. Gneist blieb auch auf dem Katheder der richtige Berliner, und seine Schüler vergötterten ihn. Er las in einem der größten Auditorien, und es war immer bis auf den letzten Platz gefüllt. Zwischen diesen vielen jungen Leuten und ihm bestand ein sehr herzliches Verhältniß, man konnte völlig ungenirt ihn fragen, und manchmal legten ihm die Zuhörer auf das Pult seines Lehrstuhles einen Blumenstrauß, dessen Duft er während der Vorlesung wiederholt mit Behagen einsog. Später, als er im politischen Leben schon eine führende Rolle übernommen hatte, bin ich ihm noch oft im Duncker'schen Hause begegnet, und zuletzt, als auch dieses längst verschwunden, bei einem Herrendiner, wo ich die Ehre hatte, sein Tischnachbar zu sein. Der Zweiundsiebzigjährige, der nicht lange danach geadelt und Excellenz wurde, war von einer erstaunlichen Frische des Geistes und hatte sich die ganze Schlagfertigkeit seines Witzes, all' das gemüthlich degagirte Wesen von ehedem bewahrt, welches seine Schüler so sehr an ihn fesselte. Da er kurz vorher zu einem der vortragenden Räthe beim Prinzen Wilhelm (dem jetzigen Kaiser) ernannt worden war, so beglückwünschte ich ihn, worauf er lachend erwiderte: „Nun, Sie können sich wenigstens freuen, daß es nicht Stöcker geworden ist.“

Meine criminalistischen Studien machte ich bei dem ausgezeichneten Strafrechtslehrer Albrecht Friedrich Berner, der, wenn er diese Zeilen liest, mir gewiß das Zeugniß nicht versagen wird, daß ich kaum eines seiner Collegien „geschwänzt“ habe. Dicht unter seinem Katheder saß ich, und er schien ermunternd auf mich herab zu lächeln, obwohl ich, um die Wahrheit zu sagen, nur an der famosen Carolina, „Peinlichen Halsgerichtsordnung Kaiser Karl's V.“, einiges Wohlgefallen fand. Mich rührte z. B. die Verordnung, nach welcher eine Kindesmörderin eigentlich — ich glaube — gepfählt werden sollte, „wo aber die Bequemlichkeit des Wassers vorhanden ist,“ eventualiter auch ertränkt werden könne. Sonst habe ich leider nicht viel mehr behalten. Die deutsche Rechtsgeschichte bei Karl Gustav Homeyer übte wieder einen etwas tieferen Eindruck, einmal wegen des Gegenstandes, dann aber auch, weil der Name dessen, dem wir die besten Ausgaben des Sachsenspiegels verdanken, schon bis in meine Schulstunden hinein geklungen war. Nichts von alledem, was irgendwie Bezug auf das deutsche Mittelalter hatte, war unberührt geblieben, und wenn nicht die Dinge selbst — was ja nicht möglich gewesen wäre — lernten wir doch den Zusammenhang kennen, in den sie gehörten, und das Verdienst der Männer, deren Signatur sie trugen. Zu diesen hatte Homeyer gehört, und ich sah seinem Erscheinen mit einiger Spannung entgegen: eine schmächtige, fast zarte Gestalt, in einem dunklen Mäntelchen, das er beim Eintritt in den Hörsaal ablegte, ziemlich rasch für sein Alter, sonst ruhig und gemessen, Ende

der Fünfzig, mit spärlichem Haar an den Schläfen und einem feinen Gesicht, in dem sich kein Zug zu regen schien, ernst, immer bei der Sache, mehr nach innen, als nach außen gekehrt: so steht sein Bild in der Erinnerung vor mir.

Wie ganz anders war, sprach und zündete Friedrich Julius Stahl, der berühmte Convertit; ihm sah man den semitischen Ursprung auf den ersten Blick an — klein, schwarz, feurig, mit brennenden Augen und ewig bewegtem Mienenspiel. Er las im Auditorium Maximum in der Abendstunde des Samstags, und eine merkwürdige Versammlung saß zu seinen Füßen; neben den ganz jungen Leuten die mit grauen Häuptern, Juristen und Theologen, hohe Staatsbeamte, Richter, und in dieser Masse die blitzenden Epaulettes von Officieren jeden Grades. Ein älterer, wohlwollender Gönner aus dieser Zeit, der Stadtgerichtsrath Graf Wartensleben, nachmals, wenn ich nicht irre, Mitbegründer des deutschen Juristentages, begleitete mich einmal, nicht als Adept, denn er war ein mäßig liberal gesinnter Mann aus dem Varnhagen'schen Kreise. Doch der Zauber von Stahl's Beredtsamkeit war auch auf ihn ein so großer, daß er von nun ab jeden Sonnabend-Nachmittag kam, um mich abzuholen, und zum Schluß des Semesters, als Abschiedsgeschenk, mir ein schön gebundenes Exemplar von dessen „Philosophie des Rechts" verehrte. Noch stehen die drei rothen Bände hoch oben in meiner Bibliothek und auf dem ersten Blatt die halb ironische Widmung: „Zur Erinnerung an die Vorlesung bei Stahl den 11. März 1854 über die Nothwendigkeit des Wunderglaubens." — Das Thema dieser publice gehaltenen Vorlesungen hieß: „Ueber die heutigen Parteien in Staat und Kirche." Jedoch würde man einen falschen Begriff davon bekommen, wenn man sich an das Wort „Vorlesungen" halten wollte: Stahl sprach vollkommen frei, wie Einer, der auf der politischen Tribüne steht, nicht auf dem Katheder, der sich der Macht seiner Rede bewußt ist und sie gebrauchen will. Es war etwas in ihm von einem Propheten des Alten Bundes; unaufhaltsam strömte das Feuer, das ihn zu verzehren schien, in leidenschaftlichen Ausbrüchen hervor, und immer wieder griff er zu dem neben ihm stehenden Glase mit Wasser, wie wenn er die Gluth seines Innern damit löschen wolle. Seine blitzenden, dunklen Augen, wenn sie durch den mit Menschen gefüllten Raum irrten, übten eine dämonische Gewalt über diese; die heiße Luft war wie mit Elektricität gefüllt, und in der That war es die Temperatur und Atmosphäre der Zeit, in welcher Stahl als Führer seiner Partei herrschte. Das große Wort von der „Umkehr der Wissenschaft" und jenes andere, daß „da, wo der Verstand aufhört, der Glaube beginne" — wir hatten es schon auf den Schulbänken gehört und einigermaßen daran geglaubt. Aber es ist ein Ding, solchen Paradoxien als geistreichen Gedankenspielen zu lauschen, und ein anderes, sie zur unerbittlichen Consequenz im öffentlichen Leben werden zu sehen. Dieses Antlitz, das unaufhörlich in seinen Linien wechselte, nahm jetzt einen Ausdruck von Grausamkeit an, vor dem ich zurückschrak. Ich erinnerte mich der blutigen Opfer, die das Jahr 1848 gekostet, und aller Hoffnungen, die mit ihnen ins Grab gesunken waren. Die Tage des Frankfurter Parlaments und die Gestalten derer, die damals dem deutschen Volke theuer geworden, sein sehnsüchtiges Verlangen nach Einheit und Freiheit,

sein schöner Enthusiasmus und sein brüderliches Empfinden — dies Alles sollten nur „Irrthümer“ gewesen und von der Brutalität im Bunde mit der Dialektik zertreten sein für immer?

Viel weniger, als dies heute der Fall ist, beschäftigten sich die Studenten jener Zeit mit dem politischen Leben; und ein solches in unserem Sinne gab es ja damals auch nicht. Es stagnirte vollkommen oder gehorchte fremden Impulsen; Rußland, noch ungebrochen in seiner Macht und seinem Einfluß vor dem Krimkrieg, Oesterreich, in zähem Festhalten an seinen wesenlosen Prätensionen, erdrückten jede nationale Regung. Wofür hätte sich ein junges Herz erwärmen können? Was an vaterländischem Gefühl vorhanden, flüchtete sich in den Particularismus, und namentlich wir Kurhessen waren stolz auf unsere Vergangenheit, die wir bis auf die Tage der Katten und Hermann's des Cheruskers zurückdatiren konnten, stolz auf den jüngst beendeten Verfassungskampf, in dem wir unsere eigenen Väter mannhaft hatten streiten und ehrenhaft unterliegen sehen. Das Vertrauen zu Preußen hatten wir verloren, seitdem es, in eben diesem Verfassungskampf, uns im Stich gelassen und in stetem Zurückweichen bis nach Olmütz gekommen war. Und doch, wenn es noch eine Hoffnung gab, so konnte sie nur auf Preußen beruhen. In dieser Stimmung kamen wir hessischen Studenten, die wir uns vom Gymnasium oder der Landesuniversität her kannten, nach Berlin und schlossen uns, unabhängig von den Verbindungen, denen wir dort angehört hatten, landsmannschaftlich zusammen, in dieser Stadt, von der wir uns angezogen und abgestoßen zugleich fühlten. Das geistige Centrum Deutschlands war Berlin doch auch damals schon, in wissenschaftlichem sowohl als künstlerischem Betracht. Die Schöpfungen Schadow's, Rauch's, Schinkel's übten einen Ehrfurcht gebietenden Einfluß, den keine Gewohnheit des Alltags abstumpfte. Neben dem Alten Museum mit seinen aufgehäuften Schätzen erhob sich bereits das Neue, bestimmt, von den Fresken Kaulbach's geschmückt zu werden, und in der Stille der Raczynski'schen Villa, da wo heute das Reichstagsgebäude steht, entwarf mit immer wachsender Kraft Cornelius jene gewaltigen Cartons, die man jetzt in der Nationalgalerie staunend bewundert, auch diese von Friedrich Wilhelm IV. schon geplant, wenngleich viel später erst ausgeführt. Aus seiner ersten, lichten Zeit standen die nackten Marmorfiguren der Schloßbrücke da, mitten in der zunehmenden Frömmelei, den Einen zum Aergerniß, den Anderen Sinnbilder einer freieren und gesunderen Richtung. Der Name Alexander von Humboldt's allein hätte hingereicht, dieser Stadt einen außerordentlichen Glanz zu verleihen. Um ihn in der Akademie vereinigten sich die Sterne der Wissenschaft, und an der Universität waren in allen Facultäten Größen ersten Ranges. Wer nur irgend vermochte, der wandte sich hierher, um seinen Studien gleichsam den Stempel aufzudrücken. Wer in Berlin gewesen, schien vor den Uebrigen etwas voraus zu haben. Von der historischen Seite betrachtet, d. h. der Historie, welche greifbaren Werth und Inhalt für die Gegenwart hat, stand Berlin den anderen Städten Deutschlands weit voran. Aber eben darum, weil sie die jüngste von allen war, fehlte hier das fast ganz, was man alte Cultur nennt, und was nur diese zu geben vermag. Wir, die wir doch wahrlich nicht verwöhnt waren

und, außer den mitteldeutschen Residenzen, Hannover oder Kassel, nur etwa noch Hamburg und Frankfurt a. M. gesehen hatten, bemerkten das bald, nicht in den eigentlich großen Dingen, welche die Höhe der menschlichen Existenz bestimmen, wohl aber in den kleinen, welche das äußere Dasein betreffen. Daher ein anfängliches Gefühl von Unbehagen, dem aber das der Bewunderung bald folgte. Denn diese Häuser- und Straßenmassen hatten für den Blick des Kleinstädters doch etwas Imposantes, und der Wagenlärm, wenn er auch nur schwer sich daran gewöhnte, gab ihm zugleich einen Begriff von der Größe der Entfernungen und dem Umfang der Bewegung.

„Wie tausendmal," schrieb ich beim ersten Nahen des Frühlings 1854 meiner Mutter, „wenn ich die Linden auf- und abschweife, denk' ich an Dich; wie viele Male sag' ich zu meinen Begleitern: wenn jetzt meine Mutter hier wäre, die würde sich freuen! Sieh', dann liegt die ganze breite Straße mit dem glänzenden Steinpflaster im Mittagssonnenschein. Auf beiden Seiten rollen prachtvolle Carossen, Reiter dazwischen und schlanke Reiterinnen mit Federhut und wehenden Schleiern, und auf den Trottoirs wogt eine Menschenmenge, so bunt und lustig, daß mir's Herz lacht, wenn ich nur an diese schöne Mittagsstunde denke. Und wenn ich dann lange genug gesehen habe, mach' ich nun Kehrt, und ich bin in der Stille meines Zimmers, das noch von der Frühsonne warm ist. Jetzt steht mein Sopha wieder am Fenster, und ich sehe gegen die weißen Dächer, die von der untergehenden Sonne gefärbt sind; gegenüber steht mein Pianino — hörtest Du's? Eben hab' ich Dir die Cis-moll-Sonate von Beethoven vorgespielt. Ach, Mutter! wenn wir hier zusammen sein und immer bleiben könnten! Für den herrlichsten Kreis ist gesorgt; Künstler und Künstlerinnen, Gelehrte, fein gebildete Frauen — was Du begehrst, Du solltest es hier haben. Und es mag kommen, wie's will, Berlin soll immer mein Ziel bleiben! Hätt' ich nur so die Zeit dazu, ich wollte das vortrefflichste Buch über Berlin schreiben . . . ."

Wie sollte ich hier nicht an meine Mutter und nach ihrem Vorgang und Beispiel auch an den denken, der ihr Lehrer und Meister war, an Goethe: „Was man in der Jugend wünscht, das hat man im Alter die Fülle" — bis auf das Buch, wenn man nur das Adjectivum streichen will.

Doch Etwas, auch von dem Enthusiasmus der Jugend, muß gestrichen werden. Gewiß war das damalige Berlin dem heutigen in seinen geistigen sowohl wie künstlerischen Interessen darin überlegen, daß sie concentrirter waren und sich stärker, individueller in herrschenden Persönlichkeiten ausprägten, die mehr, als es jetzt der Fall sein kann, zu gesellschaftlichen Mittelpunkten wurden, da die Gesellschaft selber einheitlicher und erlesener war. Ferner gab es auch damals reiche Leute, Paläste der Großen und alte, vornehme Häuser mit prächtigen Innenräumen. „Hübsch ist es hier," schrieb Rahel, von ihrem mehrjährigen Aufenthalt aus Karlsruhe nach Berlin zurückgekehrt, „und geselliger als allerorts, aber ruppig." So war es in den zwanziger Jahren, und so fand ich es noch in den fünfzigern, auf das Unentbehrliche beschränkt, auf das knappste Maß zugeschnitten, zugewogen, zugezählt, bis auf das Stückchen Holz für den Ofen und das Stückchen Braten für den Mittagstisch. Die Restaurationen

waren schlecht und nicht besser, was der „Chambrejarnist" sich etwa zum Abendbrod beim Bäcker und Metzger holen mochte. Von all' den guten Dingen, deren es im deutschen Vaterlande doch genug gab, schien hierher nichts zu gelangen, als hätte man die Leute daran gewöhnen wollen, auf die Nichtigkeit irdischer Genüsse zu verzichten. Aus allen Ecken und Enden, wenn man näher hinsah, schaute die große „pauvreté" heraus, von der, wie der Berliner erklärend sagte, die große Armuth herkomme. Der märkische Sand war noch in seiner Urbeschaffenheit da, kein gepflasterter Weg führte durch den Thiergarten, und der Rasen der öffentlichen Plätze war Winter und Sommer grau. Kaum ein freundlicher Halt, wohin es auch blickte, bot sich dem Auge. Gleichförmig, wie die Kasernen, und nüchtern die langen Straßen hinab stand ein dreistöckiges Gebäude neben dem anderen, farblos, schmucklos, von außen und innen, bis auf den letzten Winkel mit der äußersten Sparsamkeit ausgenutzt. Keine Wohnung ohne das dunkle Zimmer, das Berliner Zimmer, zugleich Durchgang für alle übrigen; und manch eines, bei Tag Wohnstube, verwandelte sich Nachts durch Aufklappen der Sophas in eine Schlafstube, wo nicht beides, die Betten nur durch einen Vorhang abgetrennt, sich in demselben Raume befand.

Dieses Mißverhältniß zwischen der großstädtischen Prätension und den geringen Mitteln, sie zu bestreiten, hatte den Berliner jener Tage, wenn es seinen Witz geschärft, doch auch in den Ruf einer gewissen Unsolidität gebracht, ehe der Tag kam, an welchem er zeigen sollte, was er in der Schule der Entbehrungen gelernt. Leicht hat er sich hernach in die Rolle des emporgekommenen Mannes gefunden, und es ist ihm nicht zu verdenken, daß er's nach der gethanen Arbeit sich nun auch einmal bequem machen will. Ob aber die Jugend, in einer fast übertriebenen Opulenz erwachsen, einst die Probe bestehen wird, wie die Väter sie bestanden haben: das ist die Frage, von deren Beantwortung, hier und überall, das Heil der Zukunft abhängt.

Denn trotz Allem, was ihm in Berlin unangenehm auffallen mochte, mußte der Fremde sich doch, sobald er es nur betreten hatte, wie von etwas Größerem, Mächtigerem berührt fühlen. Ein weiterer Horizont als über irgend einer anderen deutschen Stadt lag über dieser; ein stärkerer, freierer Athem wehte trotz allen augenblicklichen Druckes hier. Man konnte nicht vom Brandenburger Thor bis zum Denkmal Friedrich's des Einzigen gehen, ohne — mitten in einer tristen Gegenwart — an die glorreichste Zeit Preußens und eigentlich auch Deutschlands zu denken, von dieser Erinnerung ergriffen und hingerissen zu werden. An einem der ersten freien Nachmittage pilgerten wir Hessen hinaus nach Charlottenburg. Hier, abwechselnd mit Potsdam, residirte seit einigen Jahren schon König Friedrich Wilhelm IV. Er kam nur selten nach Berlin, und fast verödet stand das graue Hohenzollernschloß, in welchem er die trüben und für seine fernere Regierungszeit so verhängnißvollen Tage des März 1848 verlebt hatte. Wir waren nach Charlottenburg gekommen, um das Mausoleum zu besuchen, und der Zufall wollte, daß, nachdem wir lange vor den schlummernden Marmorbildern der rührend schönen Königin und ihres Gemahls in der magischen blauen Dämmerung gestanden, nun plötzlich, beim Heraustreten unter die düstern Tannenwipfel, ein anderes, prunkvoll be-

wegtes Bild erschien: ein bunter Reiterzug füllte den Schloßhof, König Friedrich Wilhelm IV. kehrte von der Jagd heim. Da, beim Schimmer der untergehenden Wintersonne, habe ich den König zum ersten Male gesehen; als ich ihn wieder sah, sechs Jahre später und gleichfalls in einer Winternacht, da lag er, von jeder Qual erlöst, auf dem Paradebett in den Zimmern Friedrich's des Großen in Sanssouci. Der Tod hatte dem, von den hohen Kerzen feierlich bestrahlten bleichen Antlitz den edlen, königlichen Ausdruck wiedergegeben.

Während seiner letzten Regierungsjahre jedoch, in die meine Berliner Anfänge fallen, und vor Einsetzung der Regentschaft, lebte man, politisch gesprochen, nur von den Erinnerungen der Vergangenheit und den Hoffnungen auf die Zukunft. Ein Schleier, wie der Geist des Monarchen sich allmälig umnachtete, lag auch auf seiner Hauptstadt, und gern erhob man aus einer solchen Gegenwart seinen Blick zu dem hellen Gestirn Friedrich's des Großen, dessen Gedächtnißtag in der Akademie durch die begleitenden Umstände jedesmal erhöhte Bedeutung erhielt. In diesem Jahre las Böckh die Gedächtnißrede, die durch ihren Freimuth einen solchen Eindruck auf mich machte, daß sie, zusammen mit der ganzen Erscheinung des berühmten Gelehrten, noch heute in meinem Gedächtniß lebt.

Was sich an Anregungen bot, wurde mit voller Hingebung aufgenommen und ruhig ausgetragen. Das Leben war noch nicht so complicirt wie jetzt, wo selbst der Genuß eine Arbeit ist und nicht selten eine recht unfruchtbare; wo der Eindruck den Eindruck verdrängt, abschwächt, verwirrt, und nur strenge Beschränkung den Einzelnen der Masse gegenüber zu retten vermag. Es war weniger, aber man hatte mehr davon, konnte jeden empfangenen Gedanken reiner ausdenken und jedes Empfinden in sich bis auf den letzten Ton verklingen lassen. Wollte man ins Theater gehen, so kamen eigentlich nur das Königliche Schauspiel- und Opernhaus in Betracht; und wie gut hatte man's damals, wo die Vorstellung um 6½ begann, um 9 Uhr zu Ende war, und ein Platz im Parquet nur 20 Silbergroschen kostete! Das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater, dasselbe Haus, in welchem gegenwärtig das Deutsche Theater ist, pflegte das leichtere Genre der Oper, das Volksstück, das Lustspiel, mit hin und wieder einem berühmten Gast; und das Königstädtische Theater, am oberen Ende der Königstraße, dicht beim Alexanderplatz, war die Stätte für die Localposse, die damals in ihrer Blüthe stand, leider aber nicht gehalten hat, was sie versprach. Hier sah man „Berlin bei Nacht", „Münchhausen" und „Hunderttausend Thaler"; es war ein harmloses Vergnügen und doch eins, das in seiner Art dem tieferen Bedürfniß der Zeit entsprach. Denn im Couplet fand Alles, was in einer anderen Form kaum noch gesagt werden durfte, seinen Ausdruck, und wie wußte David Kalisch, der es geschaffen hatte, diese Waffe zu handhaben, mit welcher unvergleichlichen Eleganz, jedes Ereigniß des Tages berührend, in Andeutungen und Anspielungen, die Jeder verstand und Niemand übel nahm. Denn auch die Getroffenen lachten mit den Anderen bei diesem geistreichen Spiel, an dem man bis in die höchsten Sphären hinauf Gefallen fand, weil mit der Schärfe des Witzes sich ein unfehlbares Tactgefühl verband. Das Couplet war der Alliirte des „Kladderadatsch", der in Ernst

Dohm einen Führer von der feinsten classischen Bildung besaß, und wiewohl er den Orthodoxen stets ein Aergerniß gewesen ist, doch ernsthafte Anfechtungen niemals erfahren hat, am Allerwenigsten unter Friedrich Wilhelm IV., der an einem guten Witz und einer hübschen Carricatur um so mehr Gefallen fand, als er selber ein geistreicher Kopf und kein übler Zeichner war. Seine Bonmots, von denen man einige noch heute wiederholt, waren in aller Munde, so daß Dingelstedt in seinen „Ghaselen aus Alt-Berlin" ihm zurief: „Ein König soll nicht witzig sein; das Wortspiel und den Calembourg lass' er den Journalisten." Damals allerdings (1842) gab es noch keinen „Kladderadatsch", der erst 1848 ins Leben trat; nun aber, in den fünfziger Jahren, hieß es von Friedrich Wilhelm IV. sogar, daß er ein heimlicher Mitarbeiter desselben sei: daß er sein eifriger Leser war, steht außer Zweifel. Wie jede neue Nummer dieses Blattes, das „täglich mit Ausnahme der Wochentage" erscheint, so flogen auch die Refrains aus dem Königstädtischen Theater über ganz Deutschland, gingen als „geflügelte Worte" vielfach in den Sprachgebrauch über und haben sich lange darin erhalten. So haben wir das Couplet, von Kalisch gedichtet, von Conradi musikalisch sehr hübsch illustrirt und von Helmerding unnachahmlich vorgetragen, eine Weile noch auf dem alten Wallnertheater floriren sehen, aber es hat seinen Schöpfer nicht überlebt. Es welkte dahin, als unter den größeren Verhältnissen ihm die raison d'être zu fehlen begann; an Stelle der Berliner Posse herrschen nun die französischen und englischen Burlesken auf einem halben Dutzend kleiner Theater, und diese sind am vollsten von allen. Das unschuldige Gelächter von damals, wenn „der gebildete Hausknecht" auftrat oder „Doctor Peschke" sich zeigte, das kennen wir nicht mehr.

Die privilegirte Bühne für das ernste Drama war allerdings das Königliche Schauspielhaus, und ein aus königlichen Mitteln unterstütztes Institut wird immer gewisse Rücksichten zu nehmen haben. Aber ich wüßte nicht, daß irgend ein nennenswerthes Talent jener Zeit aus politischen Gründen davon ausgeschlossen worden wäre. Karl Gutzkow, der Führer des jungen Deutschland und Autor eines Verlags, der für den ganzen Umfang der preußischen Monarchie zeitweise verboten war, hat immer Heimathrecht auf der königlichen Bühne gehabt; und wenn sein „Zopf und Schwert" nicht gegeben ward, so hat es dies Schicksal lange mit Kleist's „Prinzen von Homburg" getheilt, aus dem rein äußerlichen Grunde, daß nach der erst neuerdings durchbrochenen Regel Stücke nicht aufgeführt werden durften, in denen Mitglieder des Königshauses auftraten. Friedrich Hebbel dagegen, ein Neuerer seiner Zeit wie nur irgend einer der unseren, wurde mit seinem bürgerlichen Trauerspiel „Maria Magdalena", demjenigen seiner Dramen, das durchaus socialistisch angehaucht, der herrschenden Richtung in der Politik und im Geschmack sich vielleicht am schroffsten widersetzte, mitten in der schlimmsten Reactionsperiode (1850) dargestellt; und wenn Gustav Freytag's „Journalisten" abgewiesen wurden, um erst später, aber immer noch vor der Regentschaft und „neuen Aera", ihren doppelt bemerkenswerthen Einzug am Gendarmenmarkt zu halten, so fand das vom liberalen Hauch durchgeistigte Lustspiel um so freudigere Aufnahme im Friedrich-

Wilhelmstädtischen Theater, an derselben Stätte, wo heute, im Deutschen Theater, Gerhard Hauptmann's „Weber" gegeben werden. Das wirklich Bedeutende hat auch zu der Zeit, da noch keine Theaterfreiheit bestand, sich Bahn gebrochen. Ob sie die dramatische Kunst wesentlich gefördert, ist eine Frage, die je nach dem verschiedenen Standpunkt verschieden beantwortet werden wird; aber in einem anderen Sinne war sie doch nicht minder nothwendig, als etwa die größere Freiheit der Bewegung im Bebauungsplane von Berlin. Denn eine Stadt von fast zwei Millionen kann sich nicht mit den wenigen Theatern behelfen, die für Viermalhunderttausend ausgereicht haben.

Das Theaterwesen, hier und überall, hat an Ausdehnung und Breite gewonnen; Hand in Hand damit ist aber auch eine Zersplitterung des Interesses und namentlich der schauspielerischen Kräfte gegangen, die Niemand bestreiten wird. Was jetzt der vergebliche Wunsch mancher unserer besten Theaterkritiker ist, die wirklichen Künstler und Künstlerinnen, die sich auf so vielerlei Bühnen vertheilen, einmal zusammen zu sehen, das verstand sich von selbst, als das Königliche Schauspielhaus noch das einzige war, das ernstlich in Betracht kam. Es bildete den Mittelpunkt des künstlerischen Lebens; was darauf vorging, beschäftigte Jedermann. Der König Friedrich Wilhelm IV. war ein Förderer des ernsten Dramas und, in seiner guten Zeit ein eifriger Besucher des Schauspielhauses. Es ist bekannt, wie viel Anregungen er gab, und daß sie durchaus nicht alle so spurlos vorübergegangen sind, wie die romantischen Experimente mit Tieck's „Blaubart" und „gestiefeltem Kater". Manch ein Impuls, der heute noch fortwirkt, ist von seinen kleinen Schloßbühnen in Potsdam und Charlottenburg ausgegangen; und wenn es ein schöner Gedanke war, den Chor der antiken Tragödie durch Musik wieder zu beleben, so zeigt sich der feine Sinn des Königs auch darin, daß er in Felix Mendelssohn-Bartholdy die congeniale Begabung für seine Pläne fand. „Oedipus auf Kolonos", desgleichen Racine's „Athalia" haben die Probe des Theaters nicht bestanden; aber noch in den achtziger Jahren ist „Antigone" wiederholt gegeben worden, und in unverwelklicher Frische blüht der „Sommernachtstraum", das „alte liebe Lieblingsstück" der Familie Mendelssohn, nach dessen erster Aufführung im Neuen Palais (14. Oktober 1843) Fanny Hensel der Schwester Rebekka Dirichlet nach Florenz schrieb: „alle Kinder Berlins werden noch ihre Lust an dem Stück haben."

Die Leitung der Königlichen Schauspiele, die seit dem 1. Juni 1851 in den Händen des Herrn von Hülsen ruhte, ging dieser Richtung auf das Classische conform. In dem jungen, aus dem Soldatenstande hervorgegangenen General-Intendanten, der sich bisher nur bei gelegentlichem Theaterspiel in Officierskreisen hervorgethan, hatte Friedrich Wilhelm's IV. scharfes Auge doch wohl Eigenschaften entdeckt, die sich in einer langen und erfolgreichen Wirksamkeit bewährt haben. Trotz hartnäckiger Vorurtheile, die zu besiegen ihm nur sehr allmälig gelang, hat Herr von Hülsen unbestreitbar das Verdienst, neben den Classikern aller Nationen vorzugsweise die deutsche Production berücksichtigt und durch sein eminent organisatorisches Talent das Schauspiel wieder auf das höhere Niveau gehoben zu haben, das es unter seinem Vorgänger eingebüßt hatte. Die große Zeit der Oper und namentlich des Ballets kam erst

später; während dieses meines ersten Berliner Winters waren Gunst und Neigung noch vorwiegend dem Schauspiel zugewandt. Auch darf man nicht glauben, daß die „Birchpfeifereien“, wie man sie jetzt verächtlich — und mit Unrecht — nennt, Alles beherrscht hätten. Jedes Theater bedarf zu seinem Bestande solch zugkräftiger Stücke, die je nach dem Geschmacke wechseln; und die der Charlotte Birch-Pfeiffer sind wahrlich nicht die schlimmsten gewesen — wenn sie Sitten und Bildung nicht veredelt, so haben sie doch niemals auf die gemeinen Triebe speculirt. Sie gaben den Schauspielern Gelegenheit, sich in brillanten Rollen zu zeigen, und den Zuschauern, einen tugendsam erbaulichen Abend zu verbringen. Wem das nicht genügte, der war ja keineswegs darauf angewiesen. Neben der „Waise von Lowood“, die das Zug- und Cassenstück war und noch lange blieb, erschienen in diesem Winter doch auch Otto Ludwig's „Maccabäer“ und Ludwig Uhland's „Ernst, Herzog von Schwaben“.

Jede Woche gingen wir mindestens einmal ins Theater und wählten mit Vorliebe die classischen Stücke — „Minna von Barnhelm“ mit Frau Hoppé, der Tochter der Crelinger, und Döring als Just; „Hamlet“ mit Dessoir, „Wilhelm Tell“ mit Rott, Hendrichs als Melchthal, Dessoir als Geßler und Liedtke als Parricida, der „Sommernachtstraum“ mit der Viereck und — unerreicht seitdem! — Gern als Zettel, dem Weber — „Cabale und Liebe“ mit der lieblichsten Luise, Fräulein Lina Fuhr, von der man sagte; „sie braucht nur ihre schönen Augen aufzuschlagen, und Alles ist hingerissen“. In Ehrfurcht gebietender Hoheit gab Frau Crelinger, die bereits 1812 unter Iffland begonnen, in ihrem vierundsiebzigsten Jahre noch Lady Macbeth und die Gräfin Orsina; und wohl darf ich es als ein Glück preisen, daß ich diese letzte Repräsentantin einer Ueberlieferung, die bis zu Goethe hinaufreichte, noch gesehen und in ihr das Ideal der classischen Frauengestalt kennen gelernt habe, bis sie 1862 eine siebzigjährige Greisin und echte Priesterin der Kunst ihre lange, ruhmvolle Laufbahn als Iphigenie schloß. Frau Frieb-Blumauer, deren Andenken ja fast noch an die Gegenwart heranreicht, war eben erst engagirt worden, und ich erinnere mich kaum, sie — der ich in späteren Jahren so viel heitere Stunden verdankte — damals gesehen zu haben. Aber Döring! Mit diesem Namen allein kommen die besten, die schönsten meiner Theaterabende wieder herauf, geführt von Sir John Falstaff, und „der Humor davon“ scheint mir unsterblich sich fortzupflanzen vom Schauspielhause bis hinüber zu Lutter und Wegener, wo Döring am Frühstückstisch unter Ludwig Devrient's Bild präsidirte. Doch nicht in der Komik allein war er groß; hat es jemals einen Nathan gegeben wie Theodor Döring? Dieses Mienenspiel, wenn er mit den zwinkernden Augen von unten heraufschaute; diese Weisheit, die zuweilen die Schlauheit durchblicken ließ, und doch immer die Noblesse bewahrte! Wenn er ihn hätte sehen können, ihm würde Gotthold Ephraim den Kranz nicht geweigert haben. Und dann das Gegenstück, der Shylock, in dem die gepeinigte Creatur nach Rache schreit! Feiner und menschlicher sind diese beiden Juden niemals dargestellt worden. Und sein Malvoglio, wenn er, mit dem verliebten Geckenblick „phantastisch lächelnd“, sich an den gelben Strümpfen

und kreuzweise gebundenen Kniegürteln vielleicht etwas länger, als gerade nöthig, zu thun machte, um unterdessen ein Wort vom Souffleur zu erhaschen — wem wäre die Zeit lang geworden? Mein Herz wird warm, wenn ich an Döring denke. Weit in meine Knabenjahre reicht das Erinnern an ihn, dem ich aus seiner frühen Zeit in Hannover, wiewohl immer nur in bewundernder Ferne, bis zu seiner höchsten Reife gefolgt bin. Denn erst ganz spät, als er schon ein Greis und ich kein junger Mann mehr war, habe ich es ihm endlich sagen dürfen, wie sehr und wie lang ich ihn geliebt; und ein goldenes Crayon mit dem eingravirten Namen „Döring", das er bis zuletzt in der Westentasche trug und das nach seinem Tode von seiner verehrungswürdigen Wittwe mir geschenkt ward, ist mir jetzt ein kostbares Andenken an Den, der mich lachen — und auch weinen gemacht, wie Keiner vor ihm und Keiner nach ihm.

Doch ich sehe, daß ich über meine Berliner Anfänge weit hinausgehe. Große Künstler gibt es auch heute noch, und der Beifall, den sie finden, ist rauschender, lärmender geworden. Aber ob man noch so mit dem Herzen dabei ist, wie wir es gewesen sind, oder ob auch hier die Fata Morgana der Erinnerung mich täuscht — ich weiß es nicht. Schützen nur möcht' ich mich vor dem Verdacht, als ob ich das, was war, auf Kosten dessen loben wollte, was ist. Denn eine traurigere Rolle, als die des laudator temporis acti gibt es nicht. Schildern will ich, wie wir als Mitlebende sie gesehen, die Zustände der Vergangenheit, und wenn ich an denen der Gegenwart sie messe, so geschieht es wahrlich nicht in der Absicht, diese herabzusetzen, sondern einzig, um jenen ihr Recht zu Theil werden zu lassen gegenüber der Geringschätzung, mit der sie vielfach von der Jugend unsrer Tage behandelt werden. — —

Das Opernhaus machte durch seine Pracht und historische Größe den tiefsten Eindruck auf uns, und die Sängerin, für die wir zusammen mit ganz Berlin schwärmten, war Fräulein Johanna Wagner. Obwohl noch in den Zwanzigen damals, hatte sie doch schon Etwas in ihrer majestätischen Erscheinung und der Plastik ihrer Gestaltungskraft, was an die Crelinger erinnerte, deren Hauptrollen sie ja späterhin beim Uebertritt zum Schauspiel erbte. Zweier solcher Iphigenien neben einander, wie die der Frau Crelinger und die des Fräulein Jachmann, konnten sich wenige deutsche Theater rühmen; und wo sind sie heute? Gluck war Johanna Wagner's bevorzugter Meister; durch sie lernten wir Orpheus und Armide, durch sie Beethoven's Fidelio kennen. Neben ihr, als sanftere Gestirne, leuchteten Frau Köster und Frau Herrenburg-Tuczek in den Mozart'schen Opern, während der Schimmer des Herrn Mantius und der alten Garde rings um ihn her noch einmal aufzuleuchten schien bei der dreihundertsten Vorstellung des „Don Juan" am 20. December 1853:

„Wie frisch und lebenskräftig steht er da,
In seinen ernsten, furchtbar schönen Weisen,
Die stets mit solcher Lieblichkeit gepaart!"

So hieß es damals in dem kindlichen Prolog. Aber ein paar Jahre noch, und mit Richard Wagner sollte sich auch hier der Umschwung vorbereiten, dem nach einander die Festdichter, die Sänger, die Sängerinnen

und die Capellmeister obendrein zum Opfer fielen. Nur Eine hielt sich, und diese war abermals Johanna Wagner, die Nichte des Dichter-Componisten, durch den sie, zu seiner Dresdener Zeit fast noch ein Kind, dem Theater und ihrer großen Lehrerin, Wilhelmine Schröder-Devrient, zugeführt ward. Aus der strengen Schule der Classiker machte sie mit immer noch erstaunlicher Kraft den Schritt in die ganz anders geartete, mystisch gefärbte Welt des Musikdramas und creirte vor ihrem Scheiden noch einige der vorzüglichsten Rollen in den Werken ihres Oheims. In diesem Winter 1853 auf 1854 freilich war davon noch nicht die Rede; wenn man von Richard Wagner überhaupt sprechen hörte, so war es nur, wie man von einem Bethörten spricht, halb mitleidig, halb verächtlich, und es schien unmöglich, daß er jemals diese Hochburg des musikalischen Conservativismus nehmen könnte. Vergeblich in eben jenem Winter 1853 auf 1854 versuchte Franz Liszt, auf dem Umweg über den Concertsaal, die Berliner mit der Musik Wagner's bekannt zu machen, aber nicht einmal der wackere Wieprecht war für den Plan zu gewinnen. Dieser habe ihm, fast die Thränen im Auge, geschworen, schreibt Hans von Bülow, der damals sein erstes Concert in Berlin gegeben hatte (December 1853), an den Meister in Weimar: er liebe ihn so sehr, daß er bereit sei, sein Leben für ihn hinzugeben — aber er flehe ihn an, nicht das Unmögliche von ihm zu verlangen. „Comment lutter contre Hülsen, Dorn, Taubert et surtout S(a) M(ajesté), qui déteste Wagner et retranche habituellement du programme de Wieprecht tout échantillon de musique du »scélérat«“ [1]). — Da kam Liszt selber im März 1854 nach Berlin, um in einer von ihm veranstalteten und geleiteten Aufführung der Tannhäusermusik in der Singakademie den Kampf dennoch aufzunehmen. Aber alle Fascination, die doch sonst immer von seiner Persönlichkeit ausging, war hier verloren. Das Concert war ein Fiasco, während man an demselben Abend, der Singakademie gegenüber, im strahlenden Opernhaus den „Hugenotten“ Meyerbeer's Beifall klatschte! Die Zeit für Richard Wagner war noch nicht gekommen. Erst am 7. Januar 1856 erschien der „Tannhäuser“, später als irgendwo sonst, auf der Königlichen Bühne — dann freilich, um bis Ende 1885 zweihundertzweiundzwanzigmal gegeben zu werden. Seitdem ist, wenn ich nicht irre, die Zahl der dreihundertsten Aufführung längst überschritten, neben all' den andern Werken Wagner's, die sich in ähnlichem Ziffernverhältniß aufwärts bewegen; und kann man jetzt in irgend eines der Hunderte von populären und anderen Concerten dieser ungeheuren Stadt kommen, ohne die Tannhäuser-Ouverture, den Tannhäuser-Marsch, den Brautchor aus Lohengrin oder das Vorspiel aus den Meistersingern, Gott weiß zum wie vielsten Male, zu hören? Die Luft selber ist voll von Wagner'scher Musik.

Wie der Theater, so waren auch der Concerte weniger zu jener Zeit: man hätte sie, sozusagen, an den Fingern einer Hand herzählen können. Obenan, wie heute wieder, standen die Symphonie-Concerte der Königlichen Hofcapelle, denen sich anschlossen die Aufführungen der Singakademie, noch unter Grell's

---

[1]) Hans von Bülow, Briefe, Bd. II, S. 136, 137. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1895.

Leitung, des Stern'schen Gesangvereins und des nicht lange zuvor von Friedrich Wilhelm IV. geschaffenen Domchors, mit den schönen Weihnachtsbildern im großen Saale der Akademie der Künste. Der Beherrscher der Tanzmusik war Joseph Gungl, der jeden Winter mit seiner Capelle nach Berlin kam, um im Kroll'schen Local durch seine feurigen Weisen die Herzen und manchmal auch die Füße zu beflügeln. Einen tieferen Einfluß übten die Liebig'schen Concerte, die dreimal in der Woche, Sonntag, Mittwoch und Freitag, während der frühen Abendstunden von 4—7 Uhr, in Hennig's Wintergarten stattfanden, weit weg in der Chausseestraße, da, wo nachmals das Woltersdorff-Theater war und heute das Friedrich-Wilhelmstädtische ist. Es war ein langer Saal mit einer Erhöhung, von Topfgewächsen umgeben, und einer Estrade gegenüber, auf der Meister Liebig stand, ehrbar und bescheiden, wie ein alter Stadtmusikus, seine kleine Schar anführend. Diese Halle der Chausseestraße war ganz der classischen Kunst geweiht, nur Mendelssohn und zuletzt Niels W. Gade hatten Zugang gefunden. O wie jauchzten unsere jungen Seelen in den Sturm hinein, den sie, mit dem Brausen des Meeres vermischt, in der Hochland-Ouverture zu vernehmen meinten; wie gaben sie sich, mit echter Werther-Empfindung, den „Nachklängen von Ossian“ dahin, der Melancholie der schottischen Haide, dem gespenstischen Huschen und Wehen, das an Marschner's Vampyr, dem leisen Hinüberklingen in die weichste Mondennacht, das an Mendelssohn erinnerte, während doch ein starker Hauch der eigenen Nordlandsseele hindurchging. Manches Jahr später, als ich in seinem Sommerhäuschen, am Seestrand von Kopenhagen, neben dem nordischen Componisten saß, der mir in der Dämmerung die schönen Volkslieder seiner Heimath vorspielte, habe ich jener Liebig-Abende gedacht und dem träumerisch Lächelnden von dem Enthusiasmus unserer Jugend erzählt. Diese populären Concerte, in denen die beste Musik gemacht wurde, waren wirklich Offenbarungen für uns, die wir noch so wenig kannten. Hier, einen ganzen Winter lang, hörten wir der Reihe nach die Hauptwerke der Classiker und beschrieben die weißen Stellen der Zettel mit unseren Empfindungen: „Groß und herrlich über Allen ist Beethoven. Er ist mir wie Goethe; nur schwer und langsam ringt man sich zu seinem Verständniß hindurch. Aber wenn man überwunden hat, gibt man ihn nie mehr auf. Eher alles Andere für ihn.“ Sein und der übrigen Großen Geburtstage, bis zu Mendelssohn hinab, wurden durch Extra-Concerte gefeiert: dann sah man, über dem Orchester, ihre Büsten mit Lorbeer geschmückt, und unter dem Programm stand: „Die Herren werden höflichst ersucht, heute nicht zu rauchen.“ Gerne brachten wir den erhabenen Geistern dies Opfer; aber auch an den weniger festlichen Tagen nahm man mit einer gewissen Ehrfurcht sein Plätzchen ein. Es war immer ziemlich dasselbe Publicum aus dem guten Mittelstande. Man saß an kleinen Tischen vor unergründlichen Kaffeetassen oder Gläsern dünnen Bieres, die Damen strickten und die Herren pafften, aber jedes Geräusch war verpönt, und selbst die Kellner, um die Gemeinde nicht in ihrer Andacht zu stören, schlichen auf den Fußspitzen. Wehe dem Ungeschickten, wenn eine Tasse geklappert oder ein Löffel geklingelt hatte! Hunderte von strafenden Blicken drohten ihn auf der Stelle zu vernichten. Um 7 Uhr war der letzte

Accord verhallt, und seelenvergnügt wanderten wir nach Hause. Es gibt auch heute wohl noch Säle genug in Berlin, wo man Musik hören und sich dabei nach Herzenslust gütlich thun kann; aber die Gemüthlichkeit der alten Zeit, der Strickstrumpf und die Stimmung, wohin sind die gekommen!

Im Uebrigen führten wir jungen Leute ein höchst geselliges Leben unter einander, setzten die Theekränzchen von Marburg fort, lasen Shakespeare mit vertheilten Rollen und erfreuten uns dabei der Unterstützung eines Autors, von dem meine Freunde sich großer Dinge versahen. Weit älter als wir und Verfasser einiger bereits im Druck erschienenen Trauerspiele, gab er unseren dramatischen Unterhaltungen sehr bald einen ganz anderen Charakter. Er sprach nämlich in seinem magistralen Tone höchst verächtlich von dem gegenwärtigen Zustande des Theaters, ließ durchblicken, daß es nur in Anknüpfung an den großen Briten regenirt werden könne, und gab auch mit ironischem Lächeln nicht undeutlich zu verstehen, durch wen. Wie vielen solcher Regeneratoren bin ich in meinem späteren Leben noch begegnet! Doch dieser war der Erste, wiewohl ich nicht sagen kann, daß er mich darum mehr überzeugt hätte. Vielmehr ist das Genre der verkannten Genies von Anfang an mir verdächtig gewesen; und was ich instinctiv empfunden, ist nachmals durch Erfahrung bestätigt worden, daß nämlich ein gewisses Maß von Gerechtigkeit, so viel man davon in irdischen Dingen zu erkennen vermag, auch in diesen walte. Statt über Mangel an Anerkennung zu klagen, sollte man bescheiden in sich gehen. Aber immer wird es Solche geben, die den Grund nicht in sich selber suchen, sondern Andere beschuldigen, das Publicum, das sie nicht versteht, die Zeit, die noch nicht reif ist — unterdessen steigen die Gewalten empor, welche die Revolution wirklich beginnen, regen sich gleichsam schon im Schoße der Zukunft die noch Ungeborenen, die sie vollenden sollen, sitzen hier und dort in den Ecken die großen Unbekannten, die bald die Welt mit ihrem Ruhm erfüllen werden. Ein tiefes Mysterium ist all' dies, und es hat mich immer unangenehm berührt, wenn laut darüber gesprochen wird. Unser Mentor aber kannte diese Zurückhaltung gar nicht, und meine guten, blinden Hessen glaubten ihm, während ich mit mir selber in Conflict gerieth. Eines seiner Stücke, das einen Schüleraufstand in der Pforta zur Zeit der Reformation behandelt, ist mir im Gedächtniß geblieben; aber weder dieses noch irgend ein anderes von ihm ist jemals aufgeführt worden, und heute sind alle vergessen. Aus diesen für mich peinlichen Tagen, in denen ich mich zu einer Bewunderung zwingen sollte, die ich nicht empfand, erinnere ich mich, daß ich einmal gegen Abend in eine Buchhandlung Unter den Linden trat und ein cartonnirtes Bändchen in die Hand bekam, das eben eingetroffen. Es war ein Gedicht und von einem Autor, dessen Namen ich bis dahin niemals gehört hatte. Doch die ersten Verse schon machten mein Herz klopfen — ich las und las und hätte kein Ende finden können, wenn der Laden nicht zugemacht worden wäre. Dieses Büchlein hat mich damals von meinen Qualen erlöst und ist mir heute noch lieb — es war die erste, unscheinbare Auflage des „Trompeter von Säkkingen"; und heute noch, so oft ich auf der Terrasse des Heidelberger Schlosses das schöne Denkmal J. V. von Scheffel's sehe, geht durch mein Herz ein dankbares Gedenken.

In all' diesen Dingen ist es schließlich doch der Instinct, der uns führt; aber es kann viel zu seiner Ausbildung gethan werden, und das Meiste verdanke ich meiner Mutter. Sie hat mir, fast mehr noch als die Liebe zur Dichtung, die zu den Dichtern eingeflößt, so daß diese gleichsam persönlich in unser Kinderleben eintraten und in dasselbe thatsächlich eingriffen. Wir wurden, wenn ich so sagen darf, mit ihren Versen aufgezogen; ich erinnere mich z. B. noch einer Vierzeile von Rückert, die meine Mutter, wenn wir uns nicht gutwillig waschen oder bürsten lassen wollten, nicht müde ward, uns zu wiederholen, bis sie sich meinem Gedächtniß unauslöschlich eingeprägt hat:

Rein gehalten Mund und Hand,
Rein gehalten Dein Gewand,
Denn die äuß're Reinigkeit
Ist der innern Unterpfand.

Selbst Goethe, wiewohl ich wußte, daß ich noch kein Jahr auf der Welt war, als er starb, ist durch sie mir zu einem Lebendigen geworden, und ihr ist er es bis zum Ende geblieben, der Freund ihrer letzten, einsamen Tage im Schlosse zu Fulda, als sie nur noch durch die hohen Säle wandern konnte, mit den alten Büchern rings um sich und darunter die vierzig Bände Goethe, die durch allen Wechsel der Zeit und des Ortes aus der Heimath ihr hierher gefolgt waren. Es ist bewunderswerth, wie sie darin Bescheid wußte; weit über ihr achtzigstes Jahr ist ihr Gedächtniß unfehlbar geblieben, wenn die Rede darauf kam. Diese vierzig grünen Leinwandbände, zerlesen und mit den Zeichen des langen, fast täglichen Gebrauches, mit Knicken auf vielen Seiten und Erinnerungsmalen überall, sind das Palladium meines Elternhauses gewesen, und der gelbpolirte Bücherschrank, mit Glasthüre und hölzernen Säulchen, das Heiligthum, das wir Kinder ehrfurchtsvoll betrachteten. Die Schätze seines Innern mehrten sich mit jeder Leipziger Messe, die mein Vater besuchte; seine Bücher waren Becker's Weltgeschichte, vor Allem Rotteck, der hoch in der Achtung der Zeitgenossen stand als „aufgeklärter Verfechter der Volksrechte" (Wippermann, Kurhessen seit dem Freiheitskriege, 1850), und die verbotenen Autoren des Campe'schen Verlags, an denen er heimlich auch seine guten Bekannten Theil nehmen ließ. Keine von den wichtigeren neuen Erscheinungen entging uns, bis Lenau's Gedichte kamen, Auerbach's Dorfgeschichten und Gutzkow's große Romane. Sie circulirten in unseren Kreisen und wurden eifrig besprochen; sie brachten den Wellenschlag der Welt in unser stilles Kleinstadtdasein. Mancher dieser altmodischen Bände, die doch auch einmal jung waren und unserer Jugend ihre stärksten Impulse gaben, befindet sich heute noch in meinem Besitz. Keins aber von allen diesen alten Büchern, wenn ich sie jetzt ansehe, bewegt und rührt mich so, wie der Goethe meiner Mutter. Er war wirklich *ihr* Goethe — den sie selber gefunden, zu dem sie gleichfalls nur der Instinct geführt hatte. Denn in ihrem elterlichen Hause war keine Spur von literarischem Sinn gewesen, und was sich später davon in ihrer Umgebung regte, einzig durch sie geweckt worden. Mit der Wißbegierde, die sie bis in ihr höchstes Alter bewahrt, kümmerte sie sich um Alles, Kleines und Großes, was draußen geschah, suchte sich zu unterrichten aus Büchern und Zeitungen,

konnte nicht genug davon haben. Aber immer wieder, in ihren späten Jahren wie in ihren frühen, so lange ich sie gekannt, wenn alles Andere gethan und auch Bibel und Gebetbuch mit einem frommen Händedruck bei Seite gelegt waren, kehrte sie zu Goethe zurück, den sie nicht müde ward, stets von Neuem zu lesen. Und das in der Verborgenheit, von Niemandem gefördert und ohne daß sie sich dessen je gerühmt hätte. Denn es war mehr als Lesen. Ihrem anfänglich freudlosen und unverstandenen Leben hatte Goethe den Halt und die Richtschnur gegeben. Vielleicht in einem anderen Verstande noch als der große Dichter, war er ihr der große Mann überhaupt, der große, gütige Weise, der sich zu ihr herabließ, der sie zu sich hinaufzog, zu dem sie in ihrer Bedrängniß ging, der sie sich selber erkennen und die Menschheit verstehen lehrte. Ja, Goethe war der einzige Lehrer, den sie gehabt, und er ist auch der unsere durch sie geworden. Vor ihm kann keine kleinliche Regung bestehen; und auch wenn man selbst weiter hinter dem zurückgeblieben ist, was man einst geträumt, wenn man vergleicht und in Gefahr ist, undankbar gegen das Geschick und ungerecht gegen sich zu werden, dann denkt man an ihn und besiegt das bittere Gefühl mit seinem Worte, „daß es gegen die großen Vorzüge der Anderen nur ein Mittel gebe — die Liebe."

Man wird es nun wohl begreifen, auch wenn man darüber lächeln sollte, daß ich in einem Briefe an meine Mutter nach einer besonders glühenden Schilderung all' der berühmten Persönlichkeiten und interessanten Kreise von Berlin in die Worte ausbrach: „Und was man da lernt, Du glaubst es nicht! Fast immer verbinden sich mit den geselligen Freuden wissenschaftliche Vorlesungen oder andere nützliche und angenehme Dinge."

Ganz so schlimm, wie mein Enthusiasmus es ausmalte, war es nun freilich nicht. Es gab auch Häuser, in denen man, ohne didaktische Nebenzwecke, kluge Männer und gebildete Frauen sehen und hören konnte, für den jungen Menschen, der seinen ersten Blick in die Welt thut, nicht minder anziehend. Ein solches war das Duncker'sche Haus, das damals eben, oder nicht lange zuvor, in all' seiner Neuheit und Frische sich aufgethan hatte. Lange, bis in unsere eigene Zeit hinein, sind Franz und Lina Duncker Mittelpunkt einer erlesenen Gesellschaft gewesen — er der schöne Mann von imposanter Gestalt, der geborene Volksführer, sie die feine, durchgeistigte Frau mit dem stählernen Charakter. Nicht in den Tagen ihres Glanzes, sondern in denen nach dem Zusammenbruch, wo sie das luxuriöse Heim in der Potsdamerstraße mit den paar Zimmern, drei Treppen hoch, in der v. d. Heydtstraße vertauscht hatte, mußte man sie gekannt haben, um ihre Seelenstärke zu bewundern. Zu der Zeit, im Winter 1853 auf 54, als ich sie zuerst sah, war sie die junge, vornehme Dame, niemals schön oder auch nur weiblich anmuthig, aber von einer weiten und tiefen Sympathie für alle großen und freiheitlichen Bestrebungen, von einer unendlichen Attraction für die Jugend. Mit ihrem scharfen Blick unterschied sie sogleich das Echte vom Unechten, und rücksichtslos, schroff, abstoßend für das Eine, hielt sie fest am Anderen, fest bis zum Tode. Mit der Nüchternheit ihres Urtheils und einem gewissen trockenen, ins Sarkastische spielenden Humor verband sich eine Wärme, die niemals in helle

Flammen ausschlug, aber constant blieb und ihr in späten Jahren noch etwas Jugendliches verlieh. Von den vielen jungen Leuten, die begeistert an ihr hingen und ihr die Freundschaft bewahrt haben, als sie selber längst zu hohen wissenschaftlichen Ehren emporgestiegen, war Wilhelm Scherer Einer. Auch Franz Duncker, als ich in diesen Kreis trat, war erst am Anfang seiner Laufbahn; denn zu persönlicher Bethätigung bot das öffentliche Leben noch keine Gelegenheit, das vielmehr, nach den Stürmen des Jahres 1848 und deren Unterdrückung, kaum in der Presse sich wieder zu regen begann. Diesen Moment hatte Franz Duncker benutzt, um aus der „Urwählerzeitung" die „Volkszeitung" zu machen, die Jahre lang das wichtigste Berliner Organ der demokratischen Opposition war. Von allen Gesellschaftskreisen, deren ich mich entsinne, trug dieser am meisten die Stimmung und Farbe der Zeit, in der die literarischen Interessen vorzuherrschen schienen, im Grunde jedoch die politischen die stärkeren waren. Nicht als ob sie sich im Duncker'schen Hause irgendwie exclusiv geäußert hätten; die Familie selber war typisch dafür. Von ihren Söhnen lebt einer noch, ein streng Conservativer, der hochangesehene Hofbuchhändler Alexander Duncker, einst der Förderer junger Talente, der erste Verleger Geibel's, Heyse's und Gustav's zu Putlitz; ein Anderer, Hermann Duncker, der treffliche Bürgermeister von Berlin, auch literarisch um die Stadt durch seine Verwaltungsberichte verdient, war freiconservativ, wie man heute sagen würde, während in Max Duncker, dem Geschichtschreiber des Alterthums und Berather des Kronprinzen zur Zeit des Verfassungsconflicts, und Franz Duncker, zur nämlichen Zeit Mitbegründer der Fortschrittspartei, die Gegensätze des gemäßigten Liberalismus und der äußersten Linken sich gegenüberstanden. Und doch vereinigten sie sich alle brüderlich unter dem Dache desselben Hauses, in dem ich auch manchmal noch mit dem ehrwürdigen Haupt der Familie, Karl Duncker, dem Chef der großen Buchhändlerfirma Duncker & Humblot, und seiner Gemahlin zu Tische saß, einer Greisin, deren wunderbar lichte Augen wohl stolz auf einer solchen Tafelrunde ruhen mochten.

(Schluß des Artikels im nächsten Hefte.)

Barras' Glück und Ende.

[Nachdruck untersagt.]

Memoiren von Paul Barras. Herausgegeben von G. Duruy. Autorisirte Uebersetzung. Band III und IV. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1896.

Entstehung und Beschaffenheit des vorliegenden Buchs sind bei Besprechung der beiden ersten Bände desselben ausführlich erörtert worden[1]). Diese Bände schilderten das Heraufkommen des Exlieutenants der alten französischen Staatsordnung, der seit dem Sturze Robespierre's zum ersten Beamten der Republik geworden, im Grunde aber geblieben war, der er zuvor gewesen: ein leerer, ehr- und grundsatzloser Genußmensch, dem physischer Muth, geistige Beweglichkeit und gefälliges Wesen zu einer Stellung verholfen hatten, die über seine Befähigung ebenso weit hinausging, wie über das, was er seinen Ehrgeiz nannte. Wirklicher Ehrgeiz, d. h. das Bedürfniß, seinen Willen und seine Zwecke durchzusetzen, hat dem eitlen, lediglich auf den Schein und die Annehmlichkeiten der Macht gerichteten „Director" der Jahre IV bis VIII (1. November 1795 bis 9. November 1799) während seines ganzen Lebens gefehlt.

Daß ein so beschaffener Mann sich bei seinem Niedergange nicht würdiger gezeigt hat, als in den Tagen seines Emporkommens, braucht kaum ausdrücklich gesagt zu werden. Barras' Niedergang beginnt in Wirklichkeit schon am 18. Fructidor des Jahres V (4. September 1797), dem Tage, an welchem er über seine feindlichen Collegen Carnot und Barthélemy triumphirte, diese Vertreter der gemäßigten Richtung innerhalb des Directoriums widerrechtlich verhaften und durch den General Augereau einen Staatsstreich in Ausführung bringen ließ, der nur das Vorspiel der größeren Vergewaltigung werden sollte, die ihn zwei Jahre und zwei Monate später, am 18. Brumaire, selbst traf und den Anfang des Endes der Republik bedeutete. Die Geschichte dieser letzten zwei Jahre von Barras' öffentlicher Thätigkeit füllt den dritten Band seiner Memoiren aus und erörtert unter Anderen die wichtigste und entscheidendste Angelegenheit aus Barras' gesammtem Lebensgange. Wie Barras selbst berichtet, wurden ihm im Jahre 1798 durch einen Agenten Ludwig's XVIII. zehn Millionen Francs geboten, wenn er sich anheischig mache, die Wiederherstellung der Monarchie vorzubereiten: seiner Angabe nach ist dieser Vor-

[1]) Vergl. Deutsche Rundschau, 1896, Bd. LXXXVII, S. 119 ff.

schlag nicht nur zurückgewiesen, sondern unmittelbar, nachdem der Brief des Unterhändlers Fauche=Borel eingegangen war, dem Directorium mitgetheilt und auf Beschluß desselben geheim gehalten worden. Barras' zahlreiche Feinde (zu denen bekanntlich auch der Herausgeber der „Memoiren" Duruy gehört) behaupteten dagegen, der berufene Mann habe die ihm gestellte Zumuthung nicht nur entgegengenommen und verheimlicht, sondern zum Gegenstande eines verrätherischen Anschlages gemacht, an dessen Ausführung er lediglich durch den 18. Brumaire, d. h. seine eigene Beseitigung, verhindert worden sei. Thatsache ist, daß Barras der einzige „régicide" war, der von dem Verbannungsdecret Ludwig's XVIII. ausgenommen worden, daß er sich während der Restauration einer außerordentlich glimpflichen Behandlung zu erfreuen hatte, und daß er als steinreicher Mann verstorben ist. Alles Uebrige, insbesondere die auf eine Erzählung des älteren Dumas gegründete Behauptung, er habe gegen das Ende seines Lebens mit Fauche = Borel auf vertrautem Fuße verkehrt, beruht auf unbewiesenen Conjecturen. Immerhin wirft es auf den Ruf des Directors von 1798 ein höchst eigenthümliches Licht, daß er Anträgen so schimpflicher Art ausgesetzt gewesen ist, und daß sein eigener College Gohier den Verdacht theilte, Barras sei erkauft und lediglich durch den Staatsstreich Bonaparte's an der Aufpflanzung der königlichen Fahne verhindert worden.

Den Eindruck, daß Barras' bedenklicher Ruf kein unverdienter gewesen, muß es erhöhen, daß der Leser bereits in den ersten Abschnitten des vierten Bandes abermals einer Geldgeschichte von unerbaulicher Natur begegnet. Die wenig heldenmüthige Rolle, die der erste Director der Republik bei der Katastrophe vom 18. Brumaire spielte, und für die er trotz aller Redensarten von Patriotismus zeitweiliger Ermüdung und republikanischer Selbstlosigkeit eine ausreichende Erklärung nicht zu geben vermag, ist von den Zeitgenossen mit einer Geldspende in Verbindung gebracht worden, mittelst welcher Napoleon die Connivenz des ersten Beamten der Republik erkauft haben soll. Beweise dafür, daß ein solches Geschäft abgeschlossen worden, liegen nicht vor, und Barras hat das Vorhandensein desselben nicht nur abgeleugnet, sondern hinzugefügt, daß kein Unterhändler gewagt haben würde, ihm überhaupt einen „Geldvorschlag" zu machen. Schade nur, daß der von Barras selbst als ehrenhaft bezeichnete zweite Director Gohier die Meinung getheilt hat, Barras müsse unter die Mitschuldigen des 18. Brumaire gezählt werden, und die Gründe dieser Felonie seien schimpfliche gewesen. In der That läßt der Umstand, daß Barras, in dem zur Stunde des Staatsstreiches eingereichten Abschiedsgesuch, den Urheber dieses für die Republik tödtlichen Streiches lediglich als „berühmten Krieger" und als Vertrauensmann des gesetzgebenden Körpers bezeichnete, ziemlich deutlich durchsehen, daß er mit der eingetretenen Wendung vollauf einverstanden und nur darauf bedacht gewesen sei, für die Zukunft möglich zu bleiben.

Diese Rechnung macht dem Kopfe des berufenen Mannes ebenso wenig Ehre wie seinem Charakter. Er mußte wissen, daß der ihm seit Jahren genau bekannte, durch ihn selbst emporgekommene neue Beherrscher der Situation zu gründlicher Menschenkenner und Menschenverächter sei, um mit

Leuten zu rechnen, die sich selbst aufgegeben hatten. Die Unbedeutendheit, in welche Barras nach dem 18. Brumaire versank, war eine überreichlich verdiente; sie bedarf keiner Erklärung und am wenigsten derjenigen, welche der auf seine alten Tage zum Cato gewordene Antonius zu geben versucht. Es ging ihm dabei wie dem Fuchs mit den sauren Trauben. Von allen Parteien verachtet und außer Stande, irgend eine derselben dazu zu bestimmen, daß sie ihm ein Amt übertrage, spielte Barras seit dem Jahre 1799 den Philosophen, der über die Täuschungen und Lockungen politischen Lebens längst hinaus ist. Nichtsdestoweniger sind gerade die Berichte, welche der amtlos gewordene Exdirector von den letzten dreißig Jahren seiner Existenz gibt, von besonderem Interesse begleitet. Als reicher Mann und bequemer Gesellschafter findet er, trotz des auf ihm ruhenden Odiums, immer wieder bedeutende und hochgestellte Leute, die mit ihm verkehren, gelegentlich Dienste beanspruchen oder gar an seiner wohlbesetzten Tafel Platz nehmen. Sowohl während der Exiljahre, welche Napoleon's Mißtrauen über ihn verhängte, wie später in dem Paris Ludwig's XVIII. und Karl's X. steht der „Bürger-General" Barras zu Personen in Beziehung, die in der Welt eine Rolle gespielt und eine gewisse Berühmtheit erworben haben. Der Haß gegen das Kaiserthum, welchem er bis an das Ende seiner Tage treu geblieben, empfahl ihn den vornehmen Herren der Restauration, einschließlich so ehrenhafter Männer, wie Richelieu einer war — die Erinnerung an gemeinsam verlebte große Tage vermittelte Begegnungen mit Murat, Jerôme Bonaparte, Carnot, Gohier u. s. w., bei denen es so freundschaftlich zugeht, als sei man in achtungsvollstem Einvernehmen geschieden. Auch die besten Männer des wechselvollen, durch beständig sich ablösende Extreme bewegten Zeitalters der Revolution und Restauration waren von der allgemeinen Verderbniß so weit inficirt, daß sie eine Duldsamkeit übten, die heutzutage in Frankreich nicht mehr möglich sein würde. „Alles verstehen heißt Alles vergeben" (Tout comprendre c'est tout pardonner) soll Frau von Staël einmal gesagt haben[1]) — und was hätte Männern unverständlich bleiben können, welche dieselben Leute zu den Füßen Robespierre's, Napoleon's, Ludwig's XVIII. und Karl's X. hatten knien sehen! In dieser Rücksicht sind die Denkwürdigkeiten des Hauptvertreters der Directoriums-Periode von reicher, nahezu unerschöpflicher Lehrhaftigkeit. Sie führen den Leser durch einen Sumpf von Bestechlichkeit, Raubsucht, Grundsatzlosigkeit und Verlogenheit, wie der schlimmste Pessimismus ihn nicht hätte abschreckender ausmalen können. Im Einzelnen mag der größte Theil dessen, was von der Privatmoral der Napoleoniden, ihrer Mitschuldigen und ihrer Gegner erzählt wird, auf Erfindung und Uebertreibung beruhen — im Ganzen aber zeigt das Colorit des von Barras geschilderten Sittenzustandes eine Naturwahrheit, die sich nicht erfinden läßt. Gerade weil unser Memoirenschreiber ein ungeschickter, jeder Spur literarischer Bildung entbehrender Schriftsteller war, steht zwischen den Zeilen und zuweilen auch in den Zeilen seines

[1]) In Wahrheit hat die berühmte Frau nur gesagt: „Tout comprendre, c'est être très indulgent," was einen wesentlich verschiedenen Sinn gibt.

Buches außerordentlich viel geschrieben, was andere, geschultere Autoren zu verschweigen gewußt haben; in sehr zahlreichen Fällen läßt sich ziemlich sicher nachweisen, wo Barras gelogen und wo er (wissentlich oder unwissentlich) die Wahrheit gesagt hat. Das eigene, faunische Gesicht in ehrbare Falten zu legen, ist dem alten Cyniker nirgends gelungen — an ungezählten Stellen schaut seine wahre Physiognomie heraus. Herr Duruy hat nicht ganz Unrecht, wenn er die Charakteristik seines Autors mit der nachstehenden, den Denkwürdigkeiten des älteren Dumas entnommenen Anekdote beschließt:

„Am letzten Tage seines Lebens ließ Barras (der seine Papiere bei einem Freunde in Sicherheit gebracht hatte) dreißig bis vierzig wichtig aussehende Mappen umschnüren und mit seinem Siegel schließen, damit man sich ihrer bemächtige und sie im Ministerrathe öffne. „Wissen Sie, was man darin finden wird?" fragte der Sterbende seinen Freund Cabarrus. — „Die Rechnungen meiner Wäscherin seit fünfunddreißig Jahren . . . . die Herren werden lange daran zu entziffern haben, denn ich habe vom 9. Thermidor bis jetzt (1829) viele schmutzige Wäsche gehabt . . . ."

Die auf Barras' Person und Geistesrichtung bezüglichen Abschnitte des vorliegenden Werkes nehmen sich vielfach wie Paraphrasen der Charakteristik aus, die Tocqueville's geniales Buch „De la démocratie en Amérique" von dem Wesen des modernen Demokratismus entworfen hat. Es heißt daselbst u. A. wie folgt:

„Der Despotismus schlägt auf die Leiber los, um die Seelen zu bändigen, während die Tyrannei in den Demokratien die Körper in Ruhe läßt und sich gegen die Seelen richtet. Was der Demokratie fehlt, ist nicht sowohl die Fähigkeit als der Wille, die tüchtigen Männer ausfindig zu machen. In Aristokratien corrumpiren die Führer die Masse; in Demokratien sind die Führer in der Regel die Corrumpirten . . . . In demokratischen Republiken ist die Zahl der Leute, die auf die Schwächen ihrer Mitbürger speculiren und von der Ausbeutung der Leidenschaften derselben leben, sehr viel größer als in Monarchieen, weil die Versuchung dazu stärker ist, und weil sie gleichzeitig an alle Welt heran tritt. Die Folge davon ist eine allgemeinere Herabdrückung der Geister (un abaissement plus général des âmes). Der Höflingsgeist tritt an Jedermann heran (sc. weil die Masse eben der Herr und Meister ist), — die Mehrheit lebt (so zu sagen) von der Selbstanbetung. In Amerika reden die Hofschranzen (der Masse) fortwährend von der hohen Einsicht dieses ihres Herrn. Ihre Weiber und Töchter geben sie ihm zwar nicht zu Maitressen, wohl aber opfern sie ihm ihre Ueberzeugung und prostituiren sich selbst." — „Im Alterthum," so heißt es an einer anderen Stelle (II, pag. 151) desselben Buches, „lehrten die Historiker das Befehlen, — heutzutage lehren sie nur das Gehorchen."

Ein Typus der hier geschilderten Gattung von Politikern ist Barras. Als „echter" Höfling der Masse prostituirt er sich dieser zu Liebe bei jedem politischen Scenenwechsel, „der die Preisgebung der eigenen Meinung" verlangt — als corrumpirter, von Hause aus grundsatzloser Massenführer betreibt er die Ausbeutung der schlechten Eigenschaften seiner Mitbürger professionsmäßig —

als Meister der Kunst, seine persönlichen Interessen hinter dem Schleier des gemeinen Nutzens zu verbergen, weiß er die jedesmalige Majorität mit der Anbetung ihrer selbst zu beschäftigen. Von einem System, einer auf ein bestimmtes Ziel gerichteten continuirlichen Politik ist nicht einmal zum Schein die Rede. „On oublie aisément les générations, qui nous ont precédées, et on a aucune idée de ceux, qui nous suiveront", kann es in eminentem Sinne von ihm und seiner Zeit heißen. Was es damit auf sich hat, erfährt dem vollen Umfange nach die Generation, die auf die Barras und Genossen in unseren Tagen gefolgt ist. Sie steht auf einem Boden, der so vollständig aufgeweicht ist, daß die Fundamentirung eines neuen Staatsbaues schlechterdings nicht mehr gelingen will, und daß man immer wieder nach einem Gewaltherrscher ausschaut, der wenigstens für den Augenblick Sicherheit und Bestand zu schaffen vermöchte. Das Ende dieses Zustandes hat Tocqueville wie folgt geschildert:

„Würde ein monarchisches und centralisirtes Land in eine demokratische Republik nach amerikanischem Vorbilde verwandelt, so müßte der Despotismus unerträglicher als je zuvor werden und nur noch in Asien seines Gleichen finden."

Mit „ein bischen anderen Worten" hat Mirabeau dasselbe etwa fünfzig Jahre vor dem Erscheinen des Tocqueville'schen Buches gesagt. — Ob er Recht behalten wird?

— r —

Jacobo Zóbel de Zangróniz.

Ein Lebensbild aus der jüngsten Vergangenheit der Philippinischen Inseln.

Von

E. Hübner.

Am 7. October 1896 starb in Manila auf den philippinischen Inseln ein Mann, dessen Name, wie er einen deutschen und einen spanischen Bestandtheil zeigt, in Deutschland wie in Spanien frohe und zugleich traurige Erinnerungen zurückläßt. In Deutschland, seiner geistigen Heimath, ist er freilich nicht über den engen Kreis Derer hinaus bekannt geworden, die auf dem besonderen Felde seiner wissenschaftlichen Arbeiten, der antiken Münzkunde, zu Hause sind. Für sein politisches Vaterland Spanien, das er trotz seiner Fehler und Schwächen schon um seines Unglücks willen schwärmerisch liebte, schien er eine Zeitlang zu einer großen und heilbringenden Thätigkeit bestimmt zu sein. Was er auf beiden Gebieten gewollt und erstrebt hat, was er erreichte, und was dem im besten Mannesalter unter besonders tragischen Umständen Dahingerafften zu vollenden versagt blieb, verdient auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Denn unter den seltenen Männern, die Vorzüge und Schwächen zweier Nationen in sich vereinigen, nimmt er eine hervorragende Stelle ein. Wer ihm jemals im Leben begegnet ist, bewahrt fest in sich das Bild des bestrickenden Zaubers, der von seiner jugendlichen Persönlichkeit ausging. Auch wer ihn nicht gekannt hat, wird gern und mit Theilnahme vernehmen, was für Hoffnungen mit ihm zu Grabe getragen worden sind, um so mehr, als seine unglückliche engere Heimath, die spanische Colonie auf den Philippinen, neben Cuba jetzt im Vordergrund des öffentlichen Interesses steht. Denn die Geschichte und die Formen der colonialen Verwaltung haben ja auch für Deutschland eine hohe Bedeutung gewonnen.

I. Madrid (1858—1864).

In den dreißiger Jahren war Jacob Zobel der Aeltere aus seiner Heimathstadt Hamburg als gelernter Apotheker „hinaus" gegangen, wie man dort sagt, um, gleich so vielen anderen jungen Hamburgern, sein Glück in der Ferne zu suchen. Wie er dazu kam, nach den Philippinen zu gehen, wie er das große, noch jetzt blühende Apotheker- und Droguengeschäft in der Calle Real, in das er als einfacher Gehülfe eingetreten war, selbst erworben und mächtig erweitert hat, wie er, gleich so vielen jugendkräftigen unter unseren Landsleuten, eine schöne und anmuthige Spanierin, Ana Zangróniz y Arrieta heimführte, die Tochter eines Richters an der Audiencia, dem obersten Gerichtshof in Manila, aus einer alten, aus Navarra stammenden Familie — sie starb dort leider früh, kaum achtundzwanzig Jahr alt —, und wie der Ehe zwei noch lebende Töchter und ein Sohn entsprossen, braucht hier nicht näher ausgeführt zu werden. Alle, die Herrn Jacob Zobel gekannt haben, wie unter unseren Mitbürgern der rüstige Wanderer F. Jagor, der auf fernen Meeren ebenso heimisch ist wie in London, Paris und Madrid, und ihn während seines längeren Aufenthaltes auf den Philippinen zu Ende der fünfziger Jahre kennen lernte, rühmen seine Trefflichkeit, sein reiches und gastfreies Haus, seine der alten Heimath stets bewahrte Treue. Mit den zwei Töchtern brachte er nach der Mutter Tode auf einem Segelschiff den einzigen Sohn Jacobo, am 12. October 1842 geboren, im Sommer des Jahres 1848 mit wohlüberlegter Einsicht nach dem heimathlichen Hamburg zurück, die Töchter zur Erziehung bei Verwandten. Jacobo kam in das Haus des Apothekers Friedrich Olshausen in St. Georg, eines Vetters unseres berühmten Orientalisten Justus Olshausen, in dessen Hände der Minister von Bethmann-Hollweg einst die Leitung unserer Universitäten legte. In Hamburg hat der Knabe erst die Privatschule des Dr. Brandmann, nachher die Gelehrtenschule des Johanneums besucht. Ich weiß es aus seinem Munde, daß er schon damals mit großer Leichtigkeit bei häuslichen Festen und Aufführungen den Gelegenheitsdichter abgab und dabei große Neigung für die Naturwissenschaften zeigte, die ihm bei seinem künftigen Beruf zu Gute kommen sollte. Die unteren und mittleren Classen des Johanneums absolvirte er ohne besondere Auszeichnung, aber auch ohne Schwierigkeit. Natürlich war es des Vaters sehnlicher Wunsch, dereinst dem einzigen Sohne das große Geschäft zu übergeben. Dazu sollte er im Mutterlande der Colonie die vorgeschriebene Ausbildung zum Pharmaceuten und daneben Kenntnisse in der Medicin und den Naturwissenschaften sich erwerben, besonders in der Chemie, die dem klaren Blick des Vaters für seinen Geschäftszweig, wenn nicht durchaus nothwendig, so doch in hohem Maße erwünscht schienen. Im Jahr 1858 kam der Vater wieder herüber und brachte den Sohn, den er nach zehnjähriger Trennung wiedersah, nach Madrid, um ihn erst nach weiteren fünfzehn Jahren in die Heimath zurückkehren zu sehen.

Als mich im Frühling des Jahres 1860 eine große wissenschaftliche Aufgabe zum ersten Mal nach Madrid führte — die Sammlung und Bearbeitung der lateinischen Inschriften und der römischen wie vorrömischen Alterthümer der Halbinsel — da fand ich im Haus des wackeren Don Antonio Delgado ein blondes, schmächtiges Bürschchen, kaum den Knabenjahren entwachsen und in seinem Wesen sehr verschieden von dem unserer Studenten, mir durch den fast zweijährigen Aufenthalt in Madrid zwar im Gebrauch des Spanischen damals überlegen, aber freudig bewegt, einmal wieder das Deutsche in bald fast täglichem Verkehr sprechen zu können. Delgado, einer der ersten Beamten im Ministerium des Innern, ein echter Andalusier von Geburt und Temperament — Bolullos, eine kleine Stadt zwischen Sevilla und Huelva gelegen, war seine Heimath, in der er auch in treuer Anhänglichkeit seine letzten Lebensjahre zugebracht hat —, widmete mit vom Vater ererbter Liebhaberei für alte Münzen seine Mußestunden der antiken Numismatik. Das vielbehandelte, aber nie gelöste Problem, die iberischen Aufschriften der zahlreichen im Osten und Süden Spaniens vorkommenden Münzen zu deuten, beschäftigte ihn seit langer Zeit. Durch einen Landsmann aus Manila, den begabten Maler Lorenzo Rocha, war der junge Jacobo in Delgado's Haus eingeführt worden. Hier erkannte er, daß es nicht die Medicin und die Pharmacie seien, die seine Wißbegier befriedigten. Neben den aus Pflichtgefühl für den Vater betriebenen Studien in jenen Fächern erfüllte sein Herz der Durst nach der Schönheit der Antike und die Begierde, sich alle die mannigfachen Vorkenntnisse zu erwerben, ohne die das antike Münzwesen, von dem die hispanischen Münzen ja nur ein Theil sind, nicht verstanden werden kann. Schon kannte er alle kleinen und großen Händler in Madrid, die Trödler wie die Sammler. Durch einen Verwandten mütterlicherseits, der selbst auch Sammler war und die vom Vater für ihn angewiesenen Gelder verwaltete, wurde diese Neigung wenigstens nicht gehindert, und alle Ersparnisse waren bald in antiken Münzen angelegt, deren er im Lauf der Jahre eine stattliche Anzahl zusammenbrachte. Aber nicht Münzen allein interessirten ihn: Handschriften, Autographen, Bücher, Kunstwerke jeder Art erregten seine Wißbegier. In dem kinderreichen Hause Delgados, in einer engen Wohnung im dritten Stockwerk, nicht weit von der Straße Fuencarral, saßen wir an vielen Abenden am Schreibtisch des alten „Onkel“ Antonio — „tio“ ist besonders andalusische Bezeichnung für den lustigen Alten — und halfen ihm seine numismatischen Papiere ordnen, während die Jugend sich mit Pfänderspielen vergnügte. Wir bemühten uns vereint, ihn zur Ausarbeitung und Herausgabe seiner gescheidten und werthvollen Beobachtungen zu veranlassen, denen nur begreiflicher Weise die rechte strenge Methode des geschulten Gelehrten fehlte. Sie sind, freilich erst sehr viel später, nachdem er sein Amt niedergelegt hatte, von ihm fortgeführt worden. Wie lauschte der junge Jacobo auf, wenn ich bei solchen Gelegenheiten Veranlassung nahm, obwohl in unvollkommenem Spanisch, von dem zu erzählen, was wir in Deutschland als die unerläßliche Vorbedingung für die Beschäftigung mit solchen Problemen ansähen; wenn ich von Niebuhr und Ranke, von Eckhel und Borghesi und von ihren Nachfolgern sprach und

dabei der einheimischen Forscher nicht vergaß, die ich selbst damals erst genauer kennen und schätzen lernte, wie des Perez Bayér und des Padre Florez, des Padre Martin Sarmiento und Anderer. Damals schon ist der Grund gelegt worden zu den wissenschaftlichen Arbeiten, die Zobel's Namen dauernde Anerkennung sichern.

Als ich Madrid verließ, um den Süden und Westen der Halbinsel zu bereisen, versah mich der neu gewonnene Freund auf das Bereitwilligste mit Nachrichten über alles für mein Studium Wichtige und war auf seinen eigenen Fahrten im Lande beflissen, mir abzuschreiben und mitzutheilen, was mich irgend interessiren konnte. In den zahlreichen Briefen aus jener Zeit, die mir vorliegen, mischt sich aufs Glücklichste mit jugendlichem Humor die vielseitigste Wißbegier, die daneben immer noch auch auf die beschreibenden Naturwissenschaften sich erstreckte und unter Anderem den entomologischen Sammlungen in Berlin zu Gute kam. Schon damals wurde der Plan gefaßt, die bei Delgado begonnenen Münzstudien auf den festen Grund umfassender Kenntniß des ganzen griechischen und römischen Münzwesens zu stellen, wozu ich in Verbindung mit Dr. Julius Friedländer, dem unvergeßlichen Director des Berliner Münzcabinets, das Arbeitsmaterial herbeischaffen half. Als ich nach Deutschland zurückgehrt war, benutzte mein Freund auf meinen Rath die erste größere Ferienpause, im Jahre 1862, die sich ihm bot, um diese Studien besonders zu fördern. Trotz seiner Jugend beriefen ihn in richtiger Erkenntniß seines kommenden Werthes die Männer, die den Plan zum Bau eines großen Nationalmuseums in Madrid in Verbindung mit der Nationalbibliothek zuerst im Jahre 1862 erwogen, wie Aureliano Fernandez Guerra, in ihre Mitte, um mit seinen Kenntnissen und seinem Eifer ihre Pläne zu unterstützen.

Die Schätze des Madrider Münzcabinets waren damals kaum seinen Beamten bekannt; ganze Schubfächer lagen noch voll unausgewickelter Pakete alter, besonders arabischer Münzen. Sie alle kennen zu lernen, zu bestimmen und zu ordnen, sollte die nächste Arbeit sein. Denn schon damals erfüllte ihn ganz der Gedanke, Vermögen und Ruhe zu opfern — so spricht er es in einem Briefe vom September 1862 aus — um seinem heißgeliebten Lande, dessen Schwächen und Fehler er so genau kannte, irgendwie nützlich zu sein. Mit Empfehlungen von mir wohl versehen, besuchte er die Sammlungen von Paris, wo ihn Adrien de Longpérier mit der aus seiner vornehmen Natur hervorgehenden Herzlichkeit, Félicien de Saulcy mit soldatischer Freundlichkeit, ebenso zuvorkommend der Baron de Witte und Léon Renier aufnahmen, und die Beamten des brittischen Museums in London, wo Ch. Newton und R. Poole ihm helfend zur Seite standen. Auch Giovanni Battista de Rossi lernte er bei jener Gelegenheit in Paris kennen und empfing von ihm persönlich die Anregung, den altchristlichen Denkmälern Spaniens nachzugehen. Zobel übertrug diese Anregung auf einen der älteren einflußreichen Beamten, Gelehrten und Literaten, den schon genannten Aureliano Fernandez Guerra, den ich selbst schon darauf hingewiesen hatte, und sie ist nicht ohne Ergebniß geblieben. Daneben benutzte Zobel diese Reisen, um sich über Umfang und Einrichtung der großen Museen, die er besuchte, eingehende Kenntniß zu verschaffen, um

sie später für Spanien zu verwerthen. Die Absolvirung des vorgeschriebenen pharmaceutisch-naturwissenschaftlichen Cursus hinderte nicht die Ausdehnung seiner Studien auf weite Gebiete der Kunstgeschichte. Zunächst wurde eine spanische Uebersetzung meines Katalogs der antiken Bildwerke in Madrid geplant, die reich mit künstlerisch vollendeten Abbildungen ausgestattet und der erste Band eines großen Museumswerkes werden sollte. Die Größe des Plans und seine Kosten zusammen mit noch einigen anderen mehr persönlichen Gründen haben ihn scheitern lassen, wie so viele ähnliche, die in Spanien auftauchten. Im Winter 1862 war der dänische Dichter Andersen in Madrid: sein phantasievolles und freundliches Wesen wurde von Jacobo wie von Wenigen dort verstanden und führte zu freundschaftlicher Annäherung. Mit dem weiteren Blick auf große Aufgaben wuchs aber die Erkenntniß der Schwierigkeiten, die ihre Lösung gerade in Spanien bot. Denn für die Schultern eines Mannes, auch des jugendlichsten und muthigsten, war die Last der Ausführung zu groß. Woher aber im Lande Mitarbeiter gewinnen? Freilich fand sich gerade damals ein Kreis strebsamer junger Männer allabendlich nach Landessitte im Caffeehause zusammen, die das Beste wollten und es später zu angesehenen Stellungen gebracht haben; meist Andalusier, wie die beiden Brüder Oliver, José, der als Bischof von Pamplona starb, und Manuel, als Bibliothekar der Akademie der Geschichte ebenfalls bereits verstorben, Emilio Lafuente Alcántara, der geistvolle Sammler der volksmäßigen dreizeiligen Sprüche, an denen alle Provinzen Spaniens einen so unerschöpflichen, stets wachsenden und sich erneuernden Reichthum besitzen, Cruzada Villaamil, der Kunsthistoriker, Juan Facundo Riaño, der später des berühmten Orientalisten Gayangos Schwiegersohn und Director des öffentlichen Unterrichts wurde und das erste Museum von Gipsabgüssen nach antiken Bildwerken in Madrid gegründet hat, José Fernandez y Jimenez, lange bei der spanischen Botschaft in Rom thätig, und viele Andere, die nachher im diplomatischen und im Staatsdienste ihres Vaterlandes sich ausgezeichnet haben. In diesem anregenden Kreise schöpfte der viel jüngere Zobel, eben zwanzigjährig, den Muth, den Reformgedanken an seiner Wurzel zu fassen und die Umgestaltung des ganzen Unterrichtswesens in Spanien als höchstes Ziel sich vorzusetzen. Er wußte schon damals genau, woran es dem Lande fehlte, in das ihn, wie er einmal schrieb, zwar nur der Zufall geführt hatte, das er aber über Alles liebte, nicht weil es Spanien heiße, sondern weil es von Mitmenschen bewohnt werde, die kraft ihrer herrlichen Gaben trotz Jahrhunderte langer falscher Führung ihm noch zu großen Dingen bestimmt schienen. Wie viel hochfliegende Pläne der Art sind nicht schon gefaßt, besonders von heißblütigen Söhnen des südlichen Spaniens, und wie wenige sind ausgeführt worden! Es sollten nicht die einzigen bleiben, deren Scheitern Zobel erlebt hat. Er verächtete die Aemtersucht, die empleomania, das rücksichtslose Streben, sich auf Kosten des Staates zu mästen; er sah das alte Erbübel des Landes, die Bestechlichkeit, nach dem Nachlassen des Aufschwunges zu höheren Zielen in Folge des Befreiungskampfes gegen die napoleonische Herrschaft und dem Ende des Kampfes um die constitutionelle Regierung überall in der Zunahme begriffen

und daneben das „Fortduseln in dem süßen Faulheitstraume", dem ärgsten Feind zielbewußten Handelns. So reifte in ihm der Vorsatz, trotz des begreiflichen Wunsches des geliebten Vaters, der ihn in Manila an seiner Seite zu haben wünschte, um ihm das Geschäft später dann ganz zu übergeben, vor Allem, ehe er Andere zu bilden unternahm, sich selbst eigene Bildung auf breitester Grundlage zu gewinnen. Im April 1863 schrieb er mir: „Könnte ich aufrichtig die Ueberzeugung aussprechen, es seien Andere da, die das große Werk — die Reform des Unterrichtswesens — auszuführen vermöchten, ich würde nie daran gedacht haben, es mir vorzusetzen, sondern nach Ablauf meiner pharmaceutischen Studien ruhig nach Manila zurückkehren". Nun aber nahm er sich vor, noch fünf weitere Jahre zu studiren, die längste Zeit davon in Berlin, um mich neben sich zu haben, nachher in Italien, Frankreich und England, um das gesammte Unterrichtswesen der führenden Staaten Europa's genau kennen zu lernen. Durch einen Sitz in den Cortes, der ihm unschwer erreichbar schien, hoffte er dann seinem Ziele näher zu kommen. In der für sein innerstes Wesen bezeichnenden Mischung von deutschem Idealismus mit spanischem Streben nach praktischer Bethätigung wollte er zunächst ein großes Werk über die spanischen Münzen in Angriff nehmen, zugleich mit seinen Freunden Castrobeza, dem damaligen Director des Madrider Münzcabinets, und Alvaro Campanér, der neben seiner Laufbahn als Richter, die ihn zu den höchsten Stellen darin geführt hat, den numismatischen Studien treu geblieben ist bis auf seinen vor wenigen Jahren erfolgten Tod in der Nähe seiner Heimathsstadt Palma auf Mallorca. Zobel gedachte zu dem Zwecke eine Stelle als Volontair an dem Münzcabinet in Madrid zu gewinnen, die ihm Aureliano Guerra längst in Aussicht gestellt hatte, und begann sofort mit den umfassendsten Vorarbeiten. Wenigstens auf diesem Gebiete sind seine Pläne, wenn auch nicht ganz, so doch zu einem wesentlichen Theil in Erfüllung gegangen. Seine erste numismatische Arbeit betrifft eine bis dahin noch fast gänzlich unbeachtet gebliebene Reihe kleiner Erzmünzen, die sich nur in einem begrenzten Gebiete des südlichen Spaniens finden, etwa vom Lauf des Guadalquivir südlich bis zur Küste, aber mit Ausschluß der altphönikischen Hafenstädte Abdera, Malaka und Gades (Adra, Malaga, Cadiz), und hauptsächlich im Mündungsgebiet dieses Flusses und des Guadiana, westlich bis in das südliche Portugal hinein bis zur Mündung des Sadão in den Atlantischen Ocean, östlich bis etwa zur Höhe von Gibraltar. Als Mittelpunkt des Gebietes, in dem diese Münzen um die Zeit des Beginns der römischen Herrschaft von einem Volke geprägt worden sind, das sich derselben Schrift bediente und also wohl auch dieselbe Sprache sprach, kann die alte Stadt Asido gelten, das Medina Sidonia der Araber und der Spanier. Es sind außer Asido selbst noch sieben andere Städte, deren Namen auf den Münzen in beiden Sprachen stehen, lateinisch und in der einheimischen Schrift. Diese einheimische Schrift mit Sicherheit zu entziffern ist bis jetzt noch nicht gelungen, auch nicht mit Hülfe der lateinischen Aufschriften. Zobel glaubte in den Schriftzügen eine gewisse Aehnlichkeit mit der Schrift der nordafrikanischen Berberstämme zu erkennen. Maurische Völkerstämme haben von Alters her bis in das dritte Jahrhundert

unserer Zeitrechnung hinein den Frieden der römischen Herrschaft im südlichen Spanien wiederholt gebrochen. Er war daher geneigt, die Münzprägung einem libyschen Volke zuzuschreiben, das dann etwa im dritten und zweiten Jahrhundert vor Christus aus Nordafrika herübergekommen und sich wie ein Keil an den älteren phönikischen Niederlassungen vorbei bis tief in das Innere der reichen Bätislandschaft eingedrängt und festgesetzt und jene zahlreichen Städte gegründet hätte [1]). Aber es ist weder bezeugt noch wahrscheinlich, daß eine so erfolgreiche Invasion schon in jenen Zeiten stattgefunden hat. Ich glaube daher mit anderen spanischen Gelehrten, wie Manuel Berlanga, daß die Schrift und die Sprache einem der dort einheimischen iberischen Volksstämme angehört. Man hat die Münzen danach turdetanische genannt: Turdetaner ist die aus dem alten halbmythischen Namen des großen Flusses Tartessos, des späteren Bätis, abgeleitete gemeinsame Bezeichnung für die Bewohner jenes ganzen Gebietes um seine Mündungen. Welches ihr besonderer einheimischer Name war, wissen wir nicht; ihre Schrift ist wie die der nördlicheren Iberer aus der phönikischen abgeleitet, aber in selbständiger und vielfach von jener abweichenden Weise. Vielleicht finden sich noch einmal umfänglichere Schriftdenkmäler von ihr, die eine Deutung möglich machen.

Von noch größerer Bedeutung ist die zweite, auch viel umfangreichere Abhandlung Zobel's, abgesehen von einigen kleineren Beiträgen, die ich hier nicht anführe; sie ist nur deutsch erschienen. Sie lehrte uns zum ersten Mal die Reihe schöner Silbermünzen kennen, die von Hamilkar Barkas und dem großen Hannibal für ihr neugegründetes hispanisches Reich in dessen Hauptstadt, dem „Neuen Karthago", geprägt worden sind. Man hatte die bis dahin bekannt gewordenen einzelnen Stücke dieser Münzreihe für afrikanischen Ursprungs gehalten; denn sie zeigen eine begreiflicher Weise ziemlich große Aehnlichkeit mit in Nordafrika geprägten Münzen der Nachfolger Alexander's, der späteren Ptolemäer. Aber ein in jener Zeit unweit der Prägstätte, dem heutigen Cartagena, gemachter Fund der ganzen Reihe von den Sechs-, Vier-, Dreidrachmenstücken abwärts bis zu den einzelnen Silberdrachmen und ihren Theilstücken läßt keinen Zweifel darüber, daß sie den reichen Ertrag der großen Silberminen südlich der Hauptstadt bilden, die später noch dem römischen Reiche einen jährlichen Ertrag von etwa 60 Millionen Mark brachten. Die Prägungen, offenbar von griechischen Künstlern ausgeführt, die sich die neuen Herrscher aus der Heimath hatten kommen lassen, zeigen neben dem lorbeerbekränzten Kopf des griechischen Herakles oder einem weiblichen Kopf, wohl der Stadtgöttin, theils das alte karthagische Wappen, stehendes Roß und Palmbaum, theils ein neues, bezeichnendes: den schreitenden Elephanten, der mit seiner Herakleskraft und dem Schrecken, den sie einflößte, wohl als Eroberer des Landes gelten konnte.

---

[1]) Die kurze, aber auf umfassenden Sammlungen und sorgfältigen Beobachtungen und Wägungen beruhende Abhandlung erschien zuerst in der „Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft" (Band XVII, 1863, S. 336 ff.) und nachher spanisch in dem „Memorial numismatico Español", das die numismatischen Freunde in Barcelona, besonders Alvaro Campanér, im Jahre 1866 begründet hatten (Band I, S. 7 ff.).

Auf den besonders sorgfältig geprägten größeren Stücken sitzt der Leiter des Thieres zwischen seinen Ohren und lenkt es mit dem Stabe. Auf den kleineren stehen einzelne phönikische Buchstaben, wohl Werthbezeichnungen. Sonst fehlen alle Aufschriften, die unter den anders redenden Barbaren doch nicht verstanden worden wären. Gewicht, Feingehalt und Nominale schließen sich genau an die coloniale Prägung Karthago's an, die wir aus Sicilien kennen; nur fehlt das Gold, dessen Prägung sich das Mutterland vorbehielt. Es war keine geringe Empfehlung für den jungen Gelehrten, daß seine Abhandlung den vollen Beifall Th. Mommsen's und Julius Friedländer's, unseres ersten Numismatikers fand und in den Monatsberichten der Berliner Akademie von 1863 (S. 253 ff.) gedruckt wurde. In ihren Ergebnissen, aber ohne die fesselnden Ausführungen, ist sie in Zobel's spätere große numismatische Arbeit aufgenommen worden, über die nachher zu berichten sein wird.

Im Anschluß an die Beschreibung dieses Fundes karthagischer Münzen hat er gleich darauf auch noch eine umfangreiche und mühsame Zusammenstellung aller auf hispanischem Boden gemachten Funde von römischen Silbermünzen gemacht, die bis dahin völlig unbekannt geblieben waren. Aus diesen Funden allein und aus der Beschaffenheit der Münzen, die zusammen vergraben worden sind, läßt sich bekanntlich das jeweilige Courant der einzelnen Epochen ermitteln; auf ihrer möglichst genauen Beschreibung ruht mithin die chronologische Feststellung der römischen Prägung überhaupt. Sie sind von Th. Mommsen zu einer eingehenden Darstellung in italienischer Sprache benutzt worden, deren Ergebnisse nachher in sein Werk über das Münzwesen aufgenommen wurden [1]).

Die Sommerferien des Jahres 1863 brachten den Verfasser mit seiner fast fertigen numismatischen Arbeit über die karthagischen Silbermünzen wiederum nach Paris, wo noch Wägungen dafür vorzunehmen waren, und darauf zum ersten Male nach Berlin. Dieser Aufenthalt war nicht bloß entscheidend für die Veröffentlichung seiner Arbeit, die ich auf das Genaueste mit ihm durchging. Wie glücklich und tief die Eindrücke waren, die er empfing, wie seine Anschauungen sich ausdehnten und klärten, wie ihn die Gespräche und Rathschläge aller der Männer, mit denen er hier zu verkehren Gelegenheit hatte, auf dem betretenen Wege förderten, geht hervor aus brieflichen Aeußerungen, in denen er aufs Lebendigste die Fragen schildert, mit denen er von den Freunden bestürmt wurde, als er sich zuerst wieder in Madrid unter ihnen sehen ließ. Ueber Alles und Jedes, das Größte wie das Kleinste, mußte er Rede und Antwort stehen, und wenn an Stelle der Unkenntniß oder Gleichgültigkeit in Bezug auf das geistige und materielle Leben in Deutschland und der allgemeinen Bevorzugung Frankreichs in den Kreisen hoher Intelligenz in Spanien nach und nach tieferes Verständniß für deutsche Art und höhere Werthschätzung seiner geistigen und politischen Entwicklung getreten ist, so wird sie zum Theil gewiß diesem beredten Anwalt und seinen

[1]) Sopra alcuni ripostigli di denari romani scoperti nella Spagna, in den „Annalen des deutschen archäologischen Instituts“ (Band XXXV, 1863, S. 5—80).

begeisterten Schilderungen verdankt und hat nachwirkend zu gegen früher jetzt sehr veränderten Anschauungen von unserem Leben geführt[1]). Der Fortgang der Pläne für die Neugründung des großen Nationalmuseums führte damals durch Aureliano Guerra's unausgesetzte Bemühung zu dem Plan, den Schreiber dieser Zeilen als obersten Berather für einige Monate des Jahres nach Madrid zu ziehen, in fester, aber mit den heimischen Amtspflichten wohl zu vereinigender Anstellung als comisionado regio. Es war nicht Zobel's Schuld, daß die darüber geführten Verhandlungen kein Ergebniß hatten; er beanspruchte für sich nur die ihm schon früher versprochene bescheidene Nebenstellung am Münzcabinet. Daß sie scheiterten, erscheint viel weniger wunderbar, als daß es überhaupt dazu gekommen ist, einen solchen Plan ernsthaft und mit sorgfältiger Erwägung aller Einzelheiten aufzustellen. Da aber das Museum die Kunst im weitesten Sinne umfassen sollte, wendete sich Zobel's Interesse, von den im Auslande gewonnenen Anschauungen unterstützt, von Neuem und mit verstärktem Eifer der Geschichte aller künstlerischen Leistungen in Spanien zu, von ihren Anfängen an und mit Rücksicht auf den frühen und entscheidenden Einfluß, den die altniederländische und später die italienische Kunst auf Malerei, Bild- und Baukunst, sowie auf alles Kunstgewerbe in Spanien geübt hat, auch auf die ausländischen Künstler, wie die Eyck und Mantegna, die hierfür besonders in Betracht kommen. Im Anschluß an diese Studien übernahm es Zobel, für die damals von Lützow herausgegebenen Wiener Recensionen, den Vorläufer der späteren Zeitschrift für die bildende Kunst, Berichte über spanische Kunst, alte wie neue, sowie über die Madrider Ausstellungen von Gemälden, über Bildwerke und Bauten zu liefern, worin von mir ein Anfang gemacht worden war[2]). Als eine anziehende Probe dieser Bemühungen liegt die Uebersetzung einer kleinen Abhandlung des Malers Andreas Müller in Düsseldorf vor, die eine Radirung Rafael's betrifft. Nur in der Madrider Sammlung und in einem etwas abweichenden Abdruck in der der Düsseldorfer Kunstakademie ist sie, wie Zobel ausführt, erhalten, soweit wenigstens damals die Kenntnisse reichten[3]).

Aber seine Interessen blieben nicht beschränkt auf die Münzen — den Aufsatz über die Währung der spanischen Münzen arbeitete er damals zuerst vollständig aus — und die bildenden Künste im weitesten Umfange. Auch die Musik zog er in den Kreis bewußten und gewissermaßen historischen Genusses in den verschiedenen Aufführungen profaner und heiliger Musik, den conciértos sacros, die er in Madrid hören konnte. Einer aus dem Freundeskreise, der begabte Componist Mariano Vazquez, war ihm in diesen Studien ein an-

---

[1]) Als schönes Beispiel dafür kann die „Historia de las ideas estéticas en España" des Herrn Marcelino Menéndez y Pelayo dienen, von deren sechs bisher erschienenen Bänden (Madrid 1883—1889) der vierte eine so ausführliche und glänzende Darstellung der ästhetischen Lehren aller deutschen Philosophen von Kant bis auf Wundt und Helmholtz herab gibt, wie sie kaum in deutschen Lehrbüchern zu finden ist.

[2]) „Wiener Recensionen", Band I, 1863, S. 260, 265; über Zobel S. 266.

[3]) Der Aufsatz steht in der von Cruzada Villaamil herausgegebenen Zeitschrift „El Arte en España", Band II, 1863, S. 192 ff.

regender Führer. Während seine Heimathstadt Manila durch ein Erdbeben geschreckt wurde, wie sie auf dem vulcanischen Boden der Inseln häufig auftreten, selten aber mit so elementarer Gewalt wie damals, im Sommer 1863, und während der dänische Krieg begann, an dem er als halber Hamburger und begeisterter Freund der schleswig-holsteinischen Sache ein fast localpatriotisches Interesse nahm, beschäftigten ihn neben seinen pharmaceutischen Vorlesungen und numismatischen Studien noch viele andere Dinge. Er las die alte castilische Bibelübersetzung, da er die spanische Sprache noch nicht in all' ihren Feinheiten zu beherrschen meinte, und viele altspanische Dichter und stellte eine kritische Vergleichung zwischen Boccaccio's Decamerone, des Cervantes Don Quijote und Goethe's Wilhelm Meister an — das Italienische verstehen alle gebildeten Spanier ohne Mühe, während das Umgekehrte nicht der Fall ist — und studirte neben den Schriften Spinoza's und den deutschen Dichtern Novalis und Heinrich von Kleist vor Allem eifrig Shakespeare. In der echten unausgegorenen Jugendlichkeit seines Wesens trat zeitweise an Stelle des Insichaufnehmens der mannigfaltigsten Stoffe die unbezwingliche Begierde nach eigenem dichterischen Schaffen. Er nahm damit theilweise die Pläne der frühesten Knabenjahre wieder auf; seine dramatischen Versuche, die er mit Hülfe von Freytag's Technik des Dramas sorgfältig ausarbeitete, wählten ihre Stoffe aus der spanischen Geschichte — Prinz Carlos von Viana, König Johann II. von Aragon, König Heinrich IV. von Castilien —; ausgeführte Proben davon in beiden Sprachen lagen mir vor. Mitten in dies Suchen und Streben fielen die liebevollen, aber immer dringenderen Mahnungen des alternden und kränklichen Vaters zur Heimkehr. Schon damals beschlich den Sohn die Furcht, daß es trotz aller aufgewendeten Mühe nicht gelingen werde, alle die großen Pläne, die er gefaßt hatte, wenn auch nur theilweise auszuführen. Aber noch bäumte er sich auf gegen schwächliches Verzagen und hielt an allen seinen hohen Zielen fest. Er erhoffte von der Muße und Erholung, die ihn in Manila erwartete, sogar erneute Kraft, sie zu erreichen. Darin, daß er so Vieles nicht vollenden konnte, liegt schon ein Theil der Tragik seines Lebens. Auf die Herausgabe der größeren Arbeit über Jan van Eyck mußte freilich von vornherein verzichtet werden, weil sich kein Verleger fand, der die Ausstattung mit zahlreichen Photographien, damals noch etwas Seltenes, übernehmen wollte. Im Sommer des Jahres 1863 bestand er an der Centraluniversität von Madrid das Baccalaureus- und Licentiatenexamen für Pharmacie und Naturwissenschaften, und, ungern auf die weiteren Studien in Europa verzichtend, aber dem Rufe der Kindespflicht gehorsam, und entsagungsvoll von Vielem sich losreißend, das ihm lieb geworden war, trat er die Fahrt in die ferne Heimath von Marseille aus an und traf nach glücklich überstandenem schroffem Klimawechsel, größter Hitze im Rothen Meer und strenger Kälte in Hongkong, Anfang December in Manila ein.

II. Manila (1864—1875).

Ich unterlasse es, von den anziehenden Schilderungen der Reise, die seine Briefe enthalten, hier etwas mitzutheilen, da sie nicht mehr auf Neuheit Anspruch machen können. Aber der schon seit längerer Zeit nicht besonders festen Gesundheit des hochaufgeschossenen Jünglings war das ungewohnte Einarbeiten in den großartigen Geschäftsbetrieb des väterlichen, früher dem Marques de Monte Castro gehörigen Hauses, dessen weite Räumlichkeiten Allen, die sie gesehen, in imponirender Erinnerung sind, zusammen mit der fortgesetzten Gewohnheit, bis tief in die Nacht den liebgewordenen Studien obzuliegen, nicht günstig. Schon damals bekleidete er bei der Verwaltung der Colonie das Ehrenamt eines Subdelegado de farmacia oder Beigeordneten für Pharmacie, dem die Ueberwachung der kleinen Apotheken auf dem Lande oblag. Wiederholte Fieberanfälle nöthigten zu längerem Ausspannen und boten zugleich willkommene Gelegenheit, die wundervolle Natur des Archipelagus der Philippinen, wie ihn die Spanier gern nennen, genauer kennen zu lernen.

In der keineswegs umfangreichen Literatur über die Philippinen nimmt Dr. Fedor Jagor's schönes Werk einen der hervorragendsten Plätze ein[1]). Der treffliche Reisende, der seitdem wiederholt den fernen Osten aufgesucht hat und als rüstiger Achtziger von unverwüstlicher Kraft des Geistes und Körpers in unserer Mitte lebt, unausgesetzt beschäftigt mit ethnologischen und anthropologischen Studien, zu denen unsere von ihm reich beschenkten Sammlungen ihm den Stoff liefern, hat seinen Aufenthalt dort in den Jahren 1859 und 1860 über ein Jahrzehnt nachher zu einer umfassenden Darstellung von Land und Leuten, Geschichte und Verwaltung ausgestaltet, mit erschöpfender Benutzung der vorhandenen Literatur und ungedruckter Aufzeichnungen aus dem Archiv des spanischen Colonialministeriums, die ihm bereitwillig zur Benutzung gestattet wurden. Seine Vorgänger, wie Sir John Bowring, der englische Gouverneur von Hongkong[2]), und ebenso seine Nachfolger, die deutschen Naturforscher C. Semper[3]), der Sohn des großen Baumeisters, der inzwischen (1894) auch bereits verstorben ist, und A. B. Meyer[4]) haben die allgemeine Kenntniß des Inselreiches besonders nach der naturwissenschaftlichen Seite hin vielfach gefördert. Aber bei dem großen Interesse, das, wie schon Eingangs dieses Berichtes erwähnt ist, der Kampf eines Theiles der einheimischen Bevölkerung mit den spanischen Herrschern gerade jetzt in hervorragendem Maße erregt, gewinnen, irre ich nicht, die Mittheilungen meines Freundes neue Bedeutung, da sie auf einer intimen und zuverlässigen Kenntniß beruhen, die von keinem der vorübergehend dort Anwesenden erreicht werden konnte.

---

[1]) „Reisen in den Philippinen“ von F. Jagor. Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1873.

[2]) A Visit to the Philippine Islands. London 1859.

[3]) Carl Semper, Die Philippinen und ihre Bewohner. Würzburg 1869.

[4]) A. B. Meyer und A. Schadenburg, Die Philippinen, Band I. Dresden 1890.

Manila, den 17. Februar 1865.

Es war eines Abends, Anfang dieses Monats, als wir, einige Deutsche und Engländer mit mir, zu Wagen einen Ausflug unternahmen nach dem Dorfe Balate im Thale des Flusses von San Mateo, nordöstlich von Manila, auf der Insel Luzón[1]). Nach einem kleinen Unfall, der uns fast den einen unserer Wagen gekostet hätte — den, der mich und einen Engländer trug —, wurde bei hellem Mondenschein um Mitternacht in San Mateo gerastet und auf der offenen Landstraße den Pferden und uns selbst das mitgenommene Nachtmahl verabreicht. Die Hunde kläfften, alle Indios — die spanische Bezeichnung für die einheimischen Tagalen — kamen aus ihren Hütten heraus und begafften uns mit offenem Munde. Wir betrachteten schnell noch die große Kirche; seit dem Erdbeben von 1863 sind es nur noch vier ungeheure Wände, durch deren hohen Fenster der Nachtwind streicht. Dann ging es weiter den Fluß aufwärts, dem Punkte entgegen, wo sich die beiden Gebirgszüge rechts und links von ihm immer näher rücken. Der Weg, abwechselnd auf beiden Seiten des Flusses, wurde sehr schlecht, und die Brücken aus Bambusrohr so lebensgefährlich, daß die Pferde ausgespannt und einzeln hinüber geführt, nachher die Wagen mit großer Vorsicht hinüber geschafft werden mußten. Gegen zwei Uhr langten wir in der tiefsten Stille der wundervollen Nacht in Balate an, weckten die Bewohner des größten Indierhauses aus dem Schlaf, breiteten unsere Strohdecken auf dem Bambusboden des größten Zimmers darin aus und schliefen bald ein. Früh am Morgen wurde aufgebrochen; die Wagen blieben im Dorfe zurück, und zu Fuß wanderten wir das zur Schlucht sich verengende Thal aufwärts, begleitet von dreiundzwanzig Indiern, die unser Handgepäck, Waffen, Mundvorrath und Hängematten trugen, da der Fluß öfter zu überschreiten war. Einige gingen voraus, um mit scharfen Messern uns den Weg von den fest verschlungenen Kletterpflanzen zu säubern, die ihn versperrten. Ungeheure Farren erhoben sich zwischen den Stamm an Stamm aufragenden hohen Bäumen, deren dichtes Laubdach selten die Sonne durchscheinen läßt. Mehrmals mußten wir den Fluß durchwaten, wenn der Weg auf dem einen Ufer aufhörte; oft trugen uns die Indier auf ihren Schultern hinüber. Es ist ein breiter Gebirgsbach, seicht, kristallklar; mächtige Marmorblöcke und gewaltige Baumstämme liegen hoch aufgethürmt in seinem Bett und hemmen seinen tosenden und schäumenden Lauf. Höher hinauf verschwindet allmälig die Vegetation, und die hohen Felswände zu beiden Seiten treten schroff in ihrer ungeheuerlichen Nacktheit sich gegenüber. Unter den letzten Bäumen ist, von der steilen Felswand beschützt und von Felsblöcken umringt, ein kleiner, sandiger Platz, zum Ausruhen im Schatten wie gemacht. Dort wurde gerastet; um die mitgebrachten Suppen und Conserven zu kochen, machten unsere Indier mit Blitzesschnelle Feuer. Dazu wird ein armdickes, etwa 1½ Fuß langes Bambusrohr der Länge nach in zwei Hälften gespalten und an der inneren Fläche der einen Hälfte ein haarscharfer, etwa 3 Zoll langer Längsschnitt gemacht. Ueber ihn wird die messerscharfe Kante der anderen Hälfte des Rohres, die sich sogleich erhitzt, schnell hin und her gerieben, während der Längsschnitt innen mit ganz fein geraspelten Bambusspänen gefüllt ist. Dann wird der sogleich rauchende Zunder unter ein Häufchen Bambussplitter gelegt und im Nu zur hellen Flamme angeblasen. In kaum einer Minute war das Feuer gemacht. Vor dem Aufbruch wurde noch nach Vögeln geschossen; ein Paar hübsche Krähenarten nahmen wir zum Ausstopfen mit. Dann ging es weiter den steilen Abhang hinauf zu der Höhle von San Mateo, einer tiefen Tropfsteinhöhle, die sich in der steil aufsteigenden Felswand öffnet. Ein Dutzend unserer Indier, die uns barfuß begleiteten, steckten die mitgebrachten Wachskerzen und Feuerbrände an, und durch den zuerst engen Eingang gelangt man zu zwei ungeheuern Kuppeln,

---

[1]) R. Kiepert's Karte zu Jagor's Werk zeigt das Flußthal; doch fehlt der Name Balate darauf.

nachher durch wiederum eingeengte Gänge über Wasser und durch Schlamm bis zu einem Punkte, wo weiteres Vordringen immer schwieriger, zuletzt unmöglich wird. Das Ende der Höhle ist nicht bekannt. Bengalisches Feuer, das wir mitgebracht — sein Dampf drohte uns fast zu ersticken — und das Einfangen vieler der dort hausenden Fledermäuse bildete den Beschluß des unterirdischen Besuches; froh sahen wir das mittägliche Sonnenlicht wieder. Dann wurde noch ein nicht ungefährlicher Versuch gemacht, die über 80 Fuß hohe, steile Felswand in der Schlucht zu erklettern, barfuß, da die dicken und glatten Sohlen unseres Schuhwerks nicht hafteten. Es war vergeblich; die Absicht, von oben einen Einblick in die Gebirge zu gewinnen, mußte aufgegeben werden. Ein Bad in dem kühlen Wasser des Flusses, nachdem wir ausgeruht, gehört zu den schönsten, die ich in meinem Leben nahm. Bei sinkender Sonne waren wir in Balate zurück; alle Indier, meist sehr schöne Gesichter, kamen uns entgegen. Der reichliche Lohn, den wir für das Nachtquartier und die Verpflegung unserer Pferde zahlten, verursachte allgemeinen Jubel, unter dem wir den Ort verließen, den Kindern kleine Geldstücke zuwerfend."

Aber solche kurze Unterbrechungen und die täglichen Beschäftigungen in mehreren ihm neu übertragenen Ehrenämtern vermochten nicht das Gefühl der Leere in seinem geistigen Leben und der Sehnsucht nach Europa zu beschwichtigen. Noch im Jahre 1865 trat der Vater mit der jüngsten Tochter und deren deutscher Erzieherin zur Wiedergewinnung seiner durch den langen Aufenthalt in den Tropen und angestrengte Thätigkeit sehr geschwächten Gesundheit eine Reise an, von der er nicht zurückkehren sollte. Er starb auf dem Schiffe vor der Ankunft in Newyork am 1. November 1866, und nun ging die Last und Verantwortung des großen Besitzes ganz auf den vierundzwanzigjährigen Sohn über, dem nur das Haus der Schwester mit zwei aufblühenden kleinen Töchtern, vor der Stadt am breiten, ruhig fließenden Pasig gelegen, gern genossene Erholung bot. Doch kehrte sie bald mit ihrem deutschen Gemahl und den Kindern nach Europa zurück, während die Jüngere sich mit einem spanischen Ingenieurofficier in Manila vermählte.

Die großen Ereignisse des Jahres 1866 verfolgte mein Freund natürlich mit dem regsten Eifer. Während sich Deutschland unter Bismarck's auch von ihm sogleich aufs Höchste bewunderter Führung über die alten Stammesgegensätze hinweg zu politischer Einheit durchrang, suchte er in dem engen Kreise, auf den er angewiesen ist, sich nach Kräften zu bethätigen.

„Die Subdelegacion de Farmacia, — so schrieb er am 1. November 1866 — die mich Anfangs sehr in Anspruch nahm, gibt jetzt wenig zu thun. Noch weniger die Sociedad económica de amigos del pais (die ökonomische Gesellschaft von Freunden des Landes), die nach dem Vorbilde des Mutterlandes auch hier ein stilles Dasein führt. Ganz gestockt hat die Thätigkeit der Junta de Sanidad (des öffentlichen Gesundheitsrathes), so sehr sie nöthig wäre, und leider auch die der Junta de reforma del plan de estudios (der Commission für die Reform des Studienplanes der Schulen), deren Arbeiten kaum begonnen hatten, und die mich, nach meinen früheren Studien und Plänen auf diesem Gebiete, in hervorragendem Maße interessirten. Ganz kürzlich ist wieder eine neue Junta ernannt worden, die Junta de agricultura, industria y comercio (für Ackerbau, Handwerk und Handel), die ganz besonderer Fürsorge bedürfen. Aber ich fürchte, ihre Erfolge werden geringe sein. Denn einmal sind die Spanier für das Wirken in solchen größeren Körperschaften nicht geeignet. Ein Spanier, der als Autorität ganz allein steht, nimmt sich meist zu viel heraus; wogegen, wenn er sich mit Vielen zusammen

sieht, seine Schüchternheit oft bis zur Lächerlichkeit geht. Drei Spanier schaffen mehr als dreißig. Ferner aber fehlt diesen consultativen Körperschaften, die nur das Recht des Vorschlagens und Empfehlens haben, die Macht, ihre Ansichten durchzusetzen oder, im Fall des Widerspruches der Regierung, zu protestiren und damit die Ausführung verkehrter Maßregeln wenigstens zu hemmen. In der zahmen Presse, die ganz unter der geistlichen Censur steht, finden sie keine Unterstützung, wie es der öffentlichen Meinung des Landes überhaupt an jeder Vertretung gegenüber der Regierung gebricht. Ich habe mich nur in die Sección de agricultura einschreiben lassen, da ich voraussehe, daß in den beiden anderen der Zank über die Verwaltung des Tabakmonopols alle anderen Fragen in den Hintergrund drängen wird, obgleich sich fürs Erste alle Parteien hüten, diesen Apfel der Zwietracht anzufassen. Ich sammle im Voraus Materialien und habe mit dieser Post den Freunden in der Regierung zu Madrid geschrieben, der Junta drei oder vier der angesehensten unter den hier ansässigen fremden Kaufleuten beizugeben".

Trotz dieser Theilnahme an den heimischen Angelegenheiten setzt er Alles daran, da die Rückkehr nach Europa, die er stets als das letzte Ziel im Auge hat, vorläufig unmöglich ist, in enger Verbindung mit seinem politischen, wissenschaftlichen, künstlerischen Leben zu bleiben. Neben der jugendlichen Theilnahme an Jagden und Rennen — ich muß Jagdgewehre aus Berlin senden, in deren Auswahl mich sachverständige Berather unterstützen, wie der noch immer jagdfrohe Herr von Benda, und für die Rennen von Manila stiftet er zwei silberne Ehrenbecher, für deren einen Eduard Bendemann einen Reiterfries im Stile des vom Parthenon entwirft —, neben der Freude an Kunstwerken, mit denen er das Haus schmückt, nimmt er seit Anfang 1867 eifrigen Antheil an dem Kampfe gegen Mißbräuche und Corruption in der heimischen Gemeindevertretung, an den Plänen für die Erweiterung der Stadt durch Niederlegung der veralteten Befestigungen.

Hierauf bezieht sich der nachfolgende Brief.

Manila, den 15. Juli 1869.

„. . . Den Sitz im Gemeinderathe nahm ich nur unter der Bedingung an, daß mich die Regierung in dem Kampfe gegen die infame Verwendung gewisser Gelder unterstützen werde, die von jeher das schlechteste Licht auf die Gemeindeverwaltung warf. Schon in der zweiten Sitzung, der ich beiwohnte, rief ich den Conflict hervor und hielt während fünf Sitzungen, nur von zwei anderen Mitgliedern unterstützt, gegen alle Uebrigen Stand, bis der Generalgouverneur auf einen von uns erhobenen Protest die Sache im Namen der Königin zu unseren Gunsten und zu allgemeiner Genugthuung entschied. Noch in demselben Jahre wollte der Stadtrath, gereizt durch fortwährende Uebergriffe des Militärcommandos gegen die der Festung gegenüber liegenden Niederlassungen — von den ungefähr 200 000 Einwohnern Manila's bewohnen nur etwa 20 000 die befestigte Stadt, während der ganze Rest in den ungeheuern Vorstädten jenseits des Flusses wohnt —, mit einem Gesuch um gesetzlichen Schutz jener Anlagen sich unmittelbar an die Königin wenden. Ich wies die völlige Aussichtslosigkeit eines solchen Vorgehens nach, so lange die jetzigen Befestigungen beständen. So lange Manila plaza fuerte ist, wird keine Regierung den militärischen Befehlshabern die Befugniß vorenthalten können, das auf Schußweite vor den Werken sich erstreckende Terrain — hier sind es 1500 varas vor den Batterien — gegebenen Falles oder bei irgend einem falschen Alarm zu rasiren. Freilich liegen auf diesem Terrain die wichtigsten Gebäude der Stadt, viele Handelshäuser und Speicher von Privaten, aber auch Kirchen und Regierungsgebäude, mit Genehmigung des Civilgouverneurs und des

Festungscommandos errichtet und durch Generationen vererbt oder durch Kauf rechtlich erworben. Wollt Ihr die Möglichkeit vermeiden, daß in wenigen Stunden Eure Häuser in Grund und Boden geschossen, Euer blühender Handel vernichtet wird, so stellt den Antrag auf Niederreißung der ohnehin völlig veralteten Befestigungen und ihren Ersatz durch moderne, die Erhaltung und Entwicklung der Stadt nicht beeinträchtigende Festungsanlagen durch die Gemeinde, der als Ersatz dafür das durch die Niederreißung der alten gewonnene werthvolle Terrain zufallen muß. Der Antrag wurde einstimmig angenommen und ein Ausschuß eingesetzt, um einen Entwurf zu der Eingabe an die Regierung auszuarbeiten; was mir, als dem Secretär des Ausschusses, zufiel. Die Sache stieß natürlich auf großen Widerstand seitens unseres Artillerie- und Geniecorps, das außer zwei Brigadechefs über hundert Officiere zählt. Gándara, der Generalgouverneur, begreiflicher Weise verliebt in die schönen, aus Stein aufgeführten Vauban'schen Befestigungen, ließ durchblicken, daß er das Gesuch nicht einmal nach Madrid absenden werde; so blieb der Entwurf bis auf bessere Zeiten in meinem Schreibtisch liegen. Nun hat uns die neue Regierung den alten liberalen La Torre geschickt, einen prächtigen Greis mit vollem weißen Bart und einem goldenen Herzen. Am vierten Tage nach seiner Ankunft ließ ich ihm die Sache privatim vorlegen, und er versprach nicht nur seine Unterstützung, sondern erschien selbst in einer Sitzung des Ayuntamiento als Vorstand, machte auf meinen Vorschlag besonders aufmerksam und sprach den Wunsch aus, noch zu seiner Zeit die Mauern Manila's fallen zu sehen. Ich bin nun in voller Arbeit für die Sache. Nicht daß ich so sanguinisch wäre, an die Ausführung nach dem Wunsche des alten Weißbartes noch zu seiner Zeit, d. h. also in zwei bis drei Jahren, zu glauben. Im Gegentheil, das Project wird den größten Widerstand hier wie in Spanien finden, und nur sehr langsam kann vielleicht die Idee Boden fassen. Aber der Stein ist wenigstens ins Rollen gebracht; das muß uns vorläufig genügen."

Der liberale General Don Carlos Maria de la Torre Navacerrada, seit 1869 Gouverneur, verdient als eine rühmliche Ausnahme von seines Gleichen hier besonders hervorgehoben zu werden. Es gibt doch noch hin wieder auch unter den spanischen Gouverneuren rechtliche und uneigennützige Männer, denen das Wohl der ihnen anvertrauten Colonien wirklich am Herzen liegt. Er fragte unter der Hand bei Zobel an, ob er das Amt des Alcalden (Bürgermeisters) von Manila übernehmen wolle. Zobel lehnte bescheiden ab mit dem Hinweis auf seine Jugend und die Zurücksetzung Anderer, die darin liegen würde, wenn man ihn so auffällig bevorzugte. Statt dessen lenkte er die Wahl auf einen ihm tüchtig scheinenden Mann, der nie erfahren hat, wem er seine Ernennung verdankte. Doch erhielt Zobel einen Sitz im Ayuntamiento, dem Magistrat, und entwickelte bald den regsten Eifer für die Angelegenheiten der Stadt. Seit sechs Jahren von der intellectuellen Bewegung der Welt abgeschnitten — „wenige wohl seufzen öfter und tiefer als ich nach Menschen von höherer Bildung und nach Büchern," wie er klagt —, sucht er durch das Lesen deutscher, englischer, französischer Zeitungen und Zeitschriften — Times, Revue des deux Mondes, Kölnische, Weserzeitung — sich selbst auf dem Laufenden zu halten und zugleich aller bedeutenderen Werke über Nationalökonomie und Colonialverwaltung habhaft zu werden, besonders aber auch naturwissenschaftlicher, anthropologischer und physiologischer, wozu er Rudolf Virchow's Rath und Belehrung durch mich einholte. Für jede meiner Sendungen kam eine lange Liste der Desiderata. Mit Freuden sorgte er dabei

für seine Freunde; für den jungen Sohn des einen, Manuel Garrido, der musikalisch hoch begabt war, ließ er durch mich deutsche Violinnoten in großer Zahl kommen, die der Knabe, außer sich vor Freude, Tag und Nacht spielte. Was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht. Nie wollte er für sich allein die allseitig erweiterte Bildung des Geistes verwenden. In der Stadt von etwa 200 000 Einwohnern — jetzt soll ihre Bewohnerzahl auf nahe an 300 000 gewachsen sein —, von denen allerdings drei Viertel Mestizen und Tagalen, nur etwa 5000 Europäer, der Rest Chinesen sind, fehlt es natürlich an einer öffentlichen Bibliothek; die Bibliothek der Universität von Santo Tomas enthält nur veraltete Werke der spanischen Theologie und Jurisprudenz. Aehnlich stand es mit den Bibliotheken der vier großen Klöster, des Priesterseminars, der Jesuitenschule, die er als ein vorzügliches Gymnasium (Instituto de segunda enseñanza) rühmt, und mit denen der Regierungs- und Militärbehörden. Nirgends waren auch nur die großen spanischen Nationalwerke, Mariana, Lafuente, die literarische Bibliothek Rivadeneyra's, nicht einmal die officielle Gaceta de Madrid öffentlich zugänglich. Mit großer Freude berichtet er, daß im Frühjahr 1870 das unter unendlichen Schwierigkeiten gegründete Casino endlich seine Säle öffnen könne, in denen die vorzüglichsten spanischen und fremden Zeitungen und Zeitschriften Tag und Nacht ausliegen sollten: „Endlich einmal etwas Gemeinnütziges, Verbindendes, der herrschenden Apathie und dem Materialismus abgerungen." Denn der gebildetere Theil der Gesellschaft, „durch Kastenstolz, widersprechende materielle Interessen und thörichte Vorurtheile vielfach gespalten und ungenießbar, bedarf dringend eines solchen Vereinigungspunktes". Aber auch den gesellschaftlich niedriger stehenden Classen will er den Stoff zur Gewinnung besserer Einsicht zuführen. Er schrieb damals unter Anderem Folgendes:

Manila, den 26. April 1870.

„Nicht bloß über drei Viertel der Bewohner von Manila sind Tagalen, sondern auch die Bevölkerung der umliegenden Provinzen von Luzon, der reichsten und am meisten civilisirten der ganzen Inselgruppe, Cavite, Bulacan, Pamponga, Laguna und Batangas, ist ganz tagalisch. Die anderen zahlreichen malayischen Völkerstämme des Archipels, die Visayas, Mamenuas, Ygorrotes, und wie sie sonst heißen, vertheilen sich auf die übrigen Inseln und stehen den Tagalen an äußeren wie inneren Vorzügen bedeutend nach. Zwei Drittel der Tagalen können lesen, etwa die Hälfte schreiben. Sie sind friedfertige, glückliche Menschen, die, ganz anders wie die Chinesen, mehr Sinn für Freude und Schönheit als für den Nutzen haben. Für ihren Lebensunterhalt, den ihnen der Ueberfluß an Reis und Fischen überall in den ausgedehnten Lagunen des Landes bietet, arbeiten sie grade so viel, als noth thut, oder ein klein wenig mehr, und der kleine Ueberfluß wird für prächtige Kleidung, Festlichkeiten, Raketen und dergleichen verwendet. Die Kunst, besonders die Musik, ist ihr Element. Der faulste, unseßhafteste Bursche sitzt Tag und Nacht über seiner Violine oder Flöte. Jedes, auch das ärmlichste Dorf hat eine oder mehrere vollständige Musikbanden zu zwanzig bis dreißig Mann, die weit besser spielen, als alle Regimentscapellen der umliegenden englischen Colonien. Sie lieben das dolce far niente, die Schwärmerei und melancholische Serenaden bei Mondschein (amdiman), aber auch spannende Erzählungen von Abenteuern, neuen Entdeckungen und Erfindungen, Sagen und Gespenstergeschichten. Ihr Aberglaube ist mehr praktisch als religiös: ich meine damit, sie glauben weniger an Geister als

an besondere Wirkungen von heilenden Kräutern und Handgriffen bei Krankheiten, daher sie sich auch mit dem katholischen Cultus sehr schnell befreundet haben. Leider aber fehlt ihnen, da sie meist kein oder nur sehr wenig Spanisch verstehen, die Möglichkeit, sich durch Lectüre zu bilden. Sie haben fast nichts zu lesen außer ihren Gebet- und Beichtbüchern und einigen Heiligengeschichten. Wo ihnen aber irgend andere Lectüre in ihrer Sprache in die Hände fällt, wie einige Zauberer- und Rittererzählungen, Quacksalberanzeigen und dergleichen, die verschlingen sie mit wahrem Heißhunger. Wie viel könnte man aus ihnen machen, wie ihre Bildung heben! Nicht durch die mechanische Unterweisung durch eingeborene Dorfschullehrer, die aus den Jesuitenschulen hervorgehen — ein mindestens sehr langsamer Weg von zweifelhaftem Erfolg —, sondern indem man ihnen die Grundzüge allgemeiner Bildung zugänglich macht, beiden Geschlechtern, besonders auch den Frauen, die durchweg höchst intelligent sind und in dem Haushalt die erste Rolle spielen. Ich denke an die Veröffentlichung eines Penny-Papers, mit leichtem, vermischtem Inhalt und vielen Illustrationen im Text — vorhandene Clichés sind ja in Europa so wohlfeil. Es müßte Bruchstücke aus der Geschichte enthalten, Reisebeschreibungen, klare Darlegung der gewöhnlichsten Naturerscheinungen, Entdeckungen und Erfindungen; daneben Fabeln, Räthsel, Anekdoten, Gedichte und vernünftige Heilmittel und Rathschläge für Ackerbau und Viehzucht, Münz- und Gewichtstabellen — es laufen hier mehrere verschiedene Münz- und Gewichtssysteme neben einander her —, kurz Alles, was die Phantasie anregt und unmittelbaren Nutzen stiftet, nur nicht Politik und Dogmatik. Kurz, eine Art petit journal pour les enfants, zu zwei Quartos die Nummer —: denn Kinder sind sie und werden es noch lange bleiben. Aber wo die Kräfte finden, die das nöthige Material beschaffen und redigiren könnten? Wie gern würde ich Zeit und Geld daran wenden, wenn ich sicher wäre, Freunde und Helfer für das Unternehmen zu gewinnen! Ein solches Journal, und wenn es sich auch nur ein Jahr hielte, würde den armen Tagalen mehr nützen, als alle Bemühungen der Bibel- und Missionsgesellschaften, so anerkennenswerth auch ihre Bestrebungen sind. Aber, aber . . . . ."

Inzwischen hatten sich in Europa große Dinge vollzogen. Die spanische Revolution von 1868 zwar machte keinen besonders tiefen Eindruck. Zobel schrieb am 15. August 1869:

„Wir sehen hier mit einer gewissen erhabenen Gleichgültigkeit den fieberhaften Bewegungen im Mutterlande zu. Wir haften nicht an Personen und Systemen, sondern halten uns an die praktischen Ergebnisse der Weltwirthschaft, welchen Gesetzen sie auch folgen möge. Dafür aber ist das Gefühl für das unmittelbar Nützliche um so lebhafter, ebenso wie das für das Große, für das Gerechte. Diese alten Philister (die Mitglieder der Gemeindeverwaltung, in der er saß) sind durch und durch liberal und tolerant. Und eins vor Allem verlieren sie nie; es wächst vielmehr in ihnen und wird mit jedem Jahr mächtiger, das sie länger in dieser Verbannung verleben: die Ehrfurcht vor dem historischen Ganzen der Nation. Die Vaterlandsliebe wird erst in dieser Entfernung recht begriffen und gefühlt."

Und dabei hebt er an anderen Stellen seiner Briefe wiederholt hervor, daß auch dort, wie es ja in allen Colonien von jeher nicht anders war, das spanische Element, abgesehen von den vorübergehend anwesenden Beamten und Militärs und nur wenigen Geistlichen, zum größten Theil aus sehr zweifelhaften Existenzen sich zusammensetze, Abenteurern, die in der Heimath gescheitert, Verarmten, die nur sich zu bereichern bestrebt seien; nur wenige darunter brächten es zu dauerndem Wohlstande. Begreiflich, daß ein hochstrebender Geist, wie der seine, in dieser Umgebung keine volle Befriedigung

fand. Er dachte mitunter an den Eintritt in den diplomatischen Dienst seines Landes, nur um wenigstens zeitweise wieder in Europa leben zu können.

Im Jahr 1870 erschien das Werk des Herrn Aloys Heiß, eines belgischen Eisenbahningenieurs, der lange in Spanien thätig gewesen war und dabei eine schöne Sammlung iberischer und anderer spanischer Münzen zusammengebracht hatte; er lebt jetzt in Frankreich. Die Description générale des monnaies antiques de l'Espagne (Paris 1870), ist ein schöner Quartband mit zahlreichen, meist vortrefflichen Abbildungen, von geübten französischen Zeichnern. Der Verfasser hatte seit dem Jahr 1866 kleine numismatische Arbeiten veröffentlicht und war, wie einst Zobel selbst, in nahe Verbindung mit Delgado getreten. Zobel hatte ihn persönlich gekannt und war nicht wenig überrascht, eine Anzahl der von Delgado gemachten Beobachtungen über die iberischen Aufschriften und der Bestimmungen einzelner iberischer Buchstaben in den Arbeiten von Heiß wiederzufinden, während er selbst, um Delgado die Priorität aller seiner Entdeckungen zu wahren, sich absichtlich gehütet hatte, über die iberischen Münzen etwas zu veröffentlichen, obgleich er an ihrer Entzifferung neben Delgado selbständig arbeitete. Das reizte ihn, schon um für die Prioritätsrechte seines alten Lehrers und Freundes einzutreten, die große numismatische Arbeit wieder vorzunehmen. Eben hatte ich eine frische Sendung dazu gewünschter neuerer Werke an seine Adresse abgehen lassen, als die großen Ereignisse des Jahres zunächst ausschließlich in den Vordergrund auch seines Interesses traten. Anfang August 1870 war in Manila noch nichts davon bekannt; Zobel saß friedlich an der numismatischen Arbeit, nicht ohne Hindernisse. Denn ein Theil seiner Vorarbeiten, die er in Madrid gelassen, war noch unterwegs von dorther. „Die kleine eigene Sammlung phönikischer und iberischer Silbermünzen, die ich zusammengebracht hatte, wurde mir, während ich auf einem Ausflug nach den südlichen Inseln des Archipels der Philippinen abwesend war, gestohlen — zum Glück die dabei liegenden Papiere mit unzähligen Notizen und Münzabdrücken nur durcheinander geworfen." So meldet der erste Brief, der während des Krieges geschrieben ist, vom 24. December 1870.

„Leider war es mir nicht vergönnt, persönlich zu dem großen Werke beizutragen; ich wäre, wenn ich in Europa gewesen und es irgendwie hätte möglich machen können, sicher mitgezogen, und ich werde nie verschmerzen, im Jahre 1870 nicht in Europa gewesen zu sein. Aber ich habe von hier aus den Lauf der Begebenheiten mit der größten Spannung verfolgt, so weit die mir zu Gebote stehenden Zeitungen es erlaubten. Da die drei hiesigen Zeitungen ihre Nachrichten ausschließlich den französischen Berichten entnahmen, noch dazu fast immer ohne Datum, so war es unmöglich, ein wahres Bild zu gewinnen."

Um dieselbe Zeit, da ein hervorragender Spanier, der jetzt wieder und unter besonders schwierigen Umständen die Geschicke des Landes leitet, Antonio Cánovas del Castillo, in Madrid einen jener zündenden Vorträge im Athenäum hielt, in dem er die Wucht der Ereignisse in flammenden Worten schilderte, die sich zur höchsten Ueberraschung der romanischen Nationen soeben vollzogen —

ich habe darüber früher in diesen Blättern gesprochen[1]) —, schrieb Zobel für eine der in Manila erscheinenden dürftigen Tageszeitungen, das „Porvenir Filipino" (die philippinische Zukunft), eine Reihe von Artikeln über den bisherigen Verlauf des großen Krieges gegen Frankreich bis zum Beginn der Belagerung von Paris. Noch liegen die vergilbten Zeitungsblätter vor mir, in denen er, nach sehr unzulänglichen Quellen — denn Zeitungen und Briefe brauchten sechs, Telegramme über Hongkong drei Wochen, um nach den Philippinen zu gelangen — ein im Ganzen dennoch zutreffendes Bild der Ereignisse entworfen hat. Es folgten zwei andere, ausführlichere Artikel in einer anderen Zeitung, dem „Diario de Manila" (vom 2. bis 8. December 1870), mit den Ueberschriften „Was wird aus Paris?" und „Was wird aus Frankreich?" — die freilich von der geistlichen Censur sehr verstümmelt und danach theilweise ganz verändert gedruckt worden sind. In ihnen werden die militärischen Chancen der Belagerung von Paris auf Grund der Mittheilungen eines einsichtigen spanischen Ingenieurofficiers, die politischen Aussichten für die künftige Staatsform Frankreichs auf Grund seiner eigenen Kenntniß des französischen Volkscharakters mit ebenso viel Freimuth wie Einsicht besprochen.

Von der Unwissenheit und den Vorurtheilen, mit denen die dortigen Journalisten die Dinge ansahen, liegen mir ergötzliche Proben vor. Zobel's Zeitungsartikel sind, schon der Censur wegen, ganz kühl und objectiv gehalten. Aber in den Briefen an mich bricht seine begeisterte Theilnahme an Deutschlands Erfolgen durch. Einem jungen deutschen Seeofficier, der ihn im Sommer 1872 auf einem unserer Kriegsschiffe in Manila aufsuchte, dem Sohn unseres Germanisten Müllenhoff — leider hat der hoffnungsvolle Jüngling später einen tragischen Tod gefunden —, konnte er noch zwei Jahre später nach Herzenslust darüber ausfragen. Er verlangte sogleich Alles zu erhalten, was an Büchern, Abbildungen, Karten über den Krieg erreichbar sei, vor Allem das Generalstabswerk; gern besäße er einen alten Ulanentschako und andere Waffenstücke, auch Bildnisse der Heerführer; eines von Bismarck im Helm, das ich sandte und das seitdem an der Wand seines Schreibzimmers hing, neben der Apotheke, sollte noch eine Rolle spielen in den Erlebnissen Zobel's, von denen ich sogleich zu berichten habe. Erst fragten die Leute, wer der finstere Officier sei; bald kannten ihn alle und träumten von intimen Beziehungen zwischen dem gewaltigen Mann, den er gern mit George Washington verglich, und dem Besitzer seines Bildes. In dem Drang, die großen Weltereignisse vor- und rückwärts in ihrer ganzen Entwicklung zu begreifen, faßte er in dem Jahre nach dem Kriege, da ihn eine schwere Erkrankung für längere Zeit an das Haus fesselte, den Plan, Gervinus' „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts" ins Spanische zu übersetzen oder vielmehr von jungen Leuten übersetzen zu lassen, die der beiden Sprachen kundig wären, und deren Arbeit dann zu corrigiren

---

[1]) In dem Aufsatz über „Antonio Cánovas del Castillo als Schriftsteller", Deutsche Rundschau, 1887, Band L, S. 425.

und zu redigiren. Ich schlug als ein erreichbareres Ziel Ranke's „Fürsten und Völker im sechzehnten Jahrhundert" vor, die für die große Masse der spanisch redenden Völker doch von ganz besonderem Interesse seien. Sie sind meines Wissens auch seitdem noch niemals ins Spanische übersetzt worden, sondern nur nothdürftig aus französischen Uebersetzungen bekannt. Kaum und nicht dauernd wiederhergestellt, suchte er durch erneute Vertiefung in wissenschaftliche Studien über die Trauer wegen seiner Isolirung hinwegzukommen, „die ihn, wie das Klima körperlich, so geistig zum Krüppel mache". Er trieb damals eingehende italienische Studien, um die Geschichte und Cultur der Renaissance aus den Quellen kennen zu lernen, zum Theil durch Ranke's Schriften angeregt. Daneben beschäftigte ihn das Project, in den weitläufigen Provinzen nach amerikanischem Muster Feldeisenbahnen anzulegen, um die reichen Producte des Landes besser verwerthen zu können. In diesem Jahre besuchte der Naturforscher A. B. Meyer die Philippinen; Zobel sammelte für ihn Schädel und Skelette, die Virchow später bestimmte.

Die politischen Umwälzungen im Mutterlande, der Sturz der Republik, die unglückliche Episode König Amadeo's und seine Abdankung im Februar 1873 ließen wiederum die Colonie ziemlich unberührt. Nur wollte auch Zobel bemerkt haben, wie die Einsichtigen unter den fremden Kaufleuten mir die gleiche Beobachtung bestätigt haben, daß damit die verhältnißmäßige Stätigkeit und Tüchtigkeit der spanischen Beamten einem raschen Wechsel nach Parteirücksichten und unverhüllter Ausbeutung gewichen sei. Eine neue und nicht unbedenkliche Erkrankung, verursacht durch Ueberanstrengung, Nachtwachen und Schlaflosigkeit, verbunden mit der unweigerlich festgehaltenen Gewohnheit, um acht Uhr früh im Geschäft zu sein, veranlaßte ihn, neben stärkenden Seebädern in der Morgenfrühe wiederholte Jagdausflüge in die wilden Gebirgsgegenden von Zambales auf der Insel Mindanao zu unternehmen, die den besten Einfluß auf seine Gesundheit übten. Ich theile ein Stück aus einem Briefe mit, der eine solche Jagd zum ersten Male, so viel ich sehe, ausführlich und lebendig schildert, weil sie in einem gewissen Zusammenhang steht mit den Erlebnissen, von denen ich gleich nachher zu sprechen habe.

Manila, den 1. Januar 1874.

„. . . Besonderes Interesse hat für mich die Jagd zu Pferd auf Großwild gewonnen, auf Büffel und wilde Stiere, Hirsche und Eber; diese letztgenannten sind besonders zahlreich hier. Die Jäger stellen sich in einer Entfernung von je zweihundert Schritt in einer Linie auf und warten, bis die Hirsche und Eber, von Männern und Hunden gehetzt, aus dem Dickicht hervorbrechen. Dann stürzen sie in gestreckter Carrière dem Wilde nach und stechen es mit der Lanze nieder. Die Haare stehen Einem zu Berge, wenn man die Indier in dichten Knäulen zusammengeschlossen bergauf und bergab dahinfliegen sieht. Denn die Pferde, sobald sie das Wild sehen oder wittern, verlieren alle Besinnung, gehorchen dem Zügel nicht mehr und jagen wie rasend dahin. Der Reiter hat nur sich festzuhalten und, wenn er bei dem Wild vorüber ist, es nach hinten stoßend zu treffen. Ich habe ein für solche Jagd besonders ausgezeichnetes Pferd erworben und übe mich, im indischen Sattel über Stock und Stein zu reiten, um das Neue und Aufregende der Jagd ganz mitzugenießen, das sie bietet. Auch das einheimische feine und elastische Jagdmesser kommt hierbei zur Verwendung, der talibón; ich besitze einen solchen, von den

Sulu-Piraten gefertigt, der mit dem hölzernen Griff nur 16½ Unzen wiegt. Anders ist die Jagd auf den Carabao, den wilden Büffel. Diese Thiere werden nur zu Fuß gejagt. Ihre Hörnerspitzen sind oft zehn Fuß weit von einander entfernt, und ihre Gefährlichkeit besteht darin, daß sie beim Stoßen die Augen nicht schließen, wie die Stiere, sondern dem ausweichenden Körper des Jägers mit dem Stoße folgen. Sie laufen, ehe sie angeschossen sind, in sehr kurzem Trab, und da sie ein dickes Fell und sehr harte Knochen haben, so muß man sie der Sicherheit halber bis auf etwa sechzig Schritt herankommen lassen, bis man schießt . . . ."

An diese Erzählung schließt sich in demselben Briefe die Bestellung von zwei für diese Jagd geeigneten sechsläufigen Büchsen, die ich wieder, wie die vor vier Jahren auf ein leichteres Gewehr, hier ausführen ließ. Beide Bestellungen spielen eine Rolle in den nun folgenden Dingen. Derselbe Brief enthält scharfe Bemerkungen über eine damals viel besprochene Angelegenheit, die Beschlagnahme zweier deutscher Schooner durch ein spanisches Geschwader, das die stets aufrührerischen Sulu-Piraten seit dem Jahre 1871 blockirte. Man nennt jetzt ihr Inselreich, das von mohammedanischen Sultanen beherrscht wird, Jolo. Sie sollten angeblich den Piraten Waffen und Munition zugeführt haben. Zobel betont, daß die der deutschen Regierung darüber gemachten Mittheilungen nicht zuträfen, und daß die durch die Zeitungen gehenden Gerüchte von der beabsichtigten Sendung eines deutschen Panzerschiffes, um Genugthuung zu fordern, viel böses Blut bei den Spaniern machten und den auf Manila ansässigen Deutschen nur schädlich seien. Denn schon lange würden von interessirter Seite Anfeindungen und Verleumdungen der Deutschen überhaupt und mittelbar der deutschen Regierung in die Presse gebracht, die schon zu wirken anfingen. Er begrüßt die in Aussicht genommene Ernennung des Herrn Th. Ruttmann von der angesehenen Firma Labhart & Co. zum deutschen Consul als eine sehr glückliche, die geeignet sein werde, nach beiden Seiten hin dem Mißtrauen zu begegnen. Er ahnte noch nicht, wie nahe ihn selbst diese Dinge angehen sollten.

Noch zu Anfang des Jahres 1874 gab ihm die spanische Regierung einen hervorragenden Beweis ihres Vertrauens, indem sie ihn zu seinen übrigen Ehrenämtern zum Mitgliede des Concejo de administracion ernannte, eines Rathes von Notablen, der den Keim einer den liberalen Forderungen der neuen Zeit abgerungenen Vertretung der Regierten gegenüber den Regierungen enthielt. Dennoch gelang es unter dem Zusammentreffen von einer Reihe ganz zufälliger Umstände, die aber von Gegnern, die er selbst nur zu gut kannte, geschickt verwerthet wurden, Zobel, den besten Patrioten vielleicht in der ganzen Colonie, unter dem lächerlichen Verdacht des Flibustierthums in eine langwierige Untersuchung zu verwickeln, die äußerste Gefahr für Leben und Eigenthum in sich schloß. Mit den eigentlichen Flibustierzügen der ursprünglich französischen, nachher meist von Engländern geführten Seeräuber in den westindischen Gewässern, deren Namen seit dem siebzehnten Jahrhundert bekannt ist, haben sie nichts gemein. Filibusterismo ist die allgemeine Bezeichnung für Bestrebungen, die auf den Sturz der spanischen Herrschaft gerichtet und seit der Begründung der Colonie nicht selten und aus wohlbekannten Gründen

hervorgetreten sind. Es liegt mir über diese Angelegenheit eine große Zahl ausführlicher Briefe meines Freundes vor, in denen ich ihn selbst, mit Weglassung alles Minderwichtigen, berichten lasse, um so mehr, als die Zustände dort in den seitdem verflossenen mehr als zwanzig Jahren sich wenig oder gar nicht verändert haben.

Manila, den 25. October 1874.

„. . . Unter den in Manila ansässigen Spaniern sind nur wenige im Mutterlande geboren. Es sind in der Mehrzahl frühere Schiffscapitäne oder Subalternofficiere, mit hiesigen Creolinnen verheirathet, die sich durch Kleinhandel ernähren. Dazu kommen einige höhere Officiere außer Dienst, die nach langem Aufenthalt in diesem herrlichen Land es lieb gewonnen haben und hier ihre Pension verzehren; auch einige frühere Beamte, die Commissionsgeschäfte treiben oder den Handel mit den Provinzen. Erst vor Kurzem sind ein Paar rührige Catalanen hergekommen und haben, von Spanien her unterstützt, ihre Läden, Druckereien u. s. w. eröffnet. Der Großhandel ist ausschließlich in den Händen amerikanischer, englischer, deutscher und schweizerischer Kaufmannshäuser, die ihre von auswärts eingeführten Waaren den chinesischen Kleinhändlern übergeben, deren Zahl Legion ist. Die große Masse der Bevölkerung besteht aus Indiern (d. h. Malayen, meist Tagalen), dem indolenten, ackerbauenden, und aus Mischlingen, Mestizen und Creolen, dem rührig-listigen, zwischenhandelnden Element in der Einwohnerschaft der Inseln, die im Ganzen nach ungefährer Schätzung über vier Millionen zählt, während etwa 100 000 Chinesen, hiesige Weiße spanischer Herkunft ungefähr halb so viel, aus Spanien Gebürtige höchstens 5000 vorhanden sind. Alle zusammen aber ducken sich vor der Gewalt der Geistlichkeit. Wir haben von Ordensgeistlichen Dominicaner, die gelehrteren, Augustiner, die weltlicheren, Recoletos oder barfüßige Augustiner, die brutalsten, und Franziscaner, die dümmsten und schmutzigsten. Sie besitzen sämmtlich große, massiv gebaute Klöster in der Hauptstadt und zahlreiche Zweigniederlassungen in allen Provinzen. Daher ihre große, seit dem siebzehnten Jahrhundert fest begründete Macht in unsere Kolonie. Alle Kirchen in den Provinzen des Nordens gehören den Dominicanern, die des Mittellandes von Luzon den Augustinern, die der südlichen Provinzen den Franziscanern, die der kleineren Nebeninseln den Recoletos. Vor etwa fünfzehn Jahren [also um 1860] unter Odonnell's Regiment, hielten auch die Jesuiten bei der Regierung in Madrid darum an, auf der großen und wenig bewohnten Insel Mindanao, zwischen dieser Inselgruppe und Borneo, als Missionäre zugelassen zu werden. Es wurden ihnen auf Mindanao die bis dahin von Weltgeistlichen, meist Indiern, besorgten Missionen an der Grenze des von spanischen Besatzungen occupierten Gebietes angewiesen. Um diesen einen festen Mittelpunkt zu geben, wurde in der Hauptstadt unter dem Schutz des Erzbischofs, dem sie besonders empfohlen waren, ein großes Hauptordenshaus gegründet. Später wurde die Municipalität in Manila in sehr schmeichelhafter Weise aufgefordert, eine große Lehranstalt für die Gemeinde, aber unter der Leitung der Jesuiten, zu errichten. Für diese Zwecke kauften sie nach und nach immer neue Häuser zusammen und brachten immer mehr Lehrer her, errichteten auch die Normalschule für die ganze Colonie, und sie sind jetzt vor Allem durch den Beichtstuhl, auf den sie sich ganz besonders verstehen, allen anderen geistlichen Orden, die bisher auf ihren Lorbeeren ausgeruht hatten, weit voraus. Daher das Mißtrauen, mit dem die Jesuiten von den vier anderen geistlichen Orden angesehen werden. Die Geistlichkeit beherrscht das Land, saugt die armen Eingeborenen aus und gewinnt aus unermeßlichen Haciendas (Pachtgütern) Millionen, die sie in fremden Banken aufstapelt. Auch die Partei der Carlisten im Mutterland wird theils durch Lieferungen von Tabak, der in London verkauft wird, theils durch Wechsel von ihnen unterstützt. Die Regierung in Madrid ist davon unterrichtet, hat sogar einige ihrer Wechsel aufgefangen, aber die Schuldigen blieben unbestraft. Sie sind die eigentlichen

Herren des Landes. Denn nur nominell liegt die oberste Verwaltung in den Händen der Vicekönige — früher Generalcapitäne, jetzt Militärgouverneure —, die den geltenden Bestimmungen nach auf sechs, thatsächlich aber meist nur auf zwei Jahre von Madrid hierher gesendet werden. Sie verstehen sämmtlich so gut wie nichts von der Verwaltung, sind alle tapfer und patriotisch, zuweilen heftig und eigensinnig, oft in unerlaubtem Maße beschränkt und unwissend und leider — mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, wie der General de la Torre [oben S. 434] — käuflich oder, wenn sie es selbst nicht sind, umgeben von einer raubgierigen, Bestechungen geradezu suchenden Rotte von Unterbeamten. Diese sind zugleich die gefügigen Werkzeuge der Geistlichen, die durch sie regelmäßig Einfluß auf die Gouverneure gewinnen. Die den verschiedenen Abtheilungen der Verwaltung vorstehenden Directoren sind nur den Gouverneuren verantwortlich; die Madrider Regierung aber zieht allein den Gouverneur und seinen Generalsecretär zur Verantwortung, und da noch keinen einzigen Gouverneur jemals die gerechte Strafe für vieles begangene Unrecht ereilt hat, so ergibt sich von selbst, daß soldatische Willkür und von der Geistlichkeit geleitete Intriguen unsere Geschicke bestimmen. Dazu kommt, daß seit dem Sturz der Königin Isabella die Geistlichen sämmtlich in der Furcht schweben, eines schönen Tages durch eine Revolution ihres Einflusses und ihrer Reichthümer beraubt und aus dem Lande hinausgefegt zu werden. Sie bemühen sich daher nicht ohne Erfolg, den Regierenden hier wie in Madrid vorzustellen, daß nur sie, als die Träger des echt spanischen Elementes in der Bevölkerung, der Regierung auf den Inseln eine sichere Stütze böten, da sie die Masse der indischen Eingeborenen durch ihren moralischen Einfluß allein im Zaum halten könnten. An dieser Behauptung ist jedoch nur wahr, daß die indische Bevölkerung, feige, gleichgültig und träge, den weißen Geistlichen zwar Furcht und abergläubischen Gehorsam entgegenbringt, aber sie keineswegs liebt, während die Mestizen aus demselben Gefühl des tief eingewurzelten Mißtrauens gegen die Geistlichen alle Weißen im Allgemeinen hassen. Dazu kommt, daß die eingeborenen Priester von allen höheren geistlichen Würden ausgeschlossen sind. Zu berechtigten Klagen gegen die Civilverwaltung gibt besonders der Tabaksbau Anlaß. In den Provinzen, in denen der Tabak in immer steigender Ausdehnung producirt wird, sind die Eingeborenen gezwungen, Tabak, und nur Tabak, zu bauen. Der Staat verkauft ihn gegen Baar, bezahlt aber dem Bauer, was er ihm schuldet, in Bons, die zwei, drei, ja vier Jahre nach der Ernte erst eingelöst werden, so daß sie der Bauer, der doch leben will, inzwischen längst an chinesische oder spanische Wucherer zu einem Spottpreis verkauft hat. Aber auch das wird von der genügsamen und leichtlebigen Bevölkerung geduldig ertragen. Religiöser Fanatismus jedoch, bei der niederen Geistlichkeit einheimischen Stammes nicht selten, hat schon einmal in den vierziger Jahren zu einem gefährlichen Aufstand der Indier geführt, die ihre gewöhnliche Sanftmuth und Trägheit dann zeitweise in blinde Wuth verwandeln[1]). Seitdem die Liberalen in Spanien herrschen, bemühen sich die Geistlichen, das Land als in der großen Gährung einer revolutionären Bewegung begriffen darzustellen, zu der sie allein mit Hülfe der Ohrenbeichte den geheimen Schlüssel besäßen. Vor drei Jahren [1871] brach in der That unter den einheimischen Soldaten, die die Besatzung der Citadelle in der benachbarten Hafenstadt Cavite bildeten, ein Aufstand aus, der bald gedämpft wurde. Eine Anzahl Soldaten wurde erschossen und mit ihnen drei Geistliche, die als Hauptführer der Weltgeistlichen ein scharfes Manifest gegen die hiesige Ordensgeistlichkeit mit voller Nennung ihrer Namen in Madrid hatten drucken lassen. Außerdem wurden über hundert Farbige, meist Geistliche und ein paar Advocaten, deportirt. Bald darauf war das Gerücht allgemein ver-

[1]) Gemeint ist hier wohl die von einem indischen Geistlichen Namens Apollinaris geleitete Revolte vom Jahre 1842, über die Anfangs 1896 der Pariser „Temps" aus der Feder des Herrn Eduard Plauchut interessante Mittheilungen gebracht hat.

breitet und wurde selbst von den Spaniern unbefangen erzählt, der ganze Aufstand sei von der Geistlichkeit selbst angezettelt und durch falsche Zeugen erhärtet worden. Es erschien das um so glaublicher, als falsche Zeugen hier billig zu haben sind, wenngleich sie hinterher gewöhnlich erschossen zu werden pflegen. Man behauptete, die Köpfe der drei Geistlichen hätten dem General Izquierdo, dem damaligen Gouverneur, eine hohe Summe von den geistlichen Orden eingebracht. Wie viel oder wenig auch an solchen Gerüchten sein mag, sie beweisen wenigstens, wessen man sich von Seiten der Obrigkeit und von dem Charakter und dem Einfluß der Orden versehen zu müssen glaubte. Die vor einem Jahr durch den Obersten Moscoso, damals Chef der Gendarmerie, im Norden der Insel entdeckte Verschwörung wird ebenfalls auf Machinationen der geistlichen Orden zurückgeführt, denen man die Absicht zutraute, die Colonie den Carlisten auszuliefern und als unabhängiges Land von Spanien zu trennen. Die innere Verwaltung wurde unterdeß mit jedem Tage schlimmer. Die stets wechselnden liberalen Ministerien sandten ebenfalls stets wechselnde Beamte, großentheils im Mutterland unbequem gewordene Wühler, die hier ihre Thätigkeit fortsetzten. Einige davon sind unter dem Vorwand, daß sie conspirirten, mit Gewalt in die Heimath zurück geschafft worden. Viele aber blieben hier, und ihr Treiben wirkte auf die Eingeborenen in hohem Maße demoralisirend.

Alle diese Mißstände waren längst bekannt und sind vielfach besprochen worden. Den frischen Luftzug, der unsere Zeit durchweht, den Kampf der hellen Gedankenfreiheit gegen die Finsterniß — auch wir fühlen und erleben ihn. Wo die Reform einzusetzen hätte, unterliegt keinem Zweifel. Die unbeschränkte Gewalt der Gouverneure müßte durch eine wirksame Vertretung der Colonie selbst beschränkt, die Directoren der einzelnen Verwaltungszweige zu einer Art von der Colonialregierung gegenüber verantwortlichen Ministern gemacht, vor Allem die Macht der Geistlichkeit durch Säcularisation der Orden gebrochen, die schlimmsten Intriganten unter ihnen entfernt und durch bessere Elemente aus der Heimath ersetzt werden. Auch die städtische Verwaltung müßte reorganisirt werden; nur in Manila selbst gibt es ein Ayuntamiento, eine städtische Verwaltung, deren sämmtliche Mitglieder aber der Gouverneur ernennt. Dennoch leistet sie Einiges, wenn auch lange nicht genug. Die übrigen consultativen Juntas, die Gesellschaft der Freunde des Landes, selbst der von der Regierung in Madrid ernannte Verwaltungsrath, denen ich allen angehöre, sind auch nur für die Anbahnung der nöthigen Reformen machtlos. Dazu gehört die Abschaffung des Tabaksmonopols und des Einfuhrzolls, der bei der Schwierigkeit der Verwaltung kaum ein paarmalhunderttausend Dollars einbringt, und vor Allem eine vollständige Neuordnung der Beamtenschaft. Auch eine Vertretung der Colonie in den Cortes zu Madrid, wie sie Cuba besitzt, wird gefordert; die Philippinen haben sie schon zweimal unter Ferdinand VII., einmal unter seiner Tochter Isabella erlangt, aber jedesmal aus verschiedenen Gründen wieder verloren. Unsere Liberalen im Mutterland haben von allen diesen Dingen viel geredet und Manches versprochen, aber keine der Versprechungen ist erfüllt worden.

Unter diesen Umständen richteten sich meine Gedanken — und nicht meine allein — auf die einzige schon vorhandene Organisation, in der die freidenkenden, unabhängigen Elemente in der über die weiten Provinzen zerstreuten spanischen Bevölkerung, aber auch viele der besten Beamten in der Regierung zu Manila sich vereinigen ließen, um im Interesse der Erhaltung und gesunden Entwicklung der für Spanien so wichtigen Colonie zu wirken. Diese Organisation bot die in Spanien wie in der Colonie schon ziemlich verbreitete Gesellschaft der Freimaurer, der die katholische Geistlichkeit ja überall mit besonderer Feindseligkeit gegenübersteht. Es befanden sich damals zwei spanische Beamte hier, die einen hohen Grad in der Gesellschaft bekleideten und vom Großmeister der spanischen Logen mit der Vollmacht versehen waren, hier neue Logen zu gründen. Unterstützt von den hiesigen Mitgliedern der Gesellschaft baten sie den Gouverneur, General Alaminos,

der selbst Freimaurer war, um seinen Schutz für ihre durchaus loyalen Bestrebungen. Er lehnte, wie selbstverständlich, das Gesuch ab, da ein absolutes Regiment geheime Gesellschaften nur so lange dulden kann, als sie ihm in keiner Weise Unbequemlichkeit verursachen. Alaminos schützte noch einen andern Grund vor: die Furcht, den bis dahin noch nicht geweckten Argwohn der Geistlichkeit zu erregen und sie zu einer gefährlichen Opposition gegen das Gouvernement zu reizen. Dies waren gerade auch meine Befürchtungen, und deshalb schien es mir wünschenswerth, das Vorhandensein der Freimaurerverbindung so lange geheim zu halten, bis der Erfolg gesichert wäre. Alaminos kehrte nach Spanien zurück und bis zur Ankunft seines Nachfolgers führte General Blanco Valderramas als zweiter Chef einige Monate das Regiment, ein erklärter Feind der Geistlichen. Wahrscheinlich selbst Freimaurer, obgleich er es nicht gestand, ließ er der Gesellschaft unverhohlen seinen Schutz angedeihen und berief an seine Seite als Generalsecretär den früheren Civilgouverneur der Provinz Manila, Don Manuel Salavera, einen vortrefflichen Mann, früher Professor an der Universität in Barcelona und darauf eine Zeitlang Gouverneur der Provinz Barcelona, wo er sich allgemeiner Beliebtheit erfreute. Durch seine Ernennung zog sich General Blanco die unversöhnliche Feindschaft des von der Regierung in Madrid zum Generalsecretär des künftigen Gouverneurs ernannten Mannes zu, Don Carlos Oglou, eines charakterlosen Dieners der Geistlichkeit, den General Blanco aus guten Gründen von diesem Posten entfernt hatte, und ebenso die des Brigadegenerals Sanchez, der in nahen Beziehungen zu den Jesuiten stand, sowie endlich die nicht minder heftige des neuen Civilgouverneurs von Manila, des berüchtigten Pepe Diaz, der, wie man allgemein erzählte, aus Cuba als Flibustier verjagt, in Madrid als falscher Spieler bekannt war. Man behauptete, er sei nur nach Manila geschickt worden, um die Schulden, die er bei einflußreichen Freunden gemacht hatte, abtragen zu können. Die Leitung der Freimaurerlogen in der Colonie war indessen, nach der Rückkehr jener beiden Delegirten nach Spanien, in die Hand eines sehr angesehenen Mannes — T . ., er war Stabsarzt mit Oberstenrang — übergegangen, der sich allgemeiner Beliebtheit erfreute. Ich sah voraus, daß sich der Hauptangriff der von Diaz unterstützten Geistlichkeit nicht gegen ihn, sondern gegen Salavera und mich richten werde, besonders gegen mich, als den Sohn eines Deutschen, der wegen seiner offenen Sympathie für Deutschland schon oft als nicht ganz spanisch denkend bezeichnet worden war, obgleich ich aus diesem Grunde jede höhere Charge in der Gesellschaft der Freimaurer abgelehnt hatte. Als der neue Gouverneur, Admiral Malcampo, Marques de San Rafael, eine Creatur der Liberalen, eintraf, hielt der Chef unserer Gesellschaft es für angezeigt, ihm den Stand der Sache unter Vorzeigung der Mitgliederlisten, Protokolle und Bücher offen darzulegen und um seine Unterstützung unserer nur auf das Wohl der Colonie wie des Vaterlandes gerichteten Bestrebungen zu bitten. Malcampo erkannte den Nutzen an, den die Unterstützung durch eine Gesellschaft anständiger und unabhängiger Männer der Regierung böte und versprach, von der Regierung in Madrid die Genehmigung für das Fortbestehen der Gesellschaft einzuholen, verlangte aber, daß, falls sie nicht einträfe, die Gesellschaft sich auflöse. Indessen erhielt diese täglich neuen Zuwachs aus den besten Kreisen; der Chef der Polizei, Malcampo's Privatsecretär, ein naher Freund seines Hauses, der in London einer Loge vorgestanden hatte, und viele Andere traten ein; selbst Oglou schien Anstalt zu machen, um sich aufnehmen zu lassen, obgleich ich ihm nicht recht traute. Ich verzichte darauf, die weitere Entwicklung der ganzen Intrigue gegen uns ausführlich zu erzählen: sie steht, mit allen Beweisstücken in den Acten meines Processes. Diaz, der Erzbischof, die Pfarrer der zwölf Kirchspiele von Manila setzten Alles in Bewegung, geheime Depeschen an die Regierung in Madrid, private Verleumdungen, Berufung auf die Ohrenbeichte, um Malcampo, der zunächst, unterstützt vom General Blanco, in loyaler Weise Widerstand leistete, einzuschüchtern und zum Vorgehen gegen uns zu bestimmen. Salavera wurde als Abgesandter

der föderativen Republikaner in Spanien bezeichnet, der die Colonie als selbstständigen Canton proclamiren solle; ich, als halber Deutscher, stände mit den Literaten und Demagogen in halb Europa in Verbindungen, besonders aber mit Bismarck, dem Führer aller Gegner der Kirche, dessen Bildniß nicht umsonst in meinem Bureau hänge. Ich hätte Waffen aus Europa eingeführt — meine unschuldigen Jagdgewehre! — und geböte über ungefähr vierhundert bewaffnete Indios, die jeder Zeit zu meinem Befehl ständen. Es ist bekannt, daß Malayen aller Art in meiner Apotheke aus- und eingingen, um Pflanzen und Droguen zum Verkauf zu bringen. Malcampo wurde erschüttert; wir konnten es, T . . . und ich, auf einem Balle bei dem Brigadegeneral Lanzarote, auf dem er erschienen war, an seinem Benehmen gegen uns deutlich bemerken. Weiteren Vorwand boten eine Reihe der lächerlichsten Anschuldigungen. Ich hatte in meine Hüte, um sie vor Verwechselung zu schützen, des Scherzes halber ein Etiquette aus der Apotheke veneno (Gift) geklebt. Von mir wohlbekannter Seite wurden Papiere in die Taschen eines meiner Paletots gesteckt, mit absurden Zeichnungen, die für freimaurerisch gelten sollten, und noch absurderen Chiffern und Aufschriften, wie ‚Unabhängigkeit der Philippinen, Republik Melanesien' und Aehnliches. Als ob Verschwörer je auf den Einfall kommen könnten, den Inhalt dessen, was sie in Chiffern schreiben, mit großen Buchstaben darüber zu setzen. Oberst Moscoso, der Chef der Polizei, der sie wie General Blanco sogleich als grobe Fälschung erkannt hatte, behielt sie bei sich, um den Fälscher damit zu entlarven. Grade diesen Umstand benutzten seine und meine Gegner geschickt, um dem Admiral Malcampo zu insinuiren, General Blanco gedenke mit Moscoso's Hülfe ihn, den Gouverneur, in Madrid der Gleichgültigkeit oder gar der Theilnahme an revolutionären Bestrebungen zu beschuldigen und sich selbst an seine Stelle zu setzen. Salavera war glücklicherweise am 17. September nach Europa abgereist; der Generalgouverneur soll gesagt haben: „Gott sei Dank — der ist fort; nun fehlen noch die beiden Anderen." Moscoso wurde am 21. September um 10 Uhr Abends in den Palast beschieden, gezwungen, die mich betreffenden Papiere herauszugeben und als Gefangener in die Citadelle, die fuerza de Santiago, abgeführt. Um 2 Uhr in derselben Nacht erschien der Gouverneur von Manila, D., mit zwei Gendarmerieofficieren bei mir, ließ mich wecken, durchsuchte meine Papiere, nahm einige auf die Freimaurergesellschaft bezügliche mit und verhaftete mich auf Befehl des Generalgouverneurs. Noch in derselben Nacht erfuhr ich durch den Corporal, der mich einschloß, daß Oberst Moscoso einige Stunden vorher ebenfalls auf die Citadelle gebracht worden sei, mit dem Befehl, uns beide nach innen und außen vollständig zu isoliren. In meiner Zelle, in der ich nun schon vierzehn Tage sitze, sehe ich nur die Soldaten, die mir das aus meinem Hause geschickte Essen serviren, und die wachthabenden Officiere, die hin und wieder auf eine halbe Stunde zu mir heraufkommen. Von ihnen erfuhr ich, daß der Generalgouverneur am 22. den General Blanco von seiner Stellung als zweiter Chef abgesetzt und ihn gezwungen habe, wenige Tage darauf mit dem Postdampfer nach Europa zurückzukehren. Von demselben Officier hörte ich, daß an demselben 22. in der Kaserne des spanischen Artillerieregiments auf der Citadelle das Gerücht verbreitet worden sei — von wem? —, Moscoso und ich — als Apotheker! — hätten mit vergiftetem Trinkwasser das Regiment vernichten wollen, um uns zu befreien. Die Aufregung, die dadurch entstand, wurde nur mit Mühe von den Officieren unterdrückt. Leicht hätte sie zu Thätlichkeiten der Mannschaften gegen uns führen und uns selbst vor ein Kriegsgericht bringen können, wo dann wohl der Proceß kürzer, die Gerechtigkeit der Entscheidung aber sehr zweifelhaft gewesen wäre. Wir können uns Glück wünschen, vor den Civilrichter gestellt zu sein, der freilich vom Generalgouverneur dazu ausgewählt und ganz abhängig von ihm ist. Wir sind schon mehrere Male verhört worden: irgend etwas uns Belastendes hat sich dabei nicht ergeben."

(Schluß des Artikels im nächsten Hefte.)

Schulbildung und Volkserziehung.

Von
Dr. **W. Rein,**
Professor der Pädagogik an der Universität Jena.

Ein bekannter Nationalökonom hat den Satz ausgesprochen: „Der letzte Grund aller socialen Gefahr liegt nicht in der Differenz der Besitz-, sondern der Bildungsgegensätze. Alle sociale Reform muß an diesem Punkte einsetzen. Sie muß die Lebenshaltung, den sittlichen Charakter, die Kenntnisse und Fähigkeiten der unteren Classen heben."

Welch' weiter Ausblick eröffnet sich da für die Arbeit der Erziehung! Wie nahe werden da Volksentwicklung und Bildungsarbeit zusammengerückt, so nahe, daß die Zukunft der Nation geradezu abhängig erscheint von der erzieherischen Kraft der Erwachsenen auf die Unmündigen, der gebildeten Classen auf die unteren.

Es tritt damit zugleich eine neue, große Aufgabe für die Staatspädagogik hervor, deren Bedeutung um so mehr wächst, je mehr die Entwicklung der einzelnen Arbeitszweige des Volkes dahin drängt, das Ganze zu zerspalten, das Volk innerlich zu zerreißen und in den unheilvollen Kampf von Interessensphären zu stürzen. Der Wettstreit auf wirthschaftlichem Gebiete spornt die Völker zu immer sich steigernden Arbeitsleistungen an. Im Gefolge dieses Kampfes aber erscheint als treibendes Motiv die rücksichtslose Ausbeutung aller nur verwendbaren Mittel. Nur keine Rücksichtnahme auf die Volksgenossen; höher stehen die Interessen der Arbeitsgenossen. Gemeinsame wirthschaftliche Sorgen und Arbeiten reißen die nationalen Grenzpfähle nieder. Die Arbeiterschaft wird international und stellt sich gegenüber dem Capital, das schon lange international war, und sich anschickt, als solches auch sich zu organisiren. So sehen wir nicht bloß in dem Rahmen eines Volkes Arbeit und Capital sich gegenüberstehen, wie es Fichte am Anfange des Jahrhunderts voraussah, sondern über die nationale Verschiedenheit hinweg schließen sich die wirthschaftlich zusammengehörigen Gruppen zusammen, Ringe bildend, zum Kampfe bereit.

Eine merkwürdige Wandlung! Unwillkürlich erinnert man sich der Darstellung Schiller's in der Einleitung zur „Geschichte des dreißigjährigen Krieges". Dort führt er aus, wie die Staaten einander genähert werden durch eine einigende Ueberzeugung, eine gleiche Glaubensformel; wie die französischen Protestanten den deutschen Glaubensbrüdern sich näher fühlen als ihren katholischen Volksgenossen. Die Idee zerbricht die nationalen Grenzen, schreitet über sie hinaus und erweist sich stärker als das Gefühl der politischen und nationalen Züsammengehörigkeit. Aber nach den Zeiten der Reformation war es der religiöse Glaube, der die politisch getrennten Glieder innerlich zusammenschloß; jetzt nach der Wiederaufrichtung des

Reiches bildet der wirthschaftliche Vortheil das einigende Band für die internationalen Gruppen, während er die eigenen Volksgenossen in zwei Heerlager spaltet, die einander nicht mehr verstehen. Feindlich stehen sie einander gegenüber; die Ueberlegenheit des Einen weckt den Haß des Anderen. Nicht Bruderliebe waltet, sondern Bruderhaß. Daran krankt die Nation. Denn wir bilden ein Ganzes und gehören untrennbar zusammen. Wenn aber ein Glied leidet, so leidet das Ganze. Wir können unser Schicksal nicht mehr trennen von dem Ergehen unserer Volksgenossen. Das Elend, das die Gedrückten leiden, das ist unser Leid; die Noth des vierten Standes ist unsere Noth.

So wandeln sich die Zeiten, aber der Grundzug des Dramas bleibt derselbe. Im siebzehnten Jahrhundert stand im Mittelpunkte der Kampf um die Religion international sammelnd und national trennend; im achtzehnten Jahrhundert beherrschte die Philosophie die Gedankenwelt der Gebildeten mit der gleichen Wirkung; bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts sammelten und trennten die Naturwissenschaften die Geister. Jetzt sind sie von der Gesellschafts-Wissenschaft abgelöst worden, die das Interesse der Zeitgenossen in verschiedener Weise gefangen nimmt. Daß es so ist, beweisen die empfindsamen Wetterkundigen des Geisteslebens — Frauen und Dichter — sie sind unter die Socialreformer gegangen. Auch die Anderen wollen mit Verständniß über Staatssocialismus, Socialreform und Zukunftsstaat sprechen, wollen mithelfen, die Kluft der Bildung und die Kluft des Besitzes zu überbrücken. Aber ist das überhaupt nothwendig und möglich? Die Entwicklung selbst hat diese Gruppirung hervorgerufen, auf der einen Seite die Verbindung von Bildung und Besitz gezeitigt und auf der anderen Unbildung und Arbeit zusammengeschlossen. Soll man sich gegen diese Thatsache stemmen, und kann man etwas gegen sie ausrichten? Wer das Gewordene ohne Weiteres für vernünftig hält, wird sich über diese Fragen leicht hinwegsetzen; er wird nur für seine Person zusehen, daß sie auf die rechte Seite zu stehen kommt. Eine vermeintliche Frömmigkeit, die gern den Namen Gottes im Munde führt, wird diese Gruppirung sogar als gottgewollt bezeichnen.

Andere können sich dabei nicht beruhigen. Mit Fichte sehen sie in dieser Spaltung die Vorstufe zum Untergange des Volkes. Ihr Gewissen treibt sie an und die Liebe zum Vaterlande, hinein zu springen in den Riß, um die Kluft schließen zu helfen.

Dabei ist auch an die Pflicht der Schule gedacht worden, mit zu arbeiten an der großen nationalen Aufgabe der Gegenwart. Seit den Freiheitskriegen hat sie es als ein ebenso selbstverständliches wie vornehmes Ziel betrachtet, den vaterländischen Gedanken in der Jugend wach zu halten und so dem Vaterlande zu dienen. Als wir aber nach der Wiederaufrichtung des Reiches an den inneren Ausbau desselben heran traten, erhob sich der Gedanke, ob die Schule den Aufgaben der nationalen Gegenwart und Zukunft nicht noch besser, voller, sicherer dienen könne. Die gesammte öffentliche Schulerziehung mit ihren verschiedenen Schulgattungen mußte sich die Frage vorlegen: Welche großen Ziele müssen wir im nationalen Interesse verfolgen? Die Antwort lautete: Die Ziele sind zusammengedrängt in den beiden Worten „Gesinnung" und „Gesundheit". Das sind in den Kreisen der Schule altbekannte Stichworte. Seit Herbart wissen wir, daß das Herz des Schulorganismus für alle Schulen, für die altsprachlich-humanistischen, für die neusprachlich-humanistischen, für die höheren und niederen Bürgerschulen, die geschlossene Dreiheit Religion, Geschichte, Deutsch bildet. Das ist das humanistische Kernstück, das die Gesinnungsbildung einschließt, dem die übrigen Bildungselemente, die der geforderten Vielseitigkeit genügen müssen, sich angliedern. Dieses Kernstück hatten wir schon; es gilt aber heute mehr als je, seinen Werth klar zu erkennen. Denn in ihm liegt der Schwerpunkt, liegt das, was die innere Einheit aller, der höheren, mittleren und niederen Anstalten ausmacht. Es muß nur heute, mehr als sonst, Allen zum Bewußtsein gebracht werden, daß über den Bildungsstücken des

Sprachunterrichtes, die so häufig als die maßgebenden, aber auch als die trennenden angesehen werden, allen Volksgenossen gemeinsame Bildungselemente liegen in der Pflege der religiösen Gefühle, in der Weckung der Begeisterung für vaterländische Geschichte, Sprache und Literatur. Unser Bildungswesen darf nicht betrachtet werden wie ein Gebäude mit drei getrennt, über einander liegenden Stockwerken, von denen jedes einen besonderen Zugang für sich besitzt, sondern wie ein Hallenbau, in dessen Mitte die vaterländischen Bildungselemente für Alle zugänglich sind; von da aus führen Nebengänge in besondere Räume, die nur Einzelnen geöffnet werden können. Und dieser Hallenbau ist ein deutscher, auf der Grundlage des praktischen Christenthums. Einzelne Motive an ihm reichen in das Alterthum zurück, aber der Geist, aus dem das Ganze geboren, ist echt vaterländisch. Durch den Tempel der Alten sind wir hindurch gegangen als Lernende, aber nun sind wir mündig, um im neuen Hause an der heimischen Cultur zu arbeiten.

Die Einheit des Volkes soll sich in der Einheitlichkeit des Bildungswesens spiegeln, in dem organischen Ineinandergreifen der einzelnen Theile, in dem Gefühle der Zusammengehörigkeit aller Derer, die in der Erziehung des Volkes auf die bestimmten großen Ziele hin ihren Beruf erblicken.

Freilich ein Zaubermittel wird dies nicht sein, die Kluft rasch schließen zu machen, die Gebildete und Volk von einander trennt. Generationen können darüber hingehen; auch muß der Sondergeist, der unter den Deutschen überhaupt, so auch unter den Erziehern, wuchert, vorher besiegt sein. Aber was die Schulen dazu thun können, das nachwachsende Geschlecht für die sociale Versöhnung tauglicher zu machen, das sollen sie schon jetzt thun. Sie müssen es thun unter der Voraussetzung, daß das, was an Entwicklung echter socialer Empfindung in der Jugend gewonnen wird, in dem Kreis der Erwachsenen, in der Reibung des Lebens sich nicht zu schnell zersetze und verflüchtige.

Deshalb muß der Hebel nicht nur bei dem heranwachsenden Geschlechte, sondern zu gleicher Zeit bei den Erwachsenen angesetzt werden. Hier müssen die Gebildeten sich immer mehr der Pflicht bewußt werden, die sie den Ungebildeten gegenüber zu erfüllen haben. Geschehen ist es wohl immer schon, wie auch die Schulen immer schon darauf hin gearbeitet haben, alle Scheidungen, die nur auf äußeren Vorzügen beruhen, als häßlich und verderblich zu erkennen. Aber der Weckruf der Zeit erschallt heute lauter als sonst. Ihm gegenüber schließt sich allerdings ein Theil der Gebildeten, vor Allem auch ein Theil der Gelehrten, scharf ab. Sie wollen den Weckruf nicht hören aus verschiedenen Gründen.

Die Einen sagen, das Volk sei viel glücklicher in seiner Unwissenheit. Mit der Aufklärung, die oft nur eine Halbbildung bedeute, stellten sich Bedürfnisse ein, die nicht befriedigt werden könnten. Eine Folge davon sei die Unzufriedenheit, die die Massen revolutionire und den Bestand des Staates bedrohe. Darum dem Volke keine Bildung, so heißt es, aber mehr Religion! Die Vertreter dieses Standpunktes, die da meinen, die wahren Vertreter des Christenthums zu sein, fühlen nicht einmal, wie unchristlich, wie roh, wie egoistisch diese Anschauung ist.

Nicht minder verwerflich ist die Meinung Derer, die da glauben, daß die Fackel der Wahrheit nur wenigen und auserwählten Geistern zu leuchten bestimmt sei; daß diese Fackel um so heller leuchte, je kleiner der Kreis sei, den sie mit Licht versieht. Sie schweben in steter Furcht, daß die Wahrheit, sobald sie in die breiten Massen getragen wird, verflache. Nur der kleine Kreis der Eingeweihten darf und kann die Mysterien in ihrer ganzen Tiefe vernehmen. Ohne Zweifel gibt es wissenschaftliche Gebiete, die ihrer Natur nach, dem Leben abgewandt, nur einen kleinen Kreis von Kennern umfassen. Sind diese aber nicht todt für das Leben der Gesammtheit? Erscheinen sie nicht wie eine Decoration des Ganzen, die man sich gefallen lassen kann, da sie nichts schadet und innerhalb des kleinen Kreises Freude stiftet?

Aber selbst wenn diese Ansichten Recht hätten, so könnten sie doch heute nichts mehr ausrichten. Heute hängt es nicht mehr von dem Wollen oder Nichtwollen Einzelner ab, ob die Verschmelzung des Cultur- und Bildungsprocesses durchbrochen oder aufgehalten werden kann. Weit stärkere Mächte, als es die Ueberzeugungen Einzelner, wenn auch einzelner Classen, sind, wurden in dem tiefen, dunkeln Untergrunde des Volkes lebendig und rangen sich ans Tageslicht empor. Sie fordern gebieterisch ihr Recht an Bildung. Und diese Mächte sind nicht abzuweisen. Sie gründen sich auf folgende Einrichtungen: 1. auf die Volksschule, die obligatorisch alle Schichten umfaßt und von Staats wegen das Bildungsbedürfniß in den Massen weckt; 2. auf die allgemeine Wehrpflicht, die ein möglichst hohes Maß von Selbstständigkeit und Umsicht verlangt; 3. auf das allgemeine Wahlrecht, das ein gebildetes Volk voraussetzt, wenn es recht functioniren soll.

Jahrtausende hat die Masse des Volkes sich Bevormundung gefallen lassen; sie hat unter mancherlei Krummstab friedlich gewohnt. Aber die neue Zeit mit Volksschule, Wehrpflicht und Wahlrecht hat mit diesem System gebrochen. Es ist unwiederbringlich dahin. Die Sonne bescheint nicht nur die Höhen, sondern bringt auch in die Thäler ein; die in der Niederung Wohnenden empfinden die Wohlthat so gut wie die oben Stehenden und sind dankbar dafür. Sie halten das, was sie haben, und verlangen nach mehr.

In genialem Wurf hat Bismarck Kaiserthum und allgemeines Wahlrecht zusammen gebunden, um die nationale Kraft unwiderstehlich zu machen. Wer will diese Bindung lösen? Einzelne Stimmen wagen sich hervor und wollen zeigen, daß die Bismarck'sche Gabe ein Danaergeschenk gewesen sei. Aber den Antrag auf Abschaffung des allgemeinen Wahlrechts wagt Niemand zu stellen. Er würde einen Sturm herauf beschwören, dessen Ende nicht abzusehen ist. Wir müssen also mit diesem Geschenk rechnen, und wir thun es gern, weil in ihm die Antriebe liegen, nicht zu ruhen, bis das Volk reif geworden ist für den rechten Gebrauch dieses Rechtes.

Das Losungswort heißt: Erst Bildung, dann Freiheit! So hebt sich die volkserzieherische Aufgabe von einem großen socialpolitischen Hintergrunde ab. Daß sie in recht wirksamer Weise durchgeführt werde, dazu gehört eine planvolle Fortsetzung und Ausbildung der durch die Schulbildung gegebenen Grundlagen.

Ansätze dazu sind in unserem Volke schon in reichem Maße vorhanden. Fortbildungs- und Volksbildungs-Anstalten und ähnliche Einrichtungen sind von Gemeinden, Vereinen und Privaten getroffen worden. Man denke an die Humboldt-Akademie und die Urania in Berlin, an die Volksbildungs-, Gewerbe- und sonstigen Vereine, die durch öffentliche Vorträge für Fortbildung sorgen; man denke an die öffentlichen Lesehallen und Volksbibliotheken — Alles Veranstaltungen, um dem Bildungsbedürfniß zu genügen, Wissen und Aufklärung zu verbreiten. Man erinnere sich ferner, wie deutsche Universitäten, vor Allem Wien, bald auch München, Leipzig, Jena und Berlin, in diese Bewegung mit eingetreten sind, um immer weitere Kreise unter den Einfluß unserer Hochschulen zu stellen und das nationale Leben von hier aus zu befruchten.

Allerdings machen alle diese Versuche jetzt noch den Eindruck des Zusammenhanglosen, Sprunghaften und höchst Ungleichmäßigen. Ja, zuweilen auch des Oberflächlichen. Darum hört man nicht selten Stimmen, die da fragen: Wird nicht damit ein unleidlicher Dilettantismus groß gezogen? Das wäre freilich schlimm. Aber es gibt auch einen berechtigten Dilettantismus. Schon Goethe hat nachweisen wollen, daß der Dilettantismus gar keine schlechte Sache sei; Konrad Lange in Tübingen setzt ihn geradezu als Vorbedingung für das kommende künstlerische Zeitalter. Denn er mache die stumpfen Sinne empfänglich für neue Wahrheiten und neue Schönheiten. Gefährlich wird der Dilettantismus nur, wenn dem eifrigen Streben des Volkes schlechte und unzureichende Nahrung geboten wird; wenn die falsch belehrten und unrecht geleiteten Dilettanten das große Wort führen, sich die

Leitung anmaßen, während die Wissenden und Tüchtigen sich angewidert von diesem Treiben zurückziehen. Darum ergeht die Mahnung gerade an diese, sich der nach Bildung Dürstenden anzunehmen. Denn es ist nicht weise, das Volk in seinem Gedankenwirrwarr zu verspotten und zu schelten, wie es den selbstgefälligen Fachleuten zuweilen beliebt; es ist nicht staatsmännisch, das Volk für seinen Uebereifer, für seine ungeschickten, unklugen Reden zu strafen, wie es die Umsturzbureaukraten vorschlagen. Die Schuld liegt bei den Gebildeten, bei den Staatsmännern, die das Volk den Halbgebildeten, den Fractionspolitikern überlassen, statt mit ihnen zu ringen im ehrlichen Geisteskampfe um die Fortbildung und damit um den Besitz des Volkes. Aber auch die tragen mit an dieser Schuld, die bei der Bildung des Volkes falsche Ziele verfolgen.

Es wiederholt sich hier dieselbe Erscheinung, mit der wir in der Schulerziehung so viel zu kämpfen haben, wenn man glaubt, die Ueberlieferung des Wissens, und zwar eines möglichst großen Quantums, sei die Hauptsache. Wir Deutsche empfingen unsere erste Bildung aus der lateinischen Schule der römischen Kirche. Mit Ehrfurcht schaute das barbarische, ungelehrte Geschlecht auf zu den Schätzen einer alten Culturwelt. Und diese Ehrfurcht vor der Gelehrsamkeit ist geblieben bis auf den heutigen Tag, wenn sie auch jetzt im Schwinden begriffen sein mag. Denn man weiß heute zu gut, daß Wissen und Gelehrsamkeit nicht schon Bildung ist. Man erfährt zu oft, daß Jemand sehr gelehrt und doch höchst ungebildet sein kann. Bildung ist eben nicht ein todter Besitz; Bildung ist Fähigkeit zum Entschluß, Bildung ist Leben, persönliches, inneres Leben, voller Selbständigkeit, unabhängig von fremder Meinung. Darum ist der Gebildete der wahrhaft Freie; er ist der Herr, der die Geschicke des Volkes lenkt. Aber Herrschen in wahrem Sinne heißt zugleich erziehen; nur durch Erziehung kannst du wahrhaft herrschen.

So liegt es im Wesen der Bildung, den Kreis der an ihr Theilnehmenden zu erweitern, während es im Wesen der Gelehrsamkeit liegt, den Kreis zu verengen. In der Ausbreitungsgeschichte der Bildung liegt ein gut Theil der Geschichte unseres Volkes. Zur Zeit, da wir Deutsche in die Geschichte eintraten, war die Zahl der Gebildeten sehr klein, auf den Kreis der königlich Geborenen beschränkt. Sie bildeten den hohen Adel. Dieser erzog den niederen und dieser wieder den Bürger. Vom vierzehnten bis ins neunzehnte Jahrhundert dauert die Bildungsgeschichte des Bürgerthums. Die Erziehung nahm den Erzogenen in die Gemeinschaft der Bildung auf, in die Gesellschaft und damit in die Herrschaft. Theilnahme an der Bildung bedeutet Theilnahme an der Macht. Heute hat der dritte Stand die Rolle des Erziehers übernommen; er erzieht den vierten, der in diesem Jahrhundert sich in die Höhe ringt; er muß ihn erziehen, er kann nicht anders. Die Weltgeschichte schreitet durch Opfer fort. Das ist das Tragische an diesem Proceß: der herrschende Stand ist genöthigt, durch Emporheben der unter ihm Stehenden sich selber der Alleinherrschaft zu entkleiden.

In dieser Lage sind wir jetzt. Ein halbes Jahrtausend hat das Aufsteigen des dritten Standes gedauert; jetzt ist die Erziehung des vierten begonnen worden. Wird sie ebenso lange dauern? Das ist nicht anzunehmen; denn durch die Einführung des allgemeinen Wahlrechts ist das Tempo beschleunigt worden. Wenn auch widrige Winde das Schiff zeitweilig aufhalten können, so daß es in hohem Wellengang schwankt und stampft und kämpft, es muß doch vorwärts. Und es wird vorwärts gehen, wenn der dritte Stand seine erzieherische Aufgabe recht begreift und recht erfaßt. Dazu gehört vor Allem dies, daß er sich klar macht, die Ideen, die jetzt im vierten Stande herrschen, stammen von ihm selbst; aus seinem eigenen Boden sind sie entsprossen. So geht die revolutionäre Strömung zurück auf den demokratischen Gedanken der Bourgeoisie von 1848, der Atheismus auf den religiösen Indifferentismus des liberalen Bürgerthums. Es muß heute der dritte Stand vor Allem sich sagen: Wer Wind säet, der wird Sturm ernten. Und er muß sich fragen, wenn er nicht vom Sturm weggefegt sein will: Was soll heute gesäet werden, damit unsere Enkel unserer Saat sich erfreuen können?

Erinnern wir uns, was wir als das Wesen echter Bildung erkannt haben, so wird die Antwort nicht schwer sein. Die Volkserziehung als Fortsetzung der Schulbildung kann nicht die Aufgabe haben, nur einzelne Wissensstücke, so werthvoll sie an sich sein mögen, weiter zu geben, sondern Selbständigkeit des Urtheils anzubahnen. Nur wer selbständig urtheilt, ist frei. Wer vom Urtheil Anderer sich abhängig macht, ist ein Sklave. Zwischen den streitenden Gedanken soll der Einzelne befähigt werden selbst seinen Weg zu suchen. So erscheint als Hauptziel der Volkserziehung die Methode des klaren und richtigen Denkens. Wo Klarheit des Denkens erreicht ist, stellt sich auch der Wille ein. Unklare Begehrungen werden auf dem Wege des Urtheils in das Bett streng geregelter Willensacte geleitet. Die Bildung des Urtheils geht über in die Bildung des sittlichen Urtheils. Damit ist die höchste Stufe erreicht: die Bildung des Willens.

Aber eine ungeheuere Aufgabe breitet sich damit vor unseren Blicken aus. Leicht ist es gesagt: was die Schulerziehung begonnen hat, soll die Volkserziehung fortsetzen. Wie aber soll das geschehen? Vor Allem fällt uns dies ins Auge, daß nicht auf einem, sondern auf vielen Wegen dem Ziele zugestrebt werden kann. Die Jugend läßt sich wohl auf die eine Bahn der in sich geschlossenen Schulanstalt beschränken, aber die Welt der Erwachsenen ist mannigfaltig, so reich wie das Leben selbst und duldet keinen Zwang. Hier ist Alles auf Freiwilligkeit gegründet. Und wie vielerlei Mittel und Wege bieten sich da an, um Einfluß auf Gedanken und Gesinnung der Volksgenossen zu gewinnen!

Als ich vergangenen Herbst über die Hügel von Edinburgh wanderte, traf ich zwei junge englische Gymnasiallehrer, die auf einer Reise durch Schottland begriffen waren, aber nicht allein und nicht zu ihrem Vergnügen. Sie waren Führer einer Reisegesellschaft, die aus etwa siebzig Köpfen bestand, und ihre Reisegenossen waren nicht die vornehmen Knaben von Rugby, sondern Fabrikarbeiter, die, auf acht Tage dem Qualm und dem Gerassel entflohen, unter der kundigen Führung der beiden Lehrer die historischen Stätten der schottischen Könige und die anmuthigen Landschaften des Landes von Walter Scott auf sich wirken ließen, im Wechsel von Belehrung, Unterhaltung, Spiel und heiterem Gesang. Auch eine Schulreise, aber in höherem Stil und mit erweiterten Aufgaben.

Und da ich von den Hügeln herab stieg auf die breiten Niederungen, die der Stadtpark umschließt, traf ich Hunderte von Menschen, in mäßigen Entfernungen von einander, um mehrere jener Redner gruppirt, wie sie mit lebhaften Gebärden und weithin schallender Stimme sich beinahe tagtäglich auf dem grünen Plan inmitten der Stadt vernehmen lassen. Freilich hört man hier neben dem gläubigen Bekenner der Gottheit den Atheisten predigen, und nicht weit davon, neben dem Lobredner der Regierung, den Anarchisten Dinge sagen und Ausdrücke gebrauchen, die bei uns den Staatsanwalt auf den Plan rufen würden; dort aber wandelt der Beamte der öffentlichen Ordnung gelassenen Schrittes durch die Gruppen, unbeachtet und unbehelligt. Auch die Ausbrüche des socialistischen Redners gegen die Auswüchse des Capitalismus bringen ihn nicht aus seiner Ruhe. Das ist auch eine Schule, wenn man will, Gelegenheit für das Volk, die verschiedensten Ansichten zu hören und sich ein Urtheil zu bilden.

Und wer von dem weiten Wiesenplan der schottischen Hauptstadt seine Schritte aufwärts lenkt nach dem alten Königssitz hin, wird bald an der Straße ein gewaltiges Bauwerk erblicken, das die öffentliche Bibliothek mit 40000 Bänden und die öffentliche Lesehalle enthält. Ueber eine Million hat der Palast gekostet mit den weiten Hallen, die eine eifrige Leserschar aus allen Kreisen der Stadt täglich versammelt. Und weiter hinauf, dicht am schottischen Königsschloß, das weithin schaut über Stadt und Hügel bis an das fluthende Meer, erhebt sich der Outlook-Tower, erinnernd an den geheimnißvollen Thurm aus Wilhelm Meister's Wanderjahren, dessen Stockwerke, symbolisch die Welt und die Länder veranschaulichend, die Menschheit in ihrer Culturarbeit versinnlichen sollen. Hier arbeiten Docenten der

Universität an der Bildung des Volkes. Von hier soll ein freier und großer Ausblick gewonnen werden auf das, was dem Volke noth thut, und wie ihm geholfen werden kann. So treten neben anderen Einrichtungen zur Förderung der Bildung vor Allem die Hochschulen, die Centralstätten geistiger Bildung, in die Bildungsbewegung mit ein. Ein Glück, daß es so ist. Nur zu lange haben sie sich vornehm abgeschlossen von dem Leben des Volkes und nur einen auserwählten Theil in seinen geistigen Bedürfnissen befriedigt. Das wird wohl auch weiterhin so bleiben müssen in allen den Zweigen der Wissenschaft, die ihrer Natur nach auf einen kleinen Kreis beschränkt sind; aber es darf nicht so bleiben in Bezug auf die, welche ständige Fühlung mit den geistigen Strömungen der Gegenwart haben müssen, wenn sie nicht verdorren und nur eine todte Gelehrsamkeit weiter geben wollen, wie sie überdies aufgespeichert liegt in tausend und abertausend Bänden. Zu Disciplinen, die nicht Halt machen dürfen an den Thüren ihrer Auditorien, rechne ich vor Allem die Philosophie, Geschichte, Kunst- und Literaturgeschichte, einige Zweige der Naturwissenschaft, Physiologie, dann die Nationalökonomie, die Pädagogik und die Hygiene. Auch der Theologie, so denke ich, könnte es nichts schaden, wenn sie engere Fühlung mit dem Leben hielte. Aber freilich, wer aus dem Volke will heute von Theologie hören, wo Alles nach einer Erneuerung unseres Glaubens dürstet, während die protestantische Kirche, um sich zu retten, katholisirenden Tendenzen sich hingibt!

Die Universitäten müßten nach ihrer Stellung die geistige Führung der Nation gewinnen. Das kann nur geschehen, wenn sie zum Theil aus ihrer gelehrten Isolirung heraus treten, wenn sie den Kreis Derer, die an ihr hören und studiren, ausdehnen können auf die ganze Nation, wenn sie neben ihrer engeren Lehraufgabe eine erweiterte in sich aufnehmen, ohne ihrer Hauptarbeit, die in der wissenschaftlichen Forschung liegt, untreu zu werden. Und diese erweiterte Aufgabe kann im Hinblick auf die allgemeine Schulpflicht, die allgemeine Wehrpflicht, das allgemeine Wahlrecht keine andere sein, als rückhaltlos mit einzutreten in die große Erziehungsarbeit, die darin besteht, dem Volke die Freiheit sittlicher Verantwortung zu erobern. Das ist nur erreichbar durch die Bildung bis zu der Stufe, die keine andere Vormundschaft anerkennt als die der Vernunft und Wahrheit. Dazu gehört aber ein Stab akademisch gebildeter Volkslehrer, ein neuer, aber weltlicher Clerus, der die Fortbildung der Erwachsenen übernimmt, namentlich in den arbeitenden Classen, um ihnen das Verständniß zu eröffnen für die geschichtliche Entwicklung unseres Culturlebens und für die Aufgaben, die seiner harren; um sie reif und fähig dafür zu machen, daß sie mit selbständigem Urtheil an dem politischen Leben unserer Nation theilnehmen können. So schließt sich die Volksbildung an die Schulbildung und setzt sie in höherem und freierem Sinne fort.

Es ist gut, wenn dem engeren Kreise der Schulwelt dieser Ausblick nicht verloren geht. Schule halten, unterrichten ist gewiß ein nothwendiges und ein gutes Ding. Aber es gewinnt erst Leben, wenn es stete Verbindung mit dem Leben hat. Immer werden die Erzieher sich sagen müssen: Unsere Erziehungsthätigkeit dient unserem Volke; an welcher Stelle wir stehen, immer werden wir unsere Kraft zunächst einsetzen in dem engeren Kreise, und die Pflicht erfüllen, die der engere Beruf uns auferlegt — aber dabei wollen wir den Blick offen halten für die Zusammenhänge mit den großen Bildungsaufgaben unserer Zeit — wollen uns auch selbst bereit stellen, unsere Kraft mit einzusetzen da, wo es sich um Fortbildung der Erwachsenen handelt; wollen also an unserem Theil mit dazu beitragen, daß Schulbildung zur Volkserziehung sich erweitere.

China's innere Schwierigkeiten und äußere Gefahren.

[Nachdruck untersagt.]

Die Rückkehr Li Hung Chang's nach China hat bis jetzt nicht die von dem Einflusse desselben auf die Geschicke seines Vaterlandes erwarteten und erhofften Erfolge gebracht, und es ist wohl, zum Theil wenigstens, der dadurch hervorgerufenen Enttäuschung zuzuschreiben, wenn sich in der englischen Presse wieder einmal eine stark chinesenfeindliche Stimmung geltend macht. Man möchte, wenn man die Artikel liest, welche die „Times" dem Reiche der Mitte widmet, und die in Zeitungen und Monatsschriften ihren Widerhall finden, versucht sein, anzunehmen, daß die letzte Stunde China's gekommen sei, und es sich nur um die Theilung des Nachlasses unter die lachenden Erben handle. Der englische Ingrimm über die Folgen der seit 1894, um nicht weiter zurückzugreifen, in China getriebenen falschen englischen Politik erscheint begreiflich, und man kann es auch englischen Politikern und Publicisten nicht verdenken, wenn sie in einem Zusammenbrechen China's das Mittel erblicken, für einzelne Theile des Reiches den Einfluß wieder zu gewinnen, den England durch eigene Schuld auf die Geschicke des Ganzen eingebüßt hat. China 1894 zum Einschreiten in Korea gedrängt zu haben, war ein verhängnißvoller Fehler der englischen Politik; sich 1895 von den gemeinsamen Schritten zur Herbeiführung der Rückgabe der Liaotung-Halbinsel an China ausgeschlossen zu haben, ein noch verhängnißvollerer, denn er ließ den Rivalen Englands in Ostasien, Frankreich und Rußland, freie Hand, ihre eigenen Pläne zu verfolgen, und verhinderte die gemeinschaftliche Action aller Mächte, von der allein ein durchgreifender Einfluß auf die weiteren Entschließungen der chinesischen Regierung zu erhoffen gewesen wäre. Der Verdruß der Engländer, der durch die in China erscheinenden englischen Zeitungen emsig geschürt wird, ist daher erklärlich; weniger aber, daß auch die deutsche Presse, zum großen Theil wenigstens, in das „Kreuzige" gegen China einstimmt.

Was die öffentliche Meinung am meisten gegen China zu verstimmen scheint, ist weniger das unzweifelhafte Zögern der chinesischen Regierung, die auf die Dauer doch unvermeidlichen Reformen auf fiscalischem und militärischem Gebiete in die Hand zu nehmen, als ihre ebenso unzweifelhafte Abneigung, in Betreff des Baues von Eisenbahnen und der sonstigen industriellen Entwicklung des Landes den vom Ausgange des chinesisch-japanischen Krieges erhofften und vorhergesagten Erwartungen zu entsprechen. Und doch ist gerade die nach dieser Richtung hin gezeigte Zurückhaltung der chinesischen Regierung das beste, wenn nicht das einzige Symptom, an welches sich Hoffnungen für eine schließliche gedeihliche Entwicklung China's knüpfen lassen. Es ist einer der in Europa verbreitetsten Irrthümer, sich die chinesischen Staatsmänner als willen- und hülflose Idioten vorzustellen, denen Verständniß und Energie in gleichem Maße abgehen, und die nur durch Gewaltmaßregeln vorwärts getrieben werden können. Einer der tüchtigsten diplomatischen

Vertreter Japans, der bis vor Kurzem in Peking beglaubigt gewesene Gesandte Baron Hayashi, hat sich seinen Landsleuten gegenüber hinsichtlich dieses Punktes in einer Weise ausgesprochen, die man auch bei uns beachten und beherzigen sollte.

Baron Hayashi erklärte einem Berichterstatter der in Tokio erscheinenden „Jiji", daß China lange nicht so geschwächt und in Noth sei, als man in Japan anzunehmen pflege. In dem ungeheuren alten Reiche seien nicht allein viele Provinzen, die von dem Kriege gar nicht berührt worden, sondern auch die, welche direct unter dem Kriege zu leiden gehabt hätten, schienen dies schon ganz vergessen zu haben. Auch die chinesische Regierung sei nicht so hülflos, als man wohl annehme. Die englischen, in China erscheinenden Zeitungen gäben sich wilden Phantasien hin und schrieben, als wenn die auswärtige Politik China's von dem Willen zweier oder dreier der großen Mächte abhängig sei. Das sei eine durchaus falsche Auffassung; denn obgleich China vielleicht später in eine erbärmlichere Lage kommen und noch schwerere Niederlagen erleiden könne, fühle es für den Augenblick keine besonderen Schmerzen und verlasse sich auf keine einzelne Macht. Es könne ja in der That gezwungen werden, sich um Schutz an England zu wenden, wenn Rußland es zu sehr bedrohe, und umgekehrt; aber China besäße von Alters her eine sehr hohe Meinung von sich selbst und werde daher den Forderungen anderer Mächte nicht leicht zustimmen oder ihren Rath befolgen. In die Enge getrieben, könne es zu dem Entschluß kommen, den Forderungen der Außenwelt mit den Waffen in der Hand zu widerstehen. China sei noch nicht bereit, Nutzen aus den Lehren zu ziehen, die es in dem letzten Kriege so theuer habe bezahlen müssen, und halte noch an seinen alten Einrichtungen fest. Das hänge auf das Engste mit dem ganzen System zusammen. Die Minister des Tsungli-Yamen seien aber weit entfernt, keine Geschicklichkeit zu besitzen, noch seien die chinesischen Staatsmänner ganz eingeschlafen. Viele von ihnen, deren Gesichtskreis durch den englisch-französischen Feldzug von 1860 erweitert worden, seien fremden Einrichtungen nicht in unvernünftiger Weise unzugänglich, aber ihre Hände seien durch den sie überall umgebenden Conservatismus gebunden. Wenn sie durch die jetzt heranwachsende Generation ersetzt worden seien, würde auch China allmälig aus seiner Lethargie erwachen, und wenn der Druck von außen andauernder wirke, und die alten Staatsmänner von der Bühne verschwänden, werde auch die politische und administrative Atmosphäre in China eine frischere werden. In officiellen Kreisen werde die ganze Schuld an den Niederlagen im letzten Kriege Li Hung Chang zugeschrieben; Andere scheine die Sache wenig anzugehen. Die Japaner würden trotz des Krieges überall in China freundlich aufgenommen, während im Gegentheil die Chinesen in Japan vielfach verhöhnt und wörtlich und thätlich beleidigt würden. Leute aus den besseren Ständen, die einen guten Einfluß auf die unwissende Masse auszuüben berufen wären, schmähten häufig die Chinesen: das sei ein durchaus falsches Verfahren. Keine Beschimpfung werde China auf die Bahn des Fortschrittes drängen; man müsse es als ein altes, conservatives Land behandeln und sich bemühen, gegenseitiges Wohlwollen hervorzurufen, um die Handelsbeziehungen vermehren und ausnutzen zu können.

Wir würden wohlthun, dieser wahrhaft staatsmännischen Auffassung der Sachlage auch bei uns mehr Aufmerksamkeit als dem wüsten Gepolter der englischen Presse zu schenken und vor allen Dingen nicht zu vergessen, daß der Widerstand, den die chinesische Regierung der verlangten sogenannten Eröffnung des Landes leistet, in der That ein nicht unberechtigter ist und auf dem Wunsche beruht, eine industrielle und finanzielle Ausbeutung China's durch Fremde zum Schaden der eigenen Bevölkerung zu verhindern. Während seines Besuches in den Vereinigten Staaten erklärte Li Hung Chang, daß General Grant, den er seinen besten Freund nannte, gerathen habe, fremdes Capital und fremde Intelligenz zur Entwicklung China's heranzuziehen, aber niemals zu gestatten, daß fremde Gesellschaften Rechte im Lande erwürben. China müsse Herr im eigenen Hause bleiben.

Das sei das Princip, an dem die chinesische Regierung festgehalten habe und festhalten werde. — Wir haben um so weniger Veranlassung, uns gegen dasselbe zu wenden, als die Erfahrungen, die Europa mit der Türkei gemacht hat, es, wenn auch vielleicht als nicht im Interesse einzelner Unternehmer und Syndikate, so doch als in dem der großen Masse kleiner Capitalisten liegend erscheinen lassen, daß die Entwicklung der Verkehrs- und sonstigen industriellen Verhältnisse in China auf der Basis der Erhaltung der landesherrlichen Rechte vor sich gehe und nicht auf der der Schaffung von Gesellschaften, die durch die Exterritorialität aller Fremden gewissermaßen autonome sein würden.

Ein Festhalten an diesen Grundsätzen erscheint um so gebotener, als an anderen Stellen Bestrebungen zu Tage treten, die das Bestehen der chinesischen Regierung und damit die ruhige Entwicklung von Handel und Verkehr, an der auch Deutschland ein berechtigtes Interesse hat, in Frage zu stellen scheinen.

Daß das schimpfliche Unterliegen China's in dem Kampfe mit Japan namentlich in den südlichen Provinzen des Reiches den dort zahlreicher als im Norden vorhandenen unruhigen Köpfen einen nicht unwillkommenen Vorwand zu Wühlereien gegen die Regierung und Dynastie und vielleicht zu mehr geben würde, konnte bei den mit den Verhältnissen des Landes Vertrauten keinem Zweifel unterliegen. Im Jahre 1895 wurde von Hongkong aus ein Putsch in Canton versucht, indem die Leiter des Unternehmens einige Hundert Kulis für einen Dollar per Kopf mietheten, eine Anzahl Revolver in Cementfässer verpackten und Menschen und Waffen auf einem der regelmäßig zwischen Hongkong und Canton laufenden Passagierdampfer nach letzterem Platze schickten. Mit den Kulis sollte in der Nacht das Yamen des Generalgouverneurs gestürmt und so die liberale Aera in Südchina inaugurirt werden. Der Plan wurde entdeckt, einige der Führer gefangen und hingerichtet; Andere entkamen, unter denen sich auch der vor einigen Monaten auf der chinesischen Gesandtschaft in London widerrechtlich gefangen gehaltene Sun Yat Sen befand. Derselbe ist an und für sich eine wenig interessante Persönlichkeit, aber deswegen nicht ungefährlich, weil er von protestantischen Missionaren erzogen worden ist und auch jetzt noch bei denselben Anklang und Unterstützung findet. Man braucht nur an die bedauerlichen und thörichten Sympathien zu denken, die von Seiten vieler protestantischen Missionare den Taipings entgegengebracht wurden, und die erst kürzlich noch in dem neuesten Buche des während vieler Jahre in chinesischem Staatsdienst gestandenen Dr. Martin: „A cycle of Cathay" wieder Ausdruck gefunden, um zu verstehen, welchen allen ernsten Bestrebungen hinderlichen Einfluß eine Unterstützung der äußerlich gegen die mandschurische Dynastie gerichteten Agitation von Sun und der angeblich hinter ihm stehenden „chinesischen patriotischen und Freiheits-Liga der Vereinigten Staaten" durch protestantische Missionare haben würde. In einem kürzlich von den „Daily News" veröffentlichten Schreiben Wing Ching Fu's, Präsidenten der Liga und Herausgebers der „Chinese Weekly News" in Chicago, heißt es: „England und Amerika haben uns neue Ideen gegeben, unsere Augen geöffnet und unsern Geist vorbereitet, um zu sehen und zu denken, beinahe so, wie sie es thun. Wir wollen als ein Reich unsere stupiden Herrscher überholen. Wir denken und glauben, daß dieselben unserem Fortschritt im Wege stehen. Hätte die mandschurische Regierung unser Interesse statt ihres eigenen am Herzen, so würde sie gerade solche Männer gewählt haben, um sie in der jüngsten japanischen Angelegenheit an die Spitze zu stellen. Mit neuen Männern und Ideen würde sie nie diese schändlichen zweihundert Millionen Dollars zu zahlen gehabt haben. Die Beherrscher China's brauchen keinen Pfennig von dieser ungeheuren Summe zu zahlen, aber ihre geknechteten Unterthanen haben dafür zu zahlen, und das ist nicht Alles — sie haben noch die Schmach, von der kleinsten Nation der Welt geschlagen worden zu sein. Jeder chinesische Patriot in dem großen chinesischen Reiche würde willig und freudig sein Leben hingegeben haben, diese niederträchtige Schmach zu vermeiden, aber es

ist die Politik unserer Usurpatoren, gerade solche Leute zu verhindern, sich nützlich zu machen. Wir werden bald unseren Aufruf in England und Amerika veröffentlichen, um zu bitten, uns zu unterstützen, damit wir ein werthvolles Eigenthum nicht vor die Hunde gehen lassen."

Man sieht, Sun, Ching & Co. betreiben die Agitation nach berühmten Mustern und treten in die armenischen Fußtapfen.

Aber noch von einer anderen Seite drohen der Entwicklung des chinesischen Reiches Gefahren. In einer zu Anfang December vorigen Jahres in der Orientalischen Gesellschaft in Tokio gehaltenen Rede hat der japanische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Okuma, seinen begeisterten Zuhörern gesagt, daß es ein Volk gebe, welches fast ein Drittel der Bevölkerung der ganzen Erde umfasse, und dessen gegenwärtiger Zustand in der That ein bejammernswerther sei. Dieses Volk von seinen Leiden zu befreien, sei eine Aufgabe, die Japan schon mit Rücksicht auf die Forderungen der Gerechtigkeit unternehmen müsse. Solches Unternehmen könne aber nur mit den vereinigten Kräften der Nation durchgeführt werden. Er möchte daher der Orientalischen Gesellschaft, welche sich eines großen Einflusses erfreue, auf das Ernsteste empfehlen, es auf sich zu nehmen, von seinem Elend das große, aber unglückliche Volk zu befreien, um so den Frieden der Welt, oder — um in mehr beschränktem Sinne zu sprechen — den Frieden Ostasiens aufrecht zu erhalten.

Der Führer der japanischen Radicalen scheint, nachdem die koreanischen Trauben sauer geworden sind, an die Verpflanzung der Wohlthaten der japanischen Civilisation auf chinesischen Boden zu denken, wofür sich, bei den Ansprüchen Rußlands auf Nordchina als zu seiner Interessensphäre gehörig, nur Südchina eignen und Formosa als ein passender Ausgangspunkt zu betrachten sein würde, sobald die Pest und andere Gegner die neuen Besitzer erst zum Genuß des durch den Frieden von Shimonosiki erworbenen Eigenthums werden haben kommen lassen. Ueber die Methode, wie solches ins Werk zu setzen, geben vielleicht die dem Madrider „Heraldo" aus Manila zugegangenen Nachrichten Aufschluß, nach denen der am 11. Januar d. J. dort erschossene Quico Roxas, das Haupt der Katipunan-Logen, die den Aufstand der Eingeborenen auf den Philippinen vorbereitet und geleitet haben, mit Japan, Japanern und dem Commandanten des japanischen Kriegsschiffes „Kongo" dauernde, wenn auch unfruchtbare Verbindungen unterhalten zu haben scheint, da die von Roxas und seinen Agenten gebotenen Garantien als ungenügend angesehen wurden. Die japanische Gesandtschaft in Paris hat übrigens, wie gleich bemerkt werden mag, vor Kurzem eine Erklärung erlassen, nach der das Gerücht, daß die japanische Regierung versprochen habe, die Insurgenten als kriegführende Macht anzuerkennen, sobald der Aufstand sich über alle Provinzen verbreitet habe, als unbegründet bezeichnet wird, da eine solche Aufforderung nie an die japanische Regierung herangetreten sei, und dieselbe auch niemals Rebellen gegen ihre legitime Obrigkeit unterstützen würde.

Wie dem aber auch sein möge, so zeigen die angeführten Thatsachen, welche Schwierigkeiten China im Innern zu überwinden hat, und welche Gefahren es von außen, wenn auch von Chinesen ausgehend, bedrohen können. Den deutschen Interessen dürfte es am ehesten entsprechen, den Versuchen der chinesischen Regierung, die Entwicklung des Landes auf nationaler Grundlage herbeizuführen, freundlich gegenüber zu stehen.

Im Februar 1897. M. v. Brandt.

Zur neuesten Handelspolitik.

[Nachdruck untersagt.]

Sieben Abhandlungen von Dr. Alexander Peez, Mitglied des österreichischen Abgeordnetenhauses. Wien, Commissionsverlag von Georg Szelinski. 1895.

Es war namentlich Friedrich List, welcher vor nun mehr als einem halben Jahrhundert in seinem „Nationalen System der politischen Oekonomie" den Nachweis führte, daß die Freihandelspropaganda der Engländer die reife Frucht am Baume einer handelspolitischen Entwicklung sei, welche durch Jahrhunderte der englischen Geschichte das Gegentheil der freihändlerischen Grundsätze bethätigt hätte. Wie zumal in den beiden letzten Jahrhunderten, von Cromwell bis Robert Peel, eine lange Reihe von wirthschaftspolitischen Maßregeln im engherzigsten Geiste getroffen worden war, um auf dem Gebiete der Schiffahrt, des Handels, der Gewerbe für die Engländer den Vorsprung vor den anderen Nationen zu erobern, die ihnen vorangeeilt waren. Wie dann erst, nachdem dieses Ziel erreicht worden, in dem Zeitpunkte, da England stark genug geworden war, um auf dem Weltmarkte den Wettbewerb mit allen anderen Nationen in allen Zweigen der Industrie und des Handels siegreich bestehen zu können, die alten Traditionen handelspolitischer Exclusivität verlassen worden waren und jetzt das Evangelium des internationalen Freihandels an die Stelle derselben gesetzt worden sei. Wie aber eben darum diese Propaganda zur Zeit echt englisch-national und durchaus nicht die Trägerin einer kosmopolitischen Wahrheit sei. Wie vielmehr die anderen Völker, und so namentlich das deutsche Volk, aus der Geschichte der englischen Handelspolitik zu lernen und ihr eigenes handelspolitisches Verhalten im Geiste der englischen Geschichte von zwei Jahrhunderten, nicht nach den Worten der englischen Gegenwart einzurichten hätten.

Für Deutschland ergab sich bei einem Vergleiche dieser beiden Jahrhunderte mit den Schicksalen des glücklicheren Nebenbuhlers, welche große Bedeutung für die Entwicklung der Volkswirthschaft und ihrer fortschreitenden Productivität der staatlichen Machtentfaltung zuzuschreiben ist, wie zumal dafür England den überzeugenden Beweis liefert, daß die wachsende Unterstützung der nationalen Production durch die nationale Gesammtkraft erst jene höchsten Erfolge der volkswirthschaftlichen Entwicklung möglich macht, für welche das heutige England typisch ist. Daß daher für Deutschland es darauf ankomme, die vor Jahrhunderten verloren gegangenen Elemente der nationalen Machtentfaltung zusammenzufassen, auf ähnlichen Wegen wie England zu ähnlicher Höhe der Volkswirthschaft empor zu klimmen, um dann zu seiner Zeit — aber erst dann — ebenfalls die Fahne des Freihandels auf diesem Gipfel aufzupflanzen.

Aus wesentlich ähnlichem Geiste sind die trefflichen sieben Abhandlungen von Alexander Peez hervorgegangen. In einem großen welthistorischen Zuge gedacht, in eine tiefere allgemeine Bildung eingetaucht, in schöner und anschaulicher Sprache geschrieben, zeigen sie im Mittelpunkte ihrer Betrachtungen das handelspolitische Kunstwerk des heutigen Großbritannien.

Bis vor kurzem hatte Großbritannien das wohlfeilste Capital, die wohlfeilste Kohle und Dampfkraft, die billigsten überseeischen Rohstoffe, aber die theuersten Lebensmittel. Gegenwärtig sind zu den anderen günstigen Bedingungen industriellen Schaffens auch noch die wohlfeilsten Lebensmittel hinzugetreten. London, Manchester, Birmingham, Glasgow und Liverpool, vor zwanzig Jahren die theuersten Plätze, haben heute die billigsten Nahrungsmittel unter den großen Städten Europa's. Das kommt einer Erhöhung der Bezahlung der Arbeiter um 20 bis 30 Procent gleich und wirkt in der Richtung, die besseren Arbeiterclassen zu einer Art Mittelstand empor zu heben. Bei einem Jahreseinkommen von 1500 bis 2500 Mark sind diese Classen in die Lebenshaltung des wohlhabenden festländischen Handwerker- und Bauernstandes eingerückt; da sie aber viel klarer in ihren Zielen sind als diese, da sie politische Schulung haben, so bilden sich in England Verhältnisse heraus, die in vieler Hinsicht an die Entwicklung der Vereinigten Staaten erinnern.

Durch die Verwohlfeilerung der Lebensmittel hat die englische Industrie eine neue Kräftigung erfahren. Das ungeheure englische Capital, welches die Erde cultivirt, aber die Erde auch in Abhängigkeit von England bringt, hat neben dem Arbeiterheere ein zweites Heer aufgestellt, das eiserne Heer der Dampfmaschinen, welche die Arbeit von zweihundert Millionen Arbeitern für England verrichten. Billiges Fleisch und Brot, sowie wohlfeile Kohlen bilden die Grundlage für beide Heere, welche in ihrer Vereinigung an jedem Arbeitstage des Jahres unermeßliche Werthe schaffen, und Dank ihrem Vorsprunge, Dank ihrer älteren Uebung und ihrer gewaltigen Organisation gegenüber den Arbeiterheeren des Festlandes dieselbe Ueberlegenheit haben, wie die soldatischen Heere des Festlandes gegenüber dem soldatischen Heere Englands. Ohne ihre Heimathsinsel zu verlassen, machen die Capitalien und das Arbeiterheer Englands den Capitalien und Arbeitertruppen des Festlandes einen unerbittlichen Krieg — einfach durch die Preisbestimmung der Waaren, die von England in alle Welt gesendet werden.

Die englische Industrie hat sich in einem Maße ausgedehnt, als ob Großbritannien die Aufgabe hätte, das einzige Industrieland der Erde zu sein. In früherer Zeit, besonders bei Abschluß von Handelsvertägen, sprachen die englischen Staatsmänner von einer Theilung der Arbeit, auch der industriellen, unter den verschiedenen Völkern. Heute gedenkt England nicht weiter zu theilen, es macht vielmehr Alles und Jedes, und es trachtet offenbar darnach, die Weltwerkstätte zu werden. Diese kleine Insel, deren Fläche nur ein wenig über 3 Procent, deren Bevölkerung nur etwas über 10 Procent von Europa ausmacht, erzeugt in allen Hauptartikeln der Industrie, in Kohle, Eisen, Stahl, Baumwollgarnen, Baumwollstoffen, Maschinen u. s. w., Beträge, welche 50—70 Procent der Gesammterzeugung Europa's bilden. Von den Erzeugnissen der englischen Baumwollindustrie, deren Gesammtwerth etwa sechzehnhundert Millionen Mark beträgt, bleibt noch nicht der siebente Theil in England zum eigenen Consum zurück; alles Uebrige wird ausgeführt.

In Handel und Schiffahrt steht es nicht anders. Ueberall, wo das Capital schwer in die Wagschale fällt, steigt die Ueberlegenheit Englands. Als der Seeverkehr nach und von England noch durch Segelschiffe besorgt wurde, nahmen die anderen Völker einen Antheil bis zu 43 Procent des Tonnengehaltes (im Jahre 1860) daran. Seit dem Ueberwiegen der Dampfschiffe fallen von diesen Seefrachten nur noch 27 Procent auf ausländische Schiffe und der Rest auf englische. Die englischen Fabrikate, von der allgegenwärtigen englischen Schiffahrt getragen, liegen in allen Häfen, dringen in alle Märkte und Lager, und üben allenthalben, gestützt auf ein Jahrhundert ungestörter, wohlgepflegter und vielfach modificirter Arbeit, einen mächtigen Druck auf die industrielle Arbeit in aller Welt, sowie auf die Löhne und die Lebenshaltung aller industriellen Arbeiter.

Während der Dialektiker der socialen Revolution, vom sicheren Porte Englands aus, seine Sophistik gegen die dürftigen Capitalansätze des Festlandes spielen ließ, häufte England ungeheuere Capitalmassen an. Während das Capital auf dem Festlande nur allzuoft ein Gegenstand des Neides ist, hat England allezeit ihm sorgfältigen Schutz gewährt. Das Bestreben der englischen Handelspolitik, soweit sie das Innere betrifft, ging stets dahin, die Capitalansammlung in England zu begünstigen, dadurch den Zins zu drücken, das Capital für die Arbeit zugänglicher zu machen, die Unternehmungslust zu beleben und durch vergrößerte Nachfrage nach Arbeit die Löhne zu steigern. Dies Alles natürlich nur in England und für England. Das Ziel dieser Handelspolitik war nicht, den Freihandel in England einzuführen, sondern die englische Industrie in den Stand zu setzen, daß sie den Freihandel ertragen könne. Darum mußten die englischen Fabrikate an Billigkeit allen anderen voranstehen.

Auf dem europäischen Festlande drängt die zunehmende Bevölkerung und der sinkende Ertrag der Landwirthschaft immer zahlreichere Kreise zur Industrie. Die Unternehmer und Arbeiter des Festlandes begehren ihren Antheil an der Gesammtarbeit, welcher vermittelt wird durch den Antheil am Fabrikatenmarkt der Erde. Da finden sie nun alle Plätze durch England besetzt und begegnen der Handelsfeindschaft Englands.

Diese Handelsstärke, ruhend auf einem Länderbesitz, welcher trotz der beständigen Versicherung der englischen Staatsmänner, daß sie „keine Städte und Provinzen begehren", gerade in der neuesten Zeit fortwährend zugenommen hat und (nach dem Census des Jahres 1891) eine Bevölkerung von 350 Millionen umfaßt, darunter einen Zuwachs von 33 Millionen in Britisch-Indien, die in dem Jahrzehnt 1881 bis 1891 hinzugekommen sind.

Doch im Hintergrunde der Zweifel an der Sicherheit der Machtstellung dieses englischen Weltreiches, ein Zweifel, der zumal von militärischen Autoritäten des Auslandes oft geäußert worden ist. Die englischen Politiker indessen vertrauen auf das, was eine holländische Denkschrift von 1779 aussprach, auf die „Dummheit der anderen Völker".

Hier ist es, wo Peez einsetzt. Bisher haben die englischen Staatsmänner in diesem Vertrauen Recht gehabt. „Aber wenn einmal das Festland beginnt, vernünftig zu werden," wird dann nicht jener Zweifel Wahrheit werden? „Das Geheimniß der Stärke Englands und seiner Ansprüche auf Weltherrschaft liegt in der Thorheit, der Kurzsichtigkeit, den Leidenschaften, der Verfeindung unter den Festlandsvölkern. Daß dieser Punkt klar erkannt werde, ist eine Voraussetzung und Grundlage der sich vorbereitenden neuen europäischen Politik, insbesondere aller Handelspolitik."

In diesem Sinne sucht der Verfasser die Hoffnung einer (wohl nicht ganz nahen) Zukunft in der Herstellung eines friedlichen Zustandes zwischen dem Dreibunde, namentlich dem Deutschen Reiche, und Frankreich. Weil aber dieses zur Zeit ein Problem für sich ist, so appellirt er an die Einsicht zunächst der Dreibundsstaaten, um diese zu einem handelspolitischen Zusammenschlusse zu bestimmen. Sie sollten sich rechtzeitig in Verbindung setzen, um bei Ablauf der Handelsverträge von 1892 mit einem wohlerwogenen Plane in neue Verbindungen eintreten zu können. Wie verschieden auch ihre Interessen im Einzelnen sein mögen, so werden sie doch durch ihr gemeinsames Vorgehen weit größere Zugeständnisse auf dem Weltmarkte erlangen, als in der bisherigen Zersplitterung.

Das Beste von diesen Auseinandersetzungen werden in dem Buche selber die Leser finden, deren dasselbe eine große Zahl verdient. Nicht weil wir glauben, daß alle Ansichten des Verfassers Zustimmung verdienen, sondern weil seine anziehenden und lebendigen Worte ganz dazu geeignet sind, die Debatten über den wichtigen Gegenstand in Fluß zu bringen, am meisten durch den Widerspruch, den sie etwa herausfordern. X.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte Februar.

Mit patriotischem Eifer trifft das deutsche Volk seine Vorbereitungen, um den hundertjährigen Geburtstag des Kaisers Wilhelm I. festlich zu begehen. Waren mit den fünfundzwanzigjährigen Gedenktagen der großen Schlachten zugleich die Erinnerungen an die schweren Verluste, die großen Opfer verknüpft, die ertragen und gebracht werden mußten, um Deutschlands Einheit zu begründen, so bezeichnet der 22. März 1897 die Säcularfeier einer welthistorischen Persönlichkeit, die als Friedensfürst ebenso segensreich gewirkt hat, wie sie mit starkem Schwerte das lange im innersten Herzen der Nation gehegte Ideal der Wiederherstellung des deutschen Kaiserthums zu verwirklichen vermochte. In demselben Maße wie Kaiser Wilhelm I. alle lebendigen Kräfte des Vaterlandes zusammenfaßte, wußte er auch die richtigen Männer an den richtigen Platz zu stellen; in diesem klaren Blicke und in dieser sicheren Erkenntniß der Vorzüge und der Verdienste seiner Paladine wird sicherlich die Geschichtschreibung bis in die späteste Zeit einen nicht unwesentlichen Theil der Größe Kaiser Wilhelm's erblicken. Unwillkürlich richtet sich an diesem 22. März die Aufmerksamkeit zugleich auf den Fürsten Bismarck, den einzigen noch lebenden der bezeichneten Paladine. Mag aber immerhin im Streite der Parteien die Freude an den nationalen Errungenschaften zuweilen getrübt erscheinen, so bezeichnen doch Gedenktage, wie der bevorstehende, Merksteine, die für die fortschreitende Entwicklung des Gefühls, einem geeinten, starken Volke anzugehören, bedeutsam sind. Tausende von Herzen werden das empfinden, sobald die Hülle des dem Begründer der deutschen Einheit in der unmittelbaren Nähe des alten Hohenzollern-Schlosses errichteten Nationaldenkmals gefallen sein wird, und diese Empfindungen werden, so weit die deutsche Zunge klingt, einen begeisterten Widerhall finden.

Im deutschen Reichstage gelangte am 5. Februar der Antrag der freisinnigen Volkspartei zur Verhandlung, wonach der Reichskanzler ersucht werden sollte, das preußische Staatsministerium zu Vorkehrungen zu bestimmen, mittelst deren Verdächtigungen der obersten Reichsbehörden durch Organe der politischen Polizei, wie sie im Processe Leckert-Lützow zu Tage getreten sind, für die Zukunft ausgeschlossen werden. Konnte zunächst zweifelhaft erscheinen, ob von Seiten der Reichsregierung die Competenz des Reichstages, sich mit der Verwaltung eines Einzelstaates zu beschäftigen, anerkannt werden würde, so fand Fürst zu Hohenlohe sogleich den richtigen Ausweg, indem er allerdings auf die formalen Bedenken hinwies, dann aber hervorhob, daß das, was die Gemüther des deutschen Volkes bewege, auch im Reichstage zur Sprache gebracht werden müsse. In der Sache selbst machte der Reichskanzler geltend, daß es einer besonderen Anregung gar nicht bedurft hätte, da der preußische Minister des Innern unmittelbar nach den Enthüllungen des Processes Leckert-Lützow alle Maßregeln ergriffen habe, um die Wiederholung ähnlicher Vor-

kommnisse für immer unmöglich zu machen. Zu einer wirklichen Staatsaction gestaltete sich die Reichstags-Verhandlung vom 5. Februar durch die hochbedeutsame Rede des Staatssecretärs im Auswärtigen Amte, Freiherrn von Marschall, der bei diesem Anlasse zugleich die in seiner Abwesenheit im preußischen Abgeordnetenhause vom Grafen Limburg-Stirum wegen der Anstrengung des Processes erhobenen Anschuldigungen siegreich widerlegte. Köstliche Ironie und kerngesunder Humor würzten die sachlich durchaus unanfechtbaren Argumente, die um so beweiskräftiger waren, als Graf Limburg-Stirum, obgleich er im Landtage im Namen der conservativen Partei gesprochen hatte, nicht einmal den stenographischen Bericht über die Proceßverhandlungen seinen Angriffen zu Grunde gelegt hatte. So mangelte es in diesen nicht an thatsächlichen Unrichtigkeiten, zu denen der Wortführer der Conservativen sich allem Anscheine nach durch seine Gegnerschaft gegen den Staatssecretär im Auswärtigen Amte, sowie durch einen verblendeten Haß gegen einen wesentlichen Theil der politischen Presse verleiten ließ. Es kann hier nicht der Ort sein, die hohe Bedeutung richtiger Informationen auf dem Gebiete der auswärtigen Politik nachzuweisen. Thatsache ist jedenfalls, daß in den Kanzleien aller europäischen Staaten solche Informationen ertheilt werden, so daß das öffentliche Interesse des Deutschen Reiches nur geschädigt werden könnte, falls die unabhängige Presse nicht in der Lage wäre, die ihr zugehenden Nachrichten an maßgebender Stelle zu controliren, sowie zuverlässige Erkundigungen über bedeutsame Phasen der auswärtigen Politik einzuziehen.

Durchaus treffend fertigte Freiherr von Marschall auch die Auffassung ab, daß nur solche Organe berücksichtigt werden dürften, die in der inneren Politik keine Opposition machen. Daß es in der That Handelsgeschäfte machen hieße, wofern in dieser Beziehung nach dem Grundsatze: do ut des verfahren werden sollte, leuchtet ohne Weiteres ein. Es wurde aber auch geltend gemacht, daß die öffentliche Meinung irre geführt werden könnte, sobald dasselbe Blatt, das sich in der inneren Politik gegen ein einzelnes Ressort der Verwaltung wendete, unmittelbar zuvor eine offenkundig aus zuverlässiger Quelle geschöpfte Information der auswärtigen Politik brächte. Wohin ein solcher Pfeil zielt, kann keinem Zweifel unterliegen. Da es sich um Nachrichten des auswärtigen Ressorts handelt, soll offenkundig die Insinuation gemacht werden, daß von diesem auch Angriffe auf ein anderes Ministerium ausgehen könnten; eine Unterstellung, die gerade durch den Proceß Leckert-Lützow aufs Entschiedenste entkräftet worden ist. Ueberdies weiß jeder im Zeitungswesen einigermaßen Kundige sehr wohl zu unterscheiden, was in solchen Fällen von autorisirter Seite ausgeht, und Graf Limburg-Stirum würde seiner eigenen diplomatischen Vergangenheit ein Armuthszeugniß ausstellen, wenn er sich nicht zutrauen sollte, Distinctionen zu machen, die in jedem Zeitungsbureau ohne Weiteres sich ergeben.

Ein Punkt, der in den Anschuldigungen gegen den Staatssecretär Freiherrn von Marschall aus Anlaß des vielerörterten Processes geflissentlich hervorgehoben wurde, bezog sich darauf, daß die preußischen Traditionen verletzt worden sein sollten, indem die Mißstände der politischen Polizei in einem öffentlichen Gerichtsverfahren enthüllt wurden. So regelmäßig kehrt gerade dieser Punkt in den Ausführungen der politischen Gegner der Leitung des auswärtigen Ressorts wieder, daß die Vermuthung sehr nahe liegt, an maßgebender Stelle sei gerade mit dieser Verdächtigung eine Wirkung zu erzielen versucht worden. Sollte etwa der dem parlamentarischen Brauche zuwiderlaufende Angriff auf den abwesenden Staatssecretär des Auswärtigen inscenirt worden sein, weil man sich in gewissen Kreisen im Hinblick auf die erhoffte Disposition des Kaisers eine unmittelbare Wirkung versprach? Nur muß dies deshalb verfehlt erscheinen, weil, noch ehe Freiherr von Marschall am 5. Februar das ganze Gewebe seiner Widersacher zerrissen hatte, Kaiser Wilhelm II. bereits in die Lage gesetzt war, die Legende von den Zwistigkeiten und dem latenten Widerstreite im Staatsministerium als luftige Phantasie zu erkennen.

Wie sein Ahn Friedrich der Große, weiß unser Kaiser sehr wohl, daß es gute preußische Tradition ist, die Unabhängigkeit der Gerichte anzuerkennen, und diese Tradition ist vom Staatssecretär des Auswärtigen in vollem Maße beobachtet worden, als er für die Wahrung seiner Ehre eintrat und das Berliner Gericht anrief. Justitia fundamentum regnorum! So lautet die echte preußische Tradition, durch die unser Vaterland stark und einig geworden ist, während falsche Denunciationen und Sykophantenthum zwar früher bereits das eine und das andere Blatt der inneren Politik beflecken mochten, sicherlich aber nicht als berechtigte Eigenthümlichkeiten Preußens angesehen werden dürfen. In diesem Gedankengange brauchen nur die Namen Ohm und Gödsche genannt zu werden, um zu zeigen, in welcher Richtung sich die preußische Tradition nie und nimmer fortpflanzen darf, während dem vom Kaiser Wilhelm II. geleiteten Kronrathe das Verdienst gebührt, die Reinigung der von einigen untergeordneten Organen der politischen Polizei verdorbenen politischen Atmosphäre ermöglicht zu haben.

Noch ein bedeutsames, politisches Moment kommt in Betracht, wenn in durchaus willkürlicher Weise ein Gegensatz zwischen den angeblichen Ueberlieferungen Preußens und den Anschauungen der übrigen deutschen Staaten construirt werden soll. Die deutsche Einheit, für die auf blutgetränkten Schlachtfeldern erfolgreich gerungen worden, ist zum Segen und Heile der Nation so gefestet, daß nicht gewähnt werden darf, diesseit des Mains gelte eine minder strenge Auffassung von Ehrlichkeit und Redlichkeit im öffentlichen Leben als jenseit des Mains. Nur so könnte es aufgefaßt werden, wenn die Enthüllung von Mißständen als eine Verletzung des Staatswohls dargestellt werden soll. Daß ebenso wie Freiherr von Marschall auch Fürst zu Hohenlohe Süddeutscher ist, muß gerade uns Norddeutschen zur freudigen Genugthuung gereichen, da der Einheitsgedanke in symbolischer Weise verkörpert wird, indem dem Hohenzollern-Kaiser als verantwortliche Rathgeber ausgezeichnete Männer der südlichen Gaue des Vaterlandes erfolgreich zur Seite stehen.

Diesem Zusammenwirken ist es auch, zum Theil wenigstens, zu verdanken, wenn Deutschlands Beziehungen zu den verbündeten Mächten sowohl, als auch zu Rußland sich nach wie vor als die sicherste Bürgschaft des europäischen Friedens erweisen. Wie ruhig wurde diesseit der Vogesen die Meldung vernommen, daß Graf Murawiew, der Nachfolger des Fürsten Lobanow in der Leitung der auswärtigen Politik Rußlands, nach Paris reiste, um sich in persönliche Beziehungen zum Präsidenten der französischen Republik und deren maßgebenden Staatsmännern zu setzen! Groß war dann die Enttäuschung der französischen Presse, als Graf Murawiew, der geflissentlich als Gegner Deutschlands bezeichnet worden war, sich nicht bloß nach Berlin begab, um mit dem Fürsten zu Hohenlohe und dem Freiherrn von Marschall Berathungen zu pflegen, sondern sich auch in Kiel dem dort verweilenden Kaiser Wilhelm II. vorstellte. Daß er nur nothgedrungen, weil Berlin auf der Rückreise nicht vermieden werden könnte, dort kurzen Aufenthalt nehmen würde, hatten die Pariser Blätter noch einstimmig versichert, als bereits feststand, daß Graf Murawiew sich von der deutschen Reichshauptstadt nach Kiel begeben wolle. Sicherlich hat der neue Leiter der auswärtigen Politik Rußlands bei seinen diplomatischen Unterredungen auf deutschem Boden die Ueberzeugung gewonnen, daß es keine Verschiedenheit der Interessen zwischen den beiden benachbarten Kaiserreichen gibt.

Nicht gleich Frankreich, das in Aegypten die Unterstützung Rußlands erheischt, in Constantinopel dessen Verzicht auf seine vorherrschende Stellung anzustreben scheint, verlangt Deutschland irgend welche Zugeständnisse, vielmehr erkennt es an, daß durch die Opfer an Blut und Gut, die Rußland auf der Balkan-Halbinsel gebracht, es auch den berechtigten Anspruch erworben hat, jeden Eingriff in seine Interessensphäre abzuwehren. Nicht minder ist durch das gemeinsame Vorgehen Deutschlands mit Rußland und Frankreich in Ost-Asien erhärtet worden, daß der Zar, unbeschadet der Tripelallianz, auf das unbedingte Wohlwollen Deutschlands

zählen darf. Diese Gesinnung gelangte auch in dem Trinkspruche des Kaisers Wilhelm zur deutlichen Erscheinung, den dieser nach der feierlichen Uebergabe der vom Kaiser von Rußland dem Alexander-Garde-Grenadier-Regiment Nr. 1 verliehenen neuen Fahnenbänder bei der Frühstückstafel ausbrachte. Indem er sich an den mit der Ueberbringung dieser Fahnenbänder betrauten Flügeladjutanten des Zaren, Oberst Nepokoitschitzki, wendete, betonte Kaiser Wilhelm, daß an die Zeichen des Wohlwollens früherer Chefs des Regiments, die aus lorbeergekrönten Zeiten herrühren und auf die Daten zurückführen, an denen besonders der Monat Februar reich ist hinsichtlich der Beziehungen der Waffenbrüderschaft zwischen dem russischen und dem preußischen Heere, die neuen Fahnenbänder sich würdig anreihen. Allein nicht bloß an die Waffenbrüderschaft in vergangenen Tagen erinnerte der Kaiser, sondern auch an einen Vorgang in jüngster Zeit, als der Zar bei seinem Besuche in Breslau aus eigner Entschließung sich an die Spitze der Fahnencompagnie begab und diese nach der großen Parade unter dem Jubel der Bevölkerung in die schlesische Hauptstadt einführte. Daß die französische Presse den Hinweis auf die altbewährte deutsch-russische Waffenbrüderschaft als einen Anklang an die im Zaren-Toaste von Châlons erwähnte „fraternité d'armes“ nicht eben angenehm empfindet, leuchtet sofort ein. Nur daß diese „fraternité d'armes“, im Gegensatze zur deutschen Waffenbrüderschaft, die Feuerprobe bisher noch nicht bestanden hat.

Wie segensreich aber die guten Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland für die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens sind, das wird sich, wie gehofft werden darf, in der orientalischen Angelegenheit von Neuem bewähren. In dieser mangelt es keineswegs an Zündstoff, der wohl zur Explosion gelangen könnte, falls nicht Rußland einen mäßigenden Einfluß auf Frankreich ausübte, und Deutschland in Uebereinstimmung mit seinen Verbündeten dahin wirkte, daß im Interesse aller Großmächte die orientalische Frage nicht aufgerollt werde. Allerdings legen die neuen Ruhestörungen auf Kreta der osmanischen Regierung die dringende Pflicht auf, endlich die Versprechungen zu erfüllen, die sie behufs Dämpfung des früheren Aufstandes vor einigen Monaten erst in feierlicher Form gemacht hat. Als die Consuln Oesterreich-Ungarns, Italiens, Frankreichs und Rußlands das Reglement unterzeichneten, das alle gerechtfertigten Forderungen der Aufständischen enthielt, durfte die Hoffnung gehegt werden, daß dem Blutvergießen zwischen der mohammedanischen und der christlichen Bevölkerung Kreta's ein Ende gemacht werden würde. Die Nationalversammlung konnte denn auch einberufen werden, während der revolutionäre Ausschuß seine Thätigkeit einstellte. Allerdings hatten die Mohammedaner, die ihre herrschende Stellung auf Kreta nicht aufgeben wollten, von Anfang an gegen die Reformen Verwahrung eingelegt, die darauf abzielten, die Gleichberechtigung Aller herbeizuführen. Hätte nun die osmanische Regierung sich beeilt, insbesondere die vereinbarte Organisation der Gendarmerie durchzuführen, so wäre es wohl gelungen, die Keime einer neuen aufständischen Bewegung zu ersticken. In Constantinopel erregte aber allem Anscheine nach die Aufnahme fremder Elemente in die Gendarmerie Bedenken, da Montenegriner, Bosnier, Kroaten und Südbulgaren eine Art Kerntruppe bilden sollten. Das Sträuben der osmanischen Regierung erscheint nun um so weniger verständlich, als die Lostrennung Kreta's von der Türkei am ehesten gerade dann vermieden würde, wenn die insbesondere in Griechenland unterstützten Bestrebungen in dem slavischen Elemente ein Gegengewicht fänden. Bedenklich erscheint vor Allem das Verhalten Griechenlands, dessen Regierung zwar bisher beharrlich abgelehnt hat, den Staatsgläubigern auch nur in geringem Maßstabe gerecht zu werden, wohl aber mehr oder minder offen ihre kostspieligen Rüstungen betrieb, um für alle Eventualitäten auf Kreta bereit zu sein. Insbesondere wurde sogleich die Entsendung eines Geschwaders nach den kretischen Gewässern gemeldet, und der Commandant wurde angewiesen, im Falle von Unruhen in Retimo und Herakleion die griechische Flagge zu zeigen. Zugleich lagen telegraphische Mittheilungen vor, nach denen in den

griechischen Provinzen für die Vereinigung Kreta's mit Griechenland eine begeisterte Stimmung herrschte, die in Volksversammlungen, sowie in Adressen an die Regierung zum Ausdrucke gelangte.

Es durfte jedoch von Anfang an erwartet werden, daß die Großmächte auch diesmal den Eifer Griechenlands um so mehr zügeln würden, als dessen Regierung und Bevölkerung trotz des früheren weitgehenden Wohlwollens, das von Seiten Europa's bethätigt wurde, auch nicht annähernd die Hoffnungen erfüllt haben, die, selbst wenn man von den philhellenischen Uebertreibungen durchaus absieht, mit Fug gehegt werden durften. Treu und Glauben gegenüber Denjenigen zu wahren, die sich durch die feierlichen Versicherungen der griechischen Regierung bestimmen ließen, dieser Geldmittel für ihre Anleihen zu gewähren, mußte als die erste Pflicht erscheinen; die Staatsmänner Griechenlands zeigten aber nicht einmal den guten Willen, den klaren Obliegenheiten Genüge zu leisten. Es wäre daher allzu naiv, zu wähnen, daß das Schicksal der Insel Kreta ohne Gefahr der schlecht bewährten griechischen Staatskunst anvertraut werden darf. Vielmehr müssen die Bestrebungen der europäischen Großmächte darauf gerichtet sein, die Türkei endlich zur völligen Durchführung der festgesetzten Reformen zu bestimmen.

Von besonderem Interesse war, zu beobachten, wie sich Frankreich gegenüber den jüngsten Vorgängen auf Kreta verhalten würde. War die politische Action des Ministeriums Méline-Hanotaux in den letzten Monaten darauf gerichtet, im Interesse der französischen Gläubiger der Türkei — nicht weniger als zweiundeinehalbe Milliarde Francs sollen in ottomanischen Werthen angelegt sein — Rußland zur Entsendung eines eigenen Delegirten in die Commission der „Dette Publique" nach Constantinopel zu veranlassen, so verbanden sich mit den finanziellen Erwägungen nunmehr in noch höherem Maße als früher politische. Die Staatsmänner Frankreichs durften sich nicht verhehlen, daß, sobald erst der Abbröckelungsproceß in der Türkei begonnen haben würde, es schwer wäre, diesem Einhalt zü thun. Der dem französischen Cabinet nahe stehende „Temps" führte nun aus, was Alles geschehen müßte, um im Interesse der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens die unmittelbar drohende Gefahr auf Kreta zu beseitigen. Zunächst gilt es, einen ebenso entschiedenen wie unverzüglichen Druck auf die ottomanische Regierung auszuüben, um von ihr die vollständige Verwirklichung der den Großmächten gegenüber in Bezug auf die christliche Bevölkerung Kreta's übernommenen Verpflichtungen zu erlangen. Zugleich kommt es aber darauf an, auf der Insel selbst eine rasche Wirkung zu erzielen, indem einmal die guten Absichten des Generalgouverneurs gestärkt, die Willfährigkeit der regulären Truppen wiederhergestellt und die neue Gendarmerie organisirt, sowie die mohammedanische Minorität der Bevölkerung beruhigt, sodann aber die an der aufständischen Bewegung betheiligten Christen, die von vollständiger Unabhängigkeit träumen, durch ernsthafte Zusicherungen veranlaßt werden, die Waffen niederzulegen oder doch mindestens einen Waffenstillstand zu schließen, bis Europa den letzten Versuch einer friedlichen Lösung gemacht hat. Der „Temps" hob hervor, daß insbesondere auf griechischer Seite große Schwierigkeiten überwunden werden müßten. „Das Gewissen der civilisirten Welt," schrieb das leitende republikanische Organ, „kann vom moralischen Gesichtspunkte aus kein allzu strenges Urtheil über die Bewegung fällen, durch die bereits die griechische Regierung angetrieben worden ist, einen Theil ihrer Flotte zu mobilisiren, und noch weiter fortgerissen werden könnte als sie will und glaubt. Die europäischen Cabinette wissen selbst vollständig den Schwierigkeiten im Inneren sowohl wie nach außen Rechnung zu tragen, die einem Staatschef die Hände zu binden vermochten, zu dem sie Vertrauen zu hegen gelernt haben. Es handelt sich also nicht um eine derb unverständige oder summarisch gebieterische Intervention. Europa kann und darf jedoch das heilige Mandat nicht im Stiche lassen, das es behufs Wahrung des Friedens erhalten hat. Es kann und darf nicht gestatten, daß eine an sich edle Begeisterung den Brand an allen Enden der Welt entfacht."

Als ob das europäische „Concert“ an den Verwicklungen auf Kreta und den ungelösten Problemen in Constantinopel nicht genug hätte, ist auch die ägyptische Angelegenheit im englischen Unterhause vom Schatzkanzler Sir William Hicks-Beach in einer Weise erörtert worden, die in Frankreich verstimmen mußte. Die abfällige Kritik, die das Mitglied des Cabinets Salisbury an der Entscheidung des gemischten Gerichtshofes in der Angelegenheit der Kostenerstattung für den Dongolafeldzug übte, der Hinweis, daß England sich aus Aegypten nicht heraus ärgern lassen würde, mußten die Empfindlichkeit der französischen Politiker wachrufen. Der Minister des Auswärtigen, Hanotaux, ließ sich denn auch nicht die Gelegenheit entgehen, den Standpunkt Frankreichs in der ägyptischen Angelegenheit hervorzuheben, als der Abgeordnete Deloncle in der Sitzung der Deputirtenkammer vom 8. Februar die Regierung wegen der vom englischen Schatzkanzler im Unterhause gehaltenen Rede interpellirte. In seiner Erwiderung auf die Anfrage des Deputirten Deloncle betonte der französische Minister des Auswärtigen, daß die Aeußerungen des englischen Schatzkanzlers in keiner Hinsicht so aufgefaßt werden könnten, als ob sie die Lösung einer internationalen Streitfrage darstellten. Herr Hanotaux erklärte dann, daß Frankreich in Bezug auf Aegypten entschlossen sei, keine Verletzung der Rechte zu gestatten, die sich auf wiederholte Versprechungen der englischen Regierung, auf das wohlverstandene Interesse Aegyptens selbst und vor Allem auf die durch internationale Acte festgestellte Uebereinstimmung der Mächte stützten. Trotz diesen volltönenden Worten vermag sich aber selbst ein großer Theil der französischen Presse nicht zu verhehlen, daß den Thatsachen gegenüber ein mehr oder minder platonischer Protest wenig Aussicht auf Erfolg beanspruchen darf. Hat die englische Verwaltung ohnehin in Aegypten feste Wurzeln gefaßt, so muß der Dongolafeldzug, dessen Ziel immer weiter gesteckt wird, nunmehr dazu dienen, allen Einwendungen gegen die Occupation des Nillandes die Spitze abzubrechen.

Internationale Verwicklungen in der ägyptischen Angelegenheit stehen in absehbarer Zukunft um so weniger zu befürchten, als sich in der kretischen Frage neuerdings gezeigt hat, wie einig die europäischen Großmächte sind, sobald es gilt, eine Friedensstörung zurückzuweisen. Allerdings verdiente das herausfordernde Verhalten der griechischen Regierung eine besonders entschiedene Zurückweisung in die ihr gebührenden Schranken. Nachdem der griechische Minister des Aeußeren die Vorstellungen, die die Vertreter sämmtlicher Großmächte in Athen am 14. Februar unter Hinweis auf die an dem völkerrechtswidrigen Verhalten Griechenlands für den europäischen Frieden sich ergebende Gefahr gemacht, mit der Erwiderung beantwortet hatte, daß Griechenland Kreta besetzen würde, erachtete die deutsche Regierung es nicht mehr ihrer Würde entsprechend, weitere diplomatische Schritte zu thun. Der Commandant des nach den kretischen Gewässern entsendeten deutschen Kriegsschiffes erhielt denn auch, nachdem zuvor Uebereinstimmung mit den Cabinetten der übrigen Großmächte erzielt worden war, den Befehl, im Einvernehmen mit den commandirenden Officieren der Seestreitkräfte der Großmächte jeden feindseligen Act Griechenlands zu verhindern und außerdem zur Wiederherstellung der Ordnung und zur Vermeidung weiteren Blutvergießens mitzuwirken. Truppen der Mächte haben dann zur allgemeinen Befriedigung zunächst Kanea besetzt, während der Befehlshaber der englischen Kriegsschiffe dem griechischen Prinzen Georg Gewaltmaßregeln ankündigte, falls dieser die ihm vom Könige und der griechischen Regierung ertheilten Befehle ausführen sollte. Nachdem sich aber die Einigkeit der Mächte in der kretischen Angelegenheit im Sinne der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens in erfreulichster Weise bewährt, darf die zuversichtliche Erwartung gehegt werden, daß dieses Einvernehmen auch in anderen Fragen zu demselben Ergebnisse führen wird.

Literarische Rundschau.

Wundt's Psychologie.

[Nachdruck untersagt.]

Grundriß der Psychologie. Von Wilhelm Wundt. Leipzig, W. Engelmann. 1896.

Von der Höhe eines ausschließlich gelehrten Interesses beginnt die Psychologie in unserer Zeit sichtbarlich herabzusteigen. Es mehren sich die Zeichen allgemeineren Bedürfnisses nach psychologischer Belehrung; es wächst die Anerkennung weiterer und officieller Kreise für die Einsicht und das Urtheil des Psychologen. Welch' entscheidende Rolle beginnt nicht die Psychologie in den Processen zu spielen — eine Rolle, die noch vor zwanzig Jahren ganz undenkbar gewesen wäre. Schon gibt es in der Literaturgeschichte und in der Nationalökonomie eine „psychologische" Richtung. In seiner Zusammenstellung einiger Begründungen für die Nothwendigkeit der Aufnahme der Psychiatrie in die medicinische Approbationsprüfung des Deutschen Reiches (Jena 1896) hat C. Rieger ausdrücklich erklärt, das polytechnische neunzehnte Jahrhundert mache dem psychologischen zwanzigsten Platz.

Allerdings fließen die Quellen, aus denen sich diese verbreitete Neigung zur Psychologie ihre Nahrung holt, oft recht trübe. Scheint doch für die Facta des Bewußtseins Jeder der geborene Sachverständige zu sein. Deutlich prägt sich dieser Anspruch in der Thatsache aus, daß man von dem Psychiater keine psychologische Schulung verlangt, während der Kliniker gewöhnlicher Art seinen Cursus der Anatomie und Physiologie absolvirt haben muß. Nicht minder darin, daß die Gehirnanatomen fast ohne Ausnahme den gegenwärtigen Stand der psychologischen Forschung bewußt oder unbewußt ignoriren und mit den sonderbarsten Ansichten über das Seelenleben ihre Präparate zu interpretiren suchen. Daneben üben Hypnose und Suggestion und mannigfache Erscheinungen aus der Pathologie eine ungeschwächte Anziehungskraft auf die Masse aus.

Unter solchen Umständen kann es nur mit Freuden begrüßt werden, daß der Altmeister der modernen Psychologie, W. Wundt, in neuester Zeit mit zwei Werken hervorgetreten ist, die in anregender Form den wichtigsten Inhalt dieser Wissenschaft auch einem größeren Publicum verständlich zu machen versuchen. So sind 1892 die längst vergriffenen „Vorlesungen über Menschen- und Thierseele" in völlig umgearbeiteter, zweiter Auflage erschienen, und dieser von der Fessel des Systems befreiten Darstellung hat sich kürzlich ein Grundriß hinzugesellt, dessen streng systematische Durchführung auch Denen Neues und Interessantes bietet, die mit den größeren, nur für Fachmänner bestimmten Schriften, den „Grundzügen der physiologischen Psychologie", der „Logik", dem „System der Philosophie", vertraut sind. Zunächst dazu bestimmt, den Zuhörern ein kurzer, die Vorlesungen ergänzender Leitfaden zu sein, soll das neue Buch zugleich „dem allgemeineren

Leserkreis wissenschaftlich Gebildeter, denen die Psychologie . . . von Interesse ist, einen systematischen Ueberblick über die principiell wichtigen Ergebnisse und Anschauungen der neueren Psychologie" verschaffen. Auf den gelehrten Apparat ist nirgends verwiesen, nur wenig auf abweichende Ansichten Bezug genommen; in gleichmäßiger Klarheit schreitet die dogmatisch gehaltene Darstellung fort. Bewunderungswürdig ist die Fülle neuer Annahmen und Auffassungen. So ist die Eintheilung eine ganz andere geworden. Ein erster Theil handelt von den psychischen Elementen, zu denen die reinen Empfindungen und die einfachen Gefühle gehören, ein zweiter von den psychischen Gebilden, den intensiven, räumlichen und zeitlichen Vorstellungen und den zusammengesetzten Gefühlen, Affecten und Willensvorgängen. Noch umfassendere Complexe führt uns der dritte Theil unter dem Titel „Der Zusammenhang der psychischen Gebilde" vor; hier werden Bewußtsein und Aufmerksamkeit, Associationen und Apperceptionsverbindungen, sowie besondere psychische Zustände, wie Traum und Hypnose, besprochen. Der vierte Theil schildert „die psychischen Entwicklungen" beim Thier, beim Kinde und innerhalb geistiger Gemeinschaften, während der letzte über „die psychische Causalität und ihre Gesetze" sich verbreitet.

Aber nicht nur die Gliederung des Stoffes, dieser selbst hat manche nicht unwesentliche Aenderungen erfahren. Man vergleiche z. B., was hier über die „Hauptformen und allgemeinen Eigenschaften der psychischen Elemente" gesagt wird, mit entsprechenden Ausführungen der nur drei Jahre älteren vierten Auflage der „Grundzüge". Oder man prüfe den Paragraphen über die einfachen Gefühle. Vereinzelte Ansätze zu der hier entwickelten Lehre findet zwar der Kundige schon in dem eben erwähnten großen Werke, aber wie geschlossen und consequent sind sie jetzt verarbeitet! Ueberhaupt ist die schon früher hervorgetretene Tendenz zu einer umfassenden Berücksichtigung der Gefühle viel einheitlicher und kraftvoller zum Durchbruch gelangt, so daß man sie für den gegenwärtigen Standpunkt der Wundt'schen Psychologie geradezu charakteristisch nennen kann. Auch die Lehre von der Zeitvorstellung hat eine neue Wendung genommen und ist nun in eine genaue Parallele zur Theorie der Raumvorstellung gerückt. Der vielumstrittene Begriff der Apperception wird schärfer gefaßt und in eine eigenthümliche, von der früheren abweichende Beziehung zum Begriff der Aufmerksamkeit gebracht. Und trotz aller dieser Wandlungen ist die Grundanschauung die gleiche geblieben, wie sie sich etwa in den letzten Jahren bei Wundt befestigt hat: weder reine Psychologie noch reine Psychophysik, sondern suum cuique. die Synthese, die beides vereinigt, indem sie beides ausschließt.

Möge es dem Verfasser nach seiner umfassenden Thätigkeit auf dem Gebiete der Individualpsychologie bald vergönnt sein, seine schöpferische systematische Kraft der Völkerpsychologie zu widmen! Wie einst Fechner in seiner Psychophysik die vereinzelten Ansätze zu einer experimentellen Psychologie zusammenschloß und damit einen Strom wissenschaftlicher Thätigkeit entfesselte, so dürfte Wundt, der bedeutendste Nachfolger Fechner's auf dem gleichen Boden, dazu berufen sein, die zersplitterten Interessen völkerpsychologischer Art zu concentriren und zu einem fruchtbaren Zusammenwirken anzuleiten. Damit wäre erst, wie wir glauben, den sogenannten Geisteswissenschaften eine brauchbare psychologische Fundamentirung und Unterstützung, nach der sie sich gegenwärtig meist vergeblich umsehen, geboten. Hat sich die experimentelle Psychologie vorzugsweise an die Naturwissenschaften gewandt, von ihnen Hülfe empfangen und ihnen Anregung geboten, so würde die Völkerpsychologie in eine ähnliche Stellung den Geisteswissenschaften gegenüber gerathen. Und erst, wenn hier Analoges erreicht ist, wird die Psychologie die centrale Bedeutung für alle Einzelwissenschaften besitzen, die das allgemeine Interesse weiter Kreise für ihren Betrieb und ihre Resultate rechtfertigt.

Würzburg. O. Külpe.

Eucken's Lebensanschauungen der großen Denker.

[Nachdruck untersagt.]

Die Lebensanschauungen der großen Denker. Eine Entwicklungsgeschichte des Lebensproblems der Menschheit von Plato bis zur Gegenwart. Von Rudolf Eucken, Professor in Jena. Zweite, umgearbeitete Auflage. Leipzig. Veit & Co. 1896.

Es geht ein gewaltiges Ringen durch unsere vielgestaltige und vielgespaltene Zeit. Man strebt auf geistigen Gebieten nach dem, was auf den technischen in so glänzenden Triumphen gewonnen ist, nach Selbständigkeit, Einheit, Größe, Macht. Doch fast überall umsonst.

Wohl ist der Rausch des wissenschaftlichen Materialismus, der als Blüthe der Naturerkenntniß erschien und als Rückschlag gegen die Träume der Romantik und der Hegel'schen Begriffsphilosophie nicht unheilsam war, verflogen; wohl ist auch der Ruf: „Zu Kant zurück!" wieder verklungen, und wohl bahnte man selbst von naturwissenschaftlicher Seite her eine Versöhnung des Naturmechanismus mit den Forderungen des Gemüthes und des philosophischen Denkens auf speculativem Wege an, wie besonders Fechner in seinem objectiven Idealismus beziehungsweise idealistischen Monismus. Wohl beobachten wir auf allen Gebieten des Wissens und Schaffens eine mächtige Anspannung der Arbeit, ein heißes Sehnen nach Zusammenfassung, nach Harmonie, aber von einem einheitlichen, großen, machtvollen und selbständigen System, das befreiend die Geister sammelte, die übrigen Wissenszweige durchdränge, wie einst die Hegel'sche Philosophie es gethan, davon ist noch nichts zu spüren. Wie in der Kunst — man denke hinsichtlich der Poesie nur an die zwischen Symbolik und Naturalismus schwankenden Erzeugnisse der Hauptmann'schen Phantasie — so herrscht auch in der Philosophie Eklekticismus, und die Lebensanschauungen bewegen sich zwischen Immoralismus und Mysticismus unstet hin und her. Aber Anzeichen der Erneuerung mehren sich.

Es herrscht ein gewaltiger „Kampf um einen geistigen Lebensinhalt", wie Rudolf Eucken ihn so lebendig in seinem letzten systematischen Werke dargestellt hat. Es gilt, das große Entweder — Oder: entweder ist der Mensch ein naturhaftes oder ein geistiges Wesen, entweder ein Kind des Zufalles oder ein selbständiges Glied einer geistigen Welt. Ueber der empirischen Psychologie steht das rein Geistige, das Noologische. Das ist transcendentales Axiom. Und so strebt auch Eucken in jenem Werke nicht nach einem neuen metaphysischen System, sondern nach einem ethischen Lebens- und Charaktersystem, nach dem System der Wesensbildung.

In diesem Kampfe nun um einen geistigen Lebensinhalt, nach dem unsere Zeit dürstet, sind ihm Mitstreiter die großen Denker der Vergangenheit. Ihnen und ihren Lebensanschauungen hatte er vor sechs Jahren ein Werk gewidmet, das eine eigenartige Betrachtung der geschichtlichen Entwicklung der Philosophie darbot, indem es das Lebensproblem, das ist das, was unser Leben als Ganzes bedeutet, was es von uns fordert, was es uns an Glück verheißt, in den Mittelpunkt stellte und seine Lösungsversuche von Plato bis auf die Gegenwart mit meisterlicher Durchdringung des reichen Stoffes vorführte.

Wie nun in unserer Zeit der historische Sinn besonders reich entwickelt ist, so fand das Werk eine sehr freundliche Aufnahme auch in den weiten Kreisen der Gebildeten. Die zweite Auflage verdient es noch mehr als die erste.

Wer beide vergleicht, findet in dem neuen Buche überall, daß die Anschaulichkeit und Uebersichtlichkeit bei Weitem größer geworden ist, ohne daß die Vertiefung gehemmt wurde; es sind nur wenige Sätze geblieben, aber auch die ganzen Abschnitte haben eine viel lichtvollere Gruppirung erhalten, so daß man jetzt durch die weiten

Räume der Zeiten dahin wandelt wie durch imposante Hallen, die sich über uns wölben und die erleuchtet sind von dem hellen Glanze der größten Genien der Menschheit. Man weiß nicht, ob man die ausgezeichnete Charakteristik der Gesammtarbeit des Alterthums, besonders die Darstellung Plato's, oder die der Uebergangsepochen, wie des Zeitalters Plotin's und des werdenden Christenthums, die Zeichnung eines Augustin oder eines Rousseau und Kant mehr bewundern soll. Es ist hoher Genuß und hoher Gewinn für Kenner und Laien; denn es ist überaus reizvoll, die Fäden zu verfolgen, an denen Jahrhunderte spannen, die Gegenwart und ihre Probleme aus der Vergangenheit zu begreifen, das Menschheitsräthsel in den mannigfachsten Fragestellungen und Lösungen zu erblicken, und so im Ringen und Streben nach Wahrheit die edelsten Geister bei ihrer Denkarbeit zu belauschen.

Zur Einführung in die Geschichte der Philosophie empfiehlt sich das Buch aufs Beste, da nicht die Systeme als solche in ihren abstracten Formen den Gegenstand kritisch reflectirender Untersuchung bilden, sondern die Helden des Gedankens Fleisch und Blut gewinnen und zugleich einen eigenthümlichen Charakter zeigen. Die Hauptprobleme der Philosophie erschließen sich uns somit in dem Spiegelbilde lebensvollster Persönlichkeiten, und wir erhalten einen Ideenreichthum in concretester Gestalt, in engster Beziehung mit denjenigen Fragen, die dem rein menschlichen Interesse am nächsten liegen. So findet hier der Wirklichkeitssinn, das Verlangen nach anschaulichen Bildern, nach übersichtlichen Zusammenfassungen, nach einer weiten Ueberschau über eine allmälige Entwicklung der Geistesprobleme sein volles Genüge. Wir erleben das Werden der Gedanken über Glück und Werth und Zweck des Daseins, denn nicht die Reflexion der Philosophen über das Menschenleben, sondern dessen thatsächliche Gestaltung in ihrer Gedankenwelt wird uns geboten.

Der Verfasser führt uns überall zum Kernpunkte des Schaffens, läßt uns die Individualitäten erkennen, und durch dies Vordringen zu jener Tiefe, wo ihre Arbeit zur Selbstentwicklung und Selbsterhaltung ihres eigenen Wesens wird, gewinnen die kalten Gestalten persönliches Leben und beginnen zu uns zu reden, und wir entdecken dieselben Fragen, an denen unser eigenes Wohl und Wehe hängt. Und in ihrer Gesammtheit erscheinen die unsichtbaren Gehülfen des Lebens wie weltgeschichtliche Gegenwart und wie muthige Streiter für eine ideale Gestaltung unseres Seins und bieten die Waffen dar in jenem Kampfe, der heute mehr denn je nicht nur ein Wissen um die Probleme, sondern vor Allem eine feste, zuverlässige Kraft der sittlichen Ueberzeugung, ein energisches, geistiges Wollen erfordert.

Es ist ein weiter Weg, der von dem Schönheitsideal der Griechen durch die Systeme der Lebensweisheit der nachclassischen Zeit, durch die Verinnerlichung und Erneuerung antiker Probleme, wie sie im Christenthum und in langer Denkarbeit des Mittelalters gewonnen wurde, zu den Aufgaben der neuen Welt, zur Renaissance und Aufklärung, zum Kriticismus und dem Lebensideal der Humanität und tiefsinniger deutscher Speculation hinführt, um endlich in die Lebensanschauungen des modernen Realismus mit seinem seelenlosen Positivismus und seiner entgeistigenden Entwicklungslehre und, mit Uebergehung der Neueren, wie Lotze und Fechner, in die Lebensanschauung der Socialdemokratie einzumünden. Es ist ein weiter Weg, aber er wird unter so kundiger Führung nicht lang; man wird dahin getragen durch die Klarheit der Gedankenbewegung und durch den Adel der sprachlichen Form, aber auch durch den tiefen, sittlichen Ernst und den hohen Glauben an das Ideal, der auch inmitten der modernen Gährung nicht erlahmt, sondern das Banner hoch hält für eine Erneuerung des ethischen Charakters als eine geistige, schöpferische That, die sich von Innen vollziehen muß, denn „im Anfang war die That".

So mündet auch dies Werk Eucken's ein in das System der Wesensbildung, der immanenten geistigen Substanz und der auf ihr ruhenden Entfaltung des Individuums zur geistigen Unmittelbarkeit eines festen, ethischen Charakters.

Coblenz. Alfred Biese.

Neuere Belletristik.

1. Die Poggenpuhls. Roman von Theodor Fontane. Dritte Auflage. Berlin, F. Fontane & Co. 1896.

Die Poggenpuhls sind ein Soldatengeschlecht altmärkischen Adels. Das Haupt der derzeitigen Familie, Major v. Poggenpuhl, ist bei Gravelotte gefallen. Die Wittwe hat sich seitdem mit den Kindern zurückgezogen in eine bescheidene Wohnung der Berliner Peripherie. Käme ein Krieg, die beiden jungen Poggenpuhls — beide natürlich Officiere — würden der Familie wohl ihren alten Glanz wieder zu schaffen wissen. Aber der Krieg kommt nicht, und die Familie muß suchen, sich in die neuen Verhältnisse einzuleben. Es gelingt ihr endlich. Die Armuth läßt sie Fähigkeiten in sich entdecken, die in den „günstigeren" Zeiten der Vergangenheit unbemerkt verkümmert wären. Am Schluß der Erzählung sehen wir für jedes einzelne Mitglied der Familie eine Brücke ins bürgerliche Leben hinüber frei. Selbst der jüngere der beiden Brüder (im Feuer wäre er ein vorzüglicher Angriffssoldat gewesen; so verleitet der bunte Rock ihn nur zu Schulden und tollen Streichen) wird sich in die neue Lage hinein finden lernen. Nur Wendelin, der Aeltere, bleibt bei der Tradition. Aber auch er ist kein Soldat mehr im Sinne seiner Vorfahren. „In Front stehen und Hurrah schreien" bedeutet ihm nicht viel; er ist ein Gelehrter in Uniform, der über strategische Gedanken grübelt. Sein Ideal ist Moltke und nicht Blücher.

Das „Problem" des Romans, der Untergang des Adels im alten Sinne, ist gewiß nicht neu. Wir haben bereits eine ganze Bibliothek darüber. Aber so wie hier sind wir doch nicht gewöhnt, die Frage aufzufassen. Man zeigte uns auf der einen Seite ein entartetes Geschlecht hochmüthiger Junker, auf der anderen ganze Armeen von Biedermaiern; oder auch, der Abwechslung halber, eine stolze, kernedle Minderheit, die unter den brutalen Streichen der dummen Masse verblutet. Fontane weiß nichts von dieser Explosion der Entwicklung. Er findet Tüchtigkeit auf beiden Seiten, und für die Tüchtigkeit hat das Leben immer Platz. Bei ihm prallen die Gegensätze nicht auf einander, sondern gleiten zwanglos, natürlich hinüber. Die Formen aber, in die sie gleiten, können uns durch ihre Neuheit so wenig überraschen, wie uns das Hinsterben der Alten traurig stimmt.

Wie in allen Dichtungen Fontane's breitet es sich auch über diese Erzählung hin: das lichte Nebelgrau der Fichtenwälder, in denen der Dichter heimisch ist. Es gibt Leute, die diese Stimmung monoton langweilig finden. Für sie hat Fontane nicht geschrieben.

2. Bozener Märchen und Mären. Von Hans Hoffmann. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1896.

Wenn heute ein Buch von wenig über 200 Seiten fünf Erzählungen vereinigt, möchte man darauf wetten, es sei gefällige Eisenbahnlectüre. Aber mit dieser Art Literatur haben Hoffmann's „Märchen und Mären" nichts gemein. Sie alle sind in einem behäbigen Tempo geschrieben; dem „Tempo giusto" alter Suiten etwa. Der Verfasser hat Zeit, und die Menschen und Zeiten, die er schildert, haben auch Zeit. Er gehört zu den Erzählern, die man am liebsten plaudern hört an langen Winterabenden, wenn die Stunden sich dehnen, und man sich zurücksehnt in selige Großvaterzeiten, jenseits von Telephon und Eisenbahn. Die erste Erzählung des Bandes, „Wasser, ein Weinmärchen", ist den Lesern der „Deutschen Rundschau" ja bekannt. Ihr Charakter ist der Charakter auch der anderen Märchen und Novellen. Ueberall das Pensieroso der Stimmung. Ob Moll, ob Dur — das

Andante ist streng beibehalten; die getragene Tonweise jener intimen Art Kunst, die beim Augenblick verweilt, und der die leisen Lieder der Nacht darum nicht unwahr sind, daß sie sich dem Ohre soviel weniger aufdrängen, als die Stimmen des Tages.

---

3. **Trilby.** Roman von George du Maurier. Aus dem Englischen übersetzt von Marg. Jacobi. Stuttgart, Robert Lutz. 1896.

Die Handlung spielt im Paris der fünfziger Jahre. Im bunten Bohêmetreiben des quartier latin taucht da ein mysteriöser Musiker auf. Ein Deutschpole, jüdischer Herkunft. Er führt den italienischen Namen Svengali, und feiert — um dies vorweg zu nehmen — seine höchsten Triumphe als Dirigent einer ungarischen Capelle im Magyarencostüm. Mit diesem Svengali hat die Natur sich einen höchst grausamen Scherz erlaubt. „In seinem Innern sang und sang und sang er ohne Unterlaß, so himmlisch schön, wie wohl noch nie eine menschliche Nachtigall zur Wonne und zum Entzücken anderer Sterblicher gesungen hat.“ Aber seine Stimmwerkzeuge sind zu unvortheilhaft gebaut; „er hatte wirklich keinen Ton in der Kehle.“ Und nun geht er durch die Menschen hin, verbittert, hämisch, ewig auf der Suche nach einem Mittel, den Sang in seinem Innern hörbar zu machen. Doch sein Suchen ist nicht umsonst. Er besitzt in hohem Grade die Fähigkeiten des Hypnotiseurs, in ihnen entdeckt er das große Mittel. Anfangs suggerirt er seine musikalische Auffassung nur als Lehrer brauchbaren Schülern. Aber das ist ihm nicht genug. Er muß ein Medium haben, das im hypnotischen Schlaf so unmittelbar seine Weisen wiedergibt, als spiele er ein Instrument. Dieses Medium findet er in der „holdseligen Erscheinung“ der kleinen Trilby. Sie stand bisher Modell und war berühmt ob ihrer „wunderschönen“ Füße. Svengali entdeckt nun, daß auch ihre Stimmwerkzeuge „himmlisch“ gebaut sind, daß ihr Gaumen gewölbt ist wie das Pantheon, und ihr Nasenrücken dem Resonanzboden einer echten Stradivarius gleicht. Sie ist zwar völlig unmusikalisch, aber das thut nichts. Svengali läßt sie tagaus tagein acht Stunden lang hypnotisch schlafen und hynotisch üben. Ohne daß sie die geringste Ahnung hat, bildet er sie so zu einer Sängerin aus, der „die süßesten Töne entströmen, die jemals die Kehle eines Weibes hervorgebracht hat“. Dann beginnt der Triumphzug. Ganz Europa hallt wider vom Ruhm der göttlichen Svengali, die die schwierigsten Clavierstücke solfeggirt und den plumpsten Gassenhauer so rührend vorträgt, daß die rauhesten Männerherzen weich dabei werden. Und von alledem weiß Trilby nichts, rein gar nichts! Sie singt ja in der Hypnose, sie tritt in der Hypnose auf die Bühne, sie empfängt die Huldigungen der Menge (der vieltausendköpfigen natürlich), die Geschenke der Fürsten, Lorbeerkränze und Blumen, Alles, Alles in der Hypnose! Und nur der Capellmeister im Magyarencostüm, den die Sängerin so scharf ansieht bei ihrem Vortrag, weiß von Allem. Er ist der Dämon, der ihre ganze Seele nahm, und der sie, als ein Herzschlag ihn tödtet, wie ein Vampyr mit ins Grab zerrt.

Dem Verleger-Vorwort zu Folge hat der Roman „Trilby“ bei dem englischen Publicum einen ungeheuren Erfolg gehabt. In Amerika sollen 100 000 Exemplare abgesetzt sein, in London sieben Auflagen. Für den Lesegeschmack der Menge, in England wenigstens, hat der Verfasser danach entschieden Treffsicherheit entwickelt. Aber der Erfolg ist aus Motiven zu erklären, die nichts weniger als künstlerischer Natur sind. Dieselben Umstände, die Bellamy's seligen „Rückblick aus dem Jahre 2000“ einst populär machten, machen heute „Trilby“ populär (womit ich freilich nicht behaupten will, daß die Phantasie des Trilby-Verfassers sich irgendwie mit der Bellamy's messen könnte). Damals fühlte die Culturwelt sich beunruhigt durch das rothe Gespenst des Socialismus; heute ist es das schwarze des Occultismus. Gerade in England und Amerika treibt es sein Wesen am schlimmsten. Jeder Romancier, der sich hier sein Schauerstückchen zusammenreimt, wird Erfolg haben, so

lange er nicht sein Publicum mit neuen Gedanken quält. Und diesen Fehler kann man du Maurier beim besten Willen nicht nachsagen. Ich gab einige Proben seiner Art, Stimmungen und Dinge zu charakterisiren. Ueber solche Passe-partouts liest es sich freilich leicht weg, und der „theilnehmende Leser" übersieht dann gern auch die gröbsten psychologischen Verzeichnungen. Das Eigenthümlichste an dem Buche ist jedenfalls, daß der Verfasser in den Mittelpunkt seiner Handlung einen Musiker stellt, obwohl ihm (wie er zum Ueberfluß schließlich selbst gesteht) jegliches musikalische Verständniß fehlt. Die Art besonders, wie er Sänger und Sängerinnen beurtheilt, erinnert stark an die Untersuchungen eines Pferdezüchters. In den unmusikalischsten Ländern der Culturwelt konnte der Roman sein Glück machen; in Deutschland hat man, denke ich, feinere Ohren dafür.

Willy Pastor.

Kunst und Literatur.

Von

B. K. F.[1])

Mignon.

[Nachdruck untersagt.]

Der Inhalt Wilhelm Meister's ist, daß der Sohn einer reichen Patricierfamilie innerhalb einer Gesellschaft von Schauspielern sich so wohl fühlt, daß er ihr Mitglied wird und ihre Erlebnisse mit durchmacht. Der Umstand, daß er stets bei Gelde ist, sichert ihm eine Ausnahmestellung und gibt ihm Ansehen. Bei diesem Dasein trifft er mit einer Seiltänzerbande zusammen, deren Anführer ein Mädchen vornehmer Herkunft, Mignon genannt, mit sich führt, ein Kind noch, dessen Grazie und scheues Wesen Wilhelm so sehr anziehen, daß er es an sich bringt und behält. Der Charakter dieses Kindes fordert in Goethe's Roman unsere Theilnahme am meisten heraus. Die zweite Stelle nimmt Philine in Anspruch. Wilhelm selbst, der Träger des Romans, steht erst in dritter Linie. Die übrigen Figuren treten noch weiter zurück. Mit dem Tode Mignon's hat die Dichtung innerlich ihr Ende erreicht.

Dieser Roman Goethe's ist, wie Jeder weiß, allmälig entstanden. Die Geschichte seines Anwachsens und der mit ihm vorgenommenen Veränderungen ist noch nicht geschrieben. Vielleicht wurde manches ursprünglich nicht zu ihm Gehörige in ihn hinein gearbeitet. Zuweilen hat der Fortgang der Dinge etwas Zufälliges, und der Abschluß ist mehr ein Abbrechen als ein Ende; aber man mag hierüber denken wie man will: der Knochenbau des Werkes bleibt derselbe. Das Sichverlieren eines gebildeten, vornehmen, jungen Mannes unter Leute, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts auf der untersten Stufe der bürgerlichen Gesellschaft standen, und die Zuneigung zwischen Wilhelm und dem geheimnißvollen Mädchen, dessen körperliche und geistige Reife in außerordentlicher Weise unsere Phantasie berühren, bilden das Hauptinteresse.

Seit dem Erscheinen des Romanes hat man sich bemüht, die Personen zu deuten, vor Allem die Mignon's. Die geäußerten mannigfaltigen Vermuthungen sind mehr oder weniger annehmbar befunden worden. Daß Wilhelm Goethe

---

[1]) B. K. F. bedeutet Berliner Kunstfreunde.

selbst sei, bezweifeln wir nicht; ein Erlebniß seines doch sehr offen daliegenden Lebens aber, das auf Mignon führte, hat Niemand entdeckt. Diese Gestalt müßte ihm von außen also zugetragen worden sein. Ganz kürzlich glaubt Dr. Rosenbaum die Herkunft Mignon's gefunden zu haben. Das von ihm sowohl an Thatsachen als an Vermuthungen Mitgetheilte hat nichts gegen sich. Jedenfalls aber würde dadurch die Annahme bestätigt, daß Mignon von außen her in Goethe's Phantasie eindrang. Nur die Figur gewinnen wir, keine Handlung aber.

Nehmen wir an, daß Frau von Stein Iphigenie und Orest Goethe bedeutet hätten, so sind damit nur zwei Gestalten des Dramas, nicht aber die Handlung gewonnen, das auf der Bühne sich Vollziehende. Denn was Goethe's Schauspiel gibt, hat mit Erlebnissen, wie sie zwischen Frau von Stein und Goethe sich entwickelten, keinen Zusammenhang. Damit Goethe seine Iphigenie als Drama aufbaute, bedurfte er bis zu einem gewissen Grade der Beihülfe zweier Tragödien des Euripides. Nehmen wir deshalb auch mit Dr. Rosenbaum an, das im Jahre 1765 in Göttingen auftauchende und von dort wieder verschwindende Kunstreitermädchen, bei dem die Entführung aus vornehmer Familie vermuthet wurde, und dessen Erscheinung die leidenschaftliche Theilnahme einiger jungen Leute hervorrief, sei Mignon's Urbild, so lieferte dieses Abenteuer doch immer nur Mignon's Gestalt. Wäre einer dieser jungen Leute verschwunden, hätte sich zu den Kunstreitern gesellt, um deren Erlebnisse zu theilen, und wäre zu dem Kinde in ein leidenschaftliches, seelisches Verhältniß getreten, so würde damit erst etwas gegeben worden sein, was als Grundlage des Goethe'schen Romans gelten dürfte. Denn nicht Wilhelm's Interesse an Mignon, sondern das Herabsteigen des jungen Mannes aus hoher, gesellschaftlicher Stellung zur niedrigsten bildet das schöpferische Grundmotiv des Romans. Nach der Quelle desselben auszuspähen, bleibt also immer noch die Aufgabe.

Und so bietet sich dem Schreiber dieses Gelegenheit, eine Beobachtung mitzutheilen, die schon viele Jahre alt ist. Unter den Novellen des Cervantes ist eine bei uns deshalb am meisten bekannt, weil sie die Grundlage des Textbuches der Oper „Preciosa“ bildet, einer der liebenswürdigsten deutschen Tondichtungen. Die Novelle heißt „La Gitanella“, „Das Zigeunermädchen“, und ist ebenso glücklich erfunden als lebhaft erzählt, wie denn Cervantes in der Handhabung der gesprochenen Sprache Meister war. Sie bietet sich als nicht langes, abgerundetes Stück. Das sie beherrschende Grundmotiv ist das Herabsteigen eines jungen Spaniers von guter Familie zum Zusammenleben mit einer Bande von Zigeunern, deren Schicksale er eine Zeit lang theilt. Die Hauptperson aber ist Preciosa, vornehmer Leute Kind, das, von den Zigeunern entführt, Philinen's und Mignon's Charaktere in sich vereinigt. Von leidenschaftlicher Anhänglichkeit an dieses entzückende Mädchen getrieben, folgt der junge Edelmann ihr und ihrer Gesellschaft nach. Seine reichen Mittel erlauben ihm, ganz Zigeuner zu sein, ohne der Mitschuldige einer ihrer Vergehen zu werden. Sie verehren ihn und gestehen ihm eine gewisse Herrschaft in ihrer Mitte zu. Preciosa aber, indem sie bei der freiesten Sprache ihre keusche Zurückhaltung bewahrt, die sich in ihrem Tanze zumal, wie bei Mignon, in bezaubernder Weise zeigt, dringt mit solcher Gewalt in unsere Phantasie ein, daß wir hinter Allem, was Cervantes Preciosa thun und sagen läßt, in uns bei Weitem mehr sehen und empfinden, als die Worte des Dichters enthalten.

Finden wir nun in den Goethe'schen Tagebüchern die Notiz: „Cervantes gelesen“, so trennen wir uns schwer von der Vorstellung, es seien die „Novellen des Cervantes“ gemeint gewesen, welche frühe schon in französischer Uebersetzung erschienen sind. Denn dafür, daß Goethe Spanisch verstanden, fehlen die Beweise.

H. G.

Maddalena Riggi.

[Nachdruck untersagt.]

Nachdem die aus Goethe's „Italiänischer Reise" allbekannte „schöne Mayländerin" ihrem Namen und ihren bürgerlichen Verhältnissen nach kürzlich festgestellt worden ist, bringt die in Rom erscheinende Rivista Illustrata „La Vita Italiana" (Nuova Serie, Januarheft 1897) einen diese Daten in umfassender Vollständigkeit behandelnden Artikel von Carletta. Wir empfangen darin einen Commentar zu dem, was Goethe selbst erzählt, und Mittheilungen über die späteren Lebensschicksale der schönen Maddalena Riggi. Sogar eine Phototypie des Hauses an der Ripetta zu Rom ist gegeben, welches noch dasteht wie vor 110 Jahren. Wir haben das Fenster des niedrigen Mezzaningeschosses vor Augen, an dem sie stand, als Goethe sie bei seiner Abreise noch einmal sah, und aus dem sie sich zum letzten Abschiede herabbeugte. Zugleich aber wird uns die Entdeckungsgeschichte des Bildnisses zu Theil, das Angelica Kauffmann von Maddalena Riggi gemalt hat. In vortrefflichem Zinkdruck ist es dem Hefte beigegeben worden, mit Maddalena's eigener Unterschrift. Wer es gesehen hat, war entzückt von dem Anblicke der schönen, jungen Frau und deren siegreicher majestätischen Haltung. Kein anderes von den in den Galerien sichtbaren Bildnissen Angelica's übertrifft dieses.

Entstanden ist es unter dem Einflusse der Antike. Trippel's Büste Goethe's, ein römisches Werk der gleichen Zeit, hat Anklänge an den Apollotypus, und auch aus Maddalena's Bildnisse tönt uns diese Verwandtschaft entgegen. Den Reiz des Werkes aber beeinträchtigt das nicht. Jede Zeit hat gewisse künstlerische Lieblingsanschauungen, die in die Kunstwerke eindringen, welche sie hervorbringt.

Gehen wir von Angelica's Darstellung aber auf die Goethe's über. Mit welcher viel höheren Kunst läßt er das schöne Geschöpf erscheinen. Dreimal tritt sie in der „Italiänischen Reise" auf: gleichsam drei Acte eines freundlichen Schauspiels, deren jeder seinen besonderen Inhalt bei besonderer Scenerie hat. Bemerken wir, wie der Dichter, der bei den anderen Persönlichkeiten, welche seine römischen Erlebnisse begleiten, die Namen nicht ausläßt, die junge „Mayländerin" niemals nennt, nicht einmal daß sie Maddalena hieß, verräth er, und daß er auch die mit ihr verbundenen Persönlichkeiten ohne nähere Bezeichnung läßt. Innerhalb der sie umgebenden Gesellschaft bilden diese nur eine kleine Gruppe für sich. Die Zeichnung und die Farbe sind unbestimmt. In solchem Grade bringt Goethe dies idealisirende Verfahren zur Anwendung, daß daran gedacht worden war, er könne die „schöne Mayländerin" nur als poetischen Schmuck in sein Buch eingefügt haben.

H. G.

ϱ. **Geschichte der englischen Literatur** von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Professor Dr. Richard Wülker. Mit 162 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 11 Facsimile-Beilagen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1896.

Eine musterhafte Leistung in jedem Betracht: wir wüßten nicht einmal in England selbst ein Werk zu nennen, welches in gleich vorzüglicher und erschöpfender Weise, wie dieses, den ganzen Umfang der englischen Literatur übersichtlich darstellt. Mit einer umfassenden und in die Tiefe gehenden Kenntniß seines Gegenstandes verbindet Prof. Wülker eine sehr ansprechende Gabe der Erzählung, eine große Klarheit in der Gruppirung des gewaltigen Stoffes und ein sicheres Gefühl für das, was charakteristisch darin ist. Indem wir dem Gange der Entwicklung von den ersten, im keltischen Alterthum ruhenden Anfängen bis auf unsere Tage folgen, wird das ganze Bild des englischen Lebens vor uns aufgerollt, und aus dem gedrängten Zusammenhange treten die bedeutenden Einzelerscheinungen der Literatur hervor; ihre Werke werden im Verhältniß zu ihrer Wichtigkeit gewürdigt, Inhaltsangaben und geschickt ausgewählte Citate vervollständigen den Eindruck, der alsdann durch den überaus reichen Bilderschmuck gleichsam zu plastischer Deutlichkeit erhoben wird: Porträts der Dichter, bei den größten, wie Shakespeare und Milton, in mehrfacher Wiedergabe, Stätten aus ihrem Leben, Stadtpläne, Landschaften, Kirchen, Klöster, Burgen und moderne Pfarrhäuser — Schriftproben, von den in Farbendruck reproducirten Blättern aus illuminirten angelsächsischen Manuscripten bis zu den facsimilirten Seiten aus Dickens' und Thackeray's Romanen. Dies Alles fügt dem Texte sich organisch ein, und gibt ihm einen Glanz äußerer Schönheit, die seinem inneren Werthe vollkommen entspricht.

βλ. **Englische Geschichte im achtzehnten Jahrhundert.** Von Wolfgang Michael. Bd. I. Hamburg und Leipzig. Leopold Voß. 1896.

Es ist überaus peinlich, nach Durchsicht eines so gewissenhaft gearbeiteten, im größten Styl angelegten Geschichtswerkes dennoch die Frage nicht unterdrücken zu können, ob denn überhaupt das Bedürfniß vorlag, es zu schreiben? Sie wird uns dadurch erleichtert, daß der Verfasser selbst sie gestellt und mit gewinnender Bescheidenheit dahin beantwortet hat, „es liege ihm fern, mit bekannten englischen Werken über denselben Gegenstand wetteifern oder gar sie übertreffen zu wollen". Von diesen Werken sei aus der Masse nur eines hier genannt, Lecky's erst 1890 vollendete „English History in the XVIII. Century", dessen acht Bände genau dieselbe Aufgabe lösen, die Pfr. Michael's Band I in Angriff nimmt: äußere und innere Politik, Recht und Verfassung, Wissenschaft, Kunst und Literatur. Lecky fand seinen Stoff so überwältigend, daß er in der zweiten Auflage das Werk in zwei Hälften schied, welche die Geschichten Englands und Irlands getrennt von einander geben. Der deutsche Historiker beginnt mit einem 200 Seiten umfassenden „Rückblick", der keinen Anspruch auf Originalität erhebt, und setzt mit „der glorreichen Revolution" ein, um in 600 weiteren Seiten die Regierung Georg's I. bis zum Jahre 1718 zu führen. Es bleiben volle neun Jahre dieser Regierung für den nächsten Band, und noch ist von nicht politischen Dingen kein Wort gesagt. Der Einwand der Vorrede, als ob Fremde den Ereignissen eines Landes objectiver als Einheimische gegenüberständen, ist nicht ernst zu nehmen. Für den englischen Historiker sind die Parteikämpfe unter Georg I. wahrlich auch längst „a thing of the Past". Unter den in London, Hannover und Berlin so fleißig benützten archivalischen Quellen fand Pfr. Michael sehr viel Werthvolles, obwohl wenig Neues oder Unbenütztes. Die behagliche Breite seiner gefälligen Erzählung hätte Kürzungen gestattet. Sätze wie diese: „Er (Georg III.), dachte und handelte langsam, aber so war er auch vor übereilten Entschlüssen sicher", sind häufig. Bemerkungen wie die folgenden: „Der Engländer von heute liest seinen Shakespeare, wie er den großen Dichter eines fremden Volkes lesen würde; nicht mehr der Ausdruck seines eigenen Wesens tritt ihm darin entgegen. Fast ist es so, als ob die germanische Denkweise Shakespeare's nun dem deutschen Fühlen näher stünde, als dem englischen". Solche, Andern entlehnte Irrthümer können nicht schnell genug aus einem so gut und ernst gemeinten Buch verschwinden.

βλ. **Oesterreich und die Aufklärung des 18. Jahrhunderts.** Von Dr. Christian Meyer in München. Hamburg 1896. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

Die vorliegende Arbeit ist in der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge (R. Virchow und W. Wattenbach) erschienen. Die erste Hälfte der anziehend geschriebenen, höchst fleißig gearbeiteten Studie gibt ein Gesammtbild der politischen Lage und Culturzustände der österreichischen Monarchie vom Ausgang des dreißigjährigen Krieges bis zum Beginn der Aufklärungsperiode 1765 bis 1790, der Befreiung vom Druck der Gegen-Reformation und dem Beginn einer socialen und literarischen Reform. „Die ganze Epoche," schreibt der Verfasser, „trägt an sich das Gepräge eines volksmäßigen Umschwungs. Er beginnt mit den Reformen Maria Theresia's, entfaltet sich durch die wahrhaft aufklärerische Politik Joseph's II. und erlischt unter dem Einfluß der politischen und kirchlichen Reaction unter Leopold II. und Franz II. ohne Vermittlung und Widerstand. Die Aufklärung in Oesterreich ist durchaus ein Nachhall der deutschen Aufklärung: sie kennt weder die ruhige Tiefe der englischen Freidenker noch die wilde Zügellosigkeit der französischen Atheisten. Sie erfaßt Wissenschaft und Dichtung, Gesetzgebung und Rechtspflege, das sociale und kirchliche Leben des Volkes. Die Bahnbrecher waren

auch hier gelehrte Schöngeister; erst später schlossen sich ihnen die autoritativen Gewalten des Staatslebens, die Staatsmänner und an ihrer Spitze der Reformkaiser selber an. Wie in Deutschland, blieb jedoch auch in Oesterreich die Bewegung auf die oberen Schichten der Gesellschaft beschränkt; der Mittelstand wurde nur oberflächlich von ihr berührt; in die niedern Kreise des Volkes drang kaum ein schwacher Lichtstrahl hinab." Der Träger der Bewegung, welche der Verfasser mit warmer Theilnahme profilirt, wird dankbar gedacht werden, solange die Geschichte der Menschheit von ihren Wohlthätern zu erzählen haben wird.

γ. **Anton Ritter von Schmerling.** Episoden aus seinem Leben. 1835, 1848—1849. Von Alfred Ritter von Arneth. Wien, F. Tempsky. 1895.

Arneth hat sich eine Zeit lang mit dem Gedanken getragen, das gesammte Leben Schmerling's, der am 23. Mai 1893 in einem Alter von 88 Jahren verschieden ist, zu beschreiben. Er mußte sich aber leider überzeugen, daß einmal die Zeit noch nicht gekommen ist, ein abschließendes Urtheil über den bedeutenden Staatsmann und sein Wirken in Oesterreich auszusprechen, und daß zweitens ihm die Hülfsmittel, ohne die eine erschöpfende Darstellung eines so wichtigen Lebensganges nicht zu geben ist, vollständig fehlten — persönliche Erinnerungen, Zeitungsausschnitte und stenographische Sitzungsberichte vermögen die eigentlich ersten Quellen ja niemals zu ersetzen. So entschloß sich Arneth, das zu thun, was in seinen Kräften stand, und die Grundlagen zu einer künftigen Biographie Schmerling's durch eine Darlegung seines häuslichen, so kurz dauernden Glücks und durch eine Schilderung seiner Thätigkeit im niederösterreichischen Landtag und in Frankfurt zu legen. Diese beiden Bestandtheile des überaus schön ausgestatteten, mit den Heliogravüren Schmerling's und seiner Gattin Pauline geschmückten Buches bezeichnet der Titel mit den beiden Jahreszahlen 1835 und 1848—1849. Im ersten Jahre schloß Schmerling den Ehebund mit der anmuthigen, mit Gaben des Geistes und Herzens überreich ausgestatteten Tochter des Feldmarschall-Lieutenants Freiherrn v. Koudelka, die er schon 1840 wieder verlieren sollte und die er so innig liebte, daß er, obwohl er bei ihrem Tode erst 35 Jahre zählte, ihr doch niemals eine Nachfolgerin, den beiden Töchtern niemals eine zweite Mutter gegeben hat. Im Jahre 1848 war er als Mitglied der niederösterreichischen Landstände in hervorragender Weise an den denkwürdigen Märzereignissen betheiligt, durch die das alte Oesterreich zusammenbrach; schon hier bewährte er sich als der charaktervolle Mann, welcher die wahre Freiheit im Herzen trug und sie ebenso sehr gegen den Absolutismus wie gegen die Zügellosigkeit des Pöbels zu schirmen trachtete. Die neue Regierung entsandte ihn als ihren Vertrauensmann nach Frankfurt, damit er dort dem Präsidialgesandten Grafen Franz Colloredo in seinen Bedrängnissen nach Kräften beistehe, und indem ihn die Stadt Tuln dann in die Nationalversammlung wählte, war die Bahn eröffnet, auf welcher er zur Würde eines Reichsministers des Innern emporstieg. Freilich war die Frankfurter Zeit für ihn ebenso reich an Erfolgen wie an Niederlagen: als er am 18. September 1848 den Aufruhr niederschlug, wurde er im Parlament als Retter begrüßt und mit Lobsprüchen überschüttet. Aber indem er den Versuch unternahm, Oesterreich in den deutschen Bundesstaat, der in Frankfurt geschaffen werden sollte, eintreten zu lassen und dem Kaiser von Oesterreich die führende Stellung in diesem Bundesstaat zu verschaffen, gerieth er mit der Natur der Dinge in einen scharfen Widerspruch, über dessen Unversöhnlichkeit heute Niemand im Reich und in Oesterreich einen Zweifel hegen kann. Persönlich aber kehrte Schmerling mit vollen Ehren nach Wien zurück, und die Zeit kam, wo er nochmals der Mann der Situation werden sollte. Möge diese Zeit eine ebenso warme und wahre Darstellung finden!

βλ. **Histoire du second Empire.** Par Pierre de la Gorce. Vol. I—III. Paris. Plon, 1896.

Dieses mit einem akademischen Preis gekrönte Buch ist in einem so objectiven, wahrhaft historischen Geist geschrieben, daß es den Leser gewinnt und überzeugt. Das glänzende Werk von Lamy „Etudes sur le second Empire", die von Rothan erzählte Geschichte der kaiserlichen Diplomatie sind vom Parteigeist eingegeben. Zahlreiche Publicationen von Gegnern und Betheiligten verleugnen die Absichten ihrer Verfasser nicht. Diesmal sind die Gesinnungen des Historikers ebensowenig zweifelhaft; es genügt, die Art und Weise seiner Beurtheilung der Politik Cavour's ins Auge zu fassen, um zu wissen, daß man es mit einem Mann von conservativer Gesinnung zu thun hat. Allein man kann nicht sagen, daß S. 470ff. des dritten Bandes, die Cavour's Ende und einen Rückblick auf seine staatsmännische Laufbahn enthalten, dadurch geschwächt oder gar gefälscht erscheinen. Dasselbe gilt von der Charakteristik Napoleon's III: „Alles in ihm war Contrast. Er führte verwickelte Intriguen wie ein Schüler Macchiavelli's und gefiel sich in humanitären Utopien wie ein Copist von Don Quichotte. In den gleichen Unternehmungen trieb er die Berechnung bis zum Betrug und die Selbstlosigkeit bis zum Betrogenwerden. Er machte viele Fehler, aber in der sieghaften und gedankentiefen Art, die seine Freunde blendete und seine Feinde eine Zeit lang täuschte. Ein Wort schildert den Fürsten: mit ungewöhnlichen Eigenschaften verband er diejenigen, die einem Herrscher verhängnißvoll werden, hohe Ziele, ohne den Maßstab der gesunden Vernunft, der sie auf das Mögliche beschränkt, ohne die Weisheit, die sie vorausschauend zu verwirklichen versteht. Es bleibt fruchtlos, aber es wäre auch ungerecht, nicht daran zu erinnern, daß die persönlichen Eigenschaften des Menschen mit manchen Verirrungen des Souveräns aussöhnten . . . Er liebte nicht nur sein Volk, sondern alle Völker, d. h. die Armen, die

Schwachen, die Enterbten. Bei der Nachricht seines Todes sagte einer seiner Gegner: Ich habe ihn bekämpft, ohne ihn hassen zu können, und lieh damit einer Empfindung Ausdruck, die vorwiegend aus Mitleid und aus einem großen Dankgefühl sich zusammensetzt".

γ. **Mémoires du chevalier de Mautort, 1752—1812.** Paris, E. Plon, Nourrit et Cie. 1895.

Der Chevalier de Mautort ist am 3. April 1752 in Abbeville als dritter Sohn von Peter Jacob Philipp Tilette, Seigneur de Mautort, geboren. Er ward im Collegium von Juilly erzogen, trat 1768 ins Heer, machte 1769 den Feldzug auf Corsica mit und wurde 1780 Hauptmann, in welcher Eigenschaft er fünf Jahre lang in Indien gegen die Engländer diente. Im Jahre 1792 gab er seine Entlassung als Officier und wanderte nach dem 14. Juli aus, obwohl er diesen Schritt selbst als ebenso muthlos wie gefährlich ansah: aber er vermochte nicht der Ansicht seiner Standesgenossen zu trotzen, „welche Jeden, der gegen die Emigration sprach, für einen Jacobiner oder mindestens einen Freund der Revolution ansahen". In zehn bitteren Jahren lernte er die Größe seines Fehlers würdigen; erst 1802 erhielt er die Erlaubniß zur Rückkehr und lebte von da an noch weitere zehn Jahre ruhig in Abbeville, wo er am 4. Juni 1812 an den Folgen eines in Indien geholten Leidens starb. Der Chevalier war, wie der Herausgeber seiner Denkwürdigkeiten, sein Enkel, der Baron Tilette de Clermont-Tonnerre, bezeugt, ein liebenswürdiger und wohlwollender Mann, der genug gesehen und erlebt hatte, um duldsam gegen Andere zu sein. Die Heliogravüre, welche der Verleger einer auch in Deutschland immer mehr aufkommenden guten Sitte gemäß dem Buche beigibt, zeigt ein geistvolles, anmuthiges Gesicht. Der Werth der Denkwürdigkeiten liegt nicht darin, daß uns neue Aufschlüsse über große geschichtliche Ereignisse zugänglich gemacht würden: vielfach ist es das Kleinleben eines Landedelmannes und Officiers, das uns anschaulich vor die Seele geführt wird. Einige Male aber wohnen wir doch großen Dingen an, und wer würde die Gestalten von Hyder Ali und Tippu Sahib nicht mit lebhaftem Interesse auf dem Schauplatz erscheinen sehen? Auch das Elend der Emigration ist selten so packend geschildert worden, als von Mautort, der sagen konnte: et quorum pars magna fui: um nur leben zu können, mußte er sich Brot backen, „das in Frankreich nicht einmal die Hunde gefressen hätten". So bietet das Buch, dessen Verfasser wie der homerische Odysseus vieler Menschen Städte sah und Vieler Sinn erkannte, ein eigenartiges Interesse dar, und seine Herausgabe ist nicht überflüssig gewesen.

βλ. **Geschichte der Hexenprocesse in Bayern.** Von Sigmund Riezler. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1896.

„Unter christlichen Völkern, im Schoße einer tausend Jahre alten Cultur ist vom 15. bis ins 18. Jahrhundert hinein der Justizmord zur stehenden Einrichtung erhoben: Hunderttausende von Unschuldigen, meistens Frauen, werden nach ausgesuchten Martern des Leibes und unnennbaren Seelenqualen auf die grausamste Weise hingerichtet. Eine Welt scheint uns bereits von diesen Greueln zu trennen! Aber man darf nicht vergessen, daß von den vierzehn Jahrhunderten, welche die beglaubigte Geschichte unseres Stammes umfaßt, fast dreizehn von dem, was sie bedingt, vom Glauben an Hexerei mehr oder minder erfüllt sind." Diese, des Verfassers Einleitung entnommenen Worte, erklären den ernsten Zweck und tieftraurigen Inhalt seines Buchs. Trotz Wächter's, Soldan's, wohl auch des später erwähnten Roskoff, kürzlich des Amerikaners L. Burr, Längin's und Anderer grundlegenden Arbeiten fand Riezler seinen Stoff von den Historikern verhältnißmäßig vernachlässigt und der Behandlung von Dilettanten überlassen. Die Geschichtschreiber der von Ranke eingeschlagenen Richtung lieben es nicht, sagt Riezler, von ihrer vornehmen politischen Höhe zu culturgeschichtlichen Niederungen herabzusteigen; Parteischriftsteller, wie katholischerseits Janssen und Pastor, Protestanten wie Längin belasten gegenseitig die andere Confession mit den Verantwortungen für eins der größten Verbrechen, das an der Menschheit begangen worden ist. Auf Grund archivalischer Forschungen, ohne jeden Wunsch oder Versuch, sich theilnahmslos zu verhalten, ergänzt Bayerns Historiker das Schauergemälde des Hexenwahns durch diese Geschichte der Hexenprocesse im Herzogthum, dann Kurfürstenthum Bayern. Dieselbe ist durch die einleitenden Capitel, „der heidnische Hexenwahn und die alte Kirche", „der kirchliche Hexenwahn", zu allgemein historischer Untersuchung und Betrachtung erweitert. Erst S. 148 folgt, mit drei weiteren Capiteln, „die Epidemie der Hexenprocesse in Bayern (1589 bis 1631)", „die erste Reaction", „das letzte Jahrhundert der Hexenprocesse", eine vornehmlich auf bayerische Zustände beschränkte Darstellung. Als wesentlichstes Ergebniß derselben kann bezeichnet werden, daß die Kirche bis zum 13. Jahrhundert zwar die Möglichkeit der Zauberei gelehrt, aber den Glauben an einzelne Aeußerungen des Hexenwahns als Aberglauben verworfen und Milde gegen die Schuldigen geübt hat. Die Beschuldigung der Zauberei erhoben die ersten päpstlichen Inquisitoren, vornehmlich Dominicaner; die Hexerei wurde zur Ketzerei, und mit der Folter begann der entsetzliche Kreislauf von Ursache und Wirkung. Die erste Verbrennung einer Hexe erfolgte 1239 in Südfrankreich, im selben Lande, wo heutzutage der Cultus des Satanismus und der Magie zum Spott aller Vernunft wieder auflebt. Das letzte Opfer des Hexenwahns auf deutschem Boden wurde 1775 zu Kempten hingerichtet. Dazwischen liegt, von einer päpstlichen Bulle eingeleitet, die Geschichte eines Pandämoniums. Bezeichnend für Riezler's Standpunkt ist die völlige Ablehnung aller occulten, visionären und hypnotischen Deutungsversuche der Neueren. „Jede Erklärung," sagt

er, „welche in Thaten, Zuständen oder Fähigkeiten der Angeklagten, und nicht in dem Wahn der Behörden und der Art des gerichtlichen Verfahrens gesucht wird, ist zurückzuweisen“.

os. **Die deutsche Frauenbewegung.** Eine Betrachtung über deren Entwicklung und Ziele von Gustav Cohn, Professor der Universität Göttingen. Berlin, Gebrüder Paetel. 1896.

Die unter obigem Titel zuerst in der „Rundschau“ veröffentlichten Aufsätze liegen hier in mannigfach erweiterter Gestalt und mit reichhaltigen literarischen Nachweisen versehen als Buch vor. Was gegenwärtig unter dem Worte „Frauenbewegung“ verstanden wird, ist das Streben von Frauen mittlerer und zum Theil höherer Gesellschaftsclassen nach umfassenderer Bildung und erweiterter Erwerbs- oder Berufsthätigkeit. Diesem also umgrenzten Gebiete wendet der Professor seine volle Sympathie zu und entwirft ein Bild, dessen Klarheit und Uebersichtlichkeit die Frucht eingehender Studien ist. Zahlreiche literarische Belege, ein umfassendes statistisches Material bieten hierfür die Gewähr. Dabei bleibt der Charakter einer „Betrachtung“ gewahrt, denn niemals verfällt der Autor in den trockenen Ton des Berichterstatters. Er weiß den Stoff zu beleben durch geistvolle Kritik, eine Fülle scharfsinniger Bemerkungen und interessanter Analogien mit verwandten socialen Erscheinungen. Seine Parteistellung ist keine blinde Parteinahme. Er verschließt sich ebenso wenig berechtigten Einwänden der Gegner, wie er sich nicht scheut, Irrthümer der Anhänger aufzudecken und zu klären, selbst wo sie von deren hervorragendsten Vertretern ausgehen. Professor Cohn ist kein Freund von Utopien und zieht nur das in absehbarer Zeit Erreichbare in Betracht. „Mit vorsichtiger Hand müssen“, nach seiner Meinung, „die nothwendigen Umgestaltungen an das vorhandene Alte angeknüpft werden“, und er warnt vor jeder Abweichung von der maßvollen Linie, auf der sich in Deutschland die Bewegung bisher gehalten hat. Dennoch sieht auch er in ihr einen Factor, der in der künftigen socialen Entwicklung mitsprechen wird, denn sie ist ihm nicht vereinzelte Erscheinung, die einer vorübergehenden Strömung ihr Dasein verdankt. Vielmehr erfaßt er sie im Zusammenhange mit dem Gesammtfortschritt der heutigen Cultur und dem internationalen Kampfe unserer Tage gegen philisterhafte Anschauungen und das Aufrechterhalten abgestorbener Lebensformen. In diesem Sinne sagt er von der Frauenbewegung: „Es ist der Geist eines neuen Zeitalters, der zu Worte gelangt“, ein Ausspruch, der wiedergibt, was von Tausenden empfunden wird.

ϱ. **Hoffmann's Werke.** Herausgegeben von Dr. Viktor Schweizer. Kritisch durchgesehene und vermehrte Auflage. Drei Bände. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut.

Von der älteren, in demselben Verlag (1870) erschienenen und von Heinrich Kurz edirten Ausgabe unterscheidet sich diese namentlich durch ihren reicheren literar-historischen und kritischen Apparat. Der neue Herausgeber ist in seinen Studien über Hoffmann's Leben und Werke tiefer in den Gegenstand eingedrungen, als der frühere; zu jedem der mitgetheilten Stücke gibt er eine orientirende Einleitung, und dankenswerthe Anmerkungen erleichtern, wo es nothwendig erschien, das Verständniß des Textes. Als eine wesentliche Bereicherung dieser Ausgabe muß es ferner bezeichnet werden, daß sie in einem dritten Bande einen vollständigen Roman Hoffmanns — und vielleicht seinen besten — „die Elixire des Teufels“ enthält und einige minder bedeutende Skizzen oder Erzählungen durch andere ersetzt, die man — wie „des Vetters Eckfenster“ — gelesen haben muß, um Hoffmann wirklich zu kennen. Ein höchst charakteristisches Porträt endlich und ein Facsimile sind dem ersten Bande beigegeben, und das ganze Werk präsentirt sich in der soliden Ausstattung, die wir an Meyer's Classikerausgaben gewohnt sind.

ϱ. **Wie sollen wir Heinrich Heine verstehen?** Eine psychologische Studie von J. E. Poritzky. Berlin, Carl Duncker. 1896.

Wir nennen diese „Studie“ nur, um davor zu warnen. Denn, wiewohl mit ungemeiner Prätension auftretend, handelt es sich in der That doch um ein kaum ernst zu nehmendes, völlig werthloses Machwerk, das weder „psychologisch“ noch sonstwie das Mindeste dazu beiträgt, Heine zu „verstehen“, dagegen auf jeder Seite der Logik Hohn spricht, im miserabelsten Deutsch geschrieben und in seinen Angaben, besonders der Namen, durchaus incorrect ist. Heine's Vater wird (S. 39) Simon genannt, statt Samson; Gabriel Rießer gar Rissier (S. 28); ferner lesen wir dicht unter einander (S. 83) Robert-Tornoiw und Varnhagen von der Ensze. S. 37 werden wir belehrt: Heine war „kein Jude, kein Christ, sondern ein Kosmopolit“; und S. 35 wird von seiner „erkeimenden Dichterseele“, S. 36 von seinem „tiefwurzelndsten Trieb“ nach Wahrheit gesprochen. Das Buch der Lieder enthält „Seufzer und Sehnsuchten“ (S. 74). Nicht besser ergeht es den Fremdwörtern: in den Memoiren spricht Heine von seinem „furor francese“, woraus unser Verf. „furor francaise“ (sic!) macht; für „Impulse“ setzt er (S. 71) „Impulsionen“, und um auch ein Beispiel seines Stils zu geben: „in diesem Gedichte wittern schon die Fühlhörner des späteren Heine herum.“ Und so etwas wird gedruckt!

ϱσ. **Goethe's Briefwechsel mit Antonie Brentano** (1814—1821). Herausgegeben von Rudolf Jung. Mit zwei Lichtdrucken. (Schriften des Freien Deutschen Hochstiftes in Frankfurt a. M. VII.) Weimar, Hermann Böhlau's Nachfolger, 1896.

Das Bändchen stellt die meist aus Brentano'schem Nachlasse stammenden Briefe Goethe's mit anderen dazu gehörigen Blättern, unter denen sich auch ein Gelegenheitsgedicht der Frau Marianne von Willemer befindet, zu erreichbarer Vollständigkeit zusammen. Das Verhältniß Goethe's zu Franz und Antonie Brentano

in Frankfurt war auf Herkommen und gegenseitiger Aufmerksamkeit begründet, das, wie es scheint, jedoch nirgends tiefer eingriff. In dieser Mittellage halten sich auch die Briefe, die wir kennen lernen, und zu denen der Herausgeber reichliche Anmerkungen beigesteuert hat, wiewohl seine Ausführungen über die Familie Brentano nicht überall das Richtige treffen mögen.

κπ. **Friedrich Creuzer und Karoline von Günderode.** Briefe und Dichtungen. Herausgegeben von Erwin Rohde. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1896.

Ueber die Dichterin Karoline von Günderode und die näheren Umstände, die ihrem freiwilligen Tode vorangingen, ist in den letzten Jahren, wo neue Quellen über Erwarten reichlich zu fließen begannen, eifrig verhandelt worden. Bekanntlich entspann sich zwischen der Günderode und dem Heidelberger Professor Friedrich Creuzer eine leidenschaftliche Neigung, die, weil sie gänzlich aussichtslos sein mußte, zuletzt der unmittelbare Anlaß ihres Todes wurde. Erwin Rohde veröffentlicht nun die Briefe Creuzer's an die Günderode aus den Jahren 1804—1806, soweit sie sich erhalten haben und auf der Großherzoglichen Bibliothek in Heidelberg verwahrt werden: im Anschluß daran noch eine Auswahl von Dichtungen, die Beide gemeinschaftlich herauszugeben gedachten. Leider fehlen die Briefe der Günderode, die vernichtet wurden, so daß immer doch noch für unser möglichst volles Verständniß ein fühlbarer Mangel bestehen bleibt. Denn erst wenn wir ihre Briefe in die Abfolge der hier vorgelegten einschalten könnten, würden wir Ton und Inhalt der letzteren richtiger zu beurtheilen im Stande sein. Aber auch so werden uns die hier von Erwin Rohde edirten Briefe tiefes Mitgefühl eingeben für die beiden hochgesinnten Menschen, denen das Schicksal anstatt des Glückes, auf das sie Anspruch zu haben schienen, so namenloses Unglück auf den Weg ihres Lebens streute.

ϱγ. **Theodor Körner und seine Braut.** Körner in Wien, Antonie Adamberger und ihre Familie. Ein Beitrag zur Körner-Literatur und zur Geschichte des k. k. Hofburgtheaters in Wien von Dr. Hans K. Freih. von Jaden. Mit 16 Illustrationen. Dresden, Verlag des Universum (Alfred Hauschild). 1896.

Es ist ein buntes, vielschichtiges Material, das der Verfasser zur Geschichte des Lebens und der Kunstübung von Theodor Körner und seiner Braut, der Schauspielerin Antonie Adamberger, aufgesucht und in dem vorliegenden Bande vereinigt hat. Er beginnt mit urkundlichen Notizen über Toni's Großeltern Jacquet und ihre Eltern Adamberger, die gleichfalls schon als Schauspieler in Oesterreich einen Ruf hatten. Für Toni Adamberger empfangen wir namentlich ein Verzeichniß der Rollen, in denen sie während ihrer Bühnenthätigkeit auftrat. In einem weiteren Abschnitte werden über Theodor Körner's Aufenthalt in Wien und Vielerlei, das damit in Verbindung steht, neue Nachrichten beigebracht, auch über Briefe und Handschriften Mittheilungen gemacht. Ist auch nicht alles Gebotene von gleicher Bedeutung und Wichtigkeit, so darf das Buch doch immerhin als ein nicht unwesentlicher Zuwachs zur Körner-Literatur bezeichnet werden.

βλ. **Michele Losacco.** Contributo alla storia del Pessimismo Leopardiano e delle sue fonti. Trani. Tip. V. Vecchi Editore. 1896. Parte prima.

Mit großem Fleiß hat der italienische Verfasser alle Biographen Leopardi's: Sainte-Beuve, de Mazade, Paul Heyse, d'Ovidio, Bonghi, Barzelotti u. s. w. befragt, um eine im Grunde recht einfache Lösung zu finden. Der Pessimismus Leopardi's hatte ganz persönliche Motive. Einsam, krank, unverstanden und verlassen, betrachtet er die Welt als ein Widerspiel des eigenen Schicksals, und sein Genius wetteifert mit den großen Pessimisten in der Schilderung des fruchtlosen Ringens mit dem Schmerz, dem geistigen wie dem physischen, dem sein Dasein sich nicht entwinden konnte. Aber es ist der Schmerz eines großen Dichters, in Versen von antiker Schönheit in unsterbliche Form gegossen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 18. Februar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Anzengruber. — Gesammelte Werke von Ludwig Anzengruber. Bis zur zehnten Lieferung. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.

Aftl-Leonhard. — Ein deutsches Testament. Die Natur als Organismus. Von Hugo Aftl-Leonhard. Wien, Selbstverlag. 1897.

Banner. — Pädagogische Aphorismen und Aufsätze von Dr. Max Banner. Frankfurt a. M., Kesselring'sche Hofbuchhandlung.

Beiträge zur Statistik der Stadt Strassburg i. E. Herausgegeben vom statistischen Amt der Stadt. Heft I. Die Erhebungen über die Arbeitslosigkeit am 2. December 1895. Im Auftrage der Stadtverwaltung bearbeitet von Dr. R. Geissenberger. Strassburg, G. Fischbach. 1896.

Bender. — Philosophie, Metaphysik und Einzelforschung. Untersuchungen von Hedwig Bender. Leipzig, Hermann Haacke. 1897.

Crowe. — Sir Joseph Crowe. Lebenserinnerungen eines Journalisten, Staatsmannes und Kunstforschers. 1825—1860. Ins Deutsche übertragen von Arndt von Holtzendorff. Eingeleitet von Dr. Max Jordan. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Dejob. — Études sur la tragédie par Charles Dejob. Paris, Armand Colin & Co.

Der christliche Orient. Monatsschrift. Herausgeber Johannes Lepsius. Heft I. Westend-Berlin, W. Faber & Co. 1897.

Duboc. — Anti-Nietzsche. Von Dr. Julius Duboc. Dresden, Hellmuth Henkler. 1897.

Dur und Moll. Eine musikalische Monatsschrift. Heft 1—4. Leipzig, A. H. Payne.

Düsel. — Der dramatische Monolog in der Poetik des 17. und 18. Jahrhunderts und in den Dramen Lessings. Von Friedrich Düsel. Bonn, Carl Georgi. 1896.

Elsässer. — Opfer. Schauspiel in drei Akten von Bernhardt Elsässer. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer.

Gaulot. — Les grandes journées révolutionnaires. Histoire anecdotique de la convention nationale. Par Paul Gaulot. Paris, Librairie Plon. 1897.

Gerbel. — Blumen aus Feld und Wald. Gedichte von Maurice Gerbel. Dresden, E. Pierson. 1897.

Glas. — Du und ich. Gedichte von Elsa Glas. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1897.

Goldschmied. — Die Kaufleute. Sociales Drama von Leonor Goldschmied. Berlin, August Deubner. 1896.

Goldschmied. — Im Morgengrauen. Sociale Novellen von Leonor Goldschmied. Berlin, August Deubner. 1897.

Grönwold. — Friedrich Wasmann. — Ein deutsches Künstlerleben von ihm selbst geschildert. Herausgegeben von Bernt Grönwold. München, F. Bruckmann Actien-Gesellschaft. 1896.

Hango. — Nausikaa. Trauerspiel in 5 Aufzügen von Hermann Hango. Wien, A. Hartleben. 1897.

Hanstein. — Die sociale Frage in der Poesie. Von Dr. Adalbert von Hanstein. Leipzig, Freund & Möschke. 1897.

Hesse. — Ueber Natur- und Kunstbutter. Von Dr. O. Hesse. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1897.

Hille. — Des Platonikers Sohn. Erziehungstragödie in fünf Vorgängen von Peter Hille. Berlin, E. F. Conrad. 1896.

Klassischer Sculpturenschatz. — Herausgegeben von F. von Reber und A. Bayersdorfer. Erster Jahrgang. Bis zum fünften Heft. München, F. Bruckmann A.-G.

Küntzer. — Abdul Hamid II. und die Reformen in der Türkei. Von Karl Küntzer. Dresden und Leipzig. Carl Reissner. 1897.

Lechler und Schäffle. — Neue Beiträge zur nationalen Wohnungsreform. Von Alb. Schäffle und Paul Lechler. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1897.

Leobner. — Ueber das Mannesmann'sche Röhrenwalzverfahren. Von H. Leobner. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1897.

Lüttichau. — Lose Blätter aus dem Leben Wilhelms des Großen. Eine Jubelschrift zum 22. März 1897. Von Max Graf von Lüttichau. Leipzig, Georg Wigand.

Mac Donald. — Girls who answer „Personals". A Sociology and scientific study of young women, including letters of American and European girls in answer to personal advertisements. With a bibliography. By Dr. Arthur Mac Donald, author of „Abnormal man" etc. Second edition. Washington, D. C. 1897.

Mémoires de la comtesse Potocka. Publiés par Casimir Stryienski. Paris, Librairie Plon. 1897.

Meyer's Reisebücher. — Riviera, Südfrankreich, Corsica, Algerien und Tunis. Von Dr. med. Th. Gsell Fels. Vierte Auflage von „Südfrankreich". Mit 25 Karten und 30 Plänen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1897.

Murko. — Die ersten Schritte des russischen Romans. Habilitations-Vortrag von Dr. Matthias Murko. Wien, Selbstverlag des Verfassers. 1897.

Ohnet. — Unnützer Reichthum. Roman von George Ohnet. Zweite Auflage. Berlin, Richard Taendler. 1897.

Ornamentenschatz, Der. Ein Musterbuch stilvoller Ornamente aus allen Kunst-Epochen. 100 Tafeln mit erläuterndem Text von H. Dolmetsch. Bis zum achten Heft. Stuttgart, Julius Hoffmann.

Pellegrini. — I discredati e i loro diritti. Borgo a Mozzano. N. Vannini. 1897.

Polko. — Meister der Tonkunst. Ein Stück Musikgeschichte in Biographien von Elise Polko. Wiesbaden, Lützenkirchen & Bröcking. 1897.

Pongracz. — Severin. Eine Lebensgeschichte von Anna Gräfin Pongracz. Leipzig, Verlag von Georg Heinrich Meyer. 1897.

Putnam. — Books and their makers during the middle ages. By Gev. Haven Putnam. Volume II. 1500—1709. London, New-York. G. P. Putnam's sons. 1897.

Rathgeber für den Offiziersburschen. Ein Nachschlagebuch über alle in seinem Dienste vorkommenden Verrichtungen. Magdeburg, Walther Riemann. 1897.

Ringhoffer. — Ein Decennium preußischer Orientpolitik zur Zeit des Zaren Nicolaus (1821—1830). Beiträge zur Geschichte der auswärtigen Beziehungen Preußens unter dem Ministerium des Grafen Christian Günther von Bernstorff. Mit zahlreichen Acten-Beilagen aus dem K. Geheimen Staats-Archiv zu Berlin. Von Karl Ringhoffer. Berlin und Leipzig, Friedrich Luckhardt. 1897.

Schiller's Briefe. Kritische Gesammtausgabe herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Lieferung 59—80 (Schluß). Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1895—1896.

Schultze. — Volkshochschulen und Universitäts-Ausdehnungs-Bewegung. Von Ernst Schultze. Mit einer Einleitung von Dr. Eduard Reyer. Leipzig, Gg. Freund. 1897.

Servières. — La musique française moderne. Par Georges Servières. Deuxième édition. Paris, G. Havard fils. 1897.

Spamer's illustrierte Weltgeschichte IV. Mittelalter II. Leipzig, Otto Spamer.

Tönnies. — Der Nietzsche-Kultus. Eine Kritik von Ferdinand Tönnies. Leipzig, O. R. Reisland. 1897.

Verhandlungen des deutschen wissenschaftlichen Vereins zu Santiago de Chile. Band III. Heft 3 und 4. Valparaiso, Guillermo Helfmann. 1896.

Wagenbau, Der, auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896. Herausgegeben von der Deutschen Wagenbau-Zeitung „Der Wagenbau". Berlin, A. Nesselmann.

Zimmer. — Der evangelische Diakonieverein. Seine Aufgaben und seine Arbeit. Von Friedrich Zimmer. Vierte, vermehrte Auflage. Herborn, Ev. Diakonieverein. 1897.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.